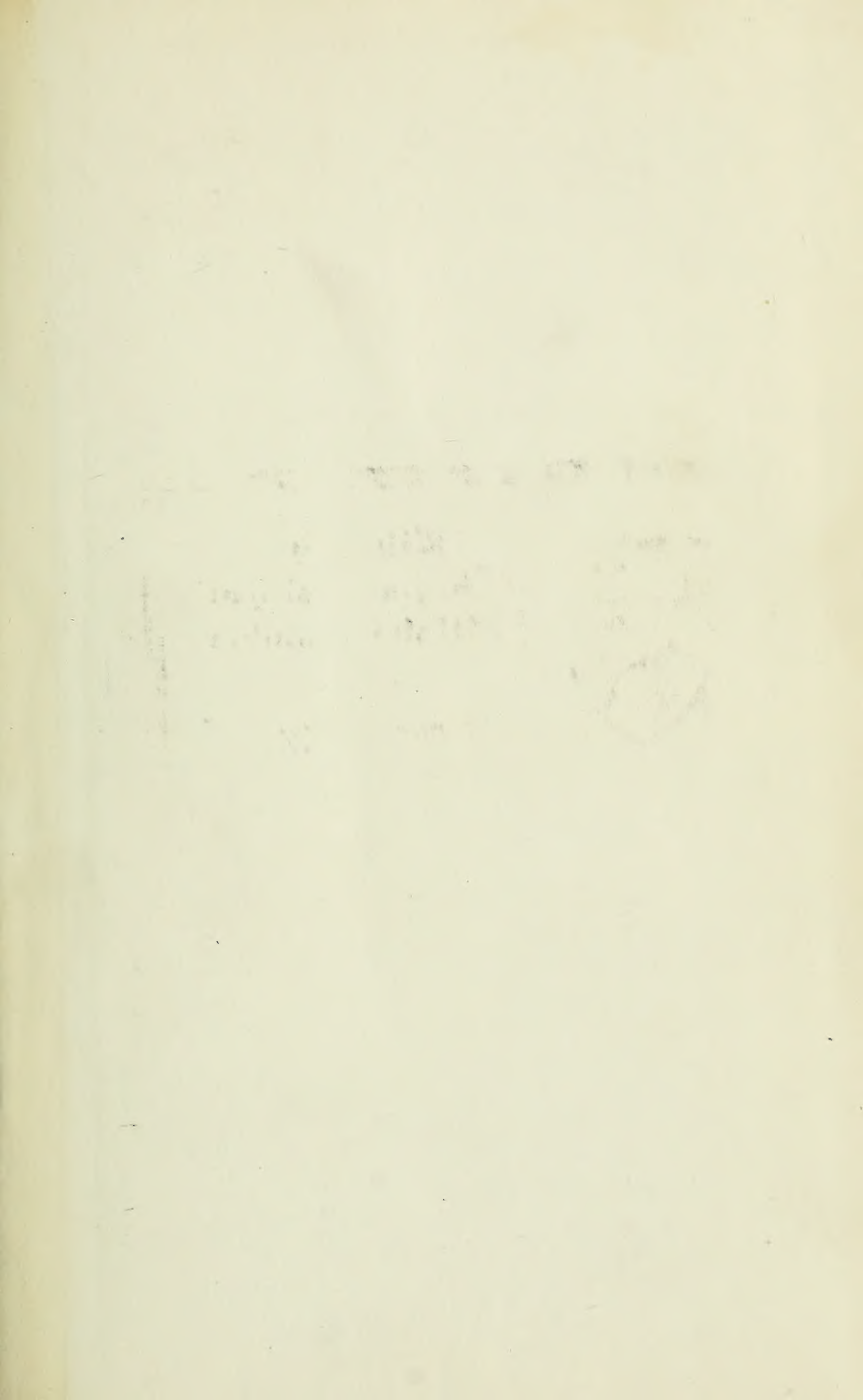
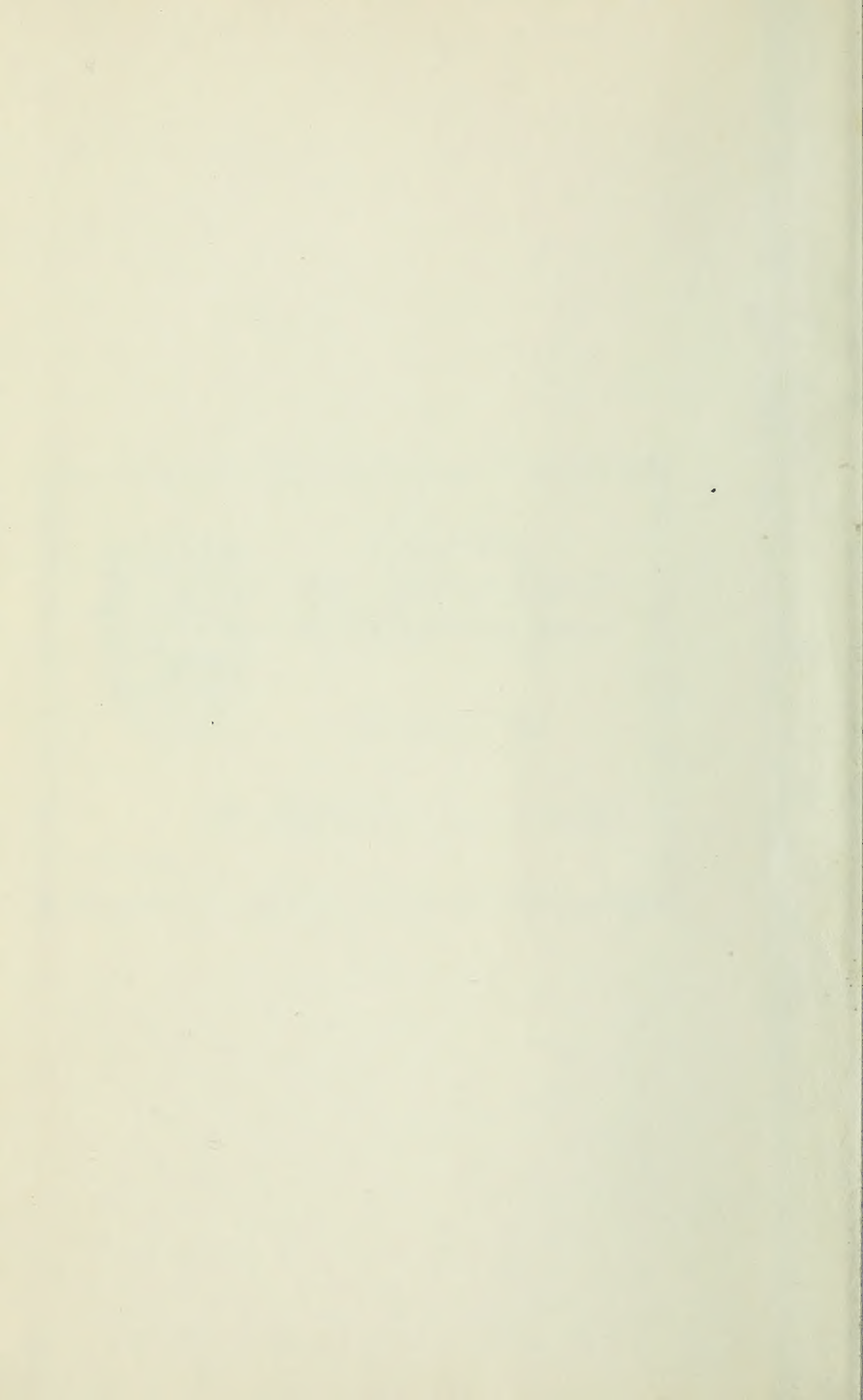
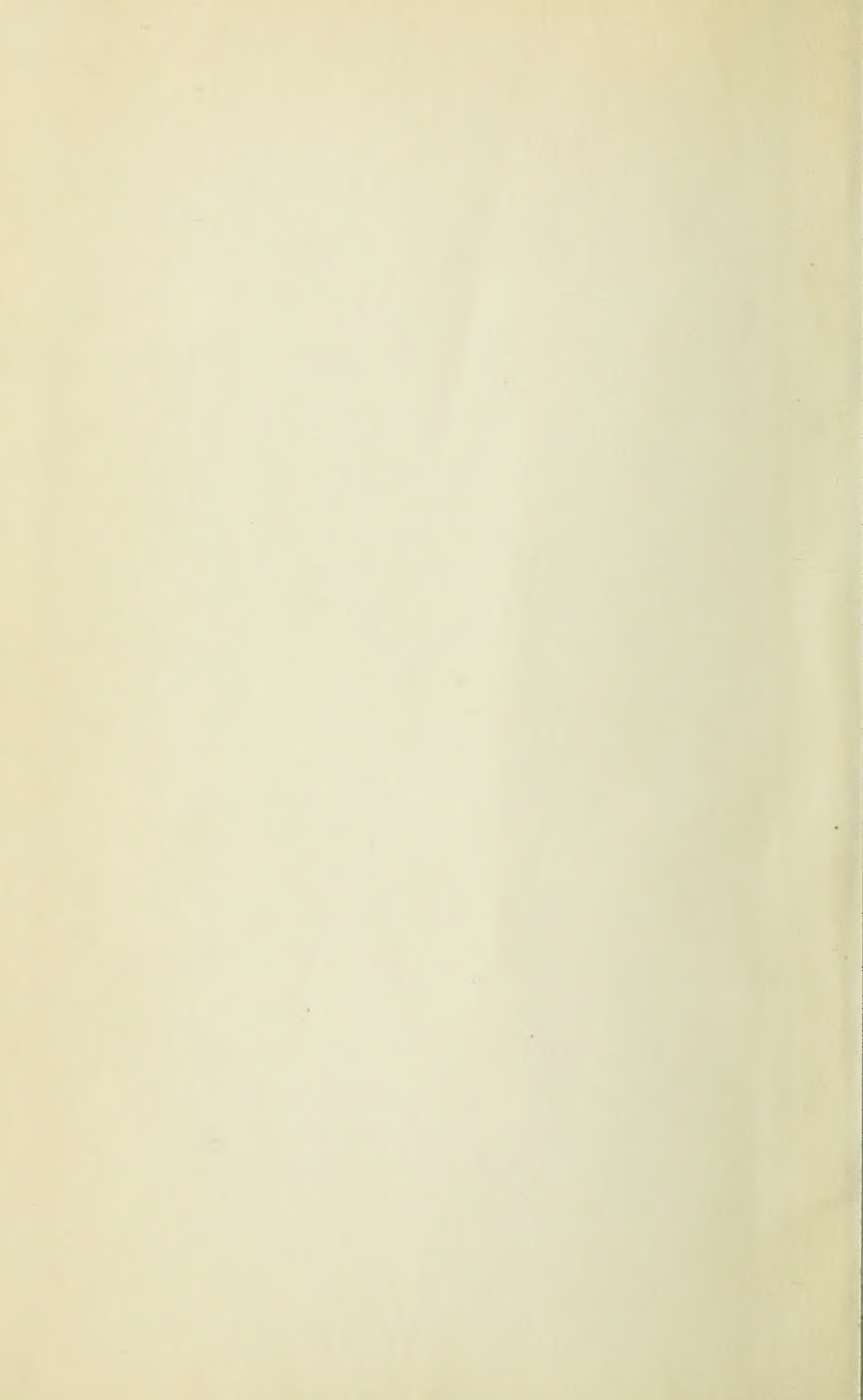






P. W. SCHMIDT

DIE SPRACHFAMILIEN UND SPRACHENKREISE DER ERDE

—

Mit einem Atlas



HEIDELBERG 1926

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG



KULTURGESCHICHTLICHE
BIBLIOTHEK
HERAUSGEGEBEN VON W. FOY
I. REIHE: ETHNOLOGISCHE BIBLIOTHEK
MIT EINSCHLUSS DES ALTORIENTALISCHEN
KULTURGEBIETS
5

DIE SPRACHFAMILIEN UND SPRACHENKREISE DER ERDE

VON

P. W. SCHMIDT *S. V. D.*

MIT EINEM ATLAS VON 14 KARTEN IN LITHOGRAPHIE



HEIDELBERG 1926
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

Verlags-Nr. 1964.

Vorwort.

Das vorliegende Werk hat in seinem ersten Teil auf den ersten Blick am meisten Berührungspunkte mit N. Fincks „Die Sprachstämme des Erdkreises“ (Leipzig 1919). Es unterscheidet sich von ihm aber schwerwiegend dadurch, daß es auch den Gang der Forschung darlegt, durch welchen schließlich die Aufstellung der verschiedenen Sprachgruppen und Sprachfamilien möglich wurde. Dabei ist besonders darauf Rücksicht genommen worden, den Anteil hervortreten zu lassen, den die einzelnen hervorragenderen Forscher an den erreichten Fortschritten gehabt haben. Da zugleich deren bedeutungsvollste Werke, damit also die hauptsächlichste maßgebende Bibliographie, angegeben werden, so hoffe ich nicht bloß eine historische Darstellung geboten, sondern auch ein Arbeitsinstrument geschaffen zu haben, mittels dessen man sich leicht über den derzeitigen Stand der Forschung orientiert und zugleich diejenigen Werke bereitgestellt erhält, auf Grund und mit Hilfe deren die Weiterarbeit einsetzen muß. Ein negativer Unterschied zu Fincks Werk besteht in der Weglassung der Angaben über den geographischen Sitz der Sprachen; für diesen ist auf die betreffenden Quellenwerke und die beigegebenen Karten verwiesen.

Nicht nur für den ersten, sondern auch für den zweiten Teil bestehen manche Berührungspunkte des vorliegenden Werkes mit A. Trombettis „Elementi di Glottologia“ (Bologna 1925). Doch sind für den zweiten Teil Ausgangspunkt wie Methode wesentlich verschieden. Eine wesentliche Verschiedenheit besteht auch darin, daß im ersten Teil meines Werkes nicht der Sprachstoff mitgeteilt, sondern nur eine geschichtliche Darstellung der Forschung geboten wird, und auch das nur in solchen großen Zügen, daß der Charakter eines kurzen übersicht-

lichen Nachschlagewerkes, den ich meiner Arbeit geben wollte, nicht verloren ging. Im übrigen möchte ich nicht unterlassen, auszusprechen, daß ich Trombettis Werk nicht nur als Gegenstand historisch-kritischer Darstellung gebrauchen, sondern auch sachlich von ihm manches lernen konnte.

Das gilt auch von mehreren Teilen des Sammelwerkes „Les Langues du Monde" (Paris 1924), das „par un groupe de Linguistes sous la direction de A. Meillet et de M. Cohen" herausgegeben wurde. Einen der besten Teile dieses Werkes, den über die amerikanischen Sprachen von Dr. Rivet, konnte ich durch die gütige Zuvorkommenheit der Verfassers bereits in den Korrekturbogen einsehen, wofür ihm auch hier bestens gedankt sei. Die historische Darstellung und der bibliographische Charakter des ersten Teiles meines Werkes sichern aber diesem, wie ich denke, schon genügend Eigenart, um sein Erscheinen auch nach jenem verdienstvollen Werk noch rechtfertigen zu können.

Das sozusagen innere Ziel, das mir bei der Arbeit an dem ersten Teil meines Werkes vorschwebte, war: nicht nur den Fachgenossen — auch diese werden sich ja wohl der Darstellung der ihnen jeweils nicht näher bekannten Spezialgebiete erfreuen —, sondern mehr noch den weitern wissenschaftlichen Kreisen und darüber hinaus auch der allgemeinen Öffentlichkeit in einem für sie zugänglichen übersichtlichen Ausmaß vor Augen zu führen, was für eine gewaltige Arbeit die vergleichende Sprachwissenschaft zum Besten der Wissenschaft und der Menschheit überhaupt bereits geleistet hat. So schlicht dieses mein Werk ist, es sollte das Hohelied der Linguistik singen, jener echten, reinen, entsagungs- und opfervollen Wissenschaft, die im „praktischen" Leben und oft genug auch von manchen Wissenschaftlern so wenig geschätzt wird, und von deren Ergebnissen doch so manche Wissenschaften zehren, und von denen so viel bedeutungsvolles Licht auf die Geschichte und das Wesen der Menschheit ausgegangen ist. Nur wer selbst etwas an diesen Arbeiten teilgenommen, vermag zu ermessen, welche Unsumme von stiller hingebungsvoller Arbeit in den Forschungen der Linguistik geleistet worden ist. Ich wünsche deshalb auch, daß selbst in den Kritiken, die ich da und dort

einfügen zu müssen glaubte, meine verehrten Fachgenossen die hochachtungsvolle Huldigung nicht überhören möchten, die ich ihren Arbeiten entgegenbringe. Ich werde mich reich belohnt fühlen, wenn sie durch ihre sachkundigen Kritiken und Ergänzungen mein Werk von den Mängeln befreien, die es ohne Zweifel noch besitzt, damit es in einer eventuellen zweiten Auflage seine Zwecke noch besser erreichen könne. Als einen dieser Zwecke betrachte ich auch die Gewinnung neuer Mitarbeiter, besonders für jene Gebiete, wo die Arbeit noch kaum eingesetzt hat. Auch hier werde ich mich glücklich schätzen, wenn aus der vorliegenden Darstellung hie und da ein Funken überspringt in einen jungen empfänglichen Geist, der nach bedeutungsvoller, lohnender wissenschaftlicher Arbeit ausschaut.

Im zweiten Teil meines Werkes nun suche ich die Erforschung der Sprache, die so viele hervorragende Forscher bereits bewunderungswürdig weit gefördert haben, auf neuen Wegen noch weiteren und größeren Zielen entgegenzuführen. Ich hoffe, daß sowohl meine Fachgenossen wie auch die anderen Wissenschaftler jedenfalls daraus entnehmen werden, wie weite Horizonte sich da neu auftun, wie bedeutungsvoll die Fernsichten sind, die sich hier darbieten, wie wichtig also und aller Förderung würdig die Wissenschaft ist, die zu diesen Erkenntnissen zu führen imstande ist.

Im übrigen ist wohl niemand mehr als ich selbst davon durchdrungen, wie sehr dieser Teil noch den Charakter eines ersten Versuches mit all seinen Unvollkommenheiten an sich trägt. Diese Unvollkommenheiten rühren zum Teil her von den Lücken und Mängeln des vorhandenen Materials und seiner noch nicht weit genug gediehenen Durcharbeitung; ich hoffe, daß die interessierte Mitarbeit mancher Fachgenossen hier wertvolle Förderung bieten wird. Ein nicht geringes Maß von Unvollkommenheiten wird auch auf Rechnung meiner nicht genügenden Kenntnis einer Reihe von Spezialgebieten zu setzen sein; für jede Verbesserung, die sachkundige Forscher hier bieten werden, werde ich aufrichtig dankbar sein.

Im ganzen aber halte ich den hier eingeschlagenen neuen Weg für einen richtigen, und ich bin sicher, daß sein weiterer sorgfältiger Ausbau zu noch ungeahnten

Entdeckungen im Bereich der menschlichen Geistes- und Kulturgeschichte führen wird.

Ich habe noch ein Wort beizufügen über die Schreibweise der Namen der Sprachen besonders für Amerika. Ich habe nicht den Mut aufgebracht, so radikal weit zu gehen, wie Dr. Rivet in seinem Teil der „Langues du Monde", der entschlossen eine restlos durchgehende phonetische Schreibweise anwendet. Das ist sicher ein Verdienst. In einem Nachschlagewerk aber, wie dem vorliegenden, glaubte ich Namen, die man in Hunderten von Werken bisher in spanischer (oder englischer) Schreibweise zu lesen gewohnt ist, nicht in so stark abweichender Schreibweise gebrauchen zu dürfen. Daß dabei manche Ungleichheiten mitunterlaufen — auch solche, die bei der Korrektur übersehen wurden — muß ich mit in den Kauf nehmen.

Es ist meine Pflicht, und es ist mir auch ein Bedürfnis, meinem Herrn Verleger meinen Dank und meine Anerkennung auszusprechen, besonders auch dafür, daß er keine Mühen und Kosten gescheut hat, die zahlreichen Karten, die das Werk begleiten, so exakt und schön herzustellen. Sie bilden nicht nur eine Zierde des Buches, sondern unterstützen auch wesentlich das Verständnis seiner Ausführungen. Selbstverständlich bin ich auch dem rühmlichst bekannten Kartographen Herrn Pfarrer K. Streit, der die Karten so vortrefflich entworfen und gezeichnet hat, zu besonderem Dank verpflichtet. Den Schülern meines linguistischen Seminars in St. Gabriel, den Fratres K. Kanski und Fr. Werner S.V.D., spreche ich für ihre hingebungsvolle Mitarbeit bei der Aufstellung der Indizes ebenfalls herzlichen Dank aus.

Rom, Ostern 1926.

P. W. Schmidt *S. V. D.*

Inhalt.

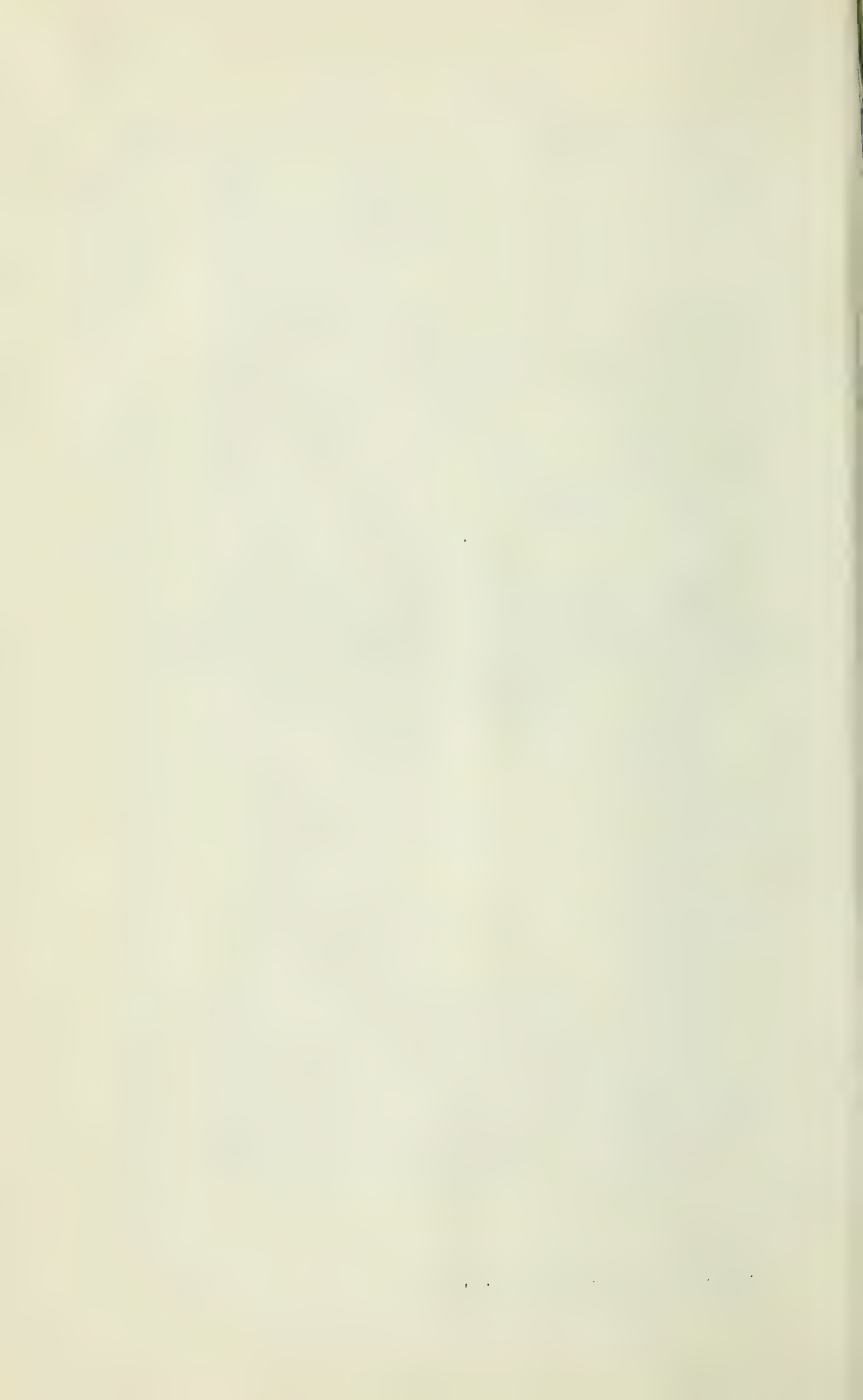
Verzeichnis der Abkürzungen.

AA	Archiv für Anthropologie.
AAWB	Abhandlungen der (Königl.) Akademie der Wissenschaften in Berlin.
AmA.	American Anthropologist.
AmAq	American Antiquarian.
AR	(D. G. A. Brinton) The American Race.
ARBAE	Annual Report of the Bureau of American Ethnology.
ASCA	Anales de la Sociedad Científica Argentina.
BA	Baessler Archiv.
BBAE	Bulletin of the Bureau of American Ethnology.
BEFEO	Bulletin de l'École Française d'Extrême-Orient.
BIGA	Boletino del Instituto Geográfico de Argentina.
BLA	Bibliothèque Linguistique Américaine.
BSLP	Bulletin de la Société Linguistique de Paris.
BSOS	Bulletin of the School of Oriental Studies (London).
BTLV	Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië.
CIO	Congrès International des Orientalistes.
CNAE	Contributions to North American Ethnology.
DAWW	Denkschriften der (Kaiserl.) Akademie der Wissenschaften in Wien.
EG	(Trombetti) Elementi di Glottologia.
FUF	Finnisch-ugrische Forschungen.
GGA	Göttinger Gelehrten Anzeigen.
GSp	(Friedrich Müller) Grundriß der Sprachwissenschaft.
GSAI	Giornale de la Società Asiatica Italiana.
HAIL	Handbook of American Indian Languages.
IA	Indian Antiquary.
IAE	Internationales Archiv für Ethnographie.
IAK	Internationaler Amerikanisten-Kongreß (International Congress of Americanists).
IF	Indogermanische Forschungen.
IRAL	International Review of American Linguistics.
JA	Journal Asiatique.
JAI	Journal of the (Royal) Anthropological Institute of Great Britain and Ireland.
JAF	Journal of American Folk-Lore.

JAOS	Journal of the American Oriental Society.
JASB	Journal of the Asiatic Society of Bengal.
JPS	Journal of the Polynesian Society.
JRAS	Journal of the Royal Asiatic Society.
JSAP	Journal de la Société des Américanistes de Paris.
JSFO	Journal de la Société Finno-Ougrienne.
KSz	Keleti Szemle.
KZ	Kuhns Zeitschrift.
LM	Les Langues du Monde par un groupe de linguistes sous la direction de A. Meillet et M. Cohen, Paris 1924.
LSI	Linguistic Survey of India.
MAGW	Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
MAH	Magazin for American History.
MAM	Memoirs of the American Museum of Natural History.
MDSch	Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten.
MSLP	Mémoires de la Société de Linguistique de Paris.
MSOS	Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen (Berlin).
OLZ	Orientalistische Literaturzeitung.
PAPhS	Proceedings of the American Philosophical Society.
PBB	Paul Braunes Beiträge.
PEFEO	Publications de l'École Française d'Extrême-Orient.
PGM	Petermanns Geographische Mitteilungen.
RMPl	Revista del Museo de La Plata.
SBAWW	Sitzungsberichte der (Kaiserl.) Akademie der Wissenschaften in Wien.
SBPAW	Sitzungsberichte der (Königl.) Preußischen Akademie der Wissenschaften (Berlin)
SBBAW	Sitzungsberichte der (Königl.) Bayrischen Akademie der Wissenschaften (München).
TP	T'oung Pao.
UCPAE	University of California Publications of American Archaeology and Ethnology.
VAWA	Verhandelingen van de (Koninglijke) Akademie van Wetenschapen Amsterdam.
WZKM	Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.
ZtrA	(Walter Lehmann) Zentral-Amerika.
ZAOS	Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen.
ZAS	Zeitschrift für afrikanische Sprachen.
ZDMG	Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.
ZE	Zeitschrift für Ethnologie.
ZES	Zeitschrift für Eingebornen-Sprachen.
ZKS	Zeitschrift für Kolonialsprachen.

I. Teil:

Die Sprachenfamilien der Erde und die Geschichte ihrer Erforschung.



Einführung.

1. Die allgemeine Verbreitung der Sprache unter den Menschen.

a) Die Allgemeinheit nach Raum und Zeit.

Daß die Sprache ein innerstes Erzeugnis des menschlichen Geistes ist und deshalb das beste Zeugnis ablegen kann über die eigentliche Natur der Seele, ist zu allen Zeiten mehr oder minder gut eingesehen und anerkannt worden. Mehr aber als jemals früher ist jetzt die doppelte Tatsache ins Licht gestellt worden, daß von allen Lebewesen n u r der Mensch eine wirkliche Sprache besitzt, und daß a l l e Menschen im Besitz der Sprache sind.

Daß nur der Mensch im Besitz einer wirklichen Sprache ist, wird heute kaum ernstlich angezweifelt werden können. Diese Tatsache tritt jetzt um so deutlicher hervor, da eine ganze Anzahl von Tieren dieselben physischen Voraussetzungen für die Hervorbringung der Sprachlaute in der Konstruktion ihres Kehlkopfes und der übrigen Sprachwerkzeuge beibringen wie der Mensch, aber trotzdem zur Entwicklung einer wirklichen Sprache nicht gelangt sind. Was sich bei ihnen findet, sind zu höchst Empfindungslaute, den Interjektionen gleich, die in der menschlichen Sprache aber, soweit sie ursprünglich sind, nur den allergeringsten und unbedeutendsten Teil ausmachen. Dazu kommt, daß unter den Tieren gerade bei solchen die Entwicklung dieser Empfindungslaute am weitesten gediehen ist, die stammesgeschichtlich niemand als dem Menschen besonders nahestehend bezeichnen wird, bestimmte Vogelarten nämlich. Dagegen sind gerade bei den Affenarten die Lautbildungen gar nicht besonders reich entwickelt. Und was bei den sogenannten höheren Affen

an Sprachleistungen von einigen Forschern doch noch angeführt wird, das bedurfte derartig mühsamer und komplizierter Feststellung, ist so spärlich und fragmentarisch in seinen Ergebnissen und vor allem noch so zweifelhaft in seiner wissenschaftlichen Geltung, daß es ernstlich nicht in Vergleich gestellt werden kann mit dem offen zutageliegenden, vollen und glänzenden Reichtum der menschlichen Sprache.

Die Kluft, die hier zwischen Mensch und Tier gähnt, ist also noch bedeutend weiter und tiefer als z. B. betreffs Größe oder Gewicht des Gehirnes, und diese Tatsache dürfte viel nachdrücklicher hervorgehoben werden, als das bisher zumeist geschah. Wenn Max Müller die Sprache als den Rubikon bezeichnet hat, den kein Tier überschritten habe, so muß man, um exakt zu sein, hinzufügen, daß die Gesamtheit der Tiere noch weit vor diesem Rubikon halt gemacht hat, und daß selbst die höchststehenden noch weit von seinen Ufern entfernt sind.

Daß dagegen alle, auch die niedrigsten Gruppen der Menschheit eine volle und wirkliche Sprache besitzen, ist heute eine über allen Zweifel sichergestellte Tatsache. Der *homo alalus*, der „sprachlose Mensch“, diese Entdeckung des phantasievollen Forschers E. Häckel, der seinerzeit in den dunklen Urwäldern Afrikas, Südamerikas und Australiens noch umherschweifen sollte, ist endgültig in das reichhaltige Museum jener Kuriositäten verwiesen worden, mit welchen der Evolutionismus „in seiner Sünden Maienblüte“ so freigebig die Geschichte der Wissenschaften bereicherte. Dasselbe traurige Schicksal ist denjenigen Stämmen zuteil geworden, die eine so mangelhafte Sprache besitzen sollten, daß sie sich nur bei Tage verständigen könnten, da sie nur dann die Gesten und Grimassen sehen könnten, die sie zur Unterstützung dieser jammervollen Sprache bedürften. Die wirkliche exakte Sprachwissenschaft ist jetzt so weit in alle Gebiete der Erde vorgedrungen, daß sie mit voller Sicherheit den Satz aufstellen kann: Nirgendwo auf der Erde gibt es ganz oder halb sprachlose Völker; sprachlos könnten sie nur vorübergehend sein, vor Staunen und Entrüstung nämlich, wenn sie hörten, was blühender Evolutionismus ihnen angedichtet hatte.

In allen menschlichen Sprachen bilden die bloßen Interjektionen nur eine ganz verschwindende und bedeutungslose Minderheit; die überwältigende Mehrheit aller Wörter stellen vielmehr Verlautbarungen von Allgemeinbegriffen dar, offenbaren also schon darin eine Geistesfunktion, die den Tieren völlig abgeht. In allen menschlichen Sprachen ist es eine ganz geläufige Erscheinung, die einzelnen Wörter zu Sätzen zu verbinden, also eine neue Geistesfunktion offenbar werden zu lassen, das positive oder negative Urteil über das Da- oder Sosein eines Dinges. Endlich ist es auch in allen Sprachen eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß mehrere Sätze zu einer logischen oder psychologischen Einheit verbunden werden, die eine dritte Geistesfunktion zutage treten läßt, die mehr oder minder formale Schlußfolgerung der Existenz einer Tatsache aus einer anderen.

Sowohl mit ihren eigenen Mitteln als auch mit Hilfe der Kulturgeschichte ist die Sprachwissenschaft schon dahin gelangt, daß sie einen Altersunterschied zwischen den einzelnen Sprachen- und Sprachgruppen aufstellen kann, und es ergibt sich, daß auch die Sprachen der ältesten und primitivsten Völker einen Unterschied in den wesentlichen Funktionen der Sprache aufweisen. Ja, sie vermag darzutun, wie wir weiter unten (im II. Teil) noch sehen werden, daß in mancher Hinsicht gerade die Sprachen der ältesten Völker in Lautsystem, Sprachformen und Wortschatz einen größeren, ungehinderteren Reichtum aufweisen als eine ganze Reihe von Sprachen späterer Völker.

Gegen die Kraft dieser Feststellungen versuchen manche sich noch an zwei Tatsachen anzuklammern, von denen sie behaupten, daß sie den Satz von der Verbreitung der Sprache bei allen Völkern zu entkräften geeignet seien. Die eine Tatsache wäre darin gegeben, daß gerade unter den Urvölkern eine bedeutende Anzahl von Pygmäenstämmen sich befinden, die nicht eine eigene, sondern die für sie fremde Sprache der umwohnenden großwüchsigen Völker reden. Es scheine also, daß sie erst mit der Übernahme dieser fremden Sprachen zu reden begonnen hätten. Damit wäre der Satz entkräftet, daß alle jetzt noch existierenden Völker eine (eigene) Sprache besäßen. Die zweite Tatsache bestände darin, daß bei den Menschen der Eiszeit die Sprachwerkzeuge überhaupt noch nicht

so weit entwickelt gewesen wären, daß sie eine wirkliche Sprache hätten reden können. Es sei also erwiesen, daß der Satz von der allgemeinen Verbreitung der menschlichen Sprache auch für die Vergangenheit nicht aufrecht erhalten werden könne.

Prüfen wir die beiden Einwände, und zwar zunächst den von den Pygmäen hergenommenen.

b) Der Mangel an originalen Sprachen bei manchen Pygmäenstämmen.

Es ist Tatsache, daß ein großer Teil der bis jetzt bekannten Pygmäenstämme eine eigene Sprache nicht zu haben scheinen, sondern die Sprache der jeweils ihnen benachbarten großwüchsigen Rassen reden. Das ist der Fall bei den philippinischen Negritos, den Semang und den sämtlichen bis jetzt bekannt gewordenen zentralafrikanischen Pygmäenstämmen. Wiederum merkwürdig aber ist es, daß das oft nicht die jeweilige jetzige Sprache jener großwüchsigen Stämme ist, sondern eine altertümliche Form derselben.

Das hat für die philippinischen Negritos ein so autoritativer Forscher wie H. Kern nachgewiesen; ihre Sprache ist in allen ihren Bestandteilen austronesisch (malaio-polynesisch), zeigt aber solche Abweichungen von den sie unmittelbar umgebenden Sprachen dieser Gruppe, dem Tagalog und Bisaya u. a., welche näher zum Malaiischen stehen, daß Kern zu dem Urteil kommt: „Wenn die Negritos ihre jetzige Sprache entlehnt haben, so muß es von einem malaio-polynesischen Volke gewesen sein, das ausgestorben oder nach Maßgabe seiner Sprache mit den Tagalern, Bisayern oder anderen straffhaarigen Philippinern verschmolzen ist“ (BTLV, Bd. IV, Teil VI, S. 243—261). Doch wies schon A. B. Meyer mit Recht darauf hin, daß wir die Sprachen der Negritos viel zu ungenügend kennen, um ein abschließendes Urteil fällen zu können, und daß insbesondere die Sprachen der Negritos von Ost-Luzon und den übrigen Inseln, welche mit den indonesischen Stämmen weniger in Kontakt gekommen sind, erforscht sein müssen, ehe wir den Negritos der Philippinen endgültig eine eigene Sprache absprechen kön-

nen (Meyer, Die Philippinen, Dresden 1893, Bd. II, S. 38). Das wenige, was seitdem an Material über die Sprachen der Negritos veröffentlicht worden ist, schien allerdings nicht imstande zu sein, das Urteil Kerns rückgängig zu machen.

Nun hat aber im April und Mai 1924 der belgische Missionar P. M. Vanovergh (Scheut) in meinem Auftrag eine Forschungsreise zu den Isneg-Negritos am Abulug R. im äußersten Norden von Luzon unternommen, auf der er eine merkwürdige Entdeckung machte. Er konnte an den geheimen nächtlichen, mit zeremoniösen Tänzen und Gesängen verbundenen Gebetsfeiern dieser Negritos teilnehmen, welche diese einmal im Jahre und auch wohl nach Begräbnissen, Hochzeiten usw. abhalten. Diese Negritos sprechen, auch unter sich, ein korruptes Ibanag, eine der philippinischen indonesischen Sprachen. Der Text jener nächtlichen Gebetgesänge, die der Missionar aufzeichnen konnte, ist aber auf weite Strecken hin in einer Sprache abgefaßt, welche die Negritos, wie sie selbst sagen, in ihrem Wortlaut nicht mehr verstehen, die sie aber versichern von ihren Vorvätern überliefert bekommen zu haben. Auch der Forscher, der mehrere philippinische Sprachen geläufig spricht, konnte den Inhalt nicht entziffern. Der Bericht über diese ganze Expedition wird in kurzem unter dem Titel „Negritos of Northern Luzon“ als besonderer Band der „Anthropos-Bibliothek“ (St. Gabriel, Mödling bei Wien) erscheinen. Die Kenner der indonesischen Sprachen werden dann nachprüfen können, ob irgendwelche unbekannte oder seltene Form derselben hier zutage tritt. Die Aussicht dafür erscheint nicht als sehr groß, einmal wegen des durchgängigen Auslautes der Wörter nur auf Vokale (und Nasale) und dann wegen des Vorkommens des palatalen Reibelautes *j*, der dieser philippinischen Sprachgruppe völlig abgeht. Es hat allen Anschein, daß hier die letzten Reste einer ureigenen Sprache philippinischer Negritos entdeckt sind.

Für die Semang habe ich selbst den Nachweis geführt, daß ihre Sprache im wesentlichen denen ihrer austroasiatischen Nachbarn und deren Sprachverwandten (Sakei, Bersisi, Mon, Khmer, Khasi, Munda, Nikobar) zuzuzählen ist (Schmidt, Die Sprachen der Sakei und Semang auf Malakka

und ihr Verhältnis zu den Mon-Khmer-Sprachen, BTLV, Bd. VI, Teil VIII, 1901, auch als Separatausgabe erschienen, nach welcher hier zitiert wird). Aber einerseits ließ sich doch auch feststellen, daß sie eine der ältesten Formen derselben bildet, und dann gelang es mir auch, eine Anzahl Wörter herauszufinden, die sich in keiner der übrigen Sprachen der genannten Sprachfamilie vorfinden, so daß sie wohl als Reste einer Ur-Semangsprache betrachtet werden konnten (Schmidt, a. a. O., S. 165; ferner C. O. Blagden in Skeat and Blagden, The Pagan Races of the Malay Peninsula, London 1906, Bd. II, S. 462). Die Untersuchung über die Sprachen der Semang konnte aber ebenfalls bis jetzt nicht als abgeschlossen betrachtet werden, da wir von den nördlich auf siamesischem Gebiet wohnenden Stämmen noch so gut wie gar keine Sprachproben besitzen, und auch das von den übrigen Stämmen vorhandene Material noch dürftig genug ist.

Das bestätigt sich jetzt. Seit einem Jahr weilt mein Mitarbeiter am „Anthropos“, P. P. Schebesta S. V. D. auf einer Forschungsreise mitten unter den Semang und hat, ihr Leben völlig teilend, auch als erster Europäer eine gründlichere Kenntnis ihrer Sprache sich angeeignet. Schon durch die eine Tatsache, die er von ihr mitteilt, daß sie eine Sprache mit Tonakzenten ist, fällt sie völlig aus der Reihe sämtlicher austroasiatischer Sprachen heraus, mit denen sie sonst in Wortschatz und Grammatik manches gemeinsam hat. Dasselbe gilt von der Bildung des Plurals bei manchen Wörtern durch Intigierung von *r*. Der Bericht auch von dieser Forschungsreise wird als besonderes Werk in der „Anthropos-Bibliothek“ erscheinen.

Von den zentralafrikanischen Pygmäen besitzen wir bis jetzt nichts als eine Anzahl dürftiger Wortlisten, über deren Zuverlässigkeit im einzelnen gewiß auch noch manches zu sagen wäre. Eine zusammenfassend vergleichende Arbeit über dieselben ist noch von niemand veranstaltet worden; aber man sieht bei allen fast auf den ersten Blick, daß sie kein originales Sprachgut, sondern Bantuformen enthalten, bzw. bei den in Nachbarschaft mit Galla und Somali lebenden Boni Elemente der Sprachen dieser Völker, bei den Akka Elemente der Sprache der benachbarten Monbuttu. Eine Eigentümlichkeit

ergibt sich indes bei einigen Pygmäensprachen darin, daß das Sprachgut nicht dasjenige der Sprache des zunächst anwohnenden großwüchsigen Volkes ist, sondern eines anderen, entfernter wohnenden, mit denen die Pygmäen jetzt keine Verbindung haben. Das erklärt sich wohl am ehesten durch Völkerverschiebungen, die unterdes stattgefunden haben, durch welche ehemalige unmittelbare Zusammenhänge zerrissen wurden. Eine merkwürdige Entdeckung machte P. v. d. Burgt bei den Watwa, dem einzigen zentralafrikanischen Pygmäenstamme, von dessen Sprache wir, eben durch P. v. d. Burgt, eingehendere Mitteilungen haben. Die Grammatik der Watwa ist ganz dieselbe wie die der Warundi, die eine gute Bantusprache ist. Im übrigen aber sind folgende seltsame Tatsachen zu verzeichnen: 1. die Substantive der Watwa sind andere als die der Warundi, aber sie sind abgeleitet von Verben der Warundi (z. B. „Pfeil" in Kirundi *umwampi,* in Kitwa *umunyarutsi* von dem Kirundi-Verb *kunyaruka* „schnell gehen"); 2. die Watwa gebrauchen aber nicht die Verben der Warundi, sondern haben ganz eigene Stämme dafür, die wiederum den Warundi unbekannt sind (z. B. steht dem ebenerwähnten Kirundi-Verb *kunyaruka* „schnell gehen" das Kitwa-Verb *kudidimba* „schnell gehen" gegenüber). Später entdeckte dann P. v. d. Burgt, daß viele der von den Warundi nicht gebrauchten Substantive der Watwa nichts anderes sind als archaistisches Kirundi, welches die alten Frauen oder „gewöhnliche" Leute noch sprechen (J. M. M. van der Burgt, Eléments d'une grammaire kirundi, MSOS V, 1902, Abt. III, S. 79—108). Dadurch wäre ja die unter 1. angeführte Eigentümlichkeit zum Teil erklärt, aber doch noch nicht die zweite. Könnte man aber vielleicht in Stämmen dieser Verben noch Reste einer originalen Sprache der Watwa erblicken?

Auf eine ursprünglich selbständige Sprache würde auch die eigentümliche Art der Aussprache der Bantuwörter hindeuten, die vielen Forschern bei den Pygmäen aufgefallen ist. So schreibt Johnston: „Ihre Aussprache dieser Sprachen ist unvollkommen, und sie sind geneigt, manche Konsonanten durch kurze Atemstöße (gasps) und oft durch einen Laut, der einem Schnalzlaut etwas ähnlich klingt, zu ersetzen. Sie sprechen mit einer eigentümlichen musi-

kalischen Intonation. Ihre Aussprache ist eher staccato, jede Silbe wird einzeln und distinkt gesprochen" (The Pygmies of the Grand Congo Forest, RSI 1902, S. 489.

Aber wenn es auch noch gelingen wird, bei einigen Stämmen der genannten Gebiete selbständige Pygmäensprachen zu entdecken, so läßt sich doch die Bedeutung der Tatsache nicht leugnen, daß eine große Anzahl Pygmäenstämme nur noch fremde Sprachen sprechen und somit die eigene daran gegeben haben. Das würde auf entweder eine leichtere Beeinflußbarkeit bei diesen Stämmen oder einen längeren Verkehr derselben mit großwüchsigen Völkern schließen lassen, als man gewöhnlich annimmt. Ich meine, daß man da aber auch nicht übertreiben und insbesondere eine Tatsache nicht aus dem Auge verlieren dürfe: das ist die geringe Anzahl der Individuen in den einzelnen Gemeinschaften der Pygmäen. Eine solche kleine Kommunität bildet keine besonders starke Basis, eine Sprache aufrechtzuerhalten; der Verlust einer Sprache geht bei einer solchen schneller vor sich als sonst. Die fremde Sprache wurde zuerst nur gelernt als Mittel zur Verständigung mit dem großwüchsigen Stamme, mit dem man in Berührung gekommen war; es wurde auf die Dauer lästig, zwei Sprachen lernen zu müssen; die fremde Sprache, die der kulturell Höherstehenden, schien etwas „Vornehmeres" zu sein; das etwa werden die Linien gewesen sein, auf denen der Verlust der eigenen Sprache sich vollzog.

Bei den Tatsachen, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, ist es ja nicht zu verwundern, daß uns Theorien nicht erspart geblieben sind, die von der Anschauung ausgingen, die Pygmäen seien geistig so tiefstehende Geschöpfe gewesen, daß sie ursprünglich überhaupt keine, also niemals eine eigene Sprache besessen hätten. Zum „Unglück" war nun aber sowohl in dem asiatischen wie in dem afrikanischen Gebiete doch je ein Pygmäenstamm verblieben, der seine eigene Sprache auch bis jetzt noch bewahrt hat. Das sind in Asien die Andamanesen und in Afrika die Buschmänner.

Die Selbständigkeit der Sprachen der A n d a m a n e s e n steht am meisten außer Zweifel und erscheint ja auch durch die insulare Natur des Landes am meisten gesichert. Wer vielleicht erwartet hatte, entsprechend dem

niedrigen Kulturstande eine äußerst einfache und dürftige Sprache vorzufinden, wird sich hier sehr enttäuscht fühlen. Das Andamanesische weist vielmehr einen äußerst komplizierten Mechanismus von Prä- und Suffixen auf, welche die Wortwurzel beständig umhüllen; die Schwierigkeit des Verständnisses und des Gebrauches wird noch dadurch erhöht, daß oft die Wurzel des Wortes weggelassen und einzig das Präfix gebraucht wird. Das System dieser Präfixe ist kurz folgendes: In eine Klasse gehören alle unbelebten Dinge (Pflanzen eingeschlossen), in die andere die belebten, die in Menschen und Nichtmenschen unterschieden werden. Bei den Menschen ist eine siebenfache Einteilung der verschiedenen Körperteile im Gebrauch; diese Einteilung wird nun aber auch auf die unbelebten Dinge ausgedehnt, welche zu den betreffenden Körperteilen in Beziehung stehen. Die Andamanesen selbst wenden das ganze komplizierte System mit Sicherheit und Leichtigkeit an, jeder Verstoß dagegen von seiten des Europäers wird bemerkt und erregt Staunen oder Gelächter (s. die Literatur bei W. Schmidt, Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen, Stuttgart 1910, S. 120 f., dazu noch A. R. Brown, Notes on the Languages of the Andaman Islands, Anthropos IX, 1914, S. 36—52).

Über die Sprache der Buschmänner waren wir lange Zeit nicht so gut unterrichtet als über die der Andamanesen. Entgegen der Behauptung Fr. Müllers, daß das Buschmännische mit dem Hottentottischen keinen Zusammenhang habe, steht jetzt aber nach den Untersuchungen Planerts und Drexels (s. A. Drexel, Die Gliederung der afrikanischen Sprachen, Anthropos XVI—XVII, 1921/22, S. 92 ff.) dieser Zusammenhang fest, aber nicht in der Weise, daß das Buschmännische eine Kümmerform des Hottentottischen wäre, sondern so, daß es sich als eine auf einfacherer Stufe stehengebliebene Entwicklung ergibt, während das Hottentottische einen größeren Reichtum an Bildungen aufweist, unter anderem auch die des grammatischen „Geschlechts", welches dem Buschmännischen fehlt. Die Meinung derer, welche die Hottentotten als ein aus Mischung einer großwüchsigen Rasse (Hamiten?) mit Buschmännern hervorgegangenes Volk ansehen, ge-

winnt durch dieses Ergebnis zweifellos eine Stütze. Soweit sich bis jetzt ersehen läßt, zeigt das Buschmännische einen ziemlich einfachen Bau, in dem ausschließlich Suffixbildung herrscht. Die bis jetzt bekannt gewordenen verschiedenen Sprachen wirklicher Buschmannstämme lassen sich entgegen Fr. Müllers Urteil deutlich als Glieder eines Stammes erkennen. —

Werfen wir aber noch einen Blick auf die Sprachen der übrigen Völker, welche der Urkultur angehören, so ist es ohne weiteres klar, daß sie alle eine ihnen eigene und eigentümliche Sprache besitzen, die mit derjenigen der ihnen benachbarten jüngeren Völker keinerlei Verwandtschaft aufweist und also auch nicht von ihnen übernommen worden sein kann. Das gilt von der Sprache der Tasmanier und den südostaustralischen Stämmen der Kurnai-Kulin und der Yuin, ferner in Südamerika von den Sprachen der Yagan, der Alakaluf, der Ges-Stämme, der Puri-Caroados, in Nordamerika von den Sprachen der Zentralkalifornier und in Nordostasien von den Sprachen der Ainu, der Eskimo, der Korjäken und anderer paläoasiatischer Völker.

c) Die angebliche Sprachlosigkeit der älteren prähistorischen Menschen.

Die Ansicht, daß die prähistorischen Menschen erst verhältnismäßig spät zur Bildung der vollen Sprache gelangt seien, wurde neuerdings besonders von C. Franke (Die mutmaßliche Sprache der Eiszeitmenschen, Halle an der Saale 1913) vertreten. Er stützt sich dabei vor allem auf die Tatsache, daß bei den älteren prähistorischen Schädelformen das Kinn noch gar nicht oder nur wenig entwickelt gewesen sei; erst bei gut ausgebildetem Kinn aber könne der *Musculus genioglossus* gut funktionieren, der zur vollen Sprache unerläßlich sei. So habe bis in die Acheuleenkultur hinein das Kinn vollständig gefehlt. Erst zur Zeit der Mousterienkultur werde der Kiefer moderner und falle rechtwinkelig ab, so daß er ein Kinn, aber noch keinen Kinnvorsprung besitze. Menschen mit Kinnvorsprung träten erst im letzten Drittel des Diluviums

hervor, noch im Aurignacien nur schwach entwickelt. So habe der Affenmensch des Anfanges des Diluviums noch keine artikulierte Sprache gekannt, sondern nur Sprechtöne und Handgebärden. Erst im achten Zehntel des Diluviums hätten sich die Anfänge einer artikulierten Sprache gebildet, die sehr einfach und leicht, vorwiegend aus Labialen bestehend, gleich den Lallworten zweimonatlicher Kinder, gewesen sei. Der Mousterienmensch habe die Dentalen, der Aurignacienmensch die Gutturalen (Palatalen) hinzugefügt; aber auch da sei die Sprache immer noch sehr einfach, wie bei Kindern vom 3.—13. Monate, gewesen. Erst im letzten Zwanzigstel des Diluviums, im Magdalenien, seien Sprachen entstanden, die man auf gleiche Stufe mit den heutigen stellen könne.

Diese ganze Theorie erweist sich bei näherer Prüfung als nicht haltbar. Unzulässig ist zunächst die Verbindung, die sie herstellt zwischen der Sprachentwicklung des Kindes und der des Urmenschen. Denn wie Wundt u. a. nachgewiesen haben, ist das Kind schon bei der Hervorbringung der bedeutungslosen Laute in weitgehendem Maße von den ganz spezifischen Dispositionen der Sprachwerkzeuge abhängig, die es von den vorhergehenden Generationen seiner Familie und seines Stammes mitbekommt. Das bedeutet zu einem Teil eine Erleichterung, zum anderen aber auch eine unter Umständen weitgehende Begrenzung und Einschränkung. Solche Dispositionen findet aber der Urmensch nicht vor, sondern er steht vor völlig unbeeinflußten Bahnen. Wie da seine Tätigkeit einsetzen wird, dafür haben wir keinerlei zuverlässigen Anhaltspunkte.

Wenn Franke nun als Anhaltspunkt die Gestaltung des Kinnes und die Funktion des *Musculus genioglossus* wählen will, so geht er auch dabei zu viel von Rückschlüssen von den gegenwärtigen Zuständen aus. Hier hat aber schon Klaatsch mahnend abgewehrt: „Für den Genioglossus ist es das Primitive, daß er in einer Grube inseriert. Die Fossa genioglossi findet sich bei den Australiern weit verbreitet, bei einigen in einer solchen reinen Erhaltung, wie es nicht einmal die Fragmente von Krapina zeigen. Schlüsse auf die Sprachfähigkeit und dergleichen lassen sich aus diesen Verschiedenheiten absolut nicht ziehen, sonst käme man vielleicht dazu, auf Grund des

Knochenbefunden manchen Australiern die Sprache abzuerkennen" (AA, N. F. VIII, 1909, S. 14). Ganz entgegen den von Franke aufgestellten „Gesetzen" weisen gerade die ältesten Sprachen Australiens, die des Südostens, die schwierigsten Konsonanten und die stärksten Häufungen derselben auf.

Dazu kommt nun aber weiter, daß auch die sämtlichen jetzt noch lebenden Pygmäenvölker ein nur schwach oder gar nicht entwickeltes Kinn besitzen (s. die Zeugnisse dafür in meinem Pygmäenbuche S. 19 f.), was sie aber nicht hindert, entweder noch jetzt ihre eigene, oder eine übernommene Sprache zu sprechen, ohne daß ihr Lautsystem etwas wesentlich Defektives zeigte.

Die Unhaltbarkeit der Frankeschen Thesen ergibt sich schließlich auch bei der Vergleichung der ethnologischen Kulturkreise. Ich stelle das Aurignacien (und Solutreen) mit der totemistisch vaterrechtlichen, das Mousterien mit der Bumerangkultur und das Chelleen-Acheuleen mit der altaustralisch-tasmanischen Kultur gleich (s. Schmidt-Koppers, Völker und Kulturen, Regensburg 1925, Bd. 1, S. 107 ff.). Noch vor den genannten lithischen Kulturen aber setzen wir die Pygmäenkultur an (Schmidt, Stellung der Pygmäenvölker, S. 110 f.), die auch jetzt noch keinerlei Steinbearbeitung kennt. Nun geht aber die lautliche Entwicklung der Sprachen dieser Kulturkreise, auf die es hier zunächst ankommt, in keiner Weise parallel mit der Entwicklungsreihe, wie sie Franke für die prähistorischen Schichten postuliert; sondern gerade die Pygmäen und altaustralischen Sprachen weisen eine reichere Lautentwicklung auf, als die der (Bumerang- und) totemistischen Kultur. Als Ganzes genommen findet sich zwischen Sprachen aller dieser Kulturkreise einerseits und denen der mutterrechtlichen Ackerbaukultur, die dem Magdalenien entspricht, andrerseits absolut nicht jener tiefe Unterschied, wie ihn Franke zwischen dem Magdalenien einerseits und allen anderen älteren, prähistorischen Schichten andrerseits konstruieren will.

Im ganzen genommen erscheint es schon von vorneherein wenig wahrscheinlich, daß Kulturen, die eine so gut und zweckmäßig entwickelte Ergologie aufweisen, wie es alle genannten tun — eine Ergologie, die ihrerseits wieder

auf eine ausgebildete Wirtschaft und soziale Entwicklung hinweisen, von denen insbesondere die letztere wieder ohne eine entsprechende geistige, besonders religiös-ethische schwer denkbar ist —, daß diese so lange Zeit hindurch nur so mangelhafte Sprachen besessen hätten.

So dürfen wir also auch in die Vergangenheit zurückgehend bei allen wirklichen Menschengruppen, die wir treffen, den Gebrauch einer wirklichen und vollen Sprache voraussetzen, so daß die Allgemeinheit der Sprache, die für den ganzen Erdkreis bei allen Völkern festgestellt war, nun auch für alle Zeiträume der Geschichte nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann.

2. Ursprung und Entwicklung der Sprache.

a) Die verschiedenen Theorien über den Sprachursprung.

Wenn die Sprache überall und nur dort sich findet, wo und wann es Menschen gab und gibt, so muß der Ursprung der Sprache so ziemlich mit dem des Menschengeschlechtes zusammenfallen. So erzählt es tiefsinnig auch die Genesis, daß Gott dem Adam alsbald nach seiner Erschaffung die Tiere vorgeführt habe, damit er sie benenne: eine abgekürzte Ausdrucksweise für den Vorgang, daß er bei seinen Streifzügen durch die Natur die Tiere sah und dann in kongenialen Ausrufen die Namen für sie formte. Daß er dabei inne wurde, unter all den Tieren keinen gleichwesentlichen Gefährten für sich zu finden, bringt zum Ausdruck, daß die Tiere nicht seine Rufe, und er nicht ihre Laute verstand, und sie beide somit nicht in Lebensverkehr zueinander treten konnten. Das war erst bei der ihm gleichwesentlichen Eva möglich, die Gott ihm zuführte, und erst im Verkehr mit ihr, also wesentlich in sozialem Zusammensein, konnte er die angefangene Sprachbildung befestigen und weiterentwickeln.

Die ältere Sprachwissenschaft suchte an den Sprachursprung kurzerhand mit einer allgemeinen philosophischen oder psychologischen Theorie heranzukommen, zu der die konkreten sprachlichen Tatsachen vielfach nur in spärlichem Umfang als Stütze herangezogen wurden.

Schon Plato befaßt sich in seinem Kratylos mit diesem Problem und erörtert, ob die Sprache θέσει, durch (willkürliche) Satzung oder φύσει, aus der (spontanen) Naturwirkung, hervorgegangen sei.

Am einfachsten gestalteten sich die Sache zwei Theorien, die die Sprache von außen her an die Seele heranbrachten: die Erfindungstheorie und die traditiona-

listische Theorie. Die erstere, aus dem Rationalismus des 17. und 18. Jahrhunderts entstammend, ließ die Sprache aus willkürlichen Zeichen hervorgehen, die zum Zweck gegenseitiger Verständigung mit den Begriffen in Verbindung gesetzt worden seien. Ihr mystizistischer Gegensatz ist die aus der nachfolgenden Zeit der Restauration stammende traditionalistische Theorie, welche lehrte, daß die Sprache als mehr oder weniger fertig ausgebildetes Werk des Menschen nicht begriffen werden könne, sondern als Geschenk Gottes dem Menschen mitgegeben worden sei, das die Menschen im eigenen Gebrauch eigentlich nur zersetzt, verarmt und korrumpiert hätten. Von Süßmilch und Hamann in Deutschland, Sicard und de Bonald in Frankreich vorgetragen, wurde sie vielfach in theologischen Kreisen angenommen. So wie aber die erstere aus den rationalistischen, ist auch die letztere aus den theologischen Kreisen heute so gut wie völlig verschwunden.

So stehen jetzt in größerer oder geringerer Geltung eine Reihe anderer Theorien, welche die Sprachentstehung aus dem Innern des Menschen selbst hervorgehen lassen. Von diesen wieder gehen zwei auf Ursachen mehr partikulärer Natur, zwei andere auf solche mehr allgemeiner Natur zurück.

Von den beiden Theorien, die mit Ursachen mehr partikulärer Natur operieren, geht die eine auf objektive Motive, die äußeren Schalleindrücke, die andere auf subjektive Motive, die Affektlaute (Interjektionen), zurück.

Die erstere, die Nachahmungstheorie — von M. Müller ironisch „Wauwau-Theorie genannt —, behauptet, daß die Sprache aus der Nachahmung der äußeren Klanggeräusche entstanden sei, so, daß die einzelnen Wörter in ihrem Klang eine Beziehung der Ähnlichkeit zu dem durch sie bezeichneten Gegenstand aufweisen (Onomatopöie), wobei auch die Analogiebeziehungen der Gehörseindrücke zu den anderen Sinneseindrücken miteinbezogen wurden. Sie wurde schon von den Stoikern vertreten. Ihr trat 1772 Herder in seinem ersten Versuch „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ bei, der sie auch psychologisch zu verinnerlichen und vertiefen strebte. In neuerer Zeit wurde sie u. a. von Ch. G. Voigtmann (Dr. M. Müllers Wauwau-Theorie und der Ursprung der Sprache, Leipzig 1865),

Whitney (Leben und Wachstum der Sprache, deutsch von Leskien, Leipzig 1876), Th. Curti (Die Entstehung der Sprache aus der Nachahmung des Schalles, Stuttgart 1885, Die Sprachschöpfung, Würzburg 1890) vorgetragen.

Die zweite der beiden oben klassifizierten Theorien, die Naturlaut- oder Interjektional-Theorie — von M. Müller „Pfui-pfui (pooh-pooh)-Theorie" — genannt, läßt die Sprache zurückgehen auf Naturlaute, die der Mensch beim Anblick der Gegenstände ausgestoßen habe. Sie wurde bereits von den Gegnern der Stoiker, den Epikuräern, so auch von Lucretius (De Natura Rerum I v. 1027—1388), Diodor und Vitruvius vertreten. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde sie von J. Locke, de Brosses, J.-J. Rousseau (Essai sur l'origine des langues, vgl. seinen „Cri de la Nature") und J. Grimme vorgetragen. Diese Form der Theorie betont noch einen gewissen natürlichen Zusammenhang des Naturschreies mit dem Gegenstand. Eine neuere Form derselben, von L. Geiger (Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, Bd. I: Stuttgart 1868, Bd. II: Stuttgart 1872) und C. Noiré (Der Ursprung der Sprache, Mainz 1877) inauguriert, betont den völligen Mangel eines solchen Zusammenhanges; es sei der reine Zufall, der einen Laut mit seinem Objekt verbinde (weshalb Wundt sie auch Zufallstheorie nennt); die meisten Onomatopöien seien nur sekundärer Natur.

Von L. Noiré wurde diese Theorie nach der Richtung hin weitergebildet, daß das bei gemeinsamer Tätigkeit des Urmenschen entstehende Gemeinschaftsgefühl eine besonders ergiebige Quelle der ersten Entstehung sowohl wie auch der Befestigung von Sprachlauten gewesen sei, die auch die Verbindung der Laute mit der betreffenden Tätigkeit zur Folge gehabt habe. Dieser Theorie vom sogenannten *clamor concomitans* schloß sich besonders später auch M. Müller an, der ihr den Namen synergistische Theorie beilegte (Natürliche Religion, deutsch Leipzig 1890, S. 358).

Der Naturlauttheorie folgte auch Darwin, der dabei besonders auf die Gesanglaute zurückgriff, die nach seiner Angabe manche Tiere zur Zeit des Liebeswerbens vollführten (Descent of Man, ch. 11); ein nicht ganz unbedeuten-

der Afrikanist, der französische General Faidherbe „Grammaire de la langue Poul" (Revue de linguistique 1875, janv. et avril) wollte bei der amerikanischen Affenart *(Cebus Azarae)* jene Laute entdeckt haben, die den Übergang zu menschlicher Rede bildeten; ein Überbleibsel dieser primitiven Laute sei noch in den unartikulierten Schnalzlauten der Buschmänner und Hottentotten vorhanden. An Darwins Auffassung schlossen sich neuerdings O. Jespersen (Progress in language with special reference to English, London und New York 1894, S. 357) und B. Delbrück (Grundlagen der Sprachwissenschaft, Straßburg 1901, S. 91 f.) an.

Der afrikanische Sprachforscher W. J. H. Bleek (Über den Ursprung der Sprache, Weimar 1868, S. 51 ff.) suchte die Naturlauttheorie mit der onomatopöetischen zu verbinden.

Diese beiden Theorien, die Nachahmungs- wie die Naturlauttheorie, leiden schon an dem einen gemeinsamen Mangel, daß die Zahl der wirklichen Onomatopöien wie der Interjektionen viel zu gering ist, als daß sie der Ausgang der ganzen Sprache sein könnten (vgl. dagegen W. Oehl, Elementare Wortschöpfung, Anthropos XII—XIII, 1917/18, S. 575—624, 1047—1068; XIV—XV, 1919/20, S. 405 bis 464; XVI—XVII, 1921/22, S. 765—800 ff.). Diese Tatsache der geringen Anzahl der Onomatopöien und Interjektionen ist aber nur der äußere Ausdruck eines noch bedeutsameren zweiten Mangels, daß hier nämlich die Sprache, die doch offenbar die stärkste Offenbarung des ganzen Geisteslebens bedeutet, von einem viel zu schmalen, zufälligen und unbedeutenden Teile der Seelenäußerungen abgeleitet wird.

Diesen letzteren Mangel suchte eine andere Theorie zu umgehen, in einer Weise, der schon Geiger präludiert hatte. Sie bezeichnet die Sprache ebenfalls als Reflexwirkung, die aus den einzelnen Seelenregungen mit notwendig koordinierter Spontaneität hervorgeht; wir können sie deshalb die Reflextheorie nennen. Sie wurde besonders von Lazarus (Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze, Berlin 1856) und Steinthal (Abriß der Sprachwissenschaft, Berlin 1871) gebildet. Schon Steinthal sah auch, daß es nicht bloß

Laute, sondern körperliche Gebärden seien, die reflektiert waren. Von hier aus machte dann W. Wundt (Grundzüge der physiologischen Psychologie, Leipzig 1893, II, S. 431; Grundriß der Psychologie, 3. Aufl., Leipzig 1918) den weiteren Schritt, daß er nicht den Laut, sondern die Bewegungen der Sprachorgane, die sogenannten Lautgebärden, eine der vielen bei den Seelenregungen sich ergebenden Körperbewegungen, als das Primäre feststellte, dem gegenüber der Laut erst das Sekundäre bedeute. Mit diesem bedeutsamen Fortschritte wurde die Unhaltbarkeit der Nachahmungs- wie der Naturlauttheorie auch noch aus einem dritten Grunde dargetan, da sie beide ja primär auf den Sprachlaut sich stützten.

Nun hatte schon Steinthal (Abriß der Sprachwissenschaft I, 1871, S. 369) gesehen, daß auch mit der Hervorbringung der Reflexlaute die Sprache selbst noch nicht gegeben sei: „Was nun noch zur Sprache fehlt, ist freilich nicht unwichtig, ist vielmehr das Wesentliche, nämlich das Bewußtsein dieser Bedeutung, die Verwendung der Äußerung. Die bewußte Verbindung erst der reflektierten Körperbewegung mit der Seelenerregung gibt den Anfang der Sprache.“ Das letztere, „Anfang der Sprache“ ist dabei noch stark zu unterstreichen; denn die eigentliche Sprache beginnt auch erst dann, wenn die Laute nicht mehr bloß für individuelle transitorische Regungen und Dinge, sondern für ihre Zusammenfassung in den Allgemeinbegriffen (Universalien) gebraucht werden. Woher aber kommt dieses seelische Bewußtsein und diese Abstraktionsfähigkeit? Daß es durch die vorhergehenden rein sinnlichen Lautäußerungen hervorgebracht worden sei, war zwar eine Behauptung des früheren Materialismus, die aber heute ihren Kurswert völlig verloren hat. Wer schlägt hier nun die Brücke?

W. Wundt ist des Glaubens, daß die Entwicklung dazu imstande sei, und er baut auf diesen Glauben eine Theorie auf, die er selbst Entwicklungstheorie nennt. Die Frage, ob die Vernunft vor der Sprache, oder die Sprache vor der Vernunft sei, bezeichnet er als falsch gestellt, da menschliche Sprache und menschliches Denken sich immer gleichzeitig entwickeln, die erstere als notwendige Ausdrucksbewegung des letzteren. Je höher nun das letztere

sich entwickelt, desto höher erhob sich auch das erstere. Er nennt sie deshalb ein „Produkt" dieser (Parallel-)Entwicklung; aber er wagt doch nicht die Vernunft und ihr Denken als ein solches Produkt zu bezeichnen. Sondern er gesteht: „Wo irgendein Zusammenhang psychischer Vorgänge, also ein Bewußtsein vorhanden ist, da finden sich auch Bewegungen, die diese Vorgänge nach außen hin kundgeben . . . Nun besteht für uns allerdings zwischen dem Bewußtsein selbst der niedersten Menschenrasse und dem des vollkommensten Tieres eine Kluft, die wir durch keine Beobachtungen direkt auszufüllen vermögen."

Das muß festgehalten werden, und diese Kluft ist, wie ich oben (S. 1 f.) schon sagte, tief und breit. Wenn also Wundt die Sprache als Ausdrucksbewegung auf die Seele zurückgeführt hat — auch seine oft wiederholte Behauptung, daß jede Seelenregung eine solche Ausdrucksbewegung im Gefolge habe, ist unbewiesen und unbeweisbar —, so hat die Entwicklung die Entstehung der Sprache nicht erklärt, wenn sie die Entstehung der Seele nicht erklärt hat. Denn die Breite und Tiefe der Kluft zwischen Menschenseele und Tierseele wird in keiner Weise vermindert durch das, was Wundt noch anfügt: „Diese Kluft ist aber nicht derart, daß die im Menschen beginnenden Entwicklungen nicht bereits beim Tier in mannigfachen Vorstufen vorbereitet wären" (Völkerpsychologie, Zweiter Band: Die Sprache, 2. Teil, S. 650). Denn die beim Tier vorhandenen „Vorstufen" liegen ja alle noch jenseits — und zwar weit jenseits (s. oben S. 2) — jener Kluft und sind von gar keiner Bedeutung für die entscheidende Frage, ob die Entwicklung tatsächlich und selbst die Kluft übersetzt habe. Da wir nach dem Eingeständnis Wundts das durch keine Beobachtung direkt beweisen können, so ist also die Entwicklungstheorie, die er aufstellt, nur ein Glaube an wissenschaftliche Anforderungen, der indirekt jenes Überschreiten den Gläubigen anschaubar machen soll. Sie ist also keine Wissenschaft und erfüllt nicht die wissenschaftlichen Anforderungen.

Nachdem wir dies festgestellt haben, wollen wir uns einer anderen Theorie zuwenden, die Wundt mit dem Namen „Wundertheorie" bedenkt, eine Bezeichnung, mit der er sie wohl ziemlich sicher in Mißkredit zu bringen ge-

dachte in modernwissenschaftlichen, besonders in naturwissenschaftlichen Kreisen. Das wird aber jetzt mit einem Schlage anders, nachdem wir die offene Unzulänglichkeit der Entwicklungstheorie zur Lösung der Probleme von der Entstehung der Sprache dargetan haben. Denn jetzt tritt in Kraft der Satz, den Wundt selbst niedergeschrieben hat: „Solange das Entwicklungsprinzip in seiner Anwendung auf die organische Natur überhaupt und vor allem auf den Menschen noch nicht zur Herrschaft gelangt war, konnte dieser Standpunkt in der Tat nicht als ungerechtfertigt gelten" (a. a. O., S. 644). Da aber, wie Wundt selbst eingestehen mußte, auch die Entwicklungstheorie jene Kluft nicht zu überbrücken vermochte, muß jene andere Theorie auch jetzt noch als „nicht ungerechtfertigt" betrachtet werden.

Aber auch die Qualität der Männer, die zu ihr stehen, schützt sie vor der Ironie, mit der Wundt sie zu behandeln suchte. Es ist u. a. Herder in seinem späteren, wie Wundt selbst bezeugt, reiferen Werk „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (4. Buch, IV), Wilhelm von Humboldt in seinem bahnbrechenden Werk „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus" (herausgegeben von A. F. Pohl, Berlin 1876) und teilweise auch E. Renan in seinem Werk „De l'Origine du language" (2e éd., Paris 1858, S. 90 ff.).

Auch diese Theorie lehnt es ab, die Sprache aus etwas so Begrenztem und Unbedeutendem, wie Interjektionen und Onomatopöien es sind, hervorgehen zu lassen, und betont, daß die Funktion der Sprache mit der ganzen und innersten Natur der Seele zusammenhänge. Da auch sie die breite und tiefe Kluft vor der Menschenseele durch eine Beobachtung direkt auszufüllen sich außerstande erklärt und aus philosophisch-metaphysischen Gründen die Seele unmittelbar aus der Hand des göttlichen Schöpfers hervorgehen läßt, so führt sie allerdings auch die Sprache im letzten Grunde auf diesen zurück. Da aber dieser Vorgang sich unserer direkten Beobachtung ebenfalls entzieht, so war es wissenschaftlich exakter, diese Ursprungsfrage vom Gebiet der Wissenschaft auszuschließen, als mit einer flimmernden Entwicklungstheorie den Schein zu erwecken, als habe man „indirekt" doch das Problem gelöst.

Aber nur im letzten Grade führen die Vertreter dieser Theorie den Sprachursprung auch auf Gott zurück, insofern er den Menschen die Fähigkeit (δύναμις, *potentia*) dazu gegeben hat, weshalb man sie auch mit Gießwein (Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft, Freiburg i. Br. 1892, S. 154 ff.) die dynamische Theorie nennen könnte. Die Verwirklichung dieser Fähigkeit aber, die tatsächliche Sprachschöpfung, sei dem Menschen selbst überlassen; so lehrten schon unter den Kirchenvätern Gregor von Nyssa (Contra Eunomium LXII), der darin Basilius als seinen Lehrer verteidigt, ferner Augustinus (De Ordine II, c. 12) und später Thomas von Aquin (Peri Herm. I, Lect. 1, 2, 6) und Dante (Div. Com. Parad. XXVI, 130 ss.). Da über die Art und Weise dieser Verwirklichung zumeist nichts Näheres ausgesagt ist, so liegt hier auch eigentlich keine Theorie über das Wie des Sprachursprunges vor, sondern über das Daß der Sprachquelle, der Sprachfähigkeit des Menschen, seiner Vernunft und seiner Sprachwerkzeuge, die als von Gott geschaffen erklärt werden.

Wenn Wundt diese Theorie etwas spitz als Transzendentalismus bezeichnet, so hat er darin recht. Er hätte aber auch anerkennen sollen, daß hier ein offener Transzendentalismus auftritt, während sein Evolutionismus doch nichts anderes als ein verkappter Transzendentalismus ist, der geschaffen wurde, um einen indirekten Transzensus über die weite und tiefe Kluft zwischen der menschlichen und der tierischen Seele zu ermöglichen, da, nach dem eigenen Geständnis Wundts, eine direkte Ausfüllung oder Überbrückung durch Beobachtungen nicht möglich ist.

b) Die Entwicklung der Sprache. Die Spracheinteilungen.

So hat also keine dieser Theorien, wie viel dankenswertes Licht sie auch über einige Einzelheiten verbreitet haben, bis an den Ursprung der Sprache selbst vordringen können, und man begreift es, daß gerade exaktere Sprachforscher dahin kamen, die Lösung dieses Problems als etwas „Transzendentes“ vom Gebiet der Sprachwissenschaft überhaupt auszuschließen. Es traten aber auch andere auf, welche glaubten, durch eine umfassendere

Untersuchung der gesamten Sprachen und eine größere Heranziehung ihrer konkreten Einzelzüge doch noch zur Aufhellung dieses Dunkels gelangen zu können. Die ersten Schritte nach dieser Richtung hin tat W. von Humboldt, so sehr er auch den geheimnisvollen Charakter der Sprachentstehung betont. Er stellte als erster den Unterschied zwischen inhaltlichen und formalen Elementen der Sprache auf, in seiner Abhandlung „Über die Ideenentwicklung" (1822); die ersteren enthalten den dinglichen Begriff des Wortes, die letzteren drücken die grammatischen Beziehungen des Kasus, Genus, Numerus, Tempus, Modus usw. aus. Er nennt die Gesamtheit der Formalelemente die innere Sprachform.

Schon W. v. Humboldt legte mit Anwendung dieser Unterscheidung die Fundamente einer Klassifizierung der Sprachen, die dann von Pott (Jahrbücher der freien deutschen Akademien, Frankfurt 1849) und Steinthal (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, Berlin 1860) fortgebildet und insbesondere von letzterem auch als Entwicklungsphasen der Sprache gedeutet wurden.

Als älteste Stufe wird hier bezeichnet die der isolierenden Sprachen, die, wie das Chinesische, die Formalelemente durch selbständige Wörter mit noch erkennbarer inhaltlicher Bedeutung ausdrücken; ihre Wörter sind einsilbig, und sie halten sie in ihrer Einsilbigkeit fest, isolieren sie. Diese Stufe wird sowohl von W. von Humboldt wie von Steinthal als formlos, d. h. ohne das Gefühl des Unterschiedes von Inhalt und Form betrachtet. Die zweite Stufe, die von Humboldt nur als Durchgangsstufe zur dritten, von Steinthal und Fr. Müller aber ebenfalls noch als formlos hingestellt wird, bilden die agglutinierenden Sprachen; bei ihnen wird das Formelelement ausgedrückt durch die Anfügung von deutlich als solchen sich abhebenden Affixen an das inhaltliche Element, den Stamm, die an sich keine inhaltliche Bedeutung mehr haben; zu diesen werden besonders die uralaltaischen Sprachen gerechnet. Die dritte Stufe nehmen die flektierenden Sprachen ein, als deren Repräsentanten die hamitosemitischen und die indogermanischen Sprachen hingestellt werden; bei ihnen wird das Formelelement durch innere Veränderungen des inhaltlichen Elementes, des Stammes,

oder durch Affixe ausgedrückt, die aber mit den Stämmen eng verwachsen.

Fast die gleiche Einteilung war schon etwas früher von A. W. von Schlegel (Observations sur la langue et la littérature provençales, Paris 1818, S. 14) aufgestellt in folgendem Schema: 1. Sprachen ohne grammatischen Bau, 2. Sprachen mit Affixen, 3. Sprachen mit Inflexionen. Ihm war ein Jahrzehnt früher sein Bruder Fr. von Schlegel (Über die Sprache und Weisheit der Inder, 1808) vorausgegangen mit der Einteilung: 1. Unorganische Sprachen, und zwar, a) Sprachen ohne grammatische Struktur, b) Sprachen mit Affixen; 2. organische Sprachen. Man sieht, wie die Beurteilung der agglutinierenden Sprachen vor Steinthal und Fr. Müller schon von Fr. von Schlegel gegeben war. Die Aufstellung einer besondern Klasse von inkorporierenden durch Pott, von polysynthetischen Sprachen durch Brinton, die besonders in Indianersprachen vorkommen sollen, scheint nicht genügend begründet.

Man hat diese ganze Einteilung vielfach bemängelt: es gebe Sprachen, die in keine oder in mehrere oder in alle der drei aufgestellten Kategorien passen. Das ist kein genügender Gegengrund; hier kann es sich um Übergänge oder um Beibehaltung einzelner älterer Formen auch auf jüngeren Stufen handeln. Ernstlicher sind die Bedenken, die gegen die Umdeutung dieser Einteilung in eine Entwicklungsreihe sprechen. Zunächst braucht die Einsilbigkeit nichts Primitives zu sein; die der tibetobirmanischen Sprachen und also auch des Chinesischen kann nicht mehr als solche gelten, seitdem A. Conrady (Eine indochinesische Causativ-Denominativbildung und ihr Zusammenhang mit den Tonakzenten", Leipzig 1896) die Entstehung der hochtonig einsilbigen Wörter aus einem Stamm mit dem Kausativpräfix *sa* nachgewiesen hat (z. B. *saka, haka, hka, kha, ká*). Durch den gleichen Beweis wird auch der primitive Charakter der Tonalität dieser Sprachen erschüttert und damit auch jene Theorie getroffen (s. oben S. 18), die die (einsilbigen) Ursprachen als „singende" Sprachen (Sprache mit musikalischem Tonakzent) betrachten. Ebenso ist es sicher, daß Sprachen von Urvölkern bereits Agglutinierungen aufweisen, die selbst in das Flektierende übergehen, z. B. die Sprachen der Andamanesen-Pygmäen.

Aus diesen und anderen Gründen war denn auch G. von der Gabelentz (Die Sprachwissenschaft, Leipzig 1901, S. 256) dazu gelangt, eine spiralige Form der Sprachentwicklung anzunehmen: „Die Entwicklungslinie krümmt sich zurück nach der Seite der Isolation, nicht in die alte Bahn, sondern in eine annähernd parallele", um von da immer aufs neue wieder die Agglutination und Flexion zu durchlaufen. Damit wäre aber der Wert dieser Klassifikation, selbst wenn man sie im allgemeinen als Entwicklungsreihe gelten lassen wollte, doch bedeutend herabgesetzt für die Bestimmung des zeitlichen Datums einer Entwicklungsphase; denn es wäre ja nicht zu ersehen, ob wir es mit einer primären, sekundären, tertiären usw. Isolation bzw. Agglutination oder Flexion im gegebenen Falle zu tun hätten.

Zu einer ähnlichen Ansicht war ich auch selbst gekommen (MAGW XXXIII, 1913, S. 384). „Ich hatte mir immer die Sprachentwicklung unter einem anderen Bilde vorgestellt, als dem der Wellenbewegung: Die Sprachentwicklung gehe in Hebungen und Senkungen vor sich, die unaufhörlich einander folgen, und es gebe kein Kennzeichen um mit Bestimmtheit zu unterscheiden, ob ein Tiefstand das Ende einer früheren Hebung oder der Anfang zu einer kommenden Hebung sei, ob er als das Resultat einer Analysis einer früheren Synthese oder als die Vorstufe zu einer kommenden Synthese betrachtet werden müsse, und noch viel weniger sei es möglich, zu bestimmen, die wievielte Hebung oder Senkung es sei, die man gegebenenfalls vor sich habe." Demgegenüber scheint nun doch Wundt ein Orientierungsmittel gefunden zu haben, wenn er schreibt: „Zu Verschmelzungsvorgängen solcher Art, wie sie der ursprünglichen Entstehung der Wortformen zugrunde lagen, gehört eine Stabilität der Gedankenbildung und eine Gleichförmigkeit der Begriffsverbindungen, wie sie einer fortgeschrittenen Kultur nicht mehr eigen sind" (II, S. 173). Danach wäre dann die unter dem Einfluß der gesteigerten geistigen Entwicklung eingetretene reichere Ausbildung der Beziehungswörter und die schärfere Ausprägung ihrer Bedeutung ein Kennzeichen einer nach früherer Synthese eingetretenen Analyse, also eines späteren Zustandes.

Nur wäre hervorzuheben, daß sie ihrer ganzen Natur nach von selbst ausgeschlossen sein würde bei jenen Fällen, wo das Ende einer Sprachentwicklung nicht zusammenfällt mit der Entwicklung einer fortgeschrittenen Kultur, sondern wo in kultureller Hinsicht entweder Stagnation oder gar Rückgang eintrat. In solchen Fällen — und ich glaube nicht, daß sie gar so selten sind — wird also stets die Möglichkeit des Eintrittes immer neuer Entwicklungsperioden bestehen bleiben, wie auch die Unmöglichkeit, zu unterscheiden, ob eine frühere oder spätere Entwicklung vorliegt.

So führt also die Klassifikation, auch wenn sie als Entwicklungsreihe im großen und ganzen bestehen könnte, doch nicht mit zuverlässiger Sicherheit durch den tatsächlichen Geschichtsverlauf der Entwicklung der Sprache bis zu ihrem Ursprung zurück. Deshalb hat die neuere Sprachwissenschaft auch diese abgekürzten Wege zu dem großen Ziele verlassen. Sie ist zur Einsicht gelangt, daß wenn es überhaupt, dann nur auf dem langen, mühevollen Weg einer geduldigen, exakten Durchforschung aller Einzelsprachen erreicht werden könne, deren verwandtschaftliche Zusammenhänge festzustellen und zu immer umfassenderen Sprachgruppen zusammenzuschließen seien, um mit Hilfe der letzteren in immer größere Zeittiefen hinein vorstoßen zu können. Was die Sprachwissenschaft auf diesem Wege schon Großes geleistet hat, soll im I. Teil dieses Werkes vorgeführt werden.

Aber eben die allerletzten größeren Gruppierungen, die dann die letztmöglichen Zeitentfernungen zu erreichen ermöglichen, werden nur in Verbindung der linguistischen mit der kulturhistorischen Forschung durchgeführt werden können. Zur Lösung dieser bisher noch nicht in Angriff genommenen Aufgabe soll dann im II. Teil ein Versuch gemacht werden.

3. Die vergleichende Sprachwissenschaft (Linguistik) und ihre Geschichte.

Es ist nicht unsere Absicht, hier die gesamte Entwicklung der Sprachwissenschaft darzulegen; hier bieten für die älteren Epochen noch immer F. Max Müllers „Vor-

lesungen über die Wissenschaft der Sprache" (Oxford 1861, deutsch von C. Böttger, 1. Aufl. Leipzig 1862, 3. Aufl. 1879), wie auch Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft (München, 1. Aufl., 1869) das reichhaltigste Material, das freilich jetzt wohl einer Ergänzung und kritischen Nachprüfung bedürftig wäre.

Uns obliegt es hier, den Versuchen nachzugehen, wie aus der Vergleichung der Sprachen untereinander sowohl ihre Eigenart als auch ihre geschichtlichen Zusammenhänge mit anderen Sprachen zutage gefördert werden. Die daraus entstandene Wissenschaft ist noch ziemlich jungen Datums.

a) Die Anfänge der Lingustik.

Keines der älteren Kulturvölker hat es zu einer derartigen Wissenschaft gebracht, obwohl es nicht an Schriftstellern gebrach, die ferne Völker bereist hatten und also mit fremden Sprachen in Berührung gekommen waren. Es boten die großen Weltreiche Veranlassungen politischer, administrativer und wirtschaftlicher Natur genug, sich mit fremden Sprachen zu befassen: die bi-, tri- und polylinguen Inschriften und sonstige Dokumente insbesondere des vorderen Asiens legen Zeugnis davon ab.

Fruchtbarer noch als diese Schöpfungen der Gewalt und Herrschsucht wirkte das Christentum, das in sich den Beruf fühlte, zu allen Völkern zu gehen und ihnen in ihrer Muttersprache das Evangelium zu verkünden. Und da das Pfingstereignis wohl nach dieser Richtung hin anspornte, aber die Nötigung zur Erlernung fremder Sprachen nicht aufhob, da ferner die Christianisierung fast überall längeren Zuzug fremder Glaubensboten forderte, so ergab sich auch die Nötigung, in Wörtersammlungen und Grammatiken schriftlich niederzulegen, was die ersten gelernt hatten, damit die späteren dann um so leichter lernen könnten. Da ferner die Glaubensboten selber schon ein Buch mitbrachten, die Bibel, so ergab sich die weitere Notwendigkeit, auch dieses in die fremden Sprachen zu übertragen, so daß also neue schriftlich fixierte Dokumente dieser Sprachen geschaffen wurden. Eine gleiche Notwendigkeit ergab sich für die Abfassung der gebräuch-

lichen Gebete und Gesänge, Katechismen und Predigtsammlungen.

Es ist richtig, daß diese Werke nicht immer den wahren Geist der betreffenden Sprache atmen, sondern ihr oft Gewalt antun, indem sie sie in die Regeln europäischer Sprachen einzwängen; indes es gibt auch davon rühmliche und nicht zu seltene Ausnahmen. Aber die Gesamtheit gerade dieser Materialien hat jedenfalls den ersten Anstoß gegeben und die ersten Grundlagen gebildet zur Schaffung der vergleichenden Sprachwissenschaft. Sie bilden noch immer einen Schatz, dessen Kostbarkeit bei manchen noch dadurch gesteigert wird, daß die Völker, die diese Sprachen redeten, unterdessen ausgestorben sind.

Die Wissenschaft, die sich aus ihnen erhob, nahm gleich in ihren ersten Anläufen weltweiten Umfang an. Sie konnte deshalb auch nicht früher entstehen, als bis diese Weltweiten sich eröffnet hatten im Zeitalter der Entdeckungen von Amerika, Ostasien, Ozeanien, Afrika. Der Fall von Konstantinopel, der die griechischen Philologen nach Europa gebracht, die stärkere Hinwendung zum hebräischen Urtext der Bibel im 15. Jahrhundert lieferten die günstigen Vorbedingungen. Die semitische Sprachfamilie, die Zusammengehörigkeit des Hebräischen mit dem Syrischen, Chaldäischen (und später mit dem Arabischen), wurde denn auch zuerst erkannt, so schon 1606 von Guichard in seiner „Harmonie Ethnologique“. Aber aus dieser Erkenntnis entstand sofort ein linguistischer Hochmut, der lange Zeit den Fortschritt aufhielt: die Aufstellung, daß das Hebräische als die heilige Sprache den Ursprung aller anderen in sich schließe. Einer der ersten, der dagegen entschieden auftrat, war der große Polyhistor Leibniz, der die einschnürende Enge dieser Auffassung durchbrach mit seiner nach allen Seiten hinausgegebenen Forderung an Missionare, Reisende, Gesandte und Fürsten, zuerst einmal recht vielseitiges Originalmaterial, Wörtersammlungen, Texte, Grammatiken von allen Seiten herbeizuschaffen.

Ein Missionar war es, der diese Anregungen am kräftigsten und umfassendsten verwirklichte. Es ist der spanische Jesuit Lorenzo Hervás (1735—1809), der damit für die vergleichende Sprachwissenschaft dieselbe Stelle

eines Begründers einnimmt, wie sein Ordensbruder Lafitau für die Ethnologie. Schon wie er als Missionar in dem sprachenreichen Südamerika wirkte, wandte er sich dem Studium dieser Sprachen mit Eifer zu. Als er dann nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Rom lebte, benutzte er die einzigartigen Gelegenheiten, die die zahlreichen, von allen Seiten der Welt zurückberufenen Jesuitenmissionare ihm darboten, seine Kenntnisse zu vervollständigen. Er legte sie nieder in einer Reihe von Werken, die, zuerst italienisch geschrieben, erst später teilweise ins Spanische übersetzt wurden: Catalogo delle lingue conosciute e notizia della loro affinità e diversità, 1784; Origine, formulazione, mecanismo ed armonia degl'idiomi, 1785; Vocabulario poliglotto con prolegomeni sopra più di CL lingue, 1785; Saggio prattico delle lingue con prolegomeni ed una racolta di orazioni domenicali in più di CCC lingue e dialetti, 1787; Catálogo de las lenguas de las naciones conocidas, y numeración, división, y clases de estas segun la diversidad de sus idiomas y dialectos, Madrid 1800—1805. So zahlreich auch seine Wörtersammlungen und Wortvergleichungen sind, so legt er doch den Nachdruck auf die Grammatik als Beweismoment für die Beziehungen der Sprachen zueinander, und er verfaßte selbst Grammatiken von mehr als 40 Sprachen. Die Zusammengehörigkeit der semitischen Sprachen dehnte er auf das Arabische und Äthiopische aus; er fand die Verwandtschaft des Ungarischen, Lappischen und Finnischen heraus, stellte die Selbständigkeit des Baskischen fest, entdeckte vor W. v. Humboldt die malaio-polynesische Sprachfamilie und sah auch einen Teil der Zusammenhänge zwischen dem Sanskrit und dem Griechischen und Lateinischen.

Ein mehr theoretisch-regulatives, aber sehr beachtenswertes Werk ist auch N. Beauzée, „Grammaire générale ou exposition raisonnée des éléments nécessaires du language pour servir de fondement à l'étude de toutes les langues, Paris 1767".

Auf einen fruchtbaren Boden fielen Leibniz' Anregungen auch bei der Kaiserin Katharina II. von Rußland, die sich mit Leidenschaft diesen Studien hingab und aus allen Teilen ihres großen Reiches wie auch anderswoher

sich Materialien kommen ließ. Als Frucht derselben erschien in Petersburg 1787 durch Pallas herausgegeben ein „Glossarium comparativum linguarum totius Orbis“, eine zweite Ausgabe, von Jankiewitsch besorgt, in vier Bänden 1790—1791.

Auf diese Werke sich stützend und neues Material beibringend, veröffentlichte J. C. Adelung seinen „Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde“, 1. Bd., Berlin 1806, Nach Adelungs Tode veröffentlichte J. S. Vater den 2. Bd. 1809 und ließ zugleich mit dem jüngeren Adelung den 3. und 4. Band 1812—1816 und 1817 folgen. Wenn auch reichhaltiger als die Werke von Hervás, bildet es in formalwissenschaftlicher Hinsicht nicht durchwegs einen Fortschritt.

Zu nennen ist auch noch A. Balbi, Atlas ethnographique du globe, ou classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues, Paris 1826.

b) Die Linguistik als Wissenschaft.

Die Entdeckung der einzelnen großen Sprachfamilien und die damit eintretende Spezialisierung der Sprachwissenschaft machte es natürlich in steigendem Maße schwieriger, das Gesamtgebiet derselben zu umfassen. Aber doch sind noch eine stattliche Reihe von Männern zu verzeichnen, die auf dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft sich auszeichneten. Aus der ersten Periode des vorwiegend äußeren Vergleichens führte in die tieferen innerlichen Gebiete hinein Wilhelm von Humboldt besonders in der Einleitung zu seinem Hauptwerk „Über die Kawi-Sprache auf der Jnsel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes“ (1836—1839). Er stellte die innere Sprachform (s. oben S. 24) auf und legte deren maßgebenden Einfluß auf die eigentliche tiefere Formung der Sprache dar.

Nachdem die materialistische Strömung der Mitte des 19. Jahrhunderts die Sprachwissenschaft in Gefahr gebracht hatte, von dieser tief-geistigen Richtung abgedrängt und als „Naturwissenschaft“ auf die äußeren lautlichen Erscheinungen beschränkt zu werden, erwarb sich H. Stein-

thal das doppelte Verdienst, durch die Herausgabe und Kommentierung der Werke Humboldts die fast abgerissene Verbindung mit diesem wieder herzustellen, sein Werk fortzuführen und durch seine völkerpsychologische Behandlung der Sprachwissenschaft neue Bahnen zu eröffnen. Seine bedeutendsten Werke sind „Classification der Sprachen" (Berlin 1850) und „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft" (Berlin 1881); durch Begründung und langjährige Leitung der „Zeitschrift für Völkerkunde und Sprachwissenschaft" erwarb er sich besondere Verdienste. Steinthals erstes Werk „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" wurde neubearbeitet und unter dem Titel „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" weitergeführt durch seinen Schüler Fr. Misteli (Berlin 1893), der von der Psychologie weg wieder mehr zu den linguistischen Tatsachen hinlenken will.

Denn unterdessen hatte die vergleichende Sprachwissenschaft sowohl in der Intensität ihres Betriebes wie in der Ausdehnung und Abgrenzung ihrer einzelnen Gebiete bedeutende Fortschritte gemacht. Es entstanden eine Reihe von tüchtigen Lehrbüchern über die allgemeinen Prinzipien der Sprachwissenschaft, von denen hier genannt seien: F. Max Müller, Lectures on the Science of Language, Oxford 1861 (deutsch von C. Böttger: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, 1. Aufl., Leipzig 1862); W. D. Whitney, Language and the Study of Language (1867), Leben und Wachstum der Sprache (deutsch von Leskien, Leipzig 1876); A. Hovelacque, La Linguistique, Paris, 1. ed. 1876, 2. ed. 1877; A. H. Sayce, Principles of Comparative Philology (2. ed.), London 1875, Introduction to the Science of Language, 2 vols., London 1882; H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle 1880; L. Adam, La Classification, l'objet, la méthode, les conclusions de la linguistique, Paris 1882; H. Hale, The Development of Language, Toronto 1888; J. Byrne, General Principles of the Structure of Language (2. ed.), London 1892, 2 vols.; A. Gießwein, Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft, Freiburg i. Br. 1892; G. von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse, Leipzig 1901; H. Oertel, Lectures on the Study of Language, New York, London 1902; A. Meillet, Linguistique historique et linguistique générale, Paris 1921.

Mehrere von diesen Werken gehen mehr oder weniger von den Tatsachen nur eines Sprachgebietes, besonders des indogermanischen, aus: so vortrefflich sie nun in anderer Hinsicht auch sein können, wie z. B. H. Pauls „Grundfragen", so mindert das natürlich doch ihren Wert und ihre Geltung. Wirklich universell ist hier besonders G. v. d. Gabelentz' „Sprachwissenschaft", ein etwas breit angelegtes, aber umfassendes und sehr instruktives Werk. Nicht minder umfassend, aber bedeutend origineller und tiefer, teilweise freilich auch seltsamer sind J. Byrne's „Principles of the Structure of Language".

c) Teil- und Hilfswissenschaften der Linguistik.

Die Sprachpsychologie wurde gepflegt in etwas primitiver Form durch die zahlreichen Bände der „Etudes de Grammaire comparée" (Paris 1899 ff.) und der „Etudes de Linguistique et de Psychologie" (Paris 1906) des unermüdlichen, aber nicht immer exakten und oft wenig tiefen R. de la Grasserie, die aber manche nützliche Einzelbemerkungen enthalten.

Den ersten Teil der monumentalen „Völkerpsychologie" W. Wundts bilden die beiden Bände „Die Sprache" (Leipzig, 1. Aufl. 1900), die in umfassend-systematischer Weise sämtliche sprachpsychologischen Probleme behandeln. Die philosophisch-psychologische Durchdringung ist hier eine eindringliche und scharfsinnige, man möchte nur das linguistische Material noch reichlicher herangezogen wünschen.

Das ist in bedeutend stärkerem Maße geschehen in P. J. van Ginnekens S. J. „Principes de Linguistique psychologique" (Paris-Leipzig-Amsterdam 1907), bei dem auch die Psychologie nicht zu kurz kommt, sondern vielfach noch neue Problemstellungen bringt und neue Problemlösungen zustande bringt.

Interessante neue Problemstellungen und Problemlösungen mit Belegen vorzüglich auch aus amerikanischen Sprachen bringt E. Sapirs treffliches Werk „Language", New York 1921.

Die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts einsetzende materialistische Richtung (s. oben S. 31) hatte

wenigstens das Gute, daß auch den Klanglauten der Sprache eine größere Aufmerksamkeit zugewendet und sie einer exakt-naturwissenschaftlichen Erforschung unterworfen wurden, so daß ein neuer besonderer Zweig der Sprachwissenschaft, die Phonetik (Lautlehre), entstand. Ihre Grundlagen gehen freilich in Spanien, Italien, Frankreich und England bis ins 17. Jahrhundert zurück; ihre Erweiterung zur vergleichenden Phonetik trat schon mit Ch. de Brosses „Traité de la formation méchanique des langues et des principes physiques de l'étymologie" und den Arbeiten der französischen Schule (Chladni, Deleau, Cagniard-Latour) ein. In Deutschland, wo R. von Raumers (1815—1876) Arbeiten zuerst nicht genügend beachtet wurden, wurde die Phonetik jetzt mit verbesserten Mitteln und Methoden aufgenommen von den beiden Österreichern E. Brücke (Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute, Wien 1856) und J. N. Czermak, den deutschen Forschern G. L. Merkel (Anatomie und Physiologie der menschlichen Stimm- und Sprachorgane, Anthropophonetik, Leipzig 1856), K. Helmholtz, F. G. Donders, Graßmann, Auerbach, Fr. Techmer (Phonetik, Leipzig 1880, und Abhandlungen in der von ihm gegründeten „Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft" (1887 bis 1890), E. Sievers (Grundzüge der Phonetik, Leipzig 1826) u. a., den beiden Engländern A. Mellville Bell und H. Sweet, dem Norweger J. Storm, dem Dänen O. Jespersen. In eine neue Periode trat die Phonetik durch die umfassende Anwendung der Experimentaltechnik, wie sie Abbé Rousselot in Paris (seit 1887, sein Hauptwerk: Principes de Phonétique expérimentale, Paris 1902 ff.) durchführte. S. das Nähere über diese Forscher und ihre Richtungen und Erfolge in W. Schmidt, Die Sprachlaute und ihre Darstellung in einem allgemeinen linguistischen Alphabet (Salzburg-Wien 1907, S. 1—16); anzufügen ist das seitdem erschienene treffliche Werk von C. Paconcelli-Calzia, Die Experimentalphonetik in ihrer Anwendung auf die Sprachwissenschaft (2. Aufl., Berlin 1924), das auch die sämtliche Literatur dieser Richtung bringt.

In der vergleichenden Phonetik ergab sich um so stärker auch die Notwendigkeit, für die mancherlei ganz

neuen Laute, die ihr bei den Sprachen der außereuropäischen Völker entgegentreten, eine zutreffende und einheitliche Schreibweise im linguistischen Alphabet aufzustellen, eine Aufgabe, die auch an den Missionar und Ethnologieforscher oft herantritt. Um die Lösung dieser Aufgabe hatte sich schon C. F. Volney mit seinem „Alphabet européen appliqué aux langues asiatiques (1819)“ bemüht. Unter den mancherlei Systemen, die im Laufe der Zeit dafür aufgestellt wurden (W. Jones, Pitman, Brücke, Bell, Max Müller, A. E. Ellis, H. Sweet, W. Vietor, J. Storm, F. Techmer, Rousselot, J. W. Powell, P. Passy, R. Lepsius, W. Schmidt u. a.) sind nur wenige zur allgemeinen Bedeutung gelangt, und nur vier bzw. drei sind heute in bedeutungsvollerer Geltung.

Eine weite Geltung erreichte zuerst das „Standard-Alphabet“ von R. Lepsius (Das allgemeine linguistische Alphabet, Berlin 1855, Standard alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems, London 1863). Es wurde durch Lepsius selbst und Christaller in die afrikanischen, durch H. C. v. d. Gabelentz in die Südsee- und einen Teil der ostasiatischen Sprachen eingeführt, Steinthal und Lazarus verwendeten es in ihrer „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“; auch die Lautbezeichnung der Indogermanistik und Semitistik steht ihm nicht fern.

Eine Weiterführung und Korrigierung desselben, mit Heranziehung von Techmers Schreibweise bildet das „Anthropos-Alphabet“ von W. Schmidt, das (1907) in der Zeitschrift „Anthropos“ veröffentlicht wurde (in der oben S. 34 angeführten Abhandlung „Die Sprachlaute . . .“ als Separatausgabe, auch französisch, erschienen) und sich neuerdings besonders im Gebiet der Sprachen der Naturvölker immer mehr ausbreitet.

Für die nordamerikanischen Sprachen hatte J. W. Powell (Contribution to North American Ethnology III, Washington 1877, S. 443 ff., Introduction to the Study of Indian Languages, Washington 1880, S. 1 ff.) das „Smithsonian-Alphabet“ eingeführt, das neuerdings von Fr. Boas u. a. eine bedeutende Umänderung erfuhr. Seine letzte Gestaltung erhielt es durch ein Komitee, bestehend aus Fr. Boas, E. Sapir und A. L. Kroeber in den Jahren

1913—1915, welches darüber berichtet in der Abhandlung „Phonetic Transcription of Indian Languages" (Smithsonian Miscellaneous Collections, vol. 66, nr. 6, Washington 1916).

Für die phonetische Umschrift der modernen europäischen, besonders der romanischen Sprachen und des Englischen, dann auch für andere Sprachen ist das zuerst von P. Passy (Etude sur les changements phonétiques, Paris 1890, S. 76 ff.) aufgestellte Alphabet der „International Phonetic Association" in Aufnahme gekommen.

Das wissenschaftliche wie das praktische Gesamtinteresse würde es erfordern, daß diese drei bzw. vier Systeme je eher desto besser zu einer gegenseitigen Einigung und Ausgleichung gelangten (s. das Nähere bei W. Schmidt, a. a. O., S. 17 ff.).

Eine andere Reihe von Werken hat sich zum Ziel gesetzt, die linguistischen Tatsachen selbst, kritisch gesichtet und in einer einheitlichen Systematik vorzuführen. Nach dem älteren noch etwas primitiven Werk von R. G. Latham, Comparative Philology (London 1862) ist hier vor allem zu nennen Fr. Müllers vierbändiges Werk „Grundriß der Sprachwissenschaft" (= GSpr), (Wien 1876), welches kurze Grammatiken und Textproben von allen damals bekannten Sprachen und Sprachgruppen bietet. Geschädigt wurde das Werk besonders in seinen ersten Teilen durch das von dem antimonogenistischen Standpunkt Müllers ausgehende Bestreben, die Verschiedenheiten der Sprachen möglichst stark hervorzuheben und ihre Zusammenhänge abzuschwächen. Gegenüber dem vollen und lebendigen Material bei Müller bildet F. N. Fincks allerdings auch bedeutend kleineres Werk „Die Sprachstämme des Erdkreises" (Leipzig 1909) nur ein bloßes Aufzählen der Sprachen und ihrer Gruppierungen ohne Geschichte und ihre Belege. Konkreter und gesättigter wirkt desselben Verfassers Werk, das aber ebenfalls nur geringen Umfanges ist, „Die Haupttypen des Sprachbaues" (Leipzig 1910).

Das gerade Gegenteil von Fr. Müllers antimonogenistischem Standpunkt offenbart A. Trombetti in seinem Werk „L'Unità d'Origine del Linguaggio" (Bologna 1903); ferner: Come si fà la critica di un libro, Bologna 1907, Saggi

di Glottologia generale comparativa, I: I Pronomi personali, Bologna 1908, II: I numerali 1913, III: Comparazioni lessicali, 1920. Trombetti behauptet bereits jetzt, mit vielfacher Überspringung der absolut nötigen Einzelforschungen, sehr oft allein gestützt auf den jetzigen Gleichklang einer Anzahl Wörter, die den verschiedensten Entwicklungsstufen und Sprachgruppen angehören können, auf empirische Weise den einheitlichen Ursprung sämtlicher Sprachen nachweisen zu können, ein ohne Zweifel verfrühtes und in manchen Teilen auch verfehltes Unternehmen, so wertvolle Einzelergebnisse sich in Teilfragen auch vielfach herausstellen mögen. Teilweise bessere Methoden und umfassendere Vorarbeiten offenbart sein neuestes Werk „Elementi di Glottologia" (= EG), Bologna 1923, 2 Bde., das deshalb auch auf weite Strecken hin auf gesichertem Boden sich bewegt und zahlreiche gute Neuerwerbungen macht, so daß er hier seinem Hauptziel ein gutes Stück näher gekommen ist. In anderen Teilen, so in den australischen und Papua-Sprachen, sowie in den amerikanischen Sprachen bestehen noch die alten Unzulänglichkeiten und deshalb auch die alte Erfolglosigkeit. Davon abgesehen bleiben die „Elementi di Glottologia" eine bedeutende systematische Übersicht über eine ganze Reihe wichtiger Spracherscheinungen.

Eine kurze, aber instruktive Zusammenfassung mit kritischer Würdigung der gemachten Versuche der Sprachzusammenlegungen gibt J. van Ginneken in seiner Abhandlung „De huidige stand der genealogische taalwetenschap" (Tijdschrift v. Nederl. Taal- en letterkunde, Bd. XXVIII, S. 1—48, 1909).

Daß die fortgeschrittene Erforschung der einzelnen Sprachen und Sprachengruppen es einem einzelnen Gelehrten schwer, wenn nicht unmöglich macht, eine Gesamtdarstellung sämtlicher Sprachen zu geben, zeigt sich auch darin, daß das neueste Werk dieser Art „Les Langues du Monde" (Paris 1924, vol. XVI der Collection Linguistique publiée par la Société de Linguistique de Paris) unter Führung von A. Meillet und M. Cohen von einem ganzen Stab französischer (und russischer) Linguisten (J. Vendryes, A. Sauvageot, J. Deny, S. Eliseeo, C. Autran, G. Lacombe, N. Trubetzkoy, J. Bloch, J. Przyluski, G. Ferrand, M. Delafosse,

L. Homburger, P. Rivet) zustande gebracht wurde, wobei immer noch einige Sprachengruppen, so die australischen, die austrischen und die Papua-Sprachen nicht zu ihrem Recht gelangten, während freilich andere Gruppen, zum Teil mit trefflichen Karten, von großem Wert sind.

Der früher, in der Blüte des Materialismus von A. Fr. Pott, A. Schleicher, A. H. Sayce, Fr. Müller, L. Adam, A. Hovelacque u. a., behauptete polygenistische Ursprung der Sprachen ist schon durch die immer stärker zutage getretene und allgemeiner anerkannte physische und psychische Einheit des Menschen erschüttert worden, und die hervorragendsten Sprachforscher wie Latham, Max Müller, Whitney, L. Reinisch, Fr. Schuchardt, H. Codrington, A. Uhlenbeck, H. Kern, N. Finck, J. van Ginneken, G. v. d. Gabelentz u. a. treten für die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit der Ureinheit der Sprachen ein. Bis dafür aber der empirische Beweis in exakt-wissenschaftlicher Weise geführt werden kann, muß noch viel Einzelarbeit geleistet werden. Den Skeptikern freilich muß auch entgegengehalten werden, daß die Fortschritte, welche die vergleichende Sprachwissenschaft in den letzten dreißig Jahren in der Aufdeckung von ganze Kontinente und Meere übergreifenden Sprachzusammenhängen zustande gebracht hat, noch kühnere Hoffnungen für die Zukunft rechtfertigen.

Diese Zusammenhänge und die dadurch sich ergebenden Sprachfamilien und Sprachgruppen sollen jetzt in den folgenden Abschnitten vorgeführt werden.

I. Die Sprachfamilien Europas und West- und Nordasiens.

1. Die indoeuropäischen Sprachen.

Wenn auch die Einheit der semitischen Sprachen die erste war, die aufgedeckt wurde (s. oben S. 29), so war diese Entdeckung für die allgemeine Sprachwissenschaft nicht besonders fruchtbar, weil diese Einheit zu wenig Mannigfaltigkeit in sich schloß, da die einzelnen semitischen Sprachen relativ genommen fast nur wie Dialekte einer Sprache sind. Das war anders bei den indogermanischen oder indoeuropäischen Sprachen, und eben deshalb dauerte es auch länger, bis ihre Einheit in vollem Umfang erkannt wurde.

Als erster legte der Jesuitenmissionar P. Cœurdoux (1767) in einem der französischen Akademie vorgelegten Memorandum, das aber unbeachtet beiseite gelegt wurde, den Zusammenhang des Latein und Griechisch mit dem Sanskrit dar. Nachdem auch W. Jones (1786) darauf hingewiesen hatte, war es Fr. von Schlegel, der mit genialem Weit- und Tiefblicke den Gesamtumfang dieser Sprachfamilie umfaßte in seinem Werk „Über die Sprache und Weisheit der Inder“ (1808). Die Einzelheiten der vergleichenden Grammatik, besonders ihres Verbalbaues aber wurden festgelegt durch Fr. Bopp in seinen großen Werken „Über das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen“ (Frankfurt a. M. 1816) und „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Slavischen, Gothischen und Deutschen“ (Berlin 1833—1852). Alles das wurde

teils auf eine festere Grundlage gestellt, teils berichtigt durch die Aufdeckung der Lautgesetze, die A. Fr. Pott in seinem Werk „Etymologische Forschungen auf dem Gebiet der Indogermanischen Sprachen" (Lemgo 1833 bis 1836) durchführte. Ebenso sind von Bedeutung A. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen (Weimar 1861; 6. Aufl. 1876) und A. Fick, Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache (Göttingen 1868, 4. Aufl.), Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen (Göttingen 1890).

Gleichzeitig und nachfolgend begann jetzt auch die gründliche Erforschung der einzelnen Teilgebiete: der germanischen Sprachen durch R. K. Rask und J. Grimme (1835—1863), des Sanskrit durch Th. Benfey (1709—1886), M. Müller (1823—1900), W. O. Whitney (1827—1895), O. Böthlingk (1815—1914), R. Roth (1821—1895), Speijer (1886), Uhlenbeck (1894), J. Wackernagel (1896), R. Pischel (1900), des Persischen durch E. Burnouf (1830 ff.), Fr. Windischmann, Fr. Spiegel (1852 ff.), Geiger (1879), A. Meillet (1915), der slavischen Sprachen durch Fr. Miklosich (1874 ff.) und Leskien (1886), der keltischen Sprachen durch J. K. Zeuß (1806—1856), der lituslavischen Sprachen durch A. Schleicher (1823—1868), des Griechischen durch G. Curtius (1820—1825), P. Kretschmer (1896 ff.), der italischen Sprachen durch Corssen (1858 ff.), G. T. Ascoli (1854 ff.), des Albanesischen durch G. Meyer (1878 ff.), des Armenischen durch H. Hübschmann (1883 ff.), A. Meillet (1903 ff.).

Durch die Untersuchungen von H. Osthoff, K. Brugmann, J. Streitberg, H. Paul, P. de Saussure, Fortunatov, Grammont, A. Verner, B. Delbrück, M. Bréal, J. Schmidt, Noreen, H. Hirt, A. Meillet, P. Kretschmer, G. Meyer, Hatzidakis u. a. wurden die Lautgesetze noch exakter festgelegt. Der fünfbändige „Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen" von K. Brugmann und B. Delbrück (Straßburg, 2. Aufl., 1897—1916) bietet eine monumentale Zusammenfassung des bis dahin Erreichten; kürzere Darstellungen: R. Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft, Sammlung Göschen (Leipzig 1897) und Bechtel, Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher (1892), E. Andouin, De la déclinaison dans les

langues indo-européennes (Paris 1898), Chr. Bartholomae, Studien zur indogermanischen Sprachgeschichte (1890 bis 1891), A. Meillet, Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes (5. Aufl., Paris 1922). Eine kürzere Zusammenfassung des großen Werkes von Brugmann-Delbrück liegt vor in K. Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen (3 Bde., Straßburg 1902); eine Einleitung dazu bildet W. Streitberg, Die indogermanische Sprachwissenschaft (Straßburg 1902).

Nach der Behandlung der ursprünglichen (velarisierten) Gutturalen, die in einem Teile der indogermanischen Sprachen zu einfachen Palatalen *(k, h)*, in anderen zu palatalen Frikativen oder Affrikativen (*š*, *č*), werden, zerfällt die Gesamtheit in zwei große Gruppen, die nach dem Zahlwort für „hundert", in dem diese Eigentümlichkeit hervortritt, benannt werden: die eine die Gruppe der Kentum-Sprachen, die andere die der Šatem-Sprachen; die erstere hat ihre Vertreter zumeist im Westen (Europa), die andere im Osten (Asien). Die inneren Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen oder indoeuropäischen Sprachen stellen sich damit folgendermaßen dar:

I. Kentum-Sprachen.

1. Italische Sprachen

- Latein
  - davon abstammend: Italienisch, Rätoromanisch, (Ladinisch), Provencalisch, Katalonisch, Spanisch, Portugiesisch, Französisch, Rumänisch.
- Umbrisch-Oskisch

2. Keltische Sprachen

- Südkeltisch (Briten)
  - Walisisch, Kymrisch, Kornisch (Cornwallis), Bretonisch, Gallisch (ausgestorben).
- Nordkeltisch (Goidel)
  - Manx, Irisch, Schottisch

3. Germanische Sprachen

- Nordgermanisch
  - Norwegisch, Isländisch, Dänisch, Schwedisch
- Ostgermanisch
  - Gotisch
- Süd- oder Westgermanisch
  - Anglofriesisch
    - Friesisch, Angelsächsisch
  - Deutsch
    - Niederdeutsch
      - Sächsisch, Flämisch, Niederländisch
    - Hochdeutsch
      - Mitteldeutsch
        - Fränkisch, Thüringisch, Schlesisch
      - Oberdeutsch
        - Bayrisch-Oesterreichisch, Schwäbisch, Alemannisch.

4. Griechische Sprachen

Jonisch, Attisch, Dorisch, Nordwestgriechisch (Epirisch usw.), Elisch, Arkadisch, Kyprisch, Äolisch, Pamphilisch.

5. Thrakisch.

6. Tocharisch

(neu entdeckt in Literaturresten bei Ausgrabungen in Ostturkestan).

II. Satem-Sprachen.

1. Albanisch-Illyrisch-Venetisch.

2. Baltisch-Slavisch

Urbaltisch	Urslavisch			
	Ostslavisch	Westslavisch	Südslavisch	Bulgarisch.
Litauisch, Lettisch, Altpreußisch	Groß- (u. Weiß-) Russisch, Klein-Russisch (Ukrainisch)	Polnisch, Tschechisch (Wendisch, Sorbisch)	Slovenisch, Serbo-kroatisch	

3. Vorderasiatische Gruppe

Armenisch-Phrygisch, Ossetisch (Altskythisch), Mitanni, Kossäisch.

4. Arische Gruppe

Iranisch			Dardistansprachen	Sanskrit Moderne Sprachen
Altpersisch, Avesta (Pehlevi, Neupersisch), Kurdisch	Balutschi: Nord-Balutschi, Süd- und West-Balutschi (Makrani)	Pushto (Afghanisch), Ormuri, Galchah-Gruppe		*a.* Nordwest-Gruppe: Kashmiri, Lahnda, Sindhi, Pahari. *b.* Zentral-Gruppe: Marathi, Konkani, Khandeshi, Warhadi, Nagpuri, Halabi. *c.* Östliche Gruppe: Oriya, Bihari, Bengali, Assamesi. *d.* Westliche Gruppe: Hindu, Braj-Bhasha, Hindostani, Rajasthani, Gujarati, Panjabi

Dardistansprachen:

Shina-Khowar-Gruppe		Kafir-Gruppe	Kalasha-Pashai-Gruppe
Shina: Gilgiti, Astori, Brokpa, Shina	Khowar (Chitrali)	Bashgali, Wai, Veron (Presun), Ashkund	Kalasha, Gawar-Pashai (Laghmani, Deghani).

2. Das Burushaski (Khadžuna).

Dort, wo von der indo-iranischen Gruppe der indoeuropäischen Sprachen die große Gruppe der dem Sanskrit entstammenden indischen Sprachen sich abzweigt und auch die nicht zu ihnen gehörige Gruppe der Dardistan-Sprachen Zeugnis von den Besonderheiten ablegt, die hier in den wilden Tälern des Knotenpunktes des mächtigen mittelasiatischen Gebirgsmassivs sich erhalten konnten, da, an einem der Nebenflüsse des Gilgit in Hunza-Nagar, befindet sich das Gebiet einer Sprache, für die bis jetzt alle Versuche, sie mit anderen Sprachfamilien in Verbindung zu setzen, gescheitert sind. Es ist das Burushaski, von seinen indo-iranischen und tibetischen Nachbarn auch Khadžuna, Yashkan oder Kundžuti genannt.

Es ist bekannt geworden durch G. W. von Leitner, Results of a Tour in Dardistan, Kashmir, Little Tibet, Ladak, Zanskar etc., Part I: A Comparative Vocabulary and Grammar of the Dardu languages (Arnya, Khajuna, Kalasha and two dialects of Shina) (Lahore and London 1873 ff.) und The Hunza and Nagyr Handbook (in two parts, Calcutta 1889 ff.). Vgl. dazu G. A. Grierson, The Languages of India (Calcutta 1903, S. 94).

A. Trombetti (EG, 1922, S. 63) will das Burushaski „in qualche modo“ mit den Dravida-Sprachen in Verbindung bringen, von denen das Brahui allerdings ebenfalls in diesen Gegenden als ein isolierter Block inmitten der indo-iranischen Sprachen zurückgeblieben ist; er fügt aber hinzu: „E un linguaggio molto archaico.“ Das ist das Burushaski jedenfalls; denn wenn es auch zu den Dravida-Sprachen gehören sollte, so würde es ihrer Gesamtheit, das Brahui miteingeschlossen, noch als Besonderheit gegenüberstehen. Aber der Beweis, daß es zu den Dravida-Sprachen gehöre, ist in keiner Weise geliefert, und die Sonderzüge in Form und Wortschatz sind derart, daß es bis jetzt als eine selbständige Sprache betrachtet werden muß. Das Gleiche müßte gesagt werden gegenüber dem Versuch P. L. Barbono's (JAOS XLI, 1921, S. 60 ff.), dem auch Grierson sich zuneigt, das Burushaski mit den Munda-Sprachen in Verbindung zu bringen; nach dem diese, wie Sten Konow gezeigt (s. unten S. 120), früher

bis weit in den Himalaja hinein ihr Gebiet erstreckt hätten, sei das Burushaski ein abgesprengter Rest desselben im äußersten Nordwestindien, wie das Brahui ein solcher von den Dravida-Sprachen sei.

Diese isolierte Stellung des Burushaski ist eine prinzipielle Tatsache von großer Bedeutung: denn sie gibt den positiven Beleg dafür, daß auch vor oder neben den Dravida- (und Munda-)Sprachen es noch andere Sprachen in Indien gab. Eine von ihnen hat sich nahe der großen nordwestlichen Heeresstraße nach Indien, allerdings geschützt in unzugänglichen Tälern, bis auf unsere Tage retten können, „at a place where Turki, Tibeto-Burman, Indo-Aryan and Eranian Languages all meet“ (Grierson a. a. O.).

3. Die uralaltaischen Sprachen, die Gruppe Eskimo-Aleutisch.

Die Zusammengehörigkeit der ural-altaischen Sprachen wurde noch früher als die der indogermanischen festgestellt durch den schwedischen Reisenden J. von Strahlenberg in seinem Werke „Das Nord- und Östliche Theil von Europa und Asia“ (Stockholm 1730) mit seiner Tafelbeilage „Gentium borealium-orientalium harmonia linguarum“, nachdem sie in einzelnen Teilen schon im 17. Jahrhundert durch den Schweden Georg Stiernhielm und den Hamburger Polyhistor Martin Fogel (1669) gesehen worden war; vgl. über den letzteren J. Kvacsala, Die Anfänge der finnisch-ungarischen Sprachvergleichung (Ungar. Revue XIII, 1893, S. 123 f.) und E. Teza, Del 'Nomenclator Finnicus' mandato da M. Fogel in Italia (Rdc. Ac. dei Lincei II, S. 745—771).

a) Die uralischen (finnisch-ugrischen) Sprachen.

Weitaus am besten ist von dieser Sprachfamilie die uralische oder, wie sie öfter genannt wird, die finnisch-ugrische Gruppe durchforscht. Hier setzten schon früh der Jesuit P. Saijnovics (Demonstratio idioma ungarorum et lapponum idem esse, Kopenhagen 1770) und S. Gyarmathi (Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae

originis grammatice demonstrata, 1790) ein, und zu Beginn des 19. Jahrhunderts trat N. Réval mit seinen „Antiquitates linguae Hungaricae“ und seiner „Elaboratio Grammaticae linguae Hungaricae“ hinzu.

Aber dann verlief geraume Zeit, ehe die eigentlich wissenschaftliche Behandlung einsetzte, die erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts an sich zu entfalten begann: A. Boller, Die finnischen Sprachen, Die Deklination in den finnischen Sprachen, Die Konjugation in den finnischen Sprachen, Die Übereinstimmung der Tempus- und Moduscharaktere in den finnischen Sprachen u. a. (Wien, Akad. Wiss., 1853 ff.); A. Budenz, Ugrische Sprachstudien (Pest 1869—1870); Id., Magyar-Ugor összehasonlíto szótár (Budapest 1873—1881), Id., Az ugor njelvek összehasonlíto alaktana (1884—1886); O. Donner, Vergleichendes Wörterbuch der finnisch-ugrischen Sprachen (Helsingfors, I. Teil 1874, II. Teil 1877, III. Teil 1888, unvollendet), Id., Die samojedische Sprache (Atti IV. Congr. Intern. Oriental., Florenz 1878), Id., Die gegenseitige Verwandtschaft der finnisch-ugrischen Sprachen (1879), Id., Über Bildung des Plurals im Finnisch-Ugrischen und Samojedischen (JSFO), XXV, N. S., S. 29—76); A. Ahlquist, Forschungen auf dem Gebiet der ural-altaischen Sprachen (Petersburg 1861 ff.), Id., Die Kulturwörter der westfinnischen Sprachen (Helsingfors 1875), Id., Über die Kulturwörter der obisch-ugrischen Sprachen (JSFO VIII, 1890, S. 154); Ch. E. De Uijfalvy, Étude comparée des langues ougrofinnoises, Paris 1875; Zs. Simonyi, Az ugor módalakok (Nyelvtudományi Kōzlemények XIIII, 1876); N. Anderson, Wandlungen der anlautenden dentalen Spirans im Ostiakischen, ein Beitrag zur ugro-finnischen Lautlehre (Mém. Ac. Imp. Petersbourg, Sér. VIII, T. XL, N. 2); E. N. Setälä, Zur Geschichte der Tempus- und Modusbildung in den finnisch-ugrischen Sprachen (Helsingfors 1887), bringt eine eingehende Bibliographie der einzelnen Sprachen), Id., Über Quantitätswechsel im Finnisch-Ugrischen (JSFO XIV, 1896, Nr. 3), Id., Über ein moulliertes ś im Finnisch-Ugrischen (a. a. O., XVI, 1898, Nr. 2); H. Pipping, Zur Phonetik der finnisch-ugrischen Sprachen (Mém. Soc. Finno-Ougr. XIV, 1899); 1899); A. Gießwein, Les éléments démonstratifs des types *t*, *n*, *l*, et leurs fonctions dans les langues ouraliques

(Muséon, Louvain XIV, S. 248—257, XV, S. 303—315, 375—395).

Im Jahre 1883 wurde von O. Donner und A. Ahlquist in Helsingfors die Société Finno-Ougrienne gegründet, die vom Jahre 1886 an ihr „Journal de la Société Finno-Ougrienne“ erscheinen ließ und damit zu größerer Vertiefung und gesteigerter Exaktheit der Forschung bedeutend beitrug. Alles das wurde noch mehr gehoben und befestigt durch das Erscheinen der beiden weiteren Zeitschriften „Keleti Szemle“ (= KSz) seit 1900 durch I. Kúnos und B. Munkácsi in Budapest und „Finnisch-ugrische Forschungen“ (= FUF) seit 1901 durch N. E. Setälä, K. Krohn und Y. Wichmann in Helsingfors. Die letztere bringt als Anhang einen „Anzeiger der Finnisch-Ugrischen Forschungen“, der von da an die gesamte Bibliographie der Einzel- wie der Vergleichungs-Forschungen dieses Gebietes anführt, so daß darauf verwiesen werden kann.

Hier seien nur noch einige Arbeiten vergleichender Natur von hervorragenderen Forschern der jetzt einsetzenden Periode genannt: Zs. Simonyi, Hailitós a finnugor nyelvekben (Die Flexion in den finnisch-ugrischen Sprachen, Magyar Nyelvör XXIX, 1900, S. 240—245); Y. Wichmann, Die syrjänischen Bildungen auf *-öb, -öp* und der Komparativ in den finn.-ugr. Sprachen (FUF I, 1901, S. 189—193), Id., Zur Geschichte der finn.-ugr. anlautenden Affrikaten nebst einem Exkurs über die finn.-ugr. anlautenden Klusile (FUF XI, 1911, S. 173—290), Id., Zur Geschichte der finnisch-ugrischen *l*-Laute (FUF XV, 1915, S. 1—55); E. N. Setälä, Beiträge zur finnisch-ugrischen Wortkunde (FUF III, 1902, S. 78—90, 277—280 ff.), Id., Zur finnisch-ugrischen Lautlehre (FUF III, 1902, S. 219—276), Id., Über Art, Umfang und Alter des Stufenwechsels im Finnisch-Ugrischen und Samojedischen (FUF XIII, 1912, S. 1—28); H. Paasonen, Zur Frage von den finnisch-ugrischen *s*-Lauten im Wortanlaut (FUF VIIII), 1908, S. 66—71), Id., Beiträge zur finnisch-ugrisch-samojedischen Lautgeschichte (KSz XIIII—XVI, 1912—1915/16), Id., Zur Geschichte des finnisch-ugrischen š-Lautes (FUF XIII, 1912, S. 300—306); E. A. Tunkelo, Über die Funktionen des Genitivs im Urfinnischen (finnisch: Veröffentlichungen der finnischen Literaturgesellschaft, Bd. 120,

Helsingfors 1908); vgl. dazu E. N. Setälä (FUF XI, 1911, Anzeiger, S. 1—7); H. Winkler, Samojedisch und Finnisch (FUF XII, S. 115—127; XIII, 1913, S. 120—163); O. Beke, Das finnisch-ugrische Indefinitum (KSz XIIV, 1913, S. 130 S. 130—178); Id., Einflüsse in die Syntax der finnisch-ugrischen Sprachen (a. a. O., XV, 1914/15); M. Kertész, Über den finnisch-ugrischen Dual (a. a. O., XIV, 1913, S. 74—105); Id., Über die finnisch-ugrische Wortfolge (FUF XVI, 1923, S. 46—64); A. Sauvageot, Langues Finno-Ougriennes et Langues Samoyèdes (LM, Paris 1924, S. 153—183).

b) Die altaischen Sprachen.

Die Bearbeitung der altaischen Sprachen begann mit W. Schotts Untersuchung „Versuch über die tatarischen Sprachen" (Berlin 1836), der aber auch bald die uralischen Sprachen mit einbezog in den folgenden Arbeiten: „Über das Altaische oder Finnisch-Tatarische Sprachgeschlecht" (Berlin 1849), „Das Zahlwort in der tschudischen Sprachenklasse wie auch im Türkischen, Tungusischen und Mongolischen" (AAWB 1853, S. 1—29), „Altaische Studien I—V" (AAWB 1860—1872). H. C. von der Gabelentz folgte mit seiner Arbeit „Über die Samojedische Sprache" (ZDMG V, 1851, S. 24—45).

Bahnbrechend tätig aber war hier besonders M. A. Castrén, zunächst durch umfassende Bearbeitung einzelner Sprachen (Grammatik der samojedischen Sprachen 1854, Versuch einer burjätischen Sprachlehre, Petersburg 1857 u. a.), dann auch in vergleichenden Arbeiten: „De affixis personalibus linguarum altaicarum" (Helsingfors 1850).

Andere Forscher aus dieser Periode sind: O. Böthlingk, Über die Sprache der Yakuten (Petersburg 1851); A. Boller, Die Pronominalsuffixe des ural-altaischen Verbums (1857); L. Adam, De l'harmonie des voyelles dans les langues Ouralo-altaiques (Paris 1874); H. Vambéry, Etymologisches Wörterbuch der turko-tartarischen Sprachen (Leipzig 1876), Id., Die primitive Cultur des turko-tartarischen Volkes auf Grund sprachlicher Forschungen (Leipzig 1879); E. Büge, Über die Stellung des Tungusischen zum Mongolisch-Türkischen (Halle 1887); P. Schmidt, Zum Lautwechsel im Mandschu und Mongolischen (Journ.

Peking Oriental. Soc. IV, 1898, S. 29—38); Fr. Müller, Das Personalpronomen der altaischen Sprachen (SBAWW, phil.-hist. Kl., Bd. 134, Abh. 1, 1890); W. Bang, Uralaltaische Forschungen (Leipzig 1890).

Aus dieser Periode in die folgende hinein reicht der als Sammler wie als Forscher unermüdlich tätige W. Radloff mit seinen zahlreichen Arbeiten, die sich besonders auf die verschiedenen Türksprachen beziehen: Phonetik der nördlichen Türksprachen (Leipzig 1883), Versuch eines Wörterbuchs der Türk-Dialekte (Petersburg, Ak. d. Wiss., 1888 ff.), Zur Geschichte des türkischen Vokalsystems (Izv. Imp. Ak. Nauk, Petersburg, XIV, S. 425—462), Einleitende Gedanken zur Darstellung der Morphologie der Türk-Sprachen (Mém. Imp. Ak. Nauk, Petersburg 1906), Die jakutische Sprache in ihrem Verhältnis zu den Türk-Sprachen (Zap. Imp. Nauk, phil.-hist. Kl. VIII, Sér. 8, 1908).

Die folgende Periode wird eröffnet mit der genialen Entzifferung der alttürkischen Inschriften durch den dänischen Forscher V. Thomsen, Inscriptions de l'Orkhon (Helsingfors 1893 ff.); vgl. dazu seine erste Bekanntgabe der Entdeckung im Bull. de l'Académie Roy. Danem. 1893, S. 285—299). Siehe dazu W. Bang, Erklärung der köktürkischen Inschriften (WZKM XII, 1898, S. 34—58). An dieser Entzifferung beteiligte sich auf Grund der Entdeckungen Thomsens W. Radloff, Arbeiten der Orkhon-Expedition (Ak. d. Wiss., St. Petersburg 1892 ff.), Die alttürkischen Inschriften der Mongolei (St. Petersburg 1896); vgl. dazu W. Bang, Altaische Streiflichter (Louvain 1910).

Diese Periode wird weitergeführt durch das die bisherigen Arbeiten zusammenfassende Werk J. Grunzels, Entwurf einer vergleichenden Grammatik der altaischen Sprachen nebst einem vergleichenden Wörterbuch (Leipzig 1895), dem dessen Abhandlungen, „Die Vokalharmonie der altaischen Sprachen“ (Wien 1888, Ak. d. Wiss., S. 14 ff.) und „Zur Phonetik der altaischen Sprachen“ (Internat. Zeitschrift für vergleich. Sprachw. V, 1890, S. 48 ff.) vorausgingen; als Ergänzung dazu W. Bang, Zur vergleichenden Grammatik der altaischen Sprachen (WZKM XI, 1895, S. 267—276). Es schließen sich an die Arbeiten von G. J. Ramstedt über die der Erforschung noch am stärksten bedürftigen östlichen Sprachen dieser Gruppe: „Über die

Konjugation der Khalkha-Mongolen" (Mém. Soc. Finn.-Ougr. XIX, 1903), „Das Schriftmongolische und die Urgamundart" (JSFO XXI 2, 1902), „Über mongolische Pronomina" (a. a. O., XXIII, 1904), „Über die Zahlwörter der altaischen Sprachen" (a. a. O., XXIV, 1907, S. 1—24), „Zu den samojedisch-altaischen Berührungen (FUF XII, 1912, S. 156 f.), „Zur mongolisch-türkischen Lautgeschichte" (KSz XV, 1914/15, S. 134—150, XVI, 1915/16, S. 66—84). Zu erwähnen sind auch A. D. Rudnev, Materialy po govoram Vostecnoj Mongolii (russ. = Beiträge zur Kenntnis der Mundarten der östlichen Mongolei, St. Petersburg 1911) und N. Poppe, Beiträge zur Erkenntnis der altmongolischen Schriftsprache (Asia Major I, 1924, S. 668—675). Ferner sind hier anzuführen die neueren Arbeiten von W. Bang, Vom Köktürkischen zum Osmanischen (AAWB 1917, Phil.-hist. Kl., Nr. 6; s. dazu die ausführliche Besprechung von B. Munkácsi in KSz XVIII, 1918/19, S. 124—142), und Aus türkischen Dialekten (KSz, a. a. O., S. 7—27), und C. Brockelmann, Zur Grammatik des Osmanisch-Türkischen (ZDMG LXX, 1916, S. 185 ff.) und: Mahmud Al-Kašgharis Darstellung des türkischen Verbalbaus (KSz XVIII, 1918/19, S. 29—49). Auch B. Laufer lieferte hierher einen Beitrag „Zur Entstehung des Genitivs in den altaischen Sprachen" (KSz II, S. 133—138); vgl. auch seine „Skizze der mongolischen Literatur" (a. a. O., VIII, 1907, S. 164—261) und „Skizze der mandžurischen Literatur" (a. a. O., IX, 1908, S. 1—53). Eine Zusammenfassung der altaischen Sprachen liefert J. Deny, Langues Turques, Langues Mongoles et Langues Tongouzes (LM, Paris 1924, S. 185—243).

Mit der Mehrzahl dieser Arbeiten ist aber die Erforschung der altaischen Sprachen doch noch nicht zu dem Grade phonetischer Genauigkeit gelangt, welcher die Aufstellung fester Lautgesetze ermöglicht, den die uralischen Sprachen bereits erreicht haben. Er wird aber eingeleitet durch V. Gøpenbechs „Forstudier til tyrkisk lydhistoric" und H. Petersens Besprechung desselben in seinem Artikel „Türkische Lautgesetze" (ZDMG LVII, 1903, S. 535—561). Auch die letzten Arbeiten von G. J. Ramstedt schlagen bereits diese Richtung ein; desgleichen J. Gombocz mit seiner Arbeit „Zur Lautgeschichte der altaischen Spra-

chen" (KSz XIII, 1912, S. 1—37) und K. Schriefl, Der Genetiv im Jakutischen und Verwandtes (a. a. O., S. 48 bis 84). Vollends tun diesen Schritt G. Bergsträsser, Zur Phonetik des Türkischen nach gebildeter Konstantinopler Aussprache (ZDMG LXXII, 1918, S. 233—262 ff.), und A. Fischer, Die Vokalharmonie der Endungen an den Fremdwörtern des Türkischen (Leipzig 1920). Vgl. dazu J. Németh (ZDMG LXXV, 1921, S. 275—278) und dessen Arbeit, „Die langen Vokale im Jakutischen" (KSz XV, 1914/15, S. 150—164). Im Mongolischen ist hier die vortreffliche Studie des Scheutvelder Missionars A. Mostard, Le Dialecte des Mongols Urdus (Sud), Etude Phonétique (Anthropos XX, 1925) zu nennen.

Über die Stellung des Tschuwassischen (und Wolga-Bulgarischen) s. G. J. Ramstedt, Zur Frage nach der Stellung des Tschuwassischen (JSFO XLVIII, 1922/23), und N. Poppe, Die tschuwassischen Lautgesetze (Asia Major 1924, I, S.. 775—782).

c) Die Zusammengehörigkeit der uralaltaischen Sprachen.

Die Zusammengehörigkeit der uralischen und der altaischen Sprachen zu einer größeren Einheit wurde schon durch v. Strahlenberg behauptet. Ferner traten für sie ein: W. Schott, A. Boller, M. A. Castrén, L. Adam, besonders aber H. Winkler, Uralaltaische Völker und Sprachen (Berlin 1884), Das Uralaltaische und seine Gruppen (Berlin 1885), Der Uralaltaische Sprachstamm, das Finnische und Japanische (Berlin 1908), Die Zugehörigkeit der finnischen Sprachen zum uralaltaischen Sprachstamm (Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau 1911, S. 187 ff.), Die Altaische Völker- und Sprachenwelt (Leipzig-Berlin 1921).

Er rechnet auch das Japanische (und das Koreanische) zu den altaischen Sprachen, wie das schon von Klaproth (1823), de Rosny (1856 ff.), Boller (1857), J. Hoffmann (1857) geschehen war. Die Zusammengehörigkeit des Japanischen und Koreanischen war schon von Aston, A Comparative

Study of the Japanese and Korean languages (JRAS 1879) behauptet und wurde neuerlich von A. M. Podnyčev (japan. Aufsatz über die gramm. Verwandtschaft des Mongolischen und Japanischen) *Tōa-dōbunkwai hōkoku* (Tokyo 1906), und S. Kanarawa, The common origin of the Japanese and Korean languages (Tokyo 1910) bestätigt.

Als Übergang von den altaischen zu den finnisch-ugrischen Sprachen hatte schon Castrén, Grammatik der samojedischen Sprachen (Petersburg 1859), das Samojedische bezeichnet; ebenso O. Donner und neuerdings die bahnbrechenden Untersuchungen des Sohnes des letzteren, K. Donner, Über die anlautenden labialen Spiranten und Verschlußlaute im Samojedischen und Uralischen (MSFO XLIX, 1920).

Zur vergleichenden Lautlehre der uralaltaischen Sprachen siehe die Ausführungen von A. Trombetti (EG 1923, S. 382—403).

d) Die Eskimo-Aleuten-Sprachen.

C. C. Uhlenbeck stellt eine entferntere Verwandtschaft der ural-altaischen Sprachen auch mit der Gruppe Eskimo-Aleutisch auf: Uralische Anklänge in den Eskimosprachen (ZDMG LIX, 1905, S. 755 ff., LX, 112 ff., LXI, 435 ff.), Ontwerp van eene vergelijkende vormleer der Eskimotalen (Amsterdam 1907), welche nach ihm „zwar nicht erwiesen, aber dennoch wahrscheinlich ist" („Die einheimischen Sprachen Nordamerikas bis zum Rio Grande", Anthropos III, 1908, S. 774).

W. Thalbitzer, The Aleutian Language compared with Greenlandic (IJAL II, 1922, S. 40 ff.) hat der Vergessenheit wieder entrissen, daß bereits der dänische Linguist Rasmus Rask (1814 ff.) in mehreren Schriften für den Zusammenhang des Aleutischen mit dem Eskimo und beider zusammen mit den gesamten uralaltaischen Sprachen, die er ebenfalls als eine Einheit erfaßte, eintrat. Neuerdings tritt auch A. Sauvageot für diesen Zusammenhang ein in seinen Arbeiten „Sur certaines similitudes de l'Eskimo et des langues ouraliennes" (BSLP, 1923) und „Eskimo et Ouralien" (JSAP, N. S. XVI, 1924).

Von den Eskimo-Sprachen waren die von Grönland am frühesten bekannt geworden durch die Arbeiten der dänischen Missionare: P. Egede, Dictionarium Gronlandico-Danico-Latinum (Havniae 1750) und Grammatica Gronlandica-Danico-Latina (Havniae 1760); O. Fabricius, Forsøg til en Forbedret Grønlandsk Grammatica (Kjøbenhavn 1791, 2. Aufl. 1802); S. Kleinschmidt, Grammatik der grönländischen Sprache (Berlin 1851).

Die erste vergleichende Untersuchung wurde gleichfalls durch einen aus ihnen, H. Rink, vorgenommen in seinem Werk „The Eskimo Tribes" (Meddelelser om Gronland XI, Copenhagen 1887—1891). Die westlichen Eskimo-Sprachen in Nordamerika und Nordostasien wurden bekannt durch die Arbeiten der französischen Missionare E. Petitot, V. Henry und der amerikanischen Forscher Fr. Boas und A. L. Kroeber. Die Skizze der Grammatik bei Fr. Müller, GSp II, S. 162—180, IV, S. 139—141, berücksichtigt im wesentlichen das (ost-)grönländische Eskimo.

Vorzüglich aber hat sowohl mit der Erforschung der grönländischen Sprache als auch mit der Vergleichung der sämtlichen Eskimo-Sprachen sich befaßt W. Thalbitzer, ein Schüler Jespersens, der auch die Grundlagen zu einer wissenschaftlichen Erforschung derselben legte in den folgenden Arbeiten: A Phonetical Study of Eskimo Language (Kopenhagen 1904), Eskimo dialects and wanderings (14. IAK Stuttgart 1904, Stuttgart 1906), „Eskimo" im HAIL, Part. I, Washington 1911, S. 967—1069, enthält auch eine ausführliche Bibliographie, The Ammasalik Eskimo (Part. I, Kopenhagen 1914).

Für die Zusammengehörigkeit der Sprachen der Aleuten mit den Eskimo-Sprachen trat ein W. Jochelson in seiner Arbeit „The Aleut Language and its relation to the Eskimo dialects" (18. IAK, S. 96—104). Verstärkt und vertieft wurde diese These durch W. Thalbitzer „The Aleutian Language compared with Greenlandic" (IJAL II, 1922, S. 40—47), der auch darauf hinwies, daß bereits R. Rask (1820), H. Rink (1871) und V. Henry (1879) Versuche nach dieser Richtung angestellt hatten.

So wie aber die Zugehörigkeit der Eskimo-Aleuten-Sprachen zu den altaischen Sprachen noch nicht als durch-

aus feststehend betrachtet werden kann, so darf auch nicht verschwiegen werden, daß eine Anzahl hervorragender Forscher, wie O. Böthlingk, O. Donner (s. desselben Abhandlung „Die uralaltaischen Sprachen“ [FUF I, 1901, S. 128—146]), E. N. Setälä, J. Németh u. a., den Beweis für eine innere Zusammengehörigkeit der uralischen mit den altaischen Sprachen noch nicht für erbracht erklärt.

e) Gruppierung der uralaltaischen Sprachen.

Die inneren Verwandtschaftsverhältnisse der uralaltaischen Sprachen würden sich in folgender Gliederung ausdrücken:

Uralaltaische Sprachen.

1. Finnisch-Ugrische Sprachen
   - Urfinnisch
     - Lappisch: Norwegisch-Lappisch, Schwedisch-Lappisch, Enare-Lappisch, Kola-Lappisch
     - Mordwinisch: Mokscha-Dialekt, Ersa-Dialekt
     - Tscheremissisch: Wiesen-Tscheremissisch, Berg-Tscheremissisch
     - Permisch: Syrjänisch, Wotjakisch
     - Finnisch: Suomi, Karelisch, Olonetzisch, Wepsisch (Alt-Tschudisch), Wotisch, Estnisch, Livisch, Kreewinisch (Kurländisch)
   - Ugrisch
     - West-Ugrisch: Magyarisch
     - Ost-Ugrisch
       - Wogulisch: Pelym-Wogul., Konda-Wogul., Nord-Wogul.
       - Ostiakisch: Nordost-Ostiak., Irtysch-Ostiak., Surgut-Ostiak.

2. Samojedische Sprachen
   - Jurak
   - Tagwy
   - Jenissei-Samojed.
   - Ostiak-Samojed.
   - Kamassin.

3. Altaische Sprachen

- Turk-Gruppe
  - West-Dialekte: Kirgisen
    - Wolga-Kirgisisch, Baschkirisch, Tschuwaschisch, Irtysch-Kirgisisch
  - Süd-Dialekte
    - Osmanli, Turkmenisch, Aserbeidschanisch, Anatolisch
  - Mittel-Dialekte
    - Dschagatai-Dial., Yarkand-Dial., Kaschgar-Dial., Tarantschi, Sartisch, Üzbekisch
  - Ost-Dialekte
    - Altai-Türkisch, Baraba, Abakan, Sojonisch, Karagassisch, Uigurisch
- Mongol-Gruppe
  - Jakutisch
  - West-Mongolisch: Kalmüken
  - Nord-Mongolisch: Burjaten
  - Ost-Mongolisch
    - Chalcha-Mongol., Schara-Mongol., Tangut-Mongol.
- Mandschu-Gruppe
  - Eigentliche Mandschu
  - Tungusen
    - Tschopogiren, Orotschonen, Mangren, Dauren, Golden, Lamuten, Schibẽ

4. Ur-Eskimo

- Aleutisch
  - West-Dialekte
  - Ost-Dialekte: Alaska, Unalaska, Unmak, Akuta, Pribillof Islds.
  - Sub-Dialekt: Atka
- Eigentliches Eskimo
  - West-Gruppe
    - Kadiak Isld., Bristol Bay, Yukon R., Norton Sound, Namollo, Kotzebue Sound, Point Barrow, Mackenzie R.
  - Mittel-Gruppe
    - Hudson Bay West, Southampton Islds., Melville Peninsula, Boothia Penins., Teile von Baffin-Land
  - Ost-Gruppe
    - Innerer Teil
      - Labrador, Mittel- u. Süd-Grönland
    - Äußerer Teil
      - Labrador, Smith Sound, Ost-Grönland.

5. Koreanisch.

6. Japanisch.

4. Die Verwandtschaft der uralaltaischen mit den indoeuropäischen Sprachen.

Für eine Verwandtschaft der uralaltaischen Sprachen mit den indogermanischen traten bereits ein: N. Anderson, Studien zur Vergleichung der ugrofinnischen und indogermanischen Sprachen (Dorpat 1879), und Th. Köppen, Beiträge zur Frage nach der Urheimat und Urverwandtschaft des indoeuropäischen und finnisch-ugrischen Volksstammes (St. Petersburg 1886).

Mit großer Entschiedenheit erneuert H. Sweet, The history of Language (London 1900, S. 112 ff.) diesen Anspruch. Von seiten der finnisch-ugrischen Sprachforschung stimmten ihm bei z. B. Wiklund, Finnisch-ugrisch und Indogermanisch (Zeitschrift „Le monde oriental" 1906) und, allerdings mit starker Kritik und sehr zurückhaltend, H. Paasonen, Zur Frage von der Urverwandtschaft der finnischen und indo-europäischen Sprachen (FUF VII, 1907, S. 13—31), dem sich von indogermanistischer Seite O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte (3. Aufl., II, S. 523 ff.) anschließt. Desgleichen treten dafür ein: V. Thomsen, Hoops, H. Pedersen, Uhlenbeck, Trombetti (EG 1923, S. 138—153).

5. Die semito-hamitischen Sprachen.

Während das Gebiet der uralaltaischen Sprachen sich nordöstlich von dem der indoeuropäischen Sprachen erstreckt, breitet das Gebiet einer anderen großen Sprachfamilie, deren Träger den Indoeuropäern anthropologisch wie kulturell zweifellos noch näherstehen, sich südwestlich von dem der indoeuropäischen Sprachen aus. Es ist das Gebiet der semito-hamitischen Sprachen. Wir wollen zuerst die beiden Teilgruppen, aus denen sie sich zusammensetzen, die semitischen und die hamitischen Sprachen, jede für sich betrachten.

a) Die semitischen Sprachen.

Das Studium der semitischen Sprachen begann in Europa mit dem Hebräischen, von dem Joh. Reuchlin († 1522) die erste Grammatik verfaßte.

Die Beziehungen derselben zum Arabischen, Aramäisch-Syrischen und Äthiopischen wurden schon im Laufe des 17. Jahrhunderts von den Orientalisten Buxtorf, Ludolf, C. Castel, Hottlinger u. a. erkannt und durch die holländische Schule von A. Schultens († 1750) und N. W. Schröder († 1798) zur Geltung gebracht, so daß also insofern eine semitische Sprachwissenschaft schon vor der indogermanischen bestand. Sie erhielt die ihr vielfach noch fehlende zeitliche Tiefe ihres Objekts aber erst in der Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilinschriften von H. Rawlinson (1858), Hincks (1841—1852), J. Oppert (1859), de Saulcy, Schrader, P. Haupt u. a. Größere Mannigfaltigkeit des Lautbestandes wie des Formenbaues erreichte die ganze Gruppe aber erst in der wissenschaftlichen Aufdeckung der Mahra-Gruppe in Südarabien durch A. Jahn, D. H. Müller und hauptsächlich durch M. Bittners Arbeiten über das Mahri, Šḥauri, und Sokotri (SBAWW 1910—1918).

Unterdessen war schon 1855 (Paris) die „Histoire Générale des Langues Sémitiques" von E. Renan erschienen, die es aber nur bis zur Einleitung brachte, ein Beweis, wie sehr sie noch verfrüht war. Es bedurfte zuerst der neuen Arbeit bei den einzelnen Sprachen, die für das Arabische besonders von de Sacy, Fleischer, Caspari, Wright, de Goeje, Sachau, Wellhausen, H. Grimme, für das Hebräische von Ewald, Olshausen, B. Stade, S. R. Driver, Bickell, Gesenius, König, für die aramäischen Mundarten von Bickell, Nöldecke, Kautzsch, Stade, Dalman, Brockelmann, für das Assyrisch-Babylonische von Delitzsch, Jensen, Zimmern, Ungnad, Scheil, für das Südarabische von Fr. Hommel u. a., für das Äthiopische von Fr. Praetorius, A. Dillmann, J. Guidi, E. Littmann geleistet wurde.

So erschien dann 1890 (Cambridge) W. Wrights „Lectures on the comparative grammar of the semitic languages" und 1889—1891 (Göttingen) P. de Lagardes „Übersicht über die im Aramäischen, Arabischen und Hebräischen übliche Bildung der Nomina", während J. Barth mit seiner „Nominalbildung in den semitischen Sprachen" (Leipzig 1891) eine Reihe von vergleichenden Einzelstudien eröffnete. Es folgten H. Reckendorfs (Actes du X. Congrès international des Orientalistes II, S. 1—9, Leide 1896) „Zur Charakteristik der semitischen Sprachen", 1897 (Göte-

borg) O. E. Lindbergs „Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen, 1. Lautlehre“, 1898 (Berlin), H. Zimmerns „Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen“, 1899 (Leipzig), Th. Nöldekes „Die semitischen Sprachen, eine Skizze“ (2. Aufl., Leipzig 1899), „Beiträge zur semitischen Sprachwissenschaft“ (Straßburg 1904) und als umfassendstes Werk C. Brockelmanns zweibändiges Werk „Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen“ (Berlin, Bd. I, 1908, Bd. II, 1913); eine kürzere Zusammenfassung in der „Porta linguarum orientalium“: Kurzgefaßte vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen (Berlin 1908). Neuere Arbeiten sind: H. Bauer, Die Tempora im Semitischen (Berlin 1910); Id., Semitische Sprachprobleme (ZDMG LXVIII, 1914, S. 365—388, LXXI, 1917, S. 401—407); Fr. E. König, Neuere Stammbildungstheorien im semitischen Sprachgebiete (ZDMG LXV, 1911, S. 701—728); H. S. Nyberg, Wortbildung mit Präfixen in den semitischen Sprachen (Le Monde Oriental XIV, 1920, S. 177—280); M. Cohen, Le système verbal sémitique et l'Expression du Temps (Paris 1924); letzterer gibt auch eine gute kurze Zusammenfassung der semitischen Sprachen in LM 1924, S. 91—127.

b) Die hamitischen Sprachen.

Die Einheit eines großen Teiles der hamitischen Sprache scheint schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts der Londoner Sprachforscher W. F. Newman, von den Berbersprachen ausgehend, erfaßt zu haben (vgl. R. N. Cust, Sketch of the modern Languages of Africa, London 1883, vol. I, S. 101 f.). Stärker noch war der Anstoß, der nach der Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion, Lepsius, Birch, Hincks, Brugsch u. a. vom Studium des Ägyptischen ausging. Daß dieses mit den semitischen Sprachen gewisse Beziehungen aufwies, wurde gar bald von seinen Erforschern gesehen; so schon von Benfey, Über das Verhältnis der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamme (Leipzig 1844), und Lottner (1860); daß die Beziehungen aber zu einer Reihe von ost- und nordafrikanischen Sprachen noch zahlreicher und tiefer waren, trat ebenfalls bald zutage. Die starke Inanspruchnahme

aber durch die Bewältigung der immer umfangreicher sich erschließenden ägyptischen Literatur verhinderte es freilich, daß eine bedeutendere Zahl von Ägyptologen sich der Erforschung der übrigen hamitischen Sprachen zuwendete, um so mehr, da keine von ihnen eine (ältere) Literatur aufzuweisen hatte.

So blieb diese Erforschung vorzüglich das Werk dreier Ägyptologen, R. Lepsius mit seiner „Nubischen Grammatik“ und deren überhaupt für die afrikanische Linguistik epochemachenden „Einleitung über die Völker und Sprachen Afrikas“ (Berlin 1880), dann von Fr. Praetorius, in noch höherem Maße aber von L. Reinisch. Selten hat bei Erforschung einer Sprachfamilie ein einzelner Mann soviel an Herbeischaffung des Materials durch eigene Reisen und darauffolgende wissenschaftliche Bearbeitung derselben geleistet wie Reinisch. Seine fast alle in den Schriften der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienenen Werke umfassen Grammatiken und Wörterbücher von folgenden hamitischen (oder hamitoiden) Sprachen: Barea (1874), Irob-Saho (1878), Nuba (1879, 1911), Kunama (1881—1890), Bilin (1882), Chamir (1884), Afar und Quara (1885—1887), Kafa (1888), Saho (1889—1890), Bedauye (1893—1899), Somali (1900—1903). Es fehlen also fast nur die Berbersprachen. Diese sind vorzüglich durch französische Forscher, wie Venture de Paradis, Faidherbe, Hanoteau, Rinn, Destaing, besonders aber R. Basset (siehe vor allem seine „Etude sur les dialectes berbères“ (Publications de l'Ecole des Lettres d'Alger XIV, 1894), dann durch Newman und H. Stumme bearbeitet worden. Von den übrigen Sprachen ist das Galla noch gefördert worden durch Massaja, Krapf, Tutschek, Prätorius, Schleicher, de Larajasse, das Somali durch Hunter, G. Jahn, Prätorius, Kirk, das Bishari und Dankali durch Almquist, Beke, Munzinger, Halévy, d'Abbadie, Krapf, das Agau durch Beke, Prätorius, d'Abbadie, Bieber.

Die erste, mehr historisch-geographische und bibliographische Übersicht über die hamitischen Sprachen gab R. N. Cust in seinem Werk „A Sketch of the Modern Languages of Africa“ (London 1883, Bd. I, S. 94—140, Bd. II, S. 469—474). Eine vergleichende Darstellung der Sprachformen selbst bot Fr. Müller (GSp, Bd. III, Wien 1887, S. 226—314). Reinisch selbst ist zu einer allum-

fassenden Vergleichung nicht mehr gelangt; über ausschlaggebende Punkte aber hat er sich ausgesprochen in den beiden Werken: „Das persönliche Fürwort und die Verbalflexion in chamitosemitischen Sprachen" (Wien 1909) und „Die sprachliche Stellung der Nuba" (Wien 1911). In dem letzteren Werk rechnet er auch das Nuba zu den hamitischen Sprachen, das aber, gleich dem Barea und Kunama, das Bindeglied bilde zu den nilotischen Sprachen. Weitgehende vergleichende Ausblicke auf alle hamitischen Sprachen unternimmt auch Fr. Prätorius in seinem Werke „Zur Grammatik der Gallasprache" (Berlin 1893); eine allgemeine Darstellung eines Teilgebietes gab er in dem Artikel „Über die hamitischen Sprachen Ostafrikas" (Beiträge zur Assyriologie und semitischen Sprachwissenschaft II, 1894, S. 312 bis 341).

Als umfassend vergleichendes Werk liegt jetzt vor C. Meinhofs „Sprachen der Hamiten" (Hamburg 1912). Er erweitert das Gebiet dieser Sprachen nach Osten wie nach Süden, indem er sowohl das Ful und das Haussa, wie das Masai und das Nama (Hottentottisch) hinzurechnet, was natürlich nur unter Erweiterung des Begriffes „hamitischer Sprachen" geschehen kann. Von den im engeren Sinne hamitischen Sprachen behandelt er nur das Schilh, das Bedauye und das Somali.

Eine Zusammenfassung der Meinhofschen Ansicht mit der von Reinisch bietet A. Trombetti in dem Abschnitt „Il gruppo Camito-Semitico" seiner EG (Bologna 1922, S. 38—53, 338—354). Er rechnet nicht nur das Nama-Hottentottische, sondern auch das San-Buschmännische und dessen Verwandte Sandawe, Mbulungu, Ufiomi und die gesamte Gruppe der nilotischen Sprachen zu der hamitischen Sprachfamilie und kommt so zu folgender Gliederung (a. a. O., S. 44):

1. Nord-Hamitisch: Ägyptisch, Berberisch, Haussa, Muzuk usw.
2. Kuschitisch:
   a) Niederkuschitisch: Bedža, Afar-Saho, Somali, Galla;
   b) Hochkuschitisch: Agau-Sprachen, Sidama-Sprachen.

3. Nilotische Sprachen:
   a) Nord: Nuba, Barea, Kunama;
   b) Süd: Dinka, Schilluk, Bari, Masai usw.
4. Süd-Hamitisch: Sandawe, Mbulungu, Ufiomi-Nama, San.

Eine eingehende Kritik aller dieser Auffassungen liefert A. Drexel in seiner „Gliederung der afrikanischen Sprachen" (Anthropos XVI—XVII, 1921/22, XVIII—XIX, 1923/24, XX, 1925). In einem besonderen Abschnitt (a. a. O., XX, 1925) behandelt er die hamitischen Sprachen auch positiv. Er läßt nur die berberischen Sprachen, die lybische Gruppe mit Altägyptisch-Koptisch und die kuschitischen Sprachen zu den hamitischen Sprachen im eigentlichen Sinne gehören. In betreff der afrikanischen Sprachen nimmt er eine frühe Urverwandtschaft mit Sumer-Bornu-Bantu an, alles andere, nilotische Sprachen, Pulah, Nama, sind ihm nur sekundäre Mischformen, die (unter mehreren anderen) auch hamitische Komponenten enthalten; siehe das Nähere darüber weiter unten bei den afrikanischen Sprachen. Bei Drexel auch ein eingehendes Verzeichnis der Literatur.

Eine gute zusammenfassende Darstellung der hamitischen Sprachen in LM 1924, S. 127—151, gibt auch M. Cohen; er schließt Pul und Nama aus und findet im Haussa nur „quelques traits d'homonymie avec des éléments grammaticaux chamito-sémitiques" (S. 84).

c) Die Zusammengehörigkeit der semito-hamitischen Sprachen.

Für die innere Verwandtschaft der hamitischen mit den semitischen Sprachen trat schon Benfey und Lottner (s. oben) ein, besonders aber L. Reinisch in verschiedenen seiner Werke, so in „Das Zahlwort vier und neun in den chamitisch-semitischen Sprachen" (Wien 1890) und in dem oben erwähnten „Das persönliche Fürwort und die Verbalflexion in den chamito-semitischen Sprachen" (Wien 1909), ebenso P. Prätorius, Fr. Müller (a. a. O.), C. Meinhof (a. a. O., und „Was können uns die Hamiten-Sprachen für den Bau des semitischen Verbums lehren?" [ZES XII,

1922, Nr. 2]), A. Drexel (a. a. O.), M. Cohen (a. a. O., S. 82—91).

Nach all dem ergäbe sich folgende Übersicht über die Beziehungen innerhalb der hamito-semitischen Sprachen (bei den semitischen Sprachen ist dabei Rücksicht genommen auf V. Christian, Akkader und Südaraber als ältere Semitenschicht [Anthropos XIV—XV, 1919/20, S. 729—739]):

Hamito-Semitische Sprachen.

1. Semitische Sprachen.

- Jüngere Schicht
  - Nordsemitisch (Aramäisch)
    - Ostaramäisch-Syrisch
      - Syrisch, Mandäisch, Babylon.-Talmud
    - Westaramäisch
      - Targumisch, Samaritanisch, Nabatäisch
  - Nordwestsemitisch
    - Kananäisch, Hebräisch, Phönizisch-Punisch
  - Mittelsemitisch
    - Arabisch
- Ältere Schicht
  - Ostsemitisch
    - Assyro-Babylonisch (= Akkadisch)
  - Südsemitisch
    - Sabäisch-Himyaritisch
  - Südwestsemitisch
    - Äthiopisch-Geez-Tigray
  - Übergangsgruppe zu Hamiten: Mahrasprachen
    - Sokotri, Šḥauri, Mehri

2. Hamitische Sprachen.

- Berber-Sprachen
  - Kabyl, Tamaschek, Schilch, Zenaga, Zenete, Guantsche
- Libysche Gruppe
  - Siwah, Libysch, Altägyptisch-Koptisch
- Kuschitische Sprachen
  - Niederkuschitische Sprachen
    - Bedauye, (Bedscha, Bischarin Hadendoa usw.), Saho, Afar (Dankali), Somali, Galla
  - Hochkuschitische Sprachen
    - Agau
      - Quara, Bilin, Agau
    - Sidama (Kafa), Barea-Kunama

6. Die Zusammengehörigkeit der semito-hamitischen mit den indoeuropäischen Sprachen.

Diese gesamte große Sprachfamilie der semito-hamitischen Sprachen wird nun in innere Verbindung gebracht auch zu den indoeuropäischen Sprachen. Dafür waren schon eingetreten: R. v. Raumer, Ges. sprachw. Schriften (Frankfurt a. M. 1863, S. 460—539); Ascoli, Del nesso ario-semitico (Politecnico XXI—XXII, 1864); Fr. Delitzsch, Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft (Magdeburg 1873); F. Hommel, Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern (Leipzig 1879, S. 406 ff.); Id., Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients, 2. Aufl., I, S. 299 (Handbuch d. klass. Altertumswissenschaft, III, 1, 1, München 1904); Mac Curdy, Aryo Semitic Speech (Andover 1881); A. Uppenkamp, Beiträge zur semitisch-indogermanischen Sprachvergleichung (Düsseldorf 1895). Vor allem aber ist es H. Möller, der bereits seit 1877 sich der Aufgabe widmet, diese innere Verwandtschaft darzutun, und den Beweis dafür antritt, besonders in seinen größeren reiferen Arbeiten: Semitisch und Indogermanisch (Kopenhagen 1906), Die gemein-indogermanisch-semitischen Worttypen der zwei- und dreikonsonantigen Wurzeln und die indogermanisch-semitischen vokalischen Entsprechungen (KZ 1909, S. 174—191) und: Vergleichendes indogermanisch-semitisches Wörterbuch (Göttingen 1911), und als Ergänzung zu letzterem Die semitischen *p*-Laute (ZDMG LXX, 1916, S. 145—163) und Die semitisch-vorderindogermanischen laryngalen Konsonanten (Kjøbenhavn 1917). Ihm stimmt auch Holger Pederson zu, Die indogermanisch-semitische Hypothese und die indogermanische Lautlehre [IF XXII, 1907—1908, S. 341—365); vgl. seine früheren Äußerungen in KZ XXXII, 1893, S. 271, XL, 1907, S. 155 f., ZDMG LVII, 1903, S. 560 f.

7. Die japhetitischen (nostratischen) Sprachen.

a) Die kleinasiatischen Altsprachen.

H. Möller hinwiederum bekennt sich aber auch zu der von H. Pedersen, Finnische Lautgesetze (ZDMG LVII, 1903, S. 560) aufgestellten Gemeinschaft der „nostratischen" Sprachen: „Das Indogermanische gehört mit dem Semitisch-Hamitischen, ferner dem Kleinasiatischen, dessen Hauptrepräsentant das Lykische ist, den Sprachen der Ureinwohner der Balkanhalbinsel und der italischen Halbinsel, dem Ligurischen und vielleicht noch anderen Sprachen zu einer Gruppe von Sprachfamilien, die H. Pedersen die «nostratischen Sprachen» genannt hat" (Semitisch und Indogermanisch, S. IX).

Nachdem H. Kiepert, Gutschmid, Tomaschek, Pauli, Hommel, S. Reinach, V. Bérard, A. Fick ähnliche Ansichten vertreten hatten, hat P. Kretschmer in seiner „Einleitung in die Geschichte der Griechischen Sprache" (Göttingen 1896, S. 292—409) den Beweis dafür erbracht, daß eine Reihe kleinasiatischer Sprachen, ferner der Inseln des Ägäischen Meeres und des Südens der Balkanhalbinsel eine nichtindogermanische, aber in sich zusammengehörige Gruppe bilden. Als diese kleinasiatischen Sprachen zählt er auf eine westliche Gruppe, bestehend aus den Kariern, Lydern[1], Mysern, und eine östliche, bestehend aus den Lykiern, Pisidiern, Lykaoniern, Kilikiern, Kappadokiern.

b) Das Etruskische.

Auch das Etruskische, das bereits Pauli hierher rechnete — siehe über die früheren Versuche: A. Kannengießer, Über den gegenwärtigen Stand der etruskischen Frage (Klio VIII, Heft 2) —, weist nach den neuen Fest-

[1] Betreffs des Lydischen s. jetzt E. Littmann, Lydian Inscriptions, Bd. VI von „Sardis, Publications of the American Society of the Excavation of Sardis", Leiden 1916 und dazu A. Montz, OLZ. 1922, S. 489 ff.

stellungen von Kretschmer (Glotta 1921, S. 276) und Hammarström (Glotta XI, 1921, S. 221 ff.) bedeutungsvolle Beziehungen hierher auf. Diesen Ergebnissen stimmt im wesentlichen auch H. Hirt, Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre (Heidelberg 1902, S. 27 ff.) und Die Indogermanen (Straßburg 1905, S. 43 ff., 58 ff.) zu.

Wärend nun S. Bugge, Lykische Studien I (1897), Das Verhältnis der Etrusker zu den Indogermanen und Die vorgeschichtliche Bevölkerung Kleinasiens (Straßburg 1908), und Pedersen (Nord. Tidskrift for Filol., 3. Reihe, Bd. 7, S. 68 ff.) diese ganze Gruppe doch dem Indogermanischen zurechnen möchten, tritt Möller der Ansicht Kretschmers und Hirts bei, glaubt aber, daß diese Gruppe den europäischen Sprachen näher verwandt sei als dem Semitischen, so daß eine Zweiteilung innerhalb der genannten Sprachen und des Semitisch-Hamitischen zwischen das Kleinasiatische einerseits und das Semitische andererseits fallen würde (Semitisch und Indogermanisch, S. XI). Siehe über diese Frage noch P. O. Schyøtt, Die Herkunft der Etrusker und ihre Einwanderung in Italien (Christiania Videnskap. Selsk. Skrifter II, Hist. filos. Kl. 1910, Nr. 1) und A. Trombetti (EG, Bologna 1922, S. 114 ff.) und weiter unten S. 67 ff.

Eine gute zusammenfassende Darstellung sowohl des Materials aller dieser Sprachen wie auch ihrer Bibliographie gibt C. Autran in LM (Paris 1924, S. 273—318).

Durch die Keilschriftfunde in Mesopotamien und Kleinasien sind eine Anzahl ausgestorbener Sprachen wieder ans Tageslicht getreten, deren Natur in sich und Stellung zu anderen bekannten Sprachfamilien es nun festzustellen gilt. Sowohl der vielfach nur bruchstückartige Charakter der Texte, als auch die noch nicht genügende Sicherheit und Vollständigkeit ihrer Entzifferung bereiten dieser Aufgabe die größten Schwierigkeiten, und so ist es schon aus diesem Grunde verständlich, daß eine völlige Einigkeit der auf diesem Gebiet tätigen Forscher noch nicht sich vollzogen hat. Dazu kommt, daß durch diese Entdeckungen und die daran sich schließenden Forschungen eine noch jetzt bestehende Sprachgruppe eine ungemein große Bedeutung erlangt hat, die aber auch ihrerseits bis jetzt ungenügend bekannt war und selbst noch in den ersten

Stadien ihrer Erforschung steht. Dieser Sprachgruppe müssen wir uns jetzt auch zunächst zuwenden.

c) Die kaukasischen Sprachen.

Es sind die kaukasischen Sprachen, eine Gruppe von eigenartigen Sprachen, die ihren Sitz im Kaukasus haben und vielfach äußerste Zersplitterung in kleine und kleinste Gruppen aufweisen.

Von diesen Sprachen war das Georgische (Südkaukasische) mit einer alten Literatur am frühesten bekannt; s. M. Grosset, Eléments de la langue Géorgienne (Paris 1837). Im Jahre 1845 und 1846 veröffentlichte G. Rosen in den AAWB phil.-hist. Kl. zwei Abhandlungen „Über die Sprache der Lazen" und „Ossetische Sprachelehre nebst einer Abhandlung über das Mingrelische, Svanische und Abchasische". Diese Einzelforschungen wurden fortgeführt von A. Schiefner durch seine Arbeiten über das Thusch, Awarische und Udische in den „Mémoires de l'Académie des Sciences de St. Pétersbourg" (VI. Sér. I, IX, 1856, VII. Sér. T. V. 1862, T. VI 1863, T. XIX 1873) und P. K. Uslar in den sechs Bänden seiner „Etnografija Kavkaza" (Tiflis 1887—1896) mit Einzelarbeiten über das Abchazische, Tschetschenische, Awarische, Lakische, Chürkilinische, Kürinische, von denen Schiefner in den Schriften der Peterburger Akademie auch deutsche Auszüge veröffentlichte.

In ihrer Gänze und Einheit, freilich auch mit manchen Mängeln, wurden diese Sprachen zuerst dargestellt von R. von Erckert in seinem Werk „Der Kaukasus und seine Völker" (Leipzig 1887). Auf diesem beruht auch wohl Fr. Müllers Gesamtdarstellung in seinem GSp (III 2, Wien 1887, S. 49—223, IV, Wien 1888, S. 230—233). Bald darauf folgte die umfassendere Darstellung R. von Erckerts in dem Werk „Die Sprachen des Kaukasischen Stammes" (Wien 1895).

An der Schwelle der nun folgenden Periode steht H. Winklers Arbeit „Die Sprache der zweiten Columne der dreisprachigen Inschriften und das Altaische" (Breslau 1896), in der er die syntaktische Eigenart der kaukasischen Sprachen so vortrefflich darlegt, daß F. Bork von ihr sagt:

„So ist diese nur 66 Seiten füllende Schrift der Grundstein der Kaukasistik geworden" (OLZ 1924, Nr. 4, S. 171). Mehr noch aber setzt in dieser Periode die exaktere Einzelforschung ein, in der die meiste Arbeit geleistet wird von dem deutschen Forscher A. Dirr und dem georgischen Forscher N. Marr, denen sich später die Österreicher H. Schuchardt und R. Bleichsteiner und der Russe N. Trubetzkoj zugesellten. A. Dirr ließ seine meisten Arbeiten über Einzelsprachen erscheinen im „Sbornik Materialov dla opisanija mjestnostej i plemen Kavkaza" (Bd. XXXIII 3, Tiflis 1904 bis XLIII 3, 1913), der überhaupt eine reiche Fundgrube für alles auf die Völker des Kaukasus Bezügliche darstellt. Andere Arbeiten von Dirr sind: Theoretisch-praktische Grammatik der modernen georgischen (grusinischen) Sprache (Wien und Leipzig, Hartleben Verlag o. J.), Anthroplogische und ethnographische Übersicht über die Völker des Kaukasus (PM 1912), Über die Klassen (Geschlechter) der kaukasischen Sprachen (IAE XVIII, 1108, S. 125—131), Die Stellung des Ubychischen in den nordwestkaukasischen Sprachen (Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte vornehmlich des Orients, Kuhns Festschrift, München 1916, S. 413—419).

N. Marr, der bedeutendste unter den Kaukasologen, begann seine Forschungen mit dem Werk „Osnownyja Tablicy k grammatikě drevne-gruzinskago jazyka s predvaritel'nym svobčěniem o rodetvě gruzinskago jazyka s semitičeškimi" (Grundtabellen zur Grammatik des Altgeorgischen, mit vorläufiger Mitteilung über die Verwandtschaft des Georgischen mit den semitischen Sprachen, St. Petersburg 1908). Dann begann er mit seinen Schülern J. Kipšidze und P. Čaraja eine Reihe von Einzelveröffentlichungen in der von der russischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Serie „Materialy pro jafetičeskomu jazykoznaniju (Materialien zur japhetitischen Sprachwissenschaft, Bd. I, 1909 bis X, 1922); hier führt er zur Bezeichnung der kaukasischen Sprachen im weiteren Sinne des Wortes den Namen „japhetitische Sprachen" ein. Andere Arbeiten mehr zusammenfassender Natur, die den jeweiligen Fortschritt seiner Studien kennzeichnen, sind: Der Kaukasus und die Denkmäler seiner geistigen Kultur (Akademische Rede 1911), Die japhetitische Kultur-

welt und Armenien (Vortrag 1914/15), Die Kaukasologie und die abchasischen Sprachen (Vortrag 1916). Zur Unterstützung dieser Studien ist in Leningrad (Petersburg) ein Institut für japhetitische Forschungen gegründet worden, das zwei Bände eines „Jafeticeskij sbornik" 1922 und 1923 veröffentlicht hat.

In den letzten Jahren ist Marr dazu übergegangen, den Spuren der Verwandtschaft der kaukasischen Sprachen mit den vorindoeuropäischen Sprachen von ganz Europa nachzugehen; er bringt mit ihnen in Verbindung das Baskische, das Etruskische, das Pelasgische und andere Sprachen des Mittelmeergebietes in folgenden Arbeiten: O jafetičeskom proischodzenii baskogo jazyka (Priloženie k protokolu VIII zasedaniji Otdolenija Istoričeskich Nauk i Filologii Rossiskoj Akademii Nauk 1920), Le terme basque *ndagara* loutre (Jafetičeskij sbornik I, St. Petersburg 1920, S. 1—30), La Seine, le Saône, Lutèce et les premiers habitants de la Gaule, Etrusques et Pélasgues (Petersburg 1922), Zur Frage nach der Herkunft der Völkernamen ‚Etrusker und Pelasger' (Mitteil. orient. Sektion russ. archäolog. Ges. XXV). Einen zusammenfassenden Überblick über seine Forschungen und deren Bedeutung gibt Marr in der (deutsch herausgegebenen) Schrift „Der japhetitische Kaukasus und das dritte ethnische Element im Bildungsprozeß der mittelländischen Kultur" (Berlin, Stuttgart, Leipzig 1923, Japhetitische Studien zur Sprache und Kultur Eurasiens II).

Eine Ergänzung zu dieser letzten Schrift bietet die Nr. 1 derselben Sammlung: Fr. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen (Berlin, Stuttgart, Leipzig 1922), in welcher nach einer Übersicht über die Zusammenhänge der kaukasischen Sprachen mit den vorindoeuropäischen Sprachen von Südeuropa auch die Frage gleicher Zusammenhänge mit vorindoeuropäischen Völkern in Nordeuropa in Angriff genommen und besonders die Entstehung der germanischen Sprachen erörtert wird. Schon Bréal ‚La loi de Grimm' (Revue de Paris VIV, Nr. 21) hatte den Gedanken ausgesprochen, daß die erste germanische Lautverschiebung auf finnische oder etruskische Vorvölker zurückgeführt werden müsse. Von der gleichen Lautverschiebung ausgehend, die Akzentverände-

rung, die Verarmung der Suffixbildungen, den starken Prozentsatz von nicht-indoeuropäischen Wörtern und eine Reihe ethnologischer Indizien hinzunehmend, hatte auch S. Feist die These aufgestellt, daß die germanischen Sprachen aus der Vermischung einer indoeuropäischen Einwanderung mit einer starken bodenständigen nicht-indoeuropäischen Bevölkerung hervorgegangen sei: Die germanische und die hochdeutsche Lautverschiebung, sprachlich und ethnographisch betrachtet (PBB XXXVI, 1911, S. 307—354, XXXVII, 1912, S. 112—121), Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen (Berlin 1913), Indogermanen und Germanen (Halle a. d. S. 1914, 2. Aufl., 1919), Polemik mit Schrader (Deutsche Literaturzeitung 1914, Sp. 1097 f.). Feist blieb aber in Ungewißheit über den Charakter des vorindoeuropäischen Urvolkes. Hier setzt Braun ein und eröffnet in positiven Darlegungen gute Aussichten dafür, daß dasselbe ein dem kaukasischen Sprachstamm angehöriges (mutterrechtliches) Volk gewesen sei.

Andere Forscher, die sich mit den kaukasischen Sprachen befaßt haben, sind: H. Schuchardt, Über den passiven Charakter des Transitivs in den kaukasischen Sprachen (SBAWW 1895), Id., Über das Georgische (Wien 1895), Id., Karthvelische Sprachwissenschaft (WZKM X, 1896, S. 115 ff., 309 ff., 1897, S. 167 ff.); A. Trombetti, Saggi di Glottologia Generale Comparata I, I Pronomi (Bologna 1908, S. 94—114); Id., EG (Bologna 1923, S. 103 bis 138, 354—371); Th. Kluge, Sur un préfixe des langues Caucasiques du Sud XVI, 1910, S. 330—343); Id., Aufgabe und Ziele der vergleichenden kaukasischen Sprachwissenschaft (ZE XLIV, 1912, S. 174—177); Id., Beiträge zur mingrelischen Grammatik (Berlin, Stuttgart, Leipzig 1916); R. Bleichsteiner, Kaukasische Forschungen I, Georgische und Mingrelische Texte (Wien 1919); Id., Überblick über kaukasische Völker und Sprachen (Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient II, 1918, S. 1 bis 19); Id., Zum Protochattischen (Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient III, 1923, S. 2—7); N. Trubetzkoi, Les consonnes latérates des langues caucasiques septentrionales (BSLP XXIII, 1913, S. 196 ff.). Von dem letzteren guten Kenner dieser Sprachen stammt auch die kurze zusammenfassende Darstellung der nordkaukasi-

schen Sprachen in LM (Paris 1924, S. 327—342). Kürzer ist ebendort S. 343—344 die Angabe von A. Meillet über die südkaukasischen Sprachen.

Die Gliederung der kaukasischen (japhetitischen) Sprachen ist von N. Marr durchgeführt worden. Er unterscheidet zuerst eine Sibilanten- von einer Spirantengruppe, wo der Sibilans der einen eine Spirans der anderen entspricht. Die Sibilantengruppe gliedert sich in eine *s*-Gruppe und eine *š*-Gruppe. Aus der Sibilantengruppe scheidet er „einen selbständigen Sonorenzweig (mit nasalen und liquiden Lauten)“ aus; diesen letzten Zweig hat er noch nicht endgültig fixiert. Die Spirantengruppe teilt er wiederum in drei Untergruppen. Die Sibilantengruppe ist identisch mit der südkaukasischen oder karthvelischen Gruppe. Die Spirantengruppe ist identisch mit der nordkaukasischen, die sich in die Westgruppe und Ost(-Daghestan)-Gruppe gliedert. Außer diesen reinen Gruppen sind auch noch Mischgruppen zu unterscheiden: Mischungen der Spirantengruppe einerseits mit der *s*-Gruppe, andererseits mit der *š*-Gruppe, ferner Mischungen der Spirantengruppe mit der Sonantengruppe. In diese Mischgruppen gliedern sich besonders die kaukasischen Sprachen im weiteren Sinne (japhetitische) Sprachen von Ur-Europa und West-Asien ein. Siehe über diese Einteilung N. Marr, Der japhetitische Kaukasus (S. 32 f.); Fr. Braun, Die Urbevölkerung Europas (S. 56 f.). Eine Anzahl wertvoller Ergänzungen haben mir dankenswerte mündliche und schriftliche Mitteilungen R. Bleichsteiners gebracht:

Kaukasische (japhetitische) Sprachen.

1. Sibilanten-Gruppe = Südkaukas. (Karthvelische) Sprachen

- *s*-Gruppe
  - Georgisch
- *š*-Gruppe
  - Mingrelisch
  - Lazisch (Tschanisch)

2. Mischsprachen

- Spirans + *s*-Gruppe
  - Haykisch (Vorstufe der altarmen. Schriftspr.)
  - Abchasisch
  - Baskisch
  - Werschinisch
- Spirans + *š*-Gruppe

(Spirans + *s*-Gruppe und Spirans + *š*-Gruppe zusammen:)

- Hayisch (Vorstufe der zweiten armen. Schriftspr.)
- Swanetisch
- Etruskisch (aus Spirans + *š*-Gruppe)

3. Spiranten-Gruppe = Nordkaukas. Sprachen

- Nordwest-Sprachen
  - Adigeisch
    - Tscherkessisch, Kabardinisch
  - Ubychisch
- Ost-Sprachen (Daghestan-Spr.)
  - Nordost-Sprachen
    - Tschetschenisch, Inguschisch, Zowa-Tuschinisch
  - Südost-Sprachen
    - Ando-Didoisch, Avarisch, (Albanisch), Lakisch (Kasikumükisch), Artschinisch, Hyrkanisch, Kubätsch
    - Kürinisch
      - Lesgisch, Tsachurisch, Tabanaranisch, Agalisch
    - Udisch

4. Misch-Sprachen

- Spirans- + Sonans-Gruppe
  - Chaldisch (Urartu-Biaina) (= Vannisch)
  - Elamisch
    - Nordelamisch = Kaspisch (Kassitisch), Südelamisch = Hallapirti
  - Sumerisch

5. Sonanten-Gruppe

- ?

d) Das Elamische.

Mit dieser Gruppe, und speziell mit dem Tsachurischen setzt, nachdem H. Winkler (Die Sprache der zweiten Kolonne der dreisprachigen Inschriften und das Altaische, Breslau) schon 1896 in gleicher Richtung sich ausgesprochen hatte, G. Hüsing, der Entzifferer des Elamischen (auch Anzanisch oder Susisch genannt), diese durch die Ausgrabungen P. Scheils in Susa neuaufgedeckte Sprache und ihre Verwandten in Beziehung: G. Hüsing, Der Zagros und seine Völker (Der Alte Orient, 8. Jahrg., H. 3/4, Leipzig 1908); Id., Die elamische Sprachforschung (Memnon IV, 1910, S. 5—40); Id., Die Sprachen Elams (86. Jahresber. d. Schles. Ges. f. vaterländ. Kultur, Breslau 1908); Id., Die einheimischen Quellen zur Geschichte Elams, I. Teil (Leipzig 1916); Id., Völkerschichten im Iran (MAGW XLVI, 1916, S. 199—250); ähnlich auch F. Bork (OZL 1905, 1911, S. 472 ff., 1917, S. 79 ff.). Hüsing unterscheidet das Nordelamische oder Kaspische (Kassitische der Babylonier) und das Südelamische oder eigentliche Elamische, die Sprache der Hapirti oder Hallapirti. Auch das Chaldische (Urartu-Biaina) bezieht er in die gleiche Verwandtschaft ein. Mit Vermittlung des Brahui will er auch eine Beziehung des Elamischen zu den Dravida-Sprachen herstellen.

e) Das Mitanni.

Gleichfalls als eine besondere Sprache der kaukasischen Gruppe erklärt F. Bork das Mitanni, die Sprache der Landesbewohner in den Tell-Amarna-Briefen; F. Bork, Die Mitannisprache (MVAG 1909, 1/2, OLZ 1909, S. 343 ff.), der auch das Arsawa hierher rechnet (OLZ 1913, S. 385 ff.). Früher schon war L. Messerschmidt, Mitanni-Studien (MVAG 1899, 4) für ähnliche Thesen mit weniger Überzeugungskraft eingetreten. Weiter dehnt die Vergleichung aus A. Gustav, Verbindungslinien zwischen dem Mitannischen, dem Elamischen und dem Lykischen (Memnon VII, 1915, S. 228—232). Trombetti, EG (1922, S. 106—108) stellt das Mitanni ebenfalls zu den kaukasischen Sprachen; das Arsawa aber betrachtet er als indoeuropäisch (S. 112—114).

f) Das Hethitische und die übrigen Sprachen der Boghazköi-Texte.

Noch immer nicht völlig zur Ruhe gekommen sind die Erörterungen über die Stellung des Hethitischen und der übrigen Sprachen, die durch die hauptsächlich auf H. Winkler zurückgehende Zutageförderung der Boghazköi-Inschriften wieder bekannt geworden sind. Hüsing (s. oben S. 72) und F. Bork u. a. hatten die Ansicht vertreten, daß das Hethitische ebenfalls der kaukasischen Sprachgruppe zuzurechnen sei. Sie blieben auch bei dieser Auffassung (siehe z. B. OLZ 1916, S. 289 ff., 1920, S. 60 ff.), als Fr. Hrozny mit dem Anspruch auftrat, den indogermanischen Charakter des Hethitischen nachgewiesen zu haben: Fr. Hrozny, Die Sprache der Hethiter, ihr Bau und ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm (Leipzig 1916/17) und: Hethitische Keilschrifttexte aus Boghazköi (Leipzig 1919). Hrozny legt dar, es sei die Sprache eines indogermanischen Erobervolkes, die zur *Kentum*-Gruppe gehörte, die aber durch das jahrhundertelange Zusammenleben mit einer nicht-indogermanischen kleinasiatischen Eingeborenenschicht vielfach nach Richtung der letzteren Sprachen hin beeinflußt worden sei. In der weiteren Arbeit „Über die Völker und Sprachen des alten Chatti-Reiches" (Leipzig 1920) stellte er fest, daß das wirkliche Hethitische die Sprache der nicht-indogermanischen Chatti, der Urbewohner des Landes, war, während die Sprache der indogermanischen Beherrscher als das Kanesische zu bezeichnen wäre; eine andere Sprache, das Luische, bilde ein verderbtes Kanesisch, das als erste Welle diesem letzteren vorausgegangen sei. Ähnliche Verhältnisse hätten im Lande Charri geherrscht; die Urbewohner, die Charri, redeten eine kleinasiatische Sprache, die dem Mitanni verwandt und wie dieses zu der kaukasischen Gruppe gehörte; ihre indogermanischen Beherrscher redeten eine Sprache der *Satem*-Gruppe.

Im allgemeinen für Hroznys Auffassung sprachen sich aus Marstrander, Caractère indo-européen de la langue hittite (Videnskapsselskapets Skriften, II. Hist. fiilos. Kl., 1918, Nr. 2, Christiania 1919), F. Sommer, Hethitisches (Leipzig 1920, OLZ 1921, S. 314 ff.) und G. Herbig (GGA

1921, S. 195 ff.); sie korrigieren und ergänzen sie aber vielfach. Beides tat in besonderer Weise J. Friedrich, Die hettitische Sprache (ZDMG LXXVI, 1922, S. 153 bis 173), der den indogermanischen Charakter des grammatischen Formenbaues der Sprache zugibt, aber betont, daß sein Wortschatz in weitestem Umfang mit nichtindogermanischen Elementen durchsetzt sei. Er schlägt vor, dieser Sprache den Namen hethitisch zu belassen (statt sie kanesisch zu nennen) und die Sprache der Ureinwohner als chattisch oder protochattisch zu bezeichnen. Genauere Angaben betreffs der übrigen neuen Sprachen der Boghazköi-Texte, nämlich das Luvische, das Baläische, das Charrische, das Chattische und Mandaische (eine indoiranische Sprache) macht E. Forrer in seiner Arbeit „Die Inschriften und Sprachen des Hatti-Reiches" (ZDMG LXXVI, 1922, S. 174—269), der ebenfalls Hroznys Deutung des Hethitischen zustimmt.

Da alle diese neuen kleinasiatischen Sprachen nicht nur mit der kaukasischen Sprachgruppe, sondern auch mit der schon länger bekannten kleinasiatisch-südeuropäischen (s. oben S. 63 f.) Gruppe in Beziehung gesetzt werden, so ergäbe sich jetzt eine große zusammenhängende Gruppe, die von Iran über den Kaukasus, Kleinasien, Südbalkan, bis nach Italien reichte, indem sie das Kaspisch-Elamische, die kaukasischen Sprachen, das Mitanni, das Chaldi, das Charri-Chatti-Baläische, das Lydisch-Lykische und seine Verwandten in Kleinasien, auf dem Balkan und den Inseln und das Etruskische umfassen würde.

Siehe zum Ganzen die zusammenfassende Darstellung der Sprachen mit Angabe ihrer Bibliographie von C. Autran in LM (Paris 1924, S. 273—318).

Diese ganze Gruppe aber, die man die westasiatisch-südeuropäische nennen könnte, würde als ein besonderes Glied in die nostratische Sprachfamilie (s. oben S. 63) eintreten, die die indoeuropäischen, die hamito-semitischen und eben die westasiatisch-südeuropäischen Sprachen umfaßt und der in weiterer Ausdehnung auch noch die uralaltaischen Sprachen zuzufügen wären.

So bleiben im äußersten Westen wie im äußersten Osten des Gebietes der westasiatisch-südeuropäischen Sprachen noch je eine Sprache übrig, von der eine Beziehung

zu anderen Sprachen noch nicht festgestellt wäre. Es ist im Westen das Baskische, im Osten das Sumerische.

g) Das Baskische.

Das innerhalb der jetzigen europäischen Sprachen so völlig isoliert dastehende, in Nordspanien, den Pyrenäen und Südfrankreich gesprochene Baskisch — dessen enger Zusammenhang mit dem Iberischen dargetan wurde durch H. Schuchardt, Die iberische Deklination (SBAWW, phil.-hist. Kl. CLVII, 1907, 2. Abt.) — mit anderen Sprachen in Verbindung zu setzen, waren Versuche der verschiedensten Art gemacht worden, von denen viele nicht ernst genommen zu werden brauchen.

In einem nach seinem Tode veröffentlichten Werk „Die Verwandtschaft des Baskischen mit den Berbersprachen Nordafrika nachgewiesen" (Wien 1894) tritt G. von der Gabelentz für den Zusammenhang mit den hamitischen, speziell den berberischen Sprachen ein. Mit anderen Mitteln und mit Hinzuziehung des Nuba tritt auch H. Schuchardt für einen Zusammenhang des Baskisch-Iberischen mit den hamitischen Sprachen ein in seinen Abhandlungen: Die iberische Deklination (s. oben S. 74), Zur methodischen Erforschung der Sprachverwandtschaft (Nubisch und Baskisch) (Revue internationale des études basques VI, 1912, S. 267—281), Baskisch-hamitische Wortgleichungen (a. a. O., VII, 1913, S. 289 ff.).

Diesen Zusammenhang des Baskischen mit den hamitischen Sprachen stellt A. Trombetti nicht in Abrede, aber er tritt dafür ein, daß es noch näher mit den kaukasischen Sprachen verwandt sei, in mehreren Schriften: Delle relazioni delle lingue caucasische con le lingue camitosemitiche e con altri gruppi linguistici (GSAI XV, 1902, XVI, 1903), L'unità d'origine del linguaggio (Bologna 1905 passim), Come si fa la critica di un libro (Bologna 1905, S. 153 ff.), EG (Bologna 1923, S. 117 ff.). Dagegen will H. Winkler in seiner Abhandlung „Das Baskische und der vorderasiatische mittelländische Völker- und Kulturkreis" (Breslau 1909) auch das Baskische der vorhin (S. 63 f.) berührten westasiatisch-südeuropäischen Sprachengruppe angeschlossen wissen, und H. Schuchardt stimmt ihm darin wenigstens betreffs des inneren Baues zu.

Drei andere Gelehrte treten dagegen mit stärkeren Gründen und besserem Material wieder der Anschauung Trombettis bei, daß das Baskische wohl auch Beziehungen zum Hamito-Semitischen habe, aber näher zu den kaukasischen Sprachen stehe. Es ist zunächst K. Oštir mit seinen „Beiträgen zur alarodischen Sprachwissenschaft" I (Wien und Leipzig 1921). Noch umfassender hat auf diesem Gebiet gearbeitet N. Marr, der in dem oben (S. 68) erwähnten Werke „Der japhetitische Kaukasus und das dritte ethnische Element im Bildungsprozeß der mittelländischen Kultur" (Berlin, Stuttgart, Leipzig 1923) eine Übersicht gibt über seine zahlreichen früheren, in russischer Sprache erschienenen Studien, die sich mit dem gleichen Gegenstand beschäftigen. Ihm stimmt voll und ganz zu Fr. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen (Japhetitische Studien I, Berlin, Stuttgart, Leipzig 1922, S. 45 ff.).

Eine gute kurze Darstellung der ganzen Kontroverse gibt C. C. Uhlenbeck in seinem Vortrag „Over een mogeljke verwantschap van het Baskisch met de Palaeo-kaukasische Talen" (Mededeel. Kon. Ak. Wetenschap afd. Letterkunde, deel 55, ser. A, Nr. 5, Amsterdam 1923). Er steht aber nicht nur den formalen Übereinstimmungen, auf die schon früh H. Schuchardt, Über den passiven Charakter des Transitivs in den baskischen Sprachen (SBAWW, phil.-hist. Kl., Wien 1896, I. Abh.), hingewiesen hatte, sondern auch denen des Wortschatzes noch abwartend gegenüber, da sie die erforderliche Exaktheit in der Herausstellung zuverlässiger Lautgesetze noch nicht aufgebracht hätten.

Wenn A. Schulten — im Anschluß an O. Hirschfeld und W. Sieglin — in der Einleitung zu seinem Werk „Numantia I, Die Keltiberer und ihre Kriege mit Rom" (München 1914) die Basken von den Ligurern ableiten will, so tritt H. Schuchardt, der diese Anschauung schon in seinem Aufsatz „Die iberische Deklination" (s. oben S. 75) zurückgewiesen hatte, ihr noch einmal entgegen in der Abhandlung „Baskisch-Iberisch oder Ligurisch" (MAGW XLV, 1915, S. 109—124).

Siehe auch die kurze Darstellung des Baskischen, mit Angabe der Bibliographie, von G. Lacombe in LM (Paris 1924, S. 319—326).

h) Das Sumerische.

Noch kritischer müssen die Versuche betrachtet werden, das Sumerische aus seiner bisherigen Isolierung zu befreien. Nicht überzeugend sind die Versuche J. Opperts, Fr. Lenormants, Fr. Hommels u. a., es mit den uralaltaischen Sprachen zusammenzubringen; vgl. dazu O. Donner, Die uralaltaischen Sprachen (FUF I, 1901, S. 132 ff.). Noch seltsamer ist G. Hüsings Beginnen, der unter den tibeto-birmanischen Sprachen eine besondere, das Birmanische, als Verwandte des Sumer hinstellt („Völkerschichten in Iran", MAGW XLVI, S. 221 ff.).

Zunächst überraschend wirkt der Anspruch A. Drexels in seiner Abhandlung „Bornu und Sumer" (Anthropos XIV bis XV, 1919/20, S. 215—294), der einen engen Zusammenhang des Sumer mit dem zentralafrikanischen Bornu-(Kanuri) vertritt. Da Drexel, wie aus seiner Arbeit über „Die Gliederung der afrikanischen Sprachen" (s. unten S. 82) hervorgeht, das Bornu eben als die äußerste Welle jener großen Sprachfamilie betrachtet, die vom Euphrat-Kaukasus ausgehend über Kleinasien und das Mittelmeerbecken auch nach Afrika gelangte, so fällt schon deshalb das Überraschende weg. Die solide, bis ins einzelne gehende Beweisführung läßt dann auch die Tatsächlichkeit jener Verbindung bald hervortreten.

Dieser klaren bestimmten Art gegenüber ist die Weise, wie Th. Klug in seiner Arbeit „Versuch einer Beantwortung der Frage: Welcher Sprachengruppe ist das Sumerische anzugliedern?" (Leipzig 1921), in allen Sprachgebieten der Welt herumsucht, um schließlich zu dem Ergebnis zu kommen, daß das Sumerische eine Sprache Ozeaniens und Afrikas sei, ein arger Rückschritt.

Aus diesem Grunde erscheint auch die Auffassung, die V. Christian in seinen sonst so wertvollen „Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients" (MAGW LIV, 1924, S. 1—50) über die Natur des Sumer vorträgt, da sie sich auf Kluge und die zum Teil ebenfalls problematische Meinung C. Meinhofs (ZKSpr V, S. 318 ff.) stützt, der im Sumer seinen „hamitischen" und seinen „sudanischen Sprachtyp" (s. weiter unten S. 95 ff.) wiederfindet, als einigermaßen in der Luft schwebend. Das wird noch bedenklicher, wenn er dabei auch die Ansicht Kluges

sich zu eigen zu machen scheint, daß das Sumer dem Malaio-Polynesischen nahestehe, und das Bedenkliche wird nicht völlig beseitigt, wenn er selbst statt Malaio-Polynesisch „Prämalaisch" einsetzt. Was dann wirklich Gutes und Stichhaltiges zu Christians Ausführungen bleibt, steht nicht in solchem Gegensatz zu den Anschauungen von Drexel, wie Christian, der die neuere Abhandlung Drexels über die „Gliederung der afrikanischen Sprachen" (s. unten S. 82) noch nicht völlig kannte, es damals meinte.

Auch die Auffassung von A. Trombetti (EG 1922, S. 108—112) und F. Bork, Das Sumerische eine kaukasische Sprache (OLZ 1924, S. 170—175) steht nicht im Gegensatz zu Drexels Aufstellung, da auch der letztere besondere Beziehungen des Sumer zu den kaukasischen Sprachen nicht ausschließt.

Die Trefflichkeit der Drexelschen Lösung wird im einzelnen noch anschaulicher werden, wenn wir jetzt Asien (und Europa) zunächst verlassen und den Sprachen Afrikas uns zuwenden.

II. Die Sprachen Afrikas.

1. Kurze Geschichte der afrikanischen Sprachforschung.

Für die afrikanische Sprachforschung ist es sehr bald zum Charakteristikum und auch zum Verhängnis geworden, daß sie so schnell unter den Einfluß des Strebens nach der Aufstellung großer und größter Sprachfamilien geriet. Darauf leitete schon die der äußeren Gliederung sowie der trennenden Hochgebirge in so weitem Maße entbehrende Konfiguration des Kontinents hin, auf dem tatsächlich ein leichtes Ineinanderübergehen wie der Kulturen, so auch der Sprachen sich vollziehen konnte, das der festen Abgrenzungen vielfach entbehrte.

Es waren aber auch zwei starke Tatsachen auf dem sprachlichen Gebiete selbst, die zu dieser Vereinfachung der Auffassung drängten und verleiteten. Es gibt in Afrika zwei große Spracheinheiten, die, obwohl sie zusammen den größten Teil Afrikas einnehmen, doch auch schon für makroskopisches Sehen deutlich als ineinander geschlossene Sprachfamilien auftreten: in der nördlichen Hälfte des Nordens die hamitischen Sprachen — die wir oben S. 58 ff. schon behandelt haben — und im weitaus größten Teil der Südhälfte die Bantusprachen. Da außer den letzteren nach Süden hin ebenfalls nur zwei Sprachgruppen sich erstrecken, die dazu auch noch in inneren Beziehungen zueinander stehen, das Nama-Hottentottische und das Buschmännische, so wäre damit eine überraschende Einheitlichkeit der Sprachen Afrikas gegeben, wenn nicht zwischen den Bantu-Sprachen und den Hamiten-Sprachen sich ein breiter Gürtel von Sprachen ausdehnte, die untereinander und zu den genannten großen Gruppen starke und stärkste Unterschiede aufweisen.

Das Streben der Forschung ging auch hier alsbald dahin, sowohl diese neue Gruppe in einer inneren Einheit, den sogenannten Sudan-Sprachen, zusammenzufassen und ihre Zusammenhänge mit den Hamiten-Sprachen einerseits, den Bantu-Sprachen andererseits darzutun. Damit noch nicht zufrieden, strebte die Erforschung auch über die Sudan-Sprachen hinweg noch Beziehungen der Hamiten-Sprachen zu den Bantu-Sprachen und selbst auch zu dem Nama herauszubekommen.

Das ist in großen Zügen der Gang der vergleichenden Sprachforschung in Afrika.

Wohl den ältesten Bericht über den allgemeinen Stand der Afrikanistik besitzen wir in Latham, On the present state and recent progress of ethnographical philology as relating to Africa alone (Association for the Advancement of Science in Great Britain and Ireland, Oxford 1847). Der weitere Fortschritt der vergleichenden Forschung vollzog sich zunächst in der Sammlung umfassender Wörterverzeichnisse, von denen das bedeutendste, mit wissenschaftlicher Sorgfalt aufgestellte das verdienstvolle Werk von S. W. Koelle, Polyglotta africana (London 1854) ist. Außerdem seien aus dieser Periode noch genannt: J. Clarke, Specimens of dialects . . . in Africa (Berswick-up-Tweed 1848), H. Barth, Sammlung und Bearbeitung zentralafrikanischer Sprachen (Gotha 1862—1866), J. T. Last, Polyglotta africana orientalis (London 1885). Von vergleichender Gesamtforschung liegt aus dieser Zeit nur Steinthals vorzügliches Werk „Die Mande-Negersprachen" (Berlin 1867) vor.

Die erstere größere Sammlung afrikanischer Grammatiken veröffentlichte Fr. Müller in seinem GSp I, 1 und 2, IV (Wien 1876, 1877, 1888), der auch den ersten Versuch einer Gruppierung der afrikanischen Sprachen machte. Ihm trat in mehreren Punkten entgegen R. Lepsius in der bedeutungsvollen Einleitung „Die Völker und Sprachen Afrikas" zu seiner „Nubischen Grammatik" (Berlin 1880, S. I bis CXXVI). Von einer genealogischen Gruppierung war in diesen Fällen noch in weitestem Umfang Abstand genommen und nur eine solche nach geographischen Gesichtspunkten vorgenommen worden. Noch stärker geschieht das in dem zweibändigen Werke von R. N. Cust,

A Sketch of the Modern Languages of Africa (London 1883, 2 vols), dessen 2. Bd. auch eine umfassende Bibliographie der afrikanischen Linguistik enthält. Eine Vervollständigung dieses Werkes bis auf 1893 bildet desselben Autors „Essay of the Progress of African philology up to the year 1893" (London 1893). Stark bibliographisch ist auch A. F. Potts kritische Übersicht „Zur Literatur der Sprachenkunde Afrikas" (Internat. Zeitschr. für allgemeine Sprachw. von Techmer III, 2, 1887, S. 249—275). Im selben Jahre wurde von G. G. Büttner die „Zeitschrift für afrikanische Sprachen" (= ZAS) begründet, die zahlreiche gute Beiträge auch zur vergleichenden Forschung lieferte, aber nur drei Jahre (1887—1890) bestand, worauf im Jahre 1896 von A. Seidel die „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen (= ZAOS) gegründet wurde, die aber auch nur bis 1901 zu erscheinen vermochte. Unterdessen aber war 1897 die Abteilung „Afrikanische Studien" in den „Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen in Berlin" (= MSOS) eröffnet worden. Die 1910 von C. Meinhof ins Leben gerufene „Zeitschrift für Kolonialsprachen" (= ZKS, später „Zeitschrift für Eingeborenensprachen" = ZES) befaßt sich zum weitaus größten Teil mit afrikanischen Sprachen. Ihr trat 1917 an die Seite die von Oric Bates ins Leben gerufenen „Harvard African Studies. Varia Africana" und 1924 die von A. Drexel-Innsbruck gegründete „Bibliotheca Africana".

Neuere Darstellungen der Gesamtgruppierung der afrikanischen Sprachen lieferten: A. W. Schleicher mit seinen ziemlich spekulativ gehaltenen „Afrikanischen Petrefakten" (Berlin 1891), die konkreter und besonnener gehaltene Skizze von J. G. Christaller, Die Sprachen Afrikas (Stuttgart 1892), die von einer gewissen Einseitigkeit nicht freien, sonst aber reichen und sachkundigen Darstellungen C. Meinhofs: Ergebnisse der afrikanischen Sprachforschung (AA IX, S. 179 ff.), Die Sprachen des dunklen Erdteils (Stuttgart 1909), Die moderne Sprachforschung in Afrika (Berlin 1910). Die ausführlichste und objektivste Darstellung, die aber nicht zu Ende geführt wurde, ist F. Hestermann, Kritische Darstellung der neuesten Ansichten über Gruppierungen und Bewegungen der Sprachen und Völker Afrikas (Anthropos VII, 1912, S. 722

bis 760, VIII, 1913, S. 214—250, 1104—1137). Kürzere, aber instruktive Darstellungen liegen vor in A. Werner, The Languages of Africa (Journal of the African Society XII, 1912/13, S. 120—135); Id., The Language-Families of Africa (London 1915); M. Delafosse, L'Étude des Langues négro-africaines de 1881 à 1922 (JA, 11. sér., XIX, 1922, S. 224—249). Eine Fortführung der Hestermannschen Darstellung auf noch breiterer Basis und mit reichem positiven Material liefert A. Drexel, Die Gliederung der afrikanischen Sprachen (Anthropos XVI—XVII, 1921/22, S. 73—108, XVIII—XIX, 1923/24, S. 12—39, XX, 1925 ff.). Eine besondere Förderung der Linguistik von Afrika, besonders Südafrika, wird man wohl auch von der neugegründeten Universität von Capetown erwarten können, wo die Linguistik durch Professor W. A. Norton vertreten ist, der bereits durch eine Anzahl tüchtiger Arbeiten sich als gut dazu vorbereitet erwiesen hat, siehe u. a.: The Study of the South African Native Languages (South African Journal of Science 1915), Se Suto Etymology (a. a. O., 1918), The Bantu Idiomatist in the field of Comparative Philology (a. a. O., 1922).

2. Khoin-Sprachen: San, Nama, Sandawe.

Wir begeben uns jetzt an den Süden Afrikas, um von da beginnend die einzelnen Sprachgruppen und Sprachen uns vorzuführen.

Wir treffen dort im Süden zwei Sprachen an, das Nama der Hottentotten und das San der Buschmänner. Die Stellung beider Sprachen sowohl in sich als in ihrem Verhältnis zueinander ist lange stark umkämpft gewesen. Früher bekannt war das Nama, das San ist erst in den letzten zwei Jahrzehnten näher bekannt geworden. Für das Nama sind zu nennen: C. F. Wuras, Grammatik des Kora-Dialektes (in Appleyard, Kafir Language, Kingwilliamstown 1850); H. Tindall, A Grammar and Vocabulary of the Namaqua-Hottentot Language (Cape Town 1857); J. C. Wallmann, Die Formenlehre der Namaquasprache (Berlin 1857); W. H. J. Bleek, A comparative grammar of South African Languages (London, Cape Town 1869); Th. Hahn,

Die Sprache der Nama (Leipzig 1870); J. Olpp, Nama-Deutsches Wörterbuch (Elberfeld 1888); J. G. Krönlein, Wörterschatz der Khoi-Khoin (Berlin 1889); G. H. Schils, Grammaire complète de la Langue des Namas (Louvain 1891) und: Dictionnaire étymologique de la langue des Namas (Louvain 1894); W. Planert, Handbuch der Nama-Sprache (Berlin 1905); C. Meinhof, Lehrbuch der Namasprache (Berlin 1905); L. Schultze, Aus Namaland und Kalahari (Jena 1907); weitere Literatur siehe bei A. Drexel, a. a. O., S. 42 f. Über das San liegen folgende Arbeiten vor: Fr. Müller, GSp I² (Wien 1876, S. 25—29, Wien 1888, S. 1—18); Bertin, The Bushmen and their language (London 1885); W. Planert, Über die Sprache der Hottentotten und Buschmänner (MSOS VIII, 1905, Abt. II, S. 104—176); H. Vedder, Grundriß einer Gramm. d. Buschmannsprachen usw. (ZKSpr I, 1910, S. 5—24, 106—117); S. S. Donan, Grammatik und Wörterverzeichnis der Tati Bushmen (JAI XLVII, 1917, S. 56—112); C. F. Wuras, An Outline of the Bushman-Language (ZES X, 1920, S. 81—87); J. H. Wilhelm, Aus dem Wortschatz der K'un- und der Hukwe-Buschmannsprache (a. a. O., XII, 1922, S. 291—304).

Für die Unabhängigkeit der Buschmannsprachen von denen der Hottentotten trat eigentlich nur Fr. Müller ein (GSp I², S. 25) und blieb dabei auch, nach vorübergehendem Schwanken, bis zuletzt (a. a. O., IV, S. 1). Für einen Zusammenhang aber sprachen sich aus Th. Hahn, Die Sprache der Nama (Leipzig 1870), W. H. J. Bleek, First Report (1873), R. Lepsius, Einleitung zur Nubischen Grammatik (Berlin 1880, S. LXVII), G. H. Schils, L'affinité des langues des Bushmans et des Ottentots (Trois. Congr. Scientif. internat. des Catholiques, Bruxelles 1895), W. Planert, Über die Sprache der Hottentotten und Buschmänner (Handb. d. Nama-Spr., 1905, S. 129—132), A. Trombetti, Saggi di Glottologia Generale Comparata I. I Pronomi personali (Bologna 1908, S. 12—26), A. Drexel, Gliederung der afrikanischen Sprachen (a. a. O., S. 94 f.), L. Homburger, LM (Paris 1924, S. 591—595).

Während nun Fr. Müller und hier auch W. Planert jede Beziehung des Nama-San zu anderen afrikanischen Sprachen in Abrede stellen, trat R. Lepsius als erster für die Verbindung des Nama — und damit auch des San —

mit den hamitischen Sprachen, besonders dem Bedža, ein. C. Meinhof geht hierin noch weiter, ihm ist es betreffs des Nama nicht mehr zweifelhaft, „daß es sich um eine versprengte Hamitengruppe handelt, die durch die Vermengung mit Buschmanngut natürlich stark entstellt ist und sich unter diesem fremdartigen Einfluß stark abgeschliffen hat" (AFA, N. F. IX, 1910, S. 200); da er das San als eine der afrikanischen Ursprachen betrachtet, so leugnet er also mit der Aufnahme des Nama unter die hamitischen Sprachen den inneren Zusammenhang zwischen Nama und San. Dagegen will Trombetti, der an dem inneren Zusammenhang von Nama und San und den Beziehungen dieser Gruppe zu den kuschitischen Sprachen festhält, sie doch als selbständig neben ihnen bestehen lassen (Saggi di Glottologia Gen. Comp. I, S. 26 bis 28). A. Drexel aber hält an der engen inneren Zusammengehörigkeit des Nama und des San, auch betreffs des Geschlechtsausdruckes, fest und läßt das Nama durch einwandernde Hamiten äußerlich beeinflußt werden (a. a. O., S. 94 f.).

Bereits 1910 hatte A. Trombetti in seiner Arbeit „Le lingue degli Ottentotti e la lingua dei Wa-Sandawi" (Bologna 1910) auf die zunächst in den beiderseitigen Schnalzlauten, dann auch in anderen Punkten zutage tretenden Beziehungen des San mit dem in Ostafrika beheimateten Sandawe (Kindiga) hingewiesen. Dasselbe tat O. Dempwolff in seiner Monographie „Die Sandawe" (Hamburg 1916, S. 69 f.). Unabhängig voneinander arbeiteten und verstärkten den Beweis für die innere Zugehörigkeit der beiden Gruppen A. Trombetti in seinen EG (Bologna 1922, S. 42—44) und A. Drexel in seiner „Gliederung der afrikanischen Sprachen" (a. a. O., S. 97—108). Die so zusammengesetzte Gruppe bezeichnet Drexel als die der „Khoiń-Sprachen" (*Khoiń* = Mensch) und gibt von ihnen die folgende Übersicht (a. a. O., S. 103f.):

Khoiń-Sprachen.

- San
  - Aukwe
  - Aikwe
- Nama
  - Damara
    - Hom-Damara (Berg-D.)
    - Gam-Damara (Wasser-D.)
  - Sandawe
    - Wachwa (Kindiga)
    - Hatsa

3. Die Bantu-Sprachen.

Östlich und nördlich von den Khoiń-Sprachen dehnt sich das weite Sprachgebiet der Bantu-Sprachen aus. Es erfüllt die ganze südliche Hälfte Afrikas bis an den Sudan, in dessen östliche, noch mehr aber westliche Gebiete es noch mit bantuiden Sprachen eindringt, die wir aber noch später als gesonderte Gruppen behandeln werden. Es ist ein Sprachgebiet von einer Einheitlichkeit der darin gesprochenen Sprachen, wie es kaum irgendwo bei so großer räumlicher Ausdehnung noch gefunden wird. Diese Einheitlichkeit ist auch deshalb um so größer, da innerhalb des ganzen Gebietes außer dem Sandawe (s. oben S. 84) und etwaigen Pygmäensprachen andersartige Sprachen nicht zu finden sind.

Die ersten gedruckten Werke in Bantu erschienen schon im Verlauf des 17. Jahrhunderts: eine Doctrina Cristiana von P. F. M. Cardoso in der Kongo-Sprache (Lissabon 1624), P. G. Brusciotto di Vetralla, Grammatica angolese (Rom 1650), Id., Regulae quaedam pro difficillimi Congensium idiomatis faciliori captu ad Grammaticae normam redactae (Rom 1659), P. Dias, Arte da lingua da Angola (Lissabon 1667), die „Arte da lingua de Cafre" eines Jesuitenmissionars vom Ende des 17. Jahrhunderts (veröffentlicht von P. Schebesta, Anthropos XIV bis XV, 1919/20, S. 764—787). Das 18. Jahrhundert sah aber keine Fortsetzung dieser Arbeiten, oder sie müßten noch in den portugiesischen und spanischen Archiven schlummern. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen die minder bedeutenden Werke: P. B. M. de Canecattim, Diccionario da lingua Bunda, Collecção de observações grammaticaes, Lissabon 1804, 1805.

Die Zusammengehörigkeit der Bantu-Sprachen, die auch makroskopischer Betrachtung bald ersichtlich ist, ersah vielleicht zuerst der deutsche Reisende Lichtenberg (Allgem. Archiv f. Ethnographie u. Linguistik, Weimar 1808, S. 258—331), dem bald der englische Gelehrte Marsden (1816) folgte. Auch der Franzose Vivien de Saint-Martin legte die Einheit dieser Sprachen in noch größerem Umfange dar in einer Mitteilung an die Société de Géographie

von Paris 1847. Wissenschaftlicher wurde sie erfaßt von H. C. von der Gabelentz (ZDMG II, S. 5—25, 129—158).

In umfassender Weise wurde sie zuerst dargelegt in dem englisch geschriebenen Werk des deutschen Gelehrten W. H. J. Bleek, Comparative Grammar of South African Languages (London 1862, 1869), das in guter Erfassung der Lautlehre wie der reichgegliederten Grammatik dieser Sprachen vielfach grundlegend blieb; vorhergingen die Werke Bleeks: De nominum generibus linguarum Africae australis (1851), The Languages of Mosambique (London 1856): Grimm's Law in South Africa (Transact. Philol. Soc., London 1873/74, S. 186—200).

In einigen Einzelfragen förderte C. B. Büttner, der verdienstvolle Herausgeber der „Zeitschrift für afrikanische Sprachen" (s. oben S. 81), die Bantuistik: Contributions to a Comparative Dictionary of the Bantu Languages (Transact. Philol. Soc. 1879/80, Part III, Capetown) und: Über die Tempora in Bantusprachen (Steinthal, Zeitschr. f. Völkerpsychologie und Sprachwiss. 1885).

Schon früher war K. Endemanns bedeutungsvoller „Versuch einer Grammatik des Sotho" (Berlin 1876) erschienen, der aber lange unbeachtet blieb; erst viel später konnte er sein nicht minder bedeutsames „Wörterbuch der Sotho-Sprache" (Hamburg 1911, vgl. W. Schmidt, Anthropos VII, 1912, S. 814—816) veröffentlichen.

Nicht zu übersehen ist G. de Gregorio, Cenni di glottologia Bantu (Torino 1882). Eine reiche Fülle neuer Tatsachen stellte in guter Klarheit J. Torrend in seiner umfassenden „Comparative Grammar of South African Languages" (London 1891) zusammen; die phonetische Grundlage ist weniger gut und sicher angelegt. Etwas spekulativ gehalten ist A. W. Schleichers Abhandlung „Das persönliche Pronom der Bantusprachen" (WZKM VII, 1893, S. 217 — 225). Positiver ist E. Jacottet, Études sur les langues du Haut-Zambèse (Paris 1896—1899); größere Fortschritte zeigt auch desselben Verfassers „Bantu phonetics" (Lovedale 1907).

Etwa ein Jahrzehnt vorher setzte C. Meinhof mit seinen Arbeiten ein, die der Bantuforschung die stärksten Antriebe geben und sie zu weitgehender wissenschaftlicher Genauigkeit, besonders in der Darstellung der Laut-

verhältnisse, führen sollte. Unter den Vorarbeiten zu seinen beiden größeren Werken wären zu nennen: Das Zeitwort in der Dualasprache (ZAS II, 1888/89, S. 1—34), Vorbemerkungen zu einem vergleichenden Wörterbuch der Bantusprachen (ZAOS I, 1895, S. 268—281). Als sein erstes Hauptwerk erschien: Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen (Abh. f. d. Kunde des Morgenlandes, Nr. 2, 1. Aufl., Leipzig 1899; 2. Aufl., Berlin 1910); einige Jahre später folgte sein zweites Hauptwerk: Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen (Berlin 1906). Von anderen Bantuwerken seien noch genannt: Das Tši-venda (ZDMG LV, 1901, S. 607—682), Das Dahlsche Gesetz (a. a. O., LVII, 1903, S. 299 bis 304), die Studienserie Linguistische Studien in Ostafrika (Berlin, MSOS VI, 1904 bis XI 1908), Die Sprache der Herero (Berlin 1909), Die Sprache der Suaheli (Berlin 1910), Dissimulation der Nasalverbindung im Bantu (ZKSpr III, 1912/13, S. 272—278); die vollständige Aufführung der Arbeiten siehe bei Hestermann, Anthropos VIII, 1913, S. 1105—1107.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß eine weitgehende Aprioristik Meinhofs in der Aufstellung von „Urbantu"-Lauten und -Formen nicht zur Sicherheit seines ganzen Systems beiträgt. Trotz starker Zurückhaltung im Ton ließ das schon die von dem Schüler Meinhofs selbst, M. Heepe verfaßte Studie „Probleme der Bantu-Sprachforschung" (ZDMG LXXIV, 1920, S. 1—60) deutlich genug erkennen. Die Erwiderung darauf erfolgte von Meinhof selbst (a. a. O., S. 296 f.), der sonst nie über seine Aufstellungen Rede und Antwort steht, darauf die Gegenantwort Heepes (a. a. O., S. 449—457); siehe auch dessen Arbeit „Die Komorendialekte Ngazidja und Nwami" (Abh. d. Hamburger Kolon. Inst. XXIII, 1914). Eindringender ist die Kritik F. Hestermanns in seiner „Kritischen Darstellung der neuesten Ansichten über die Gruppierung und Bewegungen der Sprachen und Völker in Afrika" (Anthropos VII, 1912, S. 722—760, VIII, 1913, S. 219—250, 1104—1137); insbesondere die Darlegungen S. 1115—1137 sind weder von Meinhof noch von einem seiner Schüler entkräftet worden.

Einen anderen bedenklichen Mangel der Meinhofschen Gesamtarbeit, auf den schon Hestermann hingewiesen hatte,

die Unfähigkeit zu einer durchgreifenden Gruppierung der Bantu-Sprachen zu gelangen, legt A. Drexel im Abschnitt „Die Bantu-Sprachen“ seiner „Gliederung der afrikanischen Sprachen“ (Anthropos XVI—XVII, 1923/24, S. 26—39) dar, der seinerseits eine solche Einteilung vorlegt und auf die Entstehung der Bantu-Sprachen eingeht. Schon früher hatte Drexel die gründliche Abhandlung „Beiträge zur Grammatik des Bantu-Typs“ (Anthropos XII—XIII, 1917/18, S. 89—133, 910—957) erscheinen lassen, die sich mit der Frage des Artikels im Bantu und der Entstehung und Bedeutung der Klassenpräfixe befaßt und von Meinhofs Aufstellungen vielfach stark abweicht. Ein eigenes Werk über die Einteilung der Bantu-Sprachen hatte schon früher F. N. Finck, Die Verwandtschaftsverhältnisse der Bantusprachen (Göttingen 1908) geschrieben, der vielfach von den Meinhofschen Aufstellungen abgeht; vgl. auch J. van Ginneken, De huidige stand der genealogischen Talwetenschap (Tijdsskr. v. Ned. Taal- en Letterkunde, Deel XXVIII, S. 19ff.).

Eine nicht nur mit Kritik, sondern auch mit positivem Aufbau sich befassende eindringende Studie stellt W. Eiselens Abhandlung „Die Veränderung der Konsonanten durch ein vorhergehendes *i* in den Bantusprachen“ (ZES XIV, 1924, S. 81—153) dar. —

In noch höherem Maße als auf den übrigen afrikanischen Sprachgebieten war hier der Hauptteil der linguistischen Forschungsarbeit bisher von Deutschen geleistet worden, wie das auf englischer Seite schon von R. N. Cust, A Sketch of the Modern Languages of Africa (London 1883, I, S. 64) und neuerdings auf französischer Seite von M. Delafosse, L'Étude des langues négro-africaines de 1882 à 1922 (JA, 11e sér., t. XIX, 1922, S. 245) auch anerkannt wurde. Außer den schon oben (S. 86) genannten Arbeiten von Torrend, de Gregorio, Jacottet sind von englischer und französischer Seite hauptsächlich folgende Arbeiten namhaft zu machen: W. H. Stapleton, Comparative Handbook of Congo languages (Yekusu 1903); Ch. Sacleux, Introduction à l'étude des langues bantoues (La Parole 1903, S. 2—51); Id., L'article dans les langues bantoues (Anthropos V, 1910, S. 513—518); H. S. Johnston, The Uganda Protectorate (London 1904, Bd. II, S. 889 ff.); Id., The Basis for a Comparative Gram-

mar of the Bantu Languages (Journ. Afric. Soc. VI, 1907, S. 13—27) und sein letztes großes Werk: Bantu and Semi-Bantu languages (Oxford, Bd. I, 1919, Bd. II, 1922), das fast zu massiv ist, als daß es monumental sein könnte, indem es eine überaus große Menge neuen Materials übersichtlich geordnet darlegt, aber einerseits der phonetischen Genauigkeit noch ermangelt und andererseits auf eine Anzahl fundamentaler Punkte der Grammatik — Genitivstellung, Verwendung der Personalpronomina u. a. — fast gar nicht geachtet hat. An phonetischer Exaktheit und guter Methode läßt die genannten Werke weit hinter sich die Arbeit von L. Homburger, Etude sur la Phonétique historique du Bantu (Paris 1913). Von dieser Verfasserin stammt auch die wertvolle Übersicht über Phonetik und Grammatik der Bantu-Sprachen in LM (Paris 1924, S. 561—588), von denen sie eine „westafrikanische Gruppe“, die Sprachen nördlich von Kamerun bis zur Südküste von Westafrika, absondert. Die Verfasserin hält darauf zu betonen, daß sie unabhängig von Meinhof gearbeitet habe, daß er für sie niemals „ni un maître, ni un guide“ gewesen sei (LM, S. 578). Sie bringt auch eine selbständige Einteilung der Bantu-Sprachen. Eine kurze gute zusammenfassende Darstellung, die mehr an Meinhof sich anlehnt, bietet Alice Werner, The Bantu Languages (London 1919). Abenteuerlich mutet an der Südafrikaner J. F. van Oordt mit seinem Werk „The Origin of the Bantu“ (Capetown 1907), in welchem er die uraltaischen Sprachen als Komponenten der Bantusprachen hinstellt. Ziemlich eingehend hat sich A. Trombetti mit den Bantusprachen befaßt in seinen Werken: Saggi di Glottologia Generale Comparata I. I Pronomi personali (Bologna 1908, S. 28—42) und EG (Bologna 1922, S. 24—38, 320—337); er hat manche nützliche Korrekturen und Erweiterungen an Meinhofs Aufstellungen angebracht.

Dagegen ist es wiederum deutsche Forschung gewesen, die in den letzten Jahren das Vorhandensein eines wichtigen Lautelementes auch in den Bantusprachen entdeckte, eine Entdeckung, die schon von ihr allein aus geeignet ist, in mancher Beziehung grundstürzend zu wirken: die immer umfangreicher sich ausweitende Tatsache der Geltung des Tonakzentes auch in den Bantu-

sprachen, der von Meinhof und seiner Schule erst spät erkannt wurde. Zuerst wies K. Endemann, Beitrag zu dem Kapitel von den Tönen in den sogenannten Bantusprachen (MSOS 1901, III. Abt., S. 37—41) auf dieselben hin, aber noch in seinem Sotho-Wörterbuch (Hamburg 1911) schwankte er stark in der Bezeichnung derselben (siehe W. Schmidt, Anthropos VII, 1912, S. 814—816). Ihm folgten G. L. Bates, Handbook of Bulu (London 1904), Th. und P. Schwelnues, Die Verba des Tšivenda (MSOS VII, 1904, III. Abt., S. 12—31), E. Dahl, Die Töne und Akzente im Kińamwezi (a. a. O., S. 106—126), J. Raum, Versuch einer Grammatik der Dschaggasprachen (Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen, Bd. XI, Berlin 1909). Auf eine andere Basis stellte sich, Meinhof folgend, K. Roehl, Versuch einer systematischen Grammatik der Schambalasprache (Hamburg 1911), der von H. Nekes eingehend kritisiert wird (Anthropos VI, 1911, S. 650—654). Nekes selbst hatte in Zusammenarbeit mit W. Planert in seinem „Lehrbuch der Jaunde-Sprache" (Berlin 1911) eingehende Studien über die Tonverhältnisse dieser Sprache angestellt, die ihn vielfach zu anderen Ergebnissen führten. Er legt dieselben in seinen beiden Abhandlungen: Die Bedeutung des musikalischen Tones in den Bantusprachen (Anthropos VI, 1911, S. 546—574) und: Die musikalischen Töne in der Dualasprache (a. a. O., S. 911—919) ausführlich dar. Vgl. dazu auch W. Schmidt, Einiges über afrikanische Tonsprachen (Anthropos VII, 1912, S. 783—791) und H. Skolaster, Die musikalischen Töne in der Basa-Sprache (Anthropos IX, 1914, S. 740—758). Neuerdings sind diese Töne auch durch Dr. Panconcelli-Calzia experimentell untersucht, worüber M. Heepe, Experimentalphonetische Untersuchungen über die Tonhöhen im Jaunde (Abh. d. Hamb. Kolonialinstituts XXIV) berichtet, s. dazu die Äußerung von H. Nekes (Anthropos IX, 1914, S. 758 f.). Einblicke in ein neues Gebiet des Tones in Bantu-Sprachen eröffnet P. Schumacher mit seinen Studien: La Phonétique au Kinyarwanda (Anthropos XVI — XVII, 1921/22, S. 326 bis 341 ff., XVIII—XIX. 1923/24, S. 688—699 und folgende Hefte). Siehe auch K. E. Laman, The Musical accent or Intonation in the Kongo Language (Stockholm o. J.) und vgl. A. Lloyd James, The Tones of Yoruba (BSOS III, 1923, S. 119—128).

Die Gliederung der Bantu-Sprachen ist nach Drexel wie folgt:

Bantu-Sprachen.

1. Teke-Gruppe

Duala-Spezies	Shongo-Spezies	Bongo-Spezies	Yombe-Species	Lolo-Spezies	Kuba-Spezies
Benga, Basa, Kele, Subu, Kwili, Malimba, Nkosi, Pongwe, Fernando Po	Shira, Pono, Kande	Kongo, Binda, Kumi, Lala. Yansi		Ngatta, Tua, Ngombe	Tetele, Shilele, Ngodi, Toba, Dima, Senga

2. Songo

3. Ndonga-Gruppe

Herero-Katanga-Spezies	Nyamwezi-Ganda-Spezies
Ovambo, Kuanyama, Lodžaži, Kusu, Mbamba, Mbangala, Mbundu, Kioka, Lunda	Zigula, Tusi, Sukuma, Rwanda, Rundi, Masaba, Mbwali, Nyuema

4. Suaheli

Lamu, Pokomo, Djaga, Pare, Kami, Taita, Dzalamo, Shambala, Bondei, Digo, Nika, Kamba, Kiguyu, Komorensprache

5. Konde-Gruppe

Sena-Nyandja-Spezies	Yao-Bemba-Spezies	Pogoro-Kinga-Spezies
Tete, Tumbuka, Ngindo, Ravi, Zumbo, Sofala	Ngoni, Tambwe, Mpoto, Ndamba, Muera, Mahenge	Sango, Bene, Hehe, Cogo, Nyiha, Pangwe

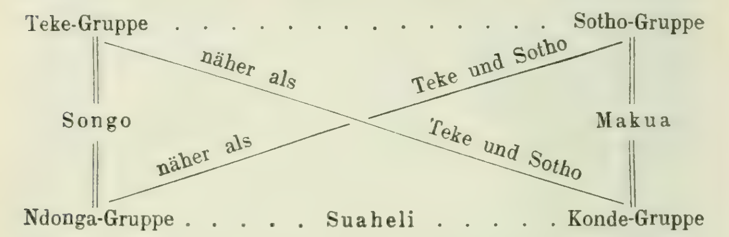
6. Makua

Tšwabo, Masasi, Tugula, Roro, Lomwe

7. Sotho-Gruppe

Xosa-Zulu-Spezies	Tšuana-Peli-Spezies	Venda-Tonga-Spezies
Kxatla, Tebele, Swazi	Gwamba, Kopa, Rolong, Lapin, Ngwato	Swina, Lenge, Ronga, Džonga

Die gesperrt gedruckten Sprachen(-Spezies) sind von einem relativen Mischcharakter, und zwar in der angegebenen Lokation: Songo zwischen Tete und Ndonga, Suaheli zwischen Ndonga und Konde, Makua zwischen Sotho und Konde.



Am weitesten entfernen sich in den beiden Schemata voneinander Teke und Sotho, was sich auch im tatsächlichen Sprachenbefund reinlich bestätigt.

Die Gliederung von L. Homburger, obwohl auch der geographischen Verbreitung folgend, stimmt doch in einer Reihe von wichtigen Einzelheiten mit der von Drexel überein (LM, S. 578 ff.).

4. Das Problem der „Sudan-Sprachen".

a) Die Geschichte des Problems bis Meinhof.

Nördlich vom Gebiete der Bantu-Sprachen breitet sich das Gebiet der sogenannten Sudan-Sprachen aus. Daß die weitgehende Einheitlichkeit der großen Bantu-Sprachfamilie einen so starken Einfluß ausübte, auch für die Sudan-Sprachen eine solche Einheitlichkeit anzunehmen, haben wir schon oben (S. 79) gesehen. Daß diesem Einfluß so bald und so restlos nachgegeben wurde, ist das Verhängnis der afrikanischen Linguistik und bildet den tiefsten Grund der Erfolglosigkeit mancher sonst tüchtiger Arbeiten. Zwar die ältesten Versuche der Gruppierung afrikanischer Sprachen, wie sie Fr. Müller, R. Lepsius und N. R. Cust vornahmen (s. oben S. 80 f.), weisen diesen Fehler noch nicht auf. Für sie ist der Name „Sudan-Sprachen", soweit sie ihn überhaupt gebrauchten, eine lediglich geographische Bezeichnung, die allenfalls nur negativ gegen die

Bantu-Sprachen abgrenzen soll, und Fr. Müller, dem Cust folgte, nimmt aus der Gesamtheit selbst dieser großen Gruppe noch die sogenannten Nuba-Fulah-Gruppe heraus und stellt sie den übrigen „Neger-Sprachen“, wie er die Sudan-Sprachen zumeist nennt, gegenüber.

Man muß zugeben, daß es einen nicht unbedeutenden objektiven Grund gab, der dazu drängte, die Sudan-Sprachen als eine einheitliche Gruppe aufzufassen und darüber hinausgehend diese auch noch in Verbindung zu bringen mit den Bantu-Sprachen. Das ist die Tatsache des Vorkommens der sogenannten Bantuiden-Sprachen, d. h. Sprachen, die ein ähnliches System von Klassenpräfixen mit wechselnden Singular- und Pluralformen aufweisen, wie es bei den Bantu sich findet. Da statt dieser Präfixe, mit anscheinenden zahlreichen Übergangsformen, in anderen Sprachen analoge Suffixsysteme sich fanden, so schien sich da das Band einer identischen genealogischen Entwicklung zu zeigen, die auch die Sudan- mit den Bantu-Sprachen verbinden könnte. Bei den Thesen, die man dann nach dieser Richtung hin aufstellte, wurde zu wenig geachtet auf die große Gefahr, die sich leicht einstellen konnte, nach dem nur unter bestimmten Bedingungen richtigen Satz zu handeln: $A = B$, $B = C$, also $A = C$.

Das Vorhandensein solcher bantuider Sprachen war am stärksten im Westen ersichtlich und deshalb dort auch zuerst bemerkt worden. Nachdem schon G. de Gregorio in seinen „Cenni di Glottologia Bantu“ (Torino 1882) hier angesetzt hatte — vgl. auch seine Abhandlung „Sulla struttura delle lingua Evé“ (CIO, Actes XII, Rome 1899, S. 196—199) —, machte zuerst G. A. Krause in mehreren Artikeln den Versuch, die Entwicklung hier zu rekonstruieren, vom Temne, Biafada, Serer und Ful ausgehend; s. seinen Brief an den Herausgeber der ZAOS (I, 1895, S. 188 f.) und seine Abhandlungen „Die Stellung des Temne innerhalb der Bantu-Sprachen“ (a. a. O., S. 250—267) und „Die Fada-Sprache am Geba-Flusse“ (S. 363—372). Diese Gedanken wurden weiterentwickelt und mit der Genitivstellung in Verbindung gebracht durch W. Schmidt in: Fr. Müller und W. Schmidt, Beitrag zur Kenntnis der Tem-Sprache (MSOS VIII, 1905, Abt. III, S. 251—286, und Anthropos I, 1906, S. 944 f.). Vgl. zu dem Ganzen

Hestermann, Kritische Darstellung etc. (Anthropos VII, 1912, S. 737—741, VIII, 1913, S. 246f.).

Die bantuiden Sprachen im Osten, am Obern Nil und im Osthorn, wurden bedeutend später entdeckt. Auch wurden über ihren Beziehungen zu den Hamiten-Sprachen die zu den Bantu-Sprachen stark in den Hintergrund gedrängt. Das erste Material über diese Sprachen wurde mitgeteilt von Brenda Z. Seligmann, Note on the language of the Nubas of Southern Kordofan (ZKS I, 1910/11, S. 167—188). F. Bork, Zu den neuen Sprachen von Süd-Kordofan (a. a. O., 1912/13, S. 140—156) legte dar, daß hier nicht nubische Dialekte, sondern eine ganz neue Gruppe von Sprachen vorliege, die er mit den hamitischen Sprachen in Verbindung brachte. C. Meinhof, der zur näheren Erforschung dieser Sprachen nach Kordofan gereist war, veröffentlichte seine Beobachtungen unter dem Titel „Sprachstudien im egyptischen Sudan“ in der ZKS (VI 1915, VII 1916, VIII 1917, IX 1918). Er erkennt an, daß sie Präfixsprachen sind, die an das Bantu erinnern. Sie seien jedoch nicht Bantusprachen; er bringt sie, seinen Theorien entsprechend, mit den Sudan-Sprachen in Verbindung.

b) Die Arbeiten Meinhofs und Westermanns.

Denn unterdessen hatte Meinhof schon von einer anderen Seite her in die Erforschung der Sudan-Sprachen eingegriffen. Zuerst dadurch, daß er sich den hierzu kompetentesten Vorarbeiter zum Mitarbeiter machte, Diedrich Westermann. Im Gegensatz zu Meinhof war Westermann mehr auf die gründliche Erforschung von Einzelgruppen eingestellt, und zu diesbezüglichen Arbeiten kehrt er auch immer wieder zurück. Als solche sind zu nennen: Wörterbuch der Ewe-Sprache (Berlin 1905—1906. 2 Bde.), Grammatik der Ewe-Sprache (Berlin 1907), Handbuch der Ful-Sprache (Berlin 1907), The Shilluk-People, their Language and Folk-Lore (Berlin 1912), Die Grussi-Sprachen im westlichen Sudan (ZKS IV, 1913, S. 161—180, 312—332), Die Mossi-Sprachgruppe (Anthropos VIII, 1913, S. 467 bis 405, 810—830), Die velar-labialen Laute in der Ewe-Tschi-Gruppe der Sudan-Sprachen (ZES X, 1919, S. 243 bis 260), Die Sprache der Guang . . . und fünf andere

Togo-Sprachen (Berlin 1922). Aber, wie er selbst angibt, angeregt und angetrieben von Meinhof, faßte er schon bei seinen Arbeiten über das Ewe den Gedanken der genealogischen Einheit sämtlicher Sudan-Sprachen und bringt ihn zur Durchführung in seinem Werk „Die Sudansprachen“ (Hamburg 1911). Es sind das Ewe, das Tschi, das Gã, das Yoruba, das Efik, also sämtlich Sprachen des Westens, die er zugrunde legt, zu denen er aus dem Osten nur das Kunama, das Nuba und das Dinka heranzieht. Schon die geringe Zahl und die einseitige Auswahl der behandelten Sprachen muß den versuchten Beweis als zu schwach erscheinen lassen. Insbesondere sind die Sprachen des Zentral-Sudan, die allerdings zum Teil erst ungenügend bekannt sind, gar nicht berücksichtigt.

Die Neigung zu solider Detailarbeit hat Westermann doch dazu geführt, u. a. in der Schilluk-Arbeit, eine östliche Gruppe besonders herauszuarbeiten, die der sogenannten nilotischen Sprachen. Sie zerfallen nach ihm in zwei Gruppen je nach dem Vorherrschen des einen Mischkomponenten: die niloto-sudanische und die niloto-hamitische Gruppe. Zu der ersteren rechnet er:

a) das Schilluk und seine Dialekte (Mittelnilotisch);
b) das Dinka und Nuer (Niedernilotisch);
c) Mittu, Madi, Abaka, Luba, Wira, Lendu, Moru (Obernilotisch).

Die niloto-hamitischen Sprachen sind besonders von B. Struck bearbeitet worden in der Arbeit „Über die Sprachen der Tatoga- und Iraku-Leute (MDSch, Ergänzungsheft Nr. 2, Berlin 1909, S. 107—132). Er gliedert sie in die Untergruppen:

a) Iraku, Ufiome, Uassi, Mulungu, Ungomvya;
b) Tatoga, Ndorobo, Nandi und dessen Verwandte (Lumbwa usw.);
c) Bari, Masai, Kwafi, Ava, Ngisu, Elgumi.

Auch die Gesamtarbeit Westermanns über die Sudan-Sprachen sucht Struck weiterzuführen durch eine ausgedehntere „Heranziehung aller „Sudansprachen“, etwa 170, nach einer „statischen“ Methode der Untersuchung des Wortmaterials in seiner Arbeit „Einige Sudan-Wortstämme“ (ZKS II,

1912, S. 233 ff.). Hier gibt er auch eine umfassende Gruppierung des „Westsudanisch“, „Zentralsudanisch“ und der Zwischenzone mit „Semibantu“ und älteren Teilen; vgl. auch den Artikel Strucks „Der Schlüssel der Sudan-Sprachen“ (Allgem. Miss.-Zeitschr. 1913, Heft 11 und 12). Zur Kritik dieses Versuches wie auch des Werkes von Westermann, s. N. W. Thomas „The Sudanic Languages“ (BSOS I, 1920, S. 110 ff.), der beide für unzutreffend und methodisch unzulänglich erklärt.

Die von Meinhof angeregten Arbeiten Westermanns (und Strucks) über die „Sudansprachen“ signalisierte Meinhof alsbald und baute auf ihnen weiter an seinen eigenen Theorien. Schon lange vor dem Erscheinen von Westermanns „Sudansprachen“, alsbald beim Erscheinen von dessen „Wörterbuch der Ewe-Sprache“, beginnt Meinhof die Linien der bevorstehenden Arbeiten zu zeichnen in seinem Artikel „Probleme der afrikanischen Linguistik“ (WZKM XIX, 1905, S. 77—90); vgl. dazu Hestermann a. a. O., VII, S. 747 ff. Das Erscheinen von Westermanns Ful-Arbeit benützt er zu seiner Abhandlung „Das Ful in seiner Bedeutung für die Sprachen der Hamiten, Semiten und Bantu“ (ZDMG LXV, 1911, S. 177—220), in welcher er das Ful als zwischen Hamiten und Bantu stehend erklärt; vgl. Hestermann a. a. O., S. 758 ff. Deutlich war diese Arbeit nur das Sprungbrett zu dem größeren Werk, mit dem Meinhof an dem von ihm so lange ins Auge gefaßten Ziele angelangt ist: „Die Sprachen der Hamiten“ (Hamburg 1912), zu dem er schon in dem Artikel „Sudansprachen und Hamitensprachen“ (ZKSpr I, 1910, S. 161 bis 166) präludiert hatte. Wie bei seinen Arbeiten über die Bantu-Sprachen werden nicht ganze Einzelgruppen restlos durchgearbeitet dargestellt, sondern von jeder „Gruppe“ wird eine Einzelsprache als „Typ“ derselben vorgeführt: „1. das Ful als vermutlich älteste Form der Hamitensprachen, die auch dem Urbantu nahesteht; 2. das Hausa, als Beispiel einer westafrikanischen Hamitensprache, die sudanisch beeinflußt ist; 3. das Schilh als Beispiel für die Berbersprachen; 4. das Bedauye als nördlichste der östlichen Gruppe; 5. das Somali als eine der südlichen der Ostgruppe; 6. das Massai als ältere Hamitensprache des Ostens mit sudanischer Beeinflussung; 7. das Nama,

als Beispiel für eine stark mit Buschmanngut durchsetzte Sprache.“ Er kommt zu dem Ergebnis, daß Hamiten- und Sudansprachen auf die denkbar größte Art verschieden seien, daß aber Beziehungen der Sudansprachen sowohl mit den Bantusprachen, als der letzteren mit den hamitischen Sprachen beständen.

Damit hatte Meinhof sein Ziel der großen Synthese der gesamten afrikanischen Linguistik erreicht in der ungeheuren Vereinfachung der Gruppierung der sämtlichen Sprachen Afrikas in drei Gruppen: A. Hamitische, B. Sudan-, C. Bantu-Sprachen, von denen A nicht mit B, aber wohl A mit C und B mit C Beziehungen aufweisen sollen.

Daß hier eine Synthese nicht nur verfrüht, sondern auch verfehlt, weil erzwungen ist, zeigt sich auch darin, daß Meinhof hier gerade wie bei den Bantu-Sprachen nicht zu einer Gruppierung weder der Sudan-, noch der Hamiten-Sprachen zu gelangen vermag. Nur Westermann setzt bei den Sudan-Sprachen die Erforschung einzelner Gruppen fort, ohne aber die allgemeine Synthese bis jetzt adäquat im einzelnen erfüllt zu haben. Es wird sich noch immer mehr herausstellen, daß die überhastete Synthese der richtigen Würdigung der Einzelgruppen stark im Wege steht und so auch die wahre Synthese nicht aufkommen läßt.

c) Die Arbeiten französischer und englischer Forscher. M. Delafosse und N. W. Thomas.

Dieses ganze Drängen nach großen Synthesen, von dem im einzelnen freilich viele gute Anregungen und selbst Einzellösungen und ein starkes Interesse für diese Arbeiten geweckt worden sind, hat der Hauptsache nach nur in Deutschland sich abgespielt. Die übrigen Länder schauten interessiert oder uninteressiert zu oder wußten überhaupt nichts von diesen Vorgängen. Die Beiträge aus der Linguistik von Afrika, die von nichtdeutschen Ländern herkommen, beschränkten sich denn auch längere Zeit auf Werke von mehr praktischem Inhalt. Erst in neuester Zeit beginnt hier ein Wandel einzutreten, und zwar sowohl von Frankreich als von England aus. Die von diesen Ländern ausgehende Tätigkeit soll hier kurz dargestellt werden; die einzelnen Grammatiken und Wörterbücher, die natürlich der vergleichenden Forschung ein gutes Ma-

terial dargeboten haben, werden auch hier übergangen, es sei denn, daß sie in der Geschichte der vergleichenden Linguistik eine besondere Rolle gespielt hätten.

Am zahlreichsten sind vergleichende und Sammelwerke von französischer Seite vorhanden; sie beziehen sich fast alle auf die Küste von Ober-Guinea: J. Dard, Dictionnaire fraçais-wolof, et français-bambara, Paris 1825, 2. Aufl. Dakar 1855; Th. Dwight, Vocabulaires guilof, mandingue, foule, saracole, séraire, bagnou et floupe (Mém. Soc. d'ethnol. II, 1845, Paris); G. Faidherbe, Vocabulaire d'environ 1500 mots français avec leurs correspondants en ouolof, en poular et en soninké, Saint Louis 1860; Id., Essai sur la langue Poul, Paris 1882, 2. Aufl.; Id., Langues sénégalaises, Paris 1887; Dr. Tautain, Note sur les trois langues soninké, bammana et malinké (Rev. de ling. et d. philol. comparées, Paris 1887); J.-B. Rambaud, La langue mende, Paris 1893; Id., Des rapports de la langue yoruba avec les langues de la famille mandé (BSLP 1897); F. Dubois, Vocabulaires mossi et gourma (Bull. du Comitté de l'Afrique Française 1898); G. Bastard, Essai lexique pour les idiomes soudanais (Revue Coloniale Paris, mai 1900); R. Arnaud, Contribution à l'étude de la langue peuhle ou foulhaniyya (Bull. Soc. Géogr. d'Alger 1901); M. Delafosse, Manuel de la langue Haoussa, Paris 1901; Id., Les langues voltaiques, Etude comparative (MSLP XVI, 1911); Id., Vocabulaires comparatifs de plus de 60 langues ou dialectes parlés à la côte d'Ivoire et dans les régions limitrophes, Paris 1904; Fr. Froger, Étude sur la langue des Mossi, Paris 1910.

Nicht zurück bleiben die englischen Beiträge zur Linguistik dieses Gebietes: A. W. Hanson, On the Vei and Mende dialects (Proceed. Philol. Soc. IV, 1848—50, London); E. Norris, Outlines of a few of the principal languages of Western and Central Africa, London 1841; J. L. Wilson, Comparison between the Mango, Grebo and Mpongwe dialects, New York 1847; Id., Comparative Vocabularies . . . of Africa, New Haven 1849; S. W. Koelle, Grammar of the Bornu or Kanuri Languages, London 1854; W. B. Baikie, Observations of the Haussa and Fulfulde languages, London 1861; H. Johnson and J. G. Christaller, Vocabularies of the Niger and Gold Coast, London 1886; Ch. L.

Reinhardt, Grammar and Dictionary of the Fulbe Language, London 1876, 1878; A. C. Hollis, The Masai, their Language and Folklore, Oxford 1905; Id., The Nandi, their Language and Folklore, Oxford 1909; H. Johnston, The Languages of Liberia, in „Liberia“, London 1906, S. 1091—1160; Id., Bantu and Semi-Bantu Languages, Oxford, Bd. I, 1919, Bd. II, 1922; Ch. B. A. Robinson, Hausa Grammar, London 1909; C. H. Robinson, Dictionary of the Hausa Language, Cambridge 1899—1900, 2. Aufl. 1906; F. W. H. Migeod, The languages of West Africa, Vol. I, London 1911; M. W. H., The Suk, their Language and Folklore, Oxford 1911; N. W. Thomas, Anthropological Report on Sierra Leone, Parts II, III: Timne, London 1916; Id., Specimens of Languages from Sierra Leone, London 1916, Id., Anthropol. Rep. of the Edo speaking peoples of Nigeria, Part II: Linguistics, London 1910; Id., Anthr. Rep. of the Ibo speaking peoples of Nigeria, Parts II, III, London 1913; Id., The Plural in Biafada (Man XXI, 1921, S. 91 ff.); Id., A Note on the Nilotic Languages (Man, a. a. O., S. 120 ff., 185 ff.), Duplex stems in Sudanic Languages Philologica (Journal of the Philolog. Soc., vol. I, part II, Determination and Indetermination in Sudanic Languages (a. a. O.).

Wie auf französischer Seite M. Delafosse, so ragt auf englischer Seite neuerdings N. W. Thomas durch die große Zahl, die Akribie und die Kraft der Arbeiten — die hier noch nicht alle angeführt sind — hervor, und beide halten auch in einer rückblickenden Zusammenfassung Überschau über die afrikanische Linguistik, stellen ihrerseits ein neues Programm auf und kündigen die demnächstige Inangriffnahme desselben an: M. Delafosse in dem (schon oben S. 88 erwähnten) Artikel „L'Étude des langues négro-africaines de 1882 à 1922“ (JA, 11. sér. t. XIX, 1922, S. 234—249), N. W. Thomas in dem Artikel „The Sudanic Languages“ (BSOS, London I, 1920, S. 107 bis 124). Wenn sie die hohen Verdienste der bisherigen deutschen Forschung anerkennen, ihr aber doch vorhalten, daß sie über dem Streben nach großen Einheiten die solide Feststellung der näheren Gruppen vielfach vernachlässigt haben, so trifft dieser Vorwurf, wie wir gesehen, in ziemlich weitem Umfang zu.

Unterdessen ist die in Aussicht stehende Darstellung der Sudan-Sprachen — im weitesten Sinne des Wortes — erschienen, die M. Delafosse in dem Sammelwerke „Les Langues du Monde" (Paris 1924, S. 463—560) geliefert hat. Es ist zweifellos eine hervorragende Arbeit, ausgezeichnet durch eine staunenswerte Kenntnis einer Fülle von Einzelheiten, ein ruhiges, besonnenes Urteil und eine klare Darstellung.

Aber auch er ist der Versuchung erlegen, alle diese Sprachen in eine Gruppe zusammenzufassen, und er geht darin noch weiter als seine Vorgänger; denn er begreift in die große Gruppe, die er als eine Verwandtschaftseinheit hinstellt, Sprachen hinein, die bisher von anderen nicht dazu gezählt wurden. So ist er u. a. der Meinung, das System der Nominalklassen, wie es am deutlichsten in den Bantu- und Bantuiden-Sprachen auftritt, sei in irgendeiner, wenn auch noch so schwachen Form noch jetzt bei allen „langues négro-africaines" vorhanden. Und zwar ist er der Meinung, daß „ce système a dû, à une certaine époque, fonctionner intégralement dans toutes les langues négro-africaines", und daß erst unter einer mehr oder minder starken Tendenz, dieses System zu vereinfachen und schwinden zu lassen, die verschiedenen Grade der Nominalklassen entstanden seien (S. 468 ff.). Diese Auffassung in dieser umfassenden Allgemeinheit wird sich zweifellos nicht als haltbar erweisen.

Delafosse teilt die Gesamtgruppe der „Langues négro-africaines", zu der seiner Meinung nach noch die Bantu-Sprachen gehören, in 17 Gruppen, von denen die Bantu-Sprachen für sich eine bilden. Die übrigen sechzehn Gruppen stellt er einfach nebeneinander, ohne sich über eine nähere Zusammengehörigkeit einiger zu anderen auszusprechen. Auch innerhalb jeder Gruppe erfolgt im allgemeinen die Aufzählung der einzelnen Sprachen im bloßen individuellen Nebeneinander, ohne weitere Untergruppierung. Die Zahl dieser Sprachen ist bei Delafosse eine enorm große; ihre Gesamtsumme beträgt — ohne die Bantu-Sprachen — 455! Nun ist sicherlich dieses ganze Gebiet ein sehr sprachenreiches, und da ein großer Teil desselben französisches Kolonialgebiet ist, so hat Delafosse in dankenswerter Weise auch vieles bisher unbekann-

tes Material beibringen können. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unter dieser großen Zahl noch bedeutend öfter, als Delafosse es getan, eine bloße dialektische Teilung eingeführt werden müßte, und nicht alle diese „Sprachen“ auf gleiche Linie der Einteilung gestellt werden dürften. In der folgenden Aufzählung gebe ich die Gruppierung genau nach den Angaben von Delafosse; hierbei sind die nur durch , voneinander getrennten Sprachen enger zueinander gehörig, als die durch ; getrennten.

I. Groupe nilo-tchadien (30):

Nuba; Baria; Kunama; Tubu (Tibbu, Teda); Takli, Dagig, Kadugli, Katla, Koalib, Krongo, Miri, Rašad, Tima; Kondžara (Fua); Mara, Maba; Mimi; Runga; Kanuri; Zagawa, Anna, Siga, Tama, Massalit, Sungor, Kašmere, Binga, Dadyo, Kadyakse.

II. Groupe nilo-abyssinien (15):

Shilluk; Nuer; Anywak; Dinka; Dyur; Atyoli; Lur; Dyaluo; sous réserves: Tabi; Gule; Hamedj; Berta; Gamila; Mekan; Doko.

III. Groupe nilo-équatorien (26):

Bari; Latuka; Turkana, Suk; Liri; Nandi; Kavirondo; Kipsikissi; Hima (Humba); Tussi; Taturu; Massai; Dorobo; Kwafi; Mbulunge; sous réserves: Karamodyo, Kamasya, Lango, Ngityu, Gumi; Nkole, Nifua, Gaya; Tatoga; Iraku; Mbugu.

IV. Groupe kordofanien (10):

Talodi; Lliri; Lafofa; Tumtum; Kanduma; Kawama; Lumun; Šeybun; Tagoi; Tumale.

V. Groupe nilo-congolais (19):

Awidi; Moru; Niangbara, Kederu; Madi; Logbwari, Lendu, Lega; Logo; Mangbetu; sous réserves: Madye; Momvu; Lese; Kare; Bangba; Biri; Babua; Bute; Mbuba.

VI. Groupe oubangien (25):

Mitu; Mungu; Gbaya; Kredj; Gobu; Golo; Sere; Ndakko; Barambo; Zande (Nyamnyam); Dendi; Sakara; Sabanga; Sango; Gbandi; Banda; sous réserves: Maka; Banziri; Bondyo; Mondyombo; Mandyia; sous réserves: Yanguere; Baya; Gundi; Bomasa.

VII. Groupe chari-ouadaïen (12):

Gula; Bongo; Nduka; sous réserves: Saba; Kaba, Horo; Sara; Ngama; Lísa; Kenga; Barma (Bagirmi); Babalia (Mbrak).

VIII. Groupe charien (15):

Sokoro, Sarwa, Fania, Bwa, Mana; Miltu, Nyellim, Tunya, Gori, Aretu; Ndam, Somrai, Gaberi, Tumok; Afade.

IX. Groupe nigéro-tchadien (31):

Yedina (Buduma); Kuri; Kotoko (Logone); Klesem; Musgu; Mandara (Wandala); Fali; Mundang; Margui; Gamergu; Karekare; Bola; Gera; Zani; Bata; Bode; Tangale, Gurka, Duggera, Wadya, Buta, Rone, Ankwe, Dyarawa, Angas, Ham, Payem, Burum, Koro, Yasgua; Haussa.

X. Groupe nigéro-camerounien (66):

Dyuku, Boritsu, Yergum, Regba, Mbarike, Basa-Benue, Kagoro; Fudu, Gayi, Dama, Munši, Yakoro, sous réserves: Nkum; Wute, sous réserves: Kapulla, Lu (Bali), Tikar, sous réserves: Sagba, Kum, Gba, Nyo, Bamum, Pape, Gha; Fut, Gwala, Menya, Kongwã, Ki, Koi, Kparabõ, Nde, Kele, Nkodo, Gbaragba, Kmi, Sopõ, Diba, Kuri, Kunakuna, Kpe, We, Kayõ, Fi (Efik); Gbari, Nupe, Basa-Niger, Kakanda, Gbira, Gara, Yala, Kpoto, Bo (Ibo), Gbogolo, Abwa, Kana, Biobolo, Gori, Soso, Ša; Do (Edo), Sobo, Zekiri, Yebu, Yoruba, Atakpame.

XI. Groupe bas-nigérien (1):

Idyo (Bonny, New Calabar)

XII. Groupe voltaique (53):

Sous groupe de l'Est: Kambari, Gurma, Bargu, Kabre, Legba, Konko, Tem, Kasele, Mwa, Loso, Basari; sous-groupe de la Volta Blanche: Mo, Nankana, Dyelanga, Bura, Mampuru, Kusã, Kandya, Dagomba, Gbanya, Wule, Dagarti, Birifo; sous groupe Gurunsi: Kuruma, sous réserves: Kõ, Nuruma, Kasena, Fra, Sisala, Siti, Dega; sous-groupe Lobi: Puguli, Dyã, Gã; sous-groupe Kulango: Kulã, Logoma, Tege, sous réserves: Padoro, Dorosye, Komono, Karaboro, Kyefo; sous-groupe Bobo: Bwa, Tara, Kyã, Mbwẽ, Tagba, Nanerge, Vige, Tusya, Semu; Senufo.

XIII. Groupe éburnéo-dahoméen (48):

Sous-groupe Ewe: Mahi, Fõ, Mina (Gẽ), Kpando, Ewe; sous-groupe Volta: Logba, Adele, Kabu, Kposo, Avatime, Santrokofi, Nyagbotafi, Lefana, Aḥolo, Likpe, Akpafu, Boro, Adãme, Akra, Gwã, Fetu, Oti, Nta; sous-groupe Tchi: Beri, Koranza, Kwahu, Akã, Fanti, Tšwi, Abrõ; sous-groupe Apollonien: Ahanta, Zema; sous-groupe Agni: Tyoko, Asaye, Agni, Baule; sous-groupe des lagunes: Atye, Vetere, Abure, Gwa, Kyama, Abe, Ebrie, Ari, Adyukru, Aladyã, Avikam; Gola.

XIV. Groupe nigro-sénégalais (36):

Sous-groupe du Nord-Est: Zerma, Songoi; sous-groupe de l'Est: Dogom, Samo, Sya, Sembla, Wara, Natyoro, Ble; sous-groupe du Sud-Est: Bisa, Busã; sous-groupe du Nord: Sorko, Sarakole, Azer; sous-groupe du Centre: Ligbi, Numu, Wela, Mandingo, Kurãko, Kono, Vai; sous-groupe du Sud: Gbẽ, Ngã, Nwa, Lo, Tura, Dã, Manõ, Kpwesi, Toma, Gbandi, Mende, Loko, Alunka, Susu.

XV. Groupe éburnéo-libérien (24):

Sous-groupe oriental: Ahizi, Dida, Zegbe, Go, Wa, Bete, Kwa, Ne; sous-groupe occidental: Wobe, Ba, Bakwe, Hwane, Pya, Abri, Te, Pla, Ba, Pade, Gre, Gbe, Kra, Basa, Gibi, Dewoi.

XVI. Groupe sénégalo-guinéen (24):

Pular; Wolof; None (Dyoba); Serer; Dyola; Banyun, Balante, Mandyak (Kanyop), Bola, Papel, Biafada, Bidyugo; Basari, Konyagi, Badyade, sous reserves: Tyapi; Nalu, Baga, Landuma, Limba, Timne, Bulom, Krim; Kisi.

d) Die Arbeiten A. Drexels.

In der Behebung dieses Übelstandes der zu großen und schnellen Synthese, in der Inangriffnahme der Aufstellung der kleineren Gruppen ist auch diesen beiden Forschern schon wieder ein deutsch-österreichischer Forscher zuvorgekommen, der sich dazu schon durch eine Reihe tüchtiger Einzelarbeiten vorbereitet hatte. Es ist A. Drexel mit seiner Arbeit „Die Gliederung der afrikanischen Sprachen“ (Anthropos XVI—XVII, 1921/22, S. 73—108, XVII bis XVIII, 1923/24, S. 12—39 ff.), der gerade auch auf dem Gebiet der Sudan-Sprachen ganz neue Wege eingeschlagen hat. Auch diese Arbeit ist nur als einführende Übersicht gedacht, der alsbald eine eingehende Einzeldarstellung aller hier aufgestellten Gruppen folgen soll. Während die bisherige afrikanische Linguistik, wenn sie sich an außerhalb ihres eigenen Gebietes gelegenen Tatsachen orientieren wollte, sich fast stets nur nach den Gegebenheiten der physischen Anthropologie, nach den Rassen und ihren Mischungen, umschaute, hat Drexel auch die Kulturwanderungen zu Rate gezogen. Indem er dabei besonders die von der neueren kulturhistorischen Forschung aufgestellten Kulturkreise ins Auge faßte und deren

Kontakte, Überschiebungen und Überlagerungen studierte, bekam er ein schärferes Auge auch für Sprachgruppen, Sprachwanderungen und Sprachmischungen, die zwar nicht mit jenen Kulturerscheinungen absolut parallel zu gehen brauchen, die aber doch der Natur der Sache nach nicht ohne weit- und tiefgehende Beziehungen zu ihnen bleiben können. Es ist klar, daß diese Mitberücksichtigung der Kulturtatsachen in methodischer Hinsicht nur heuristische Bedeutung haben konnte, daß also die hierbei gefundenen Sprachgruppen voll und ganz aus linguistischen Tatsachen allein sich rechtfertigen lassen müssen. Da nun dies durchaus der Fall ist, und bei der so gesicherten Gruppierung die weitgehende Übereinstimmung mit den aus der Kulturgeschichte Afrikas sich ergebenden Tatsachen hinzukommt, so scheint sie mir der Wahrheit am nächsten zu kommen, so daß ich mich ihr anschließe und sie in der folgenden Darstellung zu Wort kommen lasse.

Der geographischen Reihenfolge nach haben wir, von Süden beginnend, bereits die Khoiń-Sprachen und die Bantu-Sprachen vorgeführt. Beide erscheinen auch so in Drexels Gruppierung, die Gruppe der Khoiń-Sprachen zuerst von ihm so bestimmt aufgestellt. Da uns eigentliche Pygmäen-Sprachen in Afrika bis jetzt noch nicht mit Sicherheit bekannt sind, so repräsentieren die Khoiń-Sprachen die älteste jetzt uns bekannte afrikanische Sprachgruppe, da sie als ursprünglicher Kern die Buschmannsprachen enthält. Sie würde damit einigermaßen die linguistische Entsprechung des für Afrika ältesten Kulturkreises, des Pygmäenkulturkreises, sein.

5. Die Wule-Sprachen.

Der dem ethnologischen Alter nach nächstälteste Kulturkreis ist die sogenannte Bumerangkultur. Sie findet sich linguistisch in der von Drexel zum erstenmal aufgestellten Gruppe der Wule-Sprachen. Der Name ist genommen von dem in diesen Sprachen einheimischen Wort für „Menschen, Volk, Männer". Die gesamte Literatur siehe bei Drexel, „Gliederung" (Anthropos XVI/XVII, S. 103 ff.), dazu Naumann, Die Baja-Sprache (MSOS XVIII, Abt. III, 1915, S. 42—51). Ihr Gebiet erstreckt sich gleich nördlich von

den Bantu-Sprachen als ein Streifen quer durch die Breite Afrikas, der im Norden an die Manfu-Sprachen, im Osten an die Čol-Gruppe der nilotischen Sprachen grenzt; im Westen läuft sie aus mit dem Gebiet des Fang, dessen unterste Schicht von Wule-Sprachgut gebildet wird, über das sich totemistisches Ngo-Nke lagert und ganz zuletzt auch Bantu. Die Wule-Sprachen umfassen an sich jene Sprachen, die bisher unter dem Namen Bangeri, Sandeh (Nyamnyam), Kredj, Golo, Gbaya genannt werden, also zumeist jene Sprachen, die auch schon Fr. Müller unter dem Namen der „äquatorialen“ zentralafrikanischen Sprachgruppe zusammengefaßt hatte. Drexel gliedert die ganze Gruppe in folgender Weise:

Wule-Sprachen.

Östliche Gruppe	Mittlere Gruppe	Westliche Gruppe	Fang-Yaunde
1. Avukaya-Logbwari, Madi 2. Lendu-Lega 3. Walese-Wambuba-Manfu-Bambute	Banziri Bwaka Mond'embo Mundu	1. Mongwandi-Yakoma-Sango 2. Bonduru-Gbea-Baja 3. Goba-Banza-Bango	

6. Die Ngo-Nke-Sprachen.

Einen großen Teil der Nord- und Nordwestgrenze der Wule Sprachen bilden die Manfu-Sprachen. Wir begeben uns aber zunächst, über sie hinweg, in das Gebiet der Ngo-Nke-Sprachen, die, dem totemistischen Kulturkreis entsprechend, den Wule-Sprachen im ethnologischen Alter zunächst folgen. Ihr Gebiet erstreckt sich, mit Unterbrechungen, vom oberen Niger bis zum oberen Senegal. Ihr Name ist gebildet von den beiden markantesten Suffixen ihrer großen Teilgruppen (Mandi-ngo und Soni-nke); *nke* ist das Wort für „männlich“, *ngo* ist oft Affix für Tiernamen. Die Literatur siehe bei Drexel (a. a. O., XVIII—XIX, 1923/24, S. 12 f.), dazu D. Westermann, Die Kpelle, Göttingen, Leipzig 1921. Sowohl vom Pulah als vom Manfu verschieden, treten sie in Mischung mit beiden, mit ersterem in den westafrikanischen Bantuiden (Temne), mit letzterem im Gebiet der Mande-Sprachen, auch haben

sie innere Beziehungen zum Pulah. Stärker noch mischten sie sich bei ihrem ersten Einzug mit den ihnen voraufgegangenen Wule-Sprachen. Eine überleitende Mittelstellung zu den Manfu-Sprachen hinüber nimmt die Mende-Untergruppe an. Drexel zählt sie zu den Manfu-Sprachen. Ich glaube aber, daß sie so eng zu der gesamten Mande-Gruppe gehört, daß sie nur mit Gewalt davon getrennt werden könnte. Ich belasse sie also dort. Ebenso stelle ich das Songhai hierher, s. unten S. 108. Demgemäß ist die Gliederung der Ngo-Nke-Sprachen wie folgt:

Ngo-Nke-Sprachen.

Songhai	Soninke	Bambara	Mandingo	Mende
	Kassonke Somono Bozo	Bamana Malinke	Quassulunke Sankaranke Kong	Mende-Kpelle Vei Soso (Susu)

7. Die Manfu-Sprachen.

Die Manfu-Sprachen haben ihr Gebiet zwischen den Ngo-Nke- und den Wule-Sprachen; sie entsprechen linguistisch dem (exogam-)mutterrechtlichen Kulturkreis; siehe ihre Literatur bei Drexel (a. a. O., S. 21 f.). Ihr Name ist gebildet aus einem präfigierenden und einem suffigierenden Personen-Plural; er ist also ein pleonastischer Ausdruck für „Volk" und damit ein Äquivalent mit „Bantu". Es ist verständlich, daß die Manfu-Sprachen sowohl Bestandteile der Wule-Sprachen in sich enthalten, so besonders in der mittleren, der Egba-Gruppe, als auch Bestandteile der Ngo-Nke-Sprachen, insbesonders in der westlichen, der Kru-Gruppe.

Die Gruppierung ist nach Drexel wie folgt:

Manfu-Sprachen

Westliche oder Kru-Gruppe	Mittlere oder Egba-Gruppe	Östliche oder Adamauye-Gruppe
Gosa Kru-Basa-Grebo Bete		Baya-Sprachen Runga-Sprachen Banda-Sprachen

Mittlere oder Egba-Gruppe:

Ašanti-Sprachen	Volta-Sprachen	Yoruba-Sprachen	Ibo-Sprachen

8. Die Kanuri-Sprachen.

Nördlich von der östlichen Hälfte der Manfu-Sprachen breitet sich um den Tschad-See herum und von da nach Nordosten hinauf das Gebiet der Kanuri-Gruppe aus, deren entscheidende Bedeutung für die innerafrikanischen Sprachprobleme bisher in keinem der verschiedenen genealogischen Gruppierungsversuche gewürdigt worden war. Von der Hauptsprache derselben, dem Bornu (Kanuri), hatte Drexel in der Arbeit „Bornu und Sumer" (Anthropos XIV/XV, 1919/20, S. 215—294) den Zusammenhang mit dem Sumer dargelegt; er betrachtet sie als die Sprache der ältesten mutterrechtlichen Einwanderung. Siehe die Literatur bei Drexel „Gliederung etc." (Anthropos XVII bis XVIII, 1923/24, S. 21—23), dem hinzuzufügen sind: die eingehende Darstellung des Tubu (Teda) von H. Carbon in seinem Werk „La Région du Tchad et du Ouadaï" (Publications de la Faculté des Lettres d'Alger, t. XLVII, Paris 1912, S. 213—290), ferner H. A. Mac Michael, Notes on the Zaghawa and the people of Gebel-Midob, Anglo-Egyptian Sudan" (JAI XLII, 1912, S. 288—344) und P. Noel, Petit Manuel Français-Kanouri mit einer wertvollen Einleitung von M. Delafosse über die Stellung des Kanuri innerhalb der Sudan-Sprachen (Paris 1923). Wenn Drexel auch das Songhai als hierher gehörig erklärt, so vermag ich ihm darin nicht zu folgen; seinem ganzen Bau nach gehört es eher als entfernt verwandt oder gemischt mit irgendeinem unbekannten Bestandteil zu den Ngo-Nke-Sprachen, und zwar näher zu der Soninke-Gruppe. So ist die Gliederung wie folgt:

Kanuri-Gruppe.

Tibbu		Kanuri				Maba (Moba) Bagrimma (Wadai)-Bongo Logone (Debge) Musgu Kane (Wandala-Mabara)? Kandin
Teda	Dazagada (Tubu)	Gazir	Munio	Nguru	Kanem	

9. Die nilotischen Sprachen.

Zu der gleichen mutterrechtlichen Strömung, die mit der Kanuri-Gruppe von Kleinasien und Syrien aus über Suez in Afrika eindrang, rechnet Drexel auch die nilotischen Sprachen; er glaubt, daß sie erst in Afrika sich von der Kanuri-Gruppe getrennt haben. Zu diesen zählt er auch mit Reinisch, Die sprachliche Stellung des Nuba, Wien 1911, und Schuchardt, Bari und Dinka (WZKM XXVI, 1912, S. 11 ff.) gegen Meinhof und Westermann (s. oben S. 95) das Nuba, ja betrachtet es als den eigentlichen Vertreter dieser Gruppe, während ihm die obernilotischen Sprachen, die Col-Untergruppe, stärker mit der Kanuri-Gruppe einerseits, mit den Wule-Sprachen andererseits vermischt erscheinen. Das Maba betrachtet er als Verbindungsbrücke von den nilotischen zu den Kanuri-Sprachen. Siehe die Literatur bei Drexel, Gliederung etc. (Anthropos XVII — XVIII, 1923/24). In dieser ganzen Auffassung begegnet er sich stark mit G. W. Murray, der in seinem vortrefflichen „Comparative Essay: The Nilotic Languages“ (JAI L, 1920, S. 327—368) dieselben Stämme zusammenfaßt, aber freilich Nuba, Bari und Masai stärker von Shilluk-Dinka getrennt haben will, wobei er das Masai nicht mit Meinhof für eine Hamiten-, sondern nur für eine hamitisierte Sprache ansieht. Siehe auch zur Ergänzung A. Shaw, A Note on Nilotic Languages (Man XXIV, 1924, S. 22 bis 25) und J. Barton, Turkana Grammatical Notes and Vocabulary (BSOS III, 1921, S. 43—73).

Die Gliederung dieser Sprachen ist nach Drexel folgende:

Nilotische Sprachen.

Nuba		Dan			Luj	Kwafi
Nil-Nuba	Berg-Nuba	Shilluk	Dinka	Nuer	Bari	
		Masai, Ndorobo		Nandi	Suk	Turkana

* * *

Die entscheidende Stellung der Kanuri-Gruppe in der afrikanischen Sprachgeschichte erblickt Drexel darin, daß die Vermischung der Sprachen dieser mutterrechtlichen

Gruppe mit denen der totemistischen Ngo-Nke-Völker den Anstoß zu der Bildung bantuider und voller Bantu-Sprachen gegeben habe, indem die (noch nicht systematisch aufgebauten) Suffixklassen der letzteren mit den Präfixklassen der ersteren sich mischten, dadurch in der Klassifizierungstendenz sich bestärkten und schließlich auch die festen Beziehungen des Plural zu den Singularaffixen herausbildeten.

Diese neue Entwicklung habe sich in verschiedenen Weisen und Graden vollzogen. Schon die Manfu-Sprachen stellen eine solche Weise dar, die schwächste nach der Richtung zur Präfixbildung hin. Stärker sind die Formen in den Bantuiden-Sprachen, teilweise nach der Präfigierung, teilweise nach der Suffigierung hinüber, teilweise beides miteinander verbindend. Die stärkste Auswirkung nach der Richtung der Präfigierung stellen die Bantu-Sprachen dar, die stärkste nach der Richtung der Suffigierung das Pulah und die Mossi-Grussi-Sprachen.

So erscheinen die Bantu-Sprachen nur als eine von den vielen Sprachformen mit Präfixklassen, die sich hier in Westafrika bildeten, ähnlich wie in der Südsee die polynesischen Sprachen nur e i n e von den vielen Neubildungen darstellt, die sich innerhalb der melanesischen Sprachen in den mittleren Salomons-Inseln usw. bildeten. Die Bantu-Sprachen erlangten ihre größere Bedeutung nur dadurch, daß sie nach Südosten durchzubrechen vermochten, wo sie verhältnismäßig menschenleere Gegenden antrafen und dort in der Alleinheit ihre Eigenart um so konsequenter ausreifen lassen und um so ungestörter erhalten konnten, ähnlich wie die polynesischen Sprachen das auf den äußersten entlegenen Inselgruppen der Südsee zu tun imstande waren.

Analog bildet auch das Pula im Norden nur e i n e von den vielen Sprachen mit Suffixklassen, die sich mehr im Innern von Nordwestafrika bildeten. Es gelangte nur deshalb nicht zu gleicher Bedeutung wie die Bantu-Sprachen, weil ihm zu seiner ungestörten Ausbreitung nicht solche weiten, menschenleeren Gebiete zur Verfügung standen wie den Bantu-Sprachen. Indem ich also das Pula nur als e i n e unter den vielen Bantuisierungen von Nordwestafrika auffasse, weiche ich stark von der Auf-

fassung Drexels ab, der dasselbe aus einer Mischung mit malaio-polynesischen (indonesischen) Einwanderern hervorgehen läßt, was unhaltbar ist und auch durch seinen Beweisversuch nicht wahrscheinlich gemacht werden konnte.

10. Die Bantuiden-Sprachen.

Wir wenden uns jetzt näher den Bantuiden-Sprachen zu. Mit Recht hebt Drexel hervor, daß von der richtigen Auffassung der Bantuiden-Sprachen ein überaus großes Stück der Bearbeitung der sämtlichen Probleme der afrikanischen Linguistik abhängt. Er dringt darauf, diesen Begriff näher zu präzisieren („Gliederung etc.", a. a. O., XVIII—XVIII, S. 24 ff.), ähnlich auch N. W. Thomas (Semi-Bantu, Man XXI, 1921, S. 8 f.). Der Einspruch, den Westermann (Anthropos VIII, 1913, S. 468) gegen die Bezeichnung „Bantuiden-Sprachen" erhebt, ist nur halb berechtigt; sein Gegenvorschlag, sie „sudanische Klassensprachen" zu nennen, ist aber ganz unannehmbar, schon wegen der unzulässigen Bezeichnung „Sudan-Sprachen".

Drexel unterscheidet zunächst ein doppeltes Genus der Bantuiden: ein ansteigendes (Proto-Bantu) und ein absteigendes, degeneratives (Post-Bantu); die erstere stellt frühere Entwicklungsstufen dar auf dem Weg zur Bantu-Werdung, die letztere eine Stufe zur Entbantuisierung. Als drittes Genus erklärt er jene Sprachen, denen die Affixklassen nur äußerlich über ein ganz anderes Wortmaterial hin aufgedrängt werden. Hier lassen wir das zweite Genus beiseite und befassen uns ex professo mit dem ersten, wobei wir uns bewußt bleiben, daß bei dem jetzigen Stand unseres Wissens wir noch nicht immer imstande sind, das dritte von dem ersten säuberlich getrennt zu halten.

Wir befassen uns nun zuerst mit den Bantuiden-Sprachen von Nordwestafrika, die für den Bantuwerdungsprozeß von ausschlaggebender Bedeutung sind, während den wenigen Sprachen dieser Art, die im Osten, in Kordofan, sich finden, nur sekundäre Bedeutung zukommt. Wir schließen uns voll und ganz den Gründen an, die Drexel (a. a. O., S. 25) trefflich entwickelt hat für die Annahme, daß der Bantuwerdungsprozeß in Nordwestafrika sich vollzogen hat, und daß die werdenden und gewordenen

Bantu-Sprachen von dort aus, also von Nordwesten, nach Südosten gewandert sind, daß also die Bantuiden-Sprachen im Nordwesten nicht Verkümmerungsreste eines aus dem Süden nach Nordwesten vorstoßenden Bantu-Einbruches sind.

Um zum richtigen Verständnis der ganzen Entwicklung der Bantuiden-Sprachen zu gelangen, greife ich zurück auf die genialen Anregungen Krauses (s. oben S. 93), die bisher noch immer nicht weitergeführt sind, und nehme meinen darauf aufgebauten Gruppierungsversuch wieder vor, der auch die Stellung des Genitivs und deren innere Beziehung zu dem Prä- oder Suffixcharakter mit in Betracht zieht (s. oben S. 93). Durch die Aufdeckung Drexels von der Existenz der selbständigen Gruppe der Ngo-Nke-Sprachen und deren Mischung mit den Kanuri-Sprachen, als deren nächstes und stärkstes Produkt die Manfu-Sprachen auftreten, ist es mir ermöglicht, das einlinige Evolutionsschema, das ich damals aufgestellt, zu verlassen und dafür das geschichtliche Ineinandergreifen zweier radikal verschiedener Sprachgruppen mit ihren vielfach verschiedenen Auswirkungen vorzuführen. Diese innerlich wesentlichen Veränderungen, die ich vornehme, nehmen aber nur die Gruppe VI des damaligen Schemas „Langues qui ont abandonné le système des préfixes et suffixes, avec préposition du génitif“ heraus; sie bildet jetzt zum Teil die Ngo-Nke-, zum Teil die Manfu-Sprachen, ebenso auch die damalige Gruppe VII „Langues qui ont abandonné le système des préfixes et suffixes, avec postposition du génitif.“

So ergibt sich jetzt in großen Zügen folgendes Bild: 1. Im äußersten Nordwesten am Senegal eine Gruppe mit Genitiv*nach*stellung und regelrechten Klassen*prä*fixen (Biafada usw.). 2. Daran anschließend nach Osten eine Gruppe mit Genitiv*nach*stellung und, davon abweichend, Klassen*suf*fixen (Serer, Pula, Kisi). 3. Östlich vom Volta in Togo eine Gruppe mit Genitiv*voran*stellung und davon abweichenden Klassen*prä*fixen (Avatime, Adele usw.). 4. Nördlich davon eine Gruppe mit Genitiv*voran*stellung und regelrechten Klassen*suf*fixen (Grussi-Mossi).

Hier zeigen sich die beiden unregelmäßigen Gruppen 2 und 3 als Übergangsgruppen von den beiden jede in ihrer Art regelmäßigen Gruppen 1 und 4.

5. Damit stimmt überein, daß gerade dort, wo im äußersten Nordosten am oberen Niger die Gruppen 1 und 2 sich im Knie mit den Gruppen 3 und 4 treffen, eine Gruppe sich findet, die sowohl Klassen p r ä fixe als auch Klassen-s u f fixe aufweist (Gurma, Tem). Sie geht aber insofern mit 3 und 4, als sie Genitiv v o r anstellung übt.

6. Aber auch im Nordwesten (am oberen St. Pauls-Fluß in Liberia) befindet sich eine freilich nur einzelne Sprache, darum aber um so merkwürdiger, die durch Verbindung von Prä- mit Suffixen anzeigt, daß auch hier eine Bruchstelle der beiden Genitivstellungen sich befindet, die aber gegenüber der Gruppe 5 noch dadurch um so charakteristischer ist, daß hier auch noch b e i d e Genitivstellungen im Gebrauch sind; es ist das Gola.

7. Während die westliche Gruppe der Manfu-Sprachen, die sogenannten Mande-Gruppe (bis Tschi und Ewe inklusive), noch Genitiv v o r a n stellung übt,

8. tritt in der mittleren Gruppe der Manfu-Sprachen, der sogenannten Egba-Gruppe (Yoruba, Efik, Ibo, Edo), wieder die Genitiv n a c h stellung ein, die von da an ununterbrochen bis in das Gebiet der Bantu-Sprachen weitergeht.

9. Zusammenfassend ergibt sich, daß ein Gebiet mit Genitiv n a c h stellung im äußersten Nordwesten am Senegal von einem gleichartigen im Südosten am unteren Niger getrennt wird durch ein breites Gebiet mit Genitiv-v o r a n stellung, das im oberen Niger einbricht und den größten Teil der Küste einnimmt. Es liegt klar zutage, daß dieses Einbruchsgebiet das Gebiet der Ngo-Nke-Sprachen und deren Ausstrahlungszone umfaßt.

10. Endlich seien hier auch angereiht die Gruppe bantuider Sprachen, die weit getrennt von der großen Schar bantuider Sprachen des (Nord-)Westens als kleines Häuflein im (Nord-)Osten in Südkordofan sich findet. Sie weisen alle nur P r ä fixklassen mit Wechsel der Präfixe im Singular und Plural auf und nur daneben teilweise ein oder zwei klassenlose Suffixe im Plural. Sie üben alle auch Genitiv n a c h stellung, zu der die Präfixe regelrecht passen. Wir haben hier eine kleine Schar Sprachen im älteren Stadium der Bantuisierung vor uns, die durch ein besonderes Schicksal so weit nach Osten verschlagen sind.

Zu der 1906 gegebenen Gruppierung nehme ich die seitdem erschienene neue Literatur hinzu, als welche hauptsächlich in Betracht kommen: Fr. W. H. Migeod, The Languages of West-Africa, London 1911; D. Westermann, Die Mossi-Sprachengruppe im westlichen Sudan (Anthopos VIII, 1913, S. 467—504, 810—830); Id., Die Grussisprachen im westlichen Sudan (ZKSpr IV, 1913/14, S. 161—180, 312—332); Id., Die Golasprache in Liberia, Hamburg 1921; Id., Die Sprache der Guang in Togo . . . und fünf andere Togosprachen (Berlin 1922); Id., Die Lefanasprache in Togo (MSOS XIII, Abt. III, 1910, S. 1—19); B. Z. Seligmann, Note on the Language of the Nubas of Southern Kordofan (ZKS I, 1909, S. 163 bis 188); F. Bork, Zu den neuen Sprachen von Süd-Kordofan (a. a. O., III, 1912, S. 140—156); C. Meinhof, Sprachstudien im egyptischen Sudan (a. a. O., VI, 1916, S. 161—205, 264—284, VII, 1917, S. 36—80, 105 bis 109). Eine wichtige Untersuchung über „Die Präfixklassen des Ful" bringt A. Klingenheber (ZES XIV, 1924, S. 189—222 ff.).

Aus all dem ergibt sich folgende Übersicht der Gruppierung der Bantuiden-Sprachen:

Bantuide Sprachen.

1. Nord-Gruppe.

- Nordwest-Sprachen
  - Senegal-Gruppe
    - Wolof, Fulop, Dyola, Filham
    - Bola, Sarar, Pepel, Kanyop Padschade
    - Biafada †
    - Konyagi
  - Bullom-Temne-Gruppe
    - Temne, Baga, Landoma
    - Bullom-Mampe
- Nordost-Sprachen
  - Serer †
  - Pula †
  - Kisi

2. Nord-Zentral-Gruppe.

- Gola (Liberia)
- Gurma-Sprachen
  - Gurma, Tobote (Bassari), Akasele (Tšamba), Konkomba, Moba (Moab), Loso
- Tem-Sprachen
  - Tem (Kiamba, Kotokoli, Tšautšo) †, Legba, Kaure, Kõgbõrikõ (Kebu)

3. Süd-Zentral-Gruppe.

- Grussi-Sprachen
  - Atjülo-Gruppe
    - Atjülo (Awuna), Binyinu, Kasima, Kason, Gaperši, Kasm, Yula, Guanuši, Lele
  - Isala-Gruppe
    - Isala, Sisai, Tšamba-Nibulu, Koama, Bagbalang, Sitti, Degha
  - Kandjaga-Gruppe
    - Kandjaga, Tšana
- Mossi-Sprachen.
  - Dagarti, Nonuma, Samo (Tombo), Kipirsi, Birifo, Wala, Gbanya, Dagomba, Tyilinga, Kussassi, Mampursi (Gambaga), Mossi, Bargu (Barbar)

4. Süd-Gruppe (Togo).

- Nord-Sprachen
  - Guang, Nkunya, Logba
- Zentral-Sprachen
  - Borada, Lefana, Santrokofi, Likpe, Akpafu
- Süd-Sprachen
  - Avatime, Nyangbo, Tafi
- Isolierte Sprachen
  - Adele, Boviri, Ahlo

5. Ost-Gruppe.

- Tagoy-Sprachen
  - Tagoy, Tumale
- Kanderma-Sprachen
  - Shibum, Kawama, Luinun, Kanderma
- Talodi-Sprachen.
  - Tumtum, Talodi, Lafofa, Eliri

Die mit † bezeichneten Sprachen üben auch Veränderung des Anlautkonsonaten von Singular zu Plural.

11. Das Haussa.

So bleibt von all den sogenannten Sudan-Sprachen nur noch das Haussa übrig, dessen Stellung allerdings auch eine stark umstrittene ist. R. Lepsius sieht es für eine abseits gedrängte Sprache des libyschen Zweiges der hamitischen Sprachfamilie an (Einleitung zu Nub. Spr. S. LI). Meinhof behandelt sie in seinen „Sprachen der Hamiten" kurzweg als eine derselben (S. 58 ff.). J. Lippert, Über die Stellung der Hausasprache unter den afrikanischen Sprachen (MSOS 1906, S. 334 ff.) stellt sie zu den Sudansprachen. G. A. Krause, Proben der Sprache von Ghat (Leipzig 1884) bringt sie in irgendwelche Verbindung mit den Bantusprachen. A. Mischlich, Wörterbuch der Haussasprache (Berlin 1906, S. IX) lehnt die Beziehungen zu den Bantu-, wie zu den Sudansprachen ab und hebt die Tatsache des grammatischen Geschlechtes und des Beginnes einer Flexion hervor. A. Drexel, Gliederung usw. (Anthropos XX, 1925, S. 229 ff.), stellt die Beweiskraft der für die Zugehörigkeit zu den hamitischen Sprachen vorgebrachten Punkte in Abrede und hebt Beziehungen zu der Kanuri-Gruppe und den Ngo-Nke-Sprachen hervor, noch mehr aber diejenigen, welche zu den ostsemitischen Sprachen (Babylonisch-Assyrisch) bestehen, die er so verstanden haben will, daß das Haussa zu jener Zeit, als die semitischen Sprachen von den hamitischen sich loszulösen begannen, mit den ostsemitischen Sprachen in besondere Berührungen getreten sei. Er formuliert das so: „Die Haussastämme lassen uns aus ihrer Sprache den Schluß ableiten, daß ein Teil ihrer frühesten Menschen mit jene Völkerwelle bildete, welche (in Verbindung mit den von den Sumerern sich loslösenden Kanuri-Bornu-Stämmen) aus der Richtung des persischen Golfes sich westwärts nach Afrika bewegte und bereits in einer ihrer vorderen und früheren Etappen auch Präsemiten enthielt" (a. a. O., S. 231), die aber in Afrika eine ganz andere Entwicklung nahmen, da sie hier mit anderen Komponenten, z. B. den Ngo-Nke- und den Kanuri-Sprachen, zusammentrafen.

Siehe die Literatur des Haussa bei Drexel, a. a. O., S. 228 f.

Zu dem Haussa stellt Drexel auch das Gbarai, das er „als frühverwandt mit dem Manfu und als ziemlich verwandt mit dem Hausa“ bezeichnet. In noch stärkere Beziehung zum Haussa stellt er das Borgu.

III. Die Sprachen Ost- und Süd-Asiens.

1. Die paläoasiatischen Sprachen.

Wir wenden uns jetzt nach dem östlichen und südöstlichen Asien, um die dort noch nicht eingesehenen Sprachen und Sprachgruppen näher in Augenschein zu nehmen.

Nordöstlich von dem altaischen Sprachgebiet in der äußersten Nordostecke von Asien befindet sich eine Anzahl Sprachen, die bis jetzt noch nicht mit Sprachen der Umgebung in Beziehung gebracht werden können. Andererseits aber ist auch der etwaige Zusammenhang der einzelnen Gruppen zueinander noch so wenig erforscht, daß die Bezeichnung „paläoasiatische" oder „hyperboräische Sprachen", die man ihnen beilegt, lediglich die Bedeutung einer geographischen Zusammenfassung hat. Es sind die folgenden:

1. Yukagirisch.

2. Tschuktscho-Kamtschadalisch

- Tschuktschisch
- Korjäkisch
  - West-Dialekt: Rentierzüchter
  - Ost-Dialekt: Fischer
  - Kerek-Dialekt
- Itelmisch (Kamtschadalisch)
  - West-Dialekt
  - Süd-Dialekt, Ost-Dialekt (ausgestorben)

3. Ainu

- Eigentliches Ainu
  - Yezo-Dialekt
  - Sachalin-Dialekt
  - Kurilen-Dialekt
- Gilyakisch.

Zu 1.: A. Schiefner, Über die Sprache der Jukagiren (Petersburg 1859); Id., Beiträge zur Kenntnis der jukagirischen Sprache (Petersburg 1871); Cte de Charency, Sur la langue Youkaghire (JA, Sér. IX, T. XV, S. 363—366); Fr. Müller (GSp II, 1, S. 124—133); W. J. Jochelson, Mat

rialy po izučeniju jukagirskago jazyka i folklora (Petersburg, Ak. d. Wiss. X, 1900); Id., Über die Sprache und Schrift der Yukagiren (Sitzb. d. Geogr. Ges. Bern XVII, S. 49—63); Id., Essay on the grammar of the Yukaghir language (Annals of the New York Ac. Sciences XVI, part. 2, 1905, S. 97—106).

Zu 2.: L. Radloff, Über die Sprache der Tschuktschen und ihr Verhältnis zum Korjäkischen (Mém. Imp. Ac. Sciences, Petersburg 1861, Ser. VII, vol. III, Nr. 10); Fr. Müller (GSp II, 1, S. 134—141, IV, S. 125—127); O. Nordquist, Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition (Leipzig 1883, S. 207 f.); W. Bogoraz, Materialy po izučeniju čukotskago jazyka i folklora (Petersburg, Ak. d. Wiss. X, 1900; Id., „Chukchee Mythology" (Publications of the Jesup North Pacific Expedition, vol. VIII, part. I, Leiden 1910); Id., Koryak Texts (Publ. Amer. Ethnolog. Soc. V, 1914); Id., Ausführliche Grammatik des Tschuktschi mit Hinweisen auf Koryak und Kamtschadal (BBAE, Smithson. Inst. Part. 2, S. 631—903); I. Radlinski, Slowniki narzeczy ludów kamczackich II, III. Kamtschatka (Krakau, Ak. d. Wiss. XVI—XVIII, 1891—1894).

Zu 3.: A. Pfizmaier, Untersuchungen über den Bau der Ainu-Sprache (SBAWW 1851); Fr. Müller (GSp II, 1, S. 142 ff.); Cte de Charency, Recherches sur la langue Aino (JA, Sér. IX, T. XIII, S. 168—170); J. Batchelor, A Grammar of the Ainu Language (Tokyo 1887, Yokohama 1903); Id., Ainu-English-Japanese Dictionary (Tokyo 1905, zugleich mit einer 3. Aufl. der Grammatik); I. Radlinski, Slowniki narzeczy ludów kamczackich (Krakau, Ak. d. Wiss. XVI, 1890); B. Pilsudski, Materials for the study of the Ainu Language and Folklore (Publications of the Imp. Ac. of Sciences, Craców 1912); W. Grube, Giljakisches Wörterverzeichnis (Petersburg, Akadem. 1892); L. S. Sternberg, Obraztsy materialow po izučeniju giljatskago jazyka i folklora (Petersburg 1900); B. Laufer, Preliminary Notes on Explorations among the Amoor Tribes (AmA, N. S. II, 1900, S. 297—338); Id., Einige linguistische Bemerkungen zu Grabowskys Giljakische Studien (IAE XI, S. 19 bis 23); Id., The Vigesimal and Decimal Systems in the Ainu Numerals with Remarks on Ainu Phonology (JAOS XXXVII, 1917, S. 192—208). B. Laufer stellt noch ein-

mal die bis jetzt völlig isolierte Stellung des Ainu fest und lehnt die Versuche ab, es mit den altaischen, indoeuropäischen oder baskischen Sprachen zusammenzubringen. Pilsudski bringt Mitteilungen über die Untersuchungen Rousselots betreffs der Phonetik des Ainu, die Laufer fortsetzt.

Eine kurze Darstellung des Ainu und des Gilyakischen bringt S. Elisseer in LM (Paris 1924, S. 263—272).

2. Die Dravida-Sprachen.

a) Die Geschichte ihrer Erforschung.

In der Zeit, als die durch Max Müller in Aufnahme gebrachte Bezeichnung der „turanischen" Sprachen, mit denen er besonders die uralaltaischen Sprachen umfassen wollte, in Geltung trat, wurde vielfach die Verbindung derselben mit einer Gruppe der vorarischen Sprachen Vorderindiens behauptet — siehe z. B. G. Schoebel, Affinités des langues Dravidiennes et des langues Ouralo-Altaiques (I. CIO, vol. II, Paris 1873, S. 348 ff.) —, eine Verbindung, die aber bis jetzt nirgendwo befriedigend erwiesen ist (siehe indes weiter unten S. 122). Es sind die Dravidasprachen in Südindien, mit einem nordwestlichen Ausläufer, dem Brahui in Balutschistan, und einem nordöstlichen, dem Malto in Bengalen.

Nach kurzen Hinweisen über die Zusammengehörigkeit dieser Sprachen von E. Burnouf (1828) und Rost (1846) brachte J. E. Logan in seiner „Ethnology of the Indo-Pacific Islands" (Journ. of the Indian Archipelago XII, 1853, Ap. II) ein vergleichendes Wörterverzeichnis derselben. Das grundlegende Werk zu ihrer Vergleichung aber lieferte Bischof R. Caldwell mit seiner „Comparative Grammar of the Dravidian or South-Indian Family of Languages" (London 1856, 2. Aufl. 1875, 3. Aufl. 1913 lange nach seinem Tode). Er huldigt darin etwas zu stark dem Turanismus und anderen ausschweifenden Vergleichstendenzen, aber in der völligen Beherrschung des ganzen Stoffes, der reichen Darbietung des Materials und der scharfsinnigen Durchdringung desselben wird es immer die Grundlage für die vergleichende Untersuchung dieser Sprachen bleiben. Eine gute Darstellung kürzeren

Umfanges gibt Fr. Müller, GSp III, S. 106 ff. und A. Hovelacque, La Linguistique (Paris, 1. Aufl. 1876, 4. Aufl. 1887, S. 111 ff.). Von Wert sind auch die Arbeiten von G. M. Pope, Notes on the South Indian or Dravidian Family of Languages (IA V, 1876, S. 157 ff., 297 ff., 360 ff., VIII, 1879, S. 80 ff.-, und dazu F. Kittel, Some Remarks on Dr. Pope's „Notes etc." (a. a. O., VIII, 1879, S. 47 ff.); ferner A. Ludwig, Über die Verbalflexion der Dravidasprachen (Sitzungsb. k. böhm. Ges. d. Wiss. 1900, S. 1 ff.).

Der eigentliche Spezialist für diese Sprachgruppe ist der französische Forscher J. Vinson, der die lange Reihe seiner Forschungen auf diesem Gebiet eröffnete mit der Studie „Sur l'histoire de la phonétique Dravidienne" (I. CIO, vol. II, Paris 1873, S. 336 ff.). In der von ihm geleiteten Revue de Linguistique (Paris) veröffentlichte er: La conjugaison dans les langues Dravidiennes (X, 1876), Documents pour servir à l'histoire des études Dravidiennes (XIV, 1880), La science du language et les études Dravidiennes (XIV, 1880) u. a.; außerdem die Werke: Le verbe dans les langues Dravidiennes (Paris 1878), Manuel de la langue Tamoule (Paris 1903) mit einer allgemeinen Einleitung über die Dravida-Sprachen überhaupt.

Eine umfassende vergleichende Darstellung der Dravida-Sprachen mit übersichtlichen Einzelgrammatiken, Texten und einem vergleichenden Wörterverzeichnis liefert Dr. Sten Konow in der zweiten Hälfte des Vol. IV des monumentalen, unter Leitung von G. A. Grierson herausgegebenen „Linguistic Survey of India" (= LSI, Calcutta 1906, S. 277—681). Hier wird auch von allen Einzelsprachen die ausführliche Bibliographie angegeben, die bei dem hohen Alter der reichen einheimischen Literatur des Tamil, Kanara und Telugu eine Menge Werke umfaßt. Eine kurze Darstellung der dravidischen Sprachen liefert J. Bloch in LM (Paris 1924, S. 345—359).

In Anbetracht dessen, daß die Hauptsprachen der Gruppe, das Tamil, das Kanara, das Telugu, schon verhältnismäßig lange der europäischen Wissenschaft bekannt sind, teilweise noch vor dem Sanskrit, ist die strengere wissenschaftliche Durchforschung nach moderner Methode dieser Sprachen eigentlich noch ziemlich zurückgeblieben. Die Inangriffnahme dieser Aufgabe bildet eine der dringend-

sten und wahrscheinlich auch lohnendsten Aufgaben der allgemeinen Sprachwissenschaft. Eine gute Grundlage liefert Subbayya mit seinem „Primer of Dravidian Phonology" (IA 1909) und mit seiner Studie „A comparative grammar of Dravidian Languages" (IA XXXIX, S. 145—158, XL, S. 184—189, 241—246), die eine ganze Reihe wertvoller Ergänzungen und Verbesserungen zu Caldwells Arbeit bringt, aber leider nicht zu Ende geführt wurde.

b) Die angebliche Verbindung der Dravida-Sprachen mit den Papua- und den australischen Sprachen.

Bevor diese Aufgabe einer gründlichen Erforschung der Dravida-Sprachen selbst nicht gelöst ist, entbehren auch die Versuche, diese Sprachgruppe mit anderen in Verbindung zu setzen, der genügenden Fundamentierung.

Das gilt auch von dem Versuch A. Trombettis, die schon von Fr. Müller (GSp II, 1, Wien 1882, S. 95 ff.) zurückgewiesene, von W. Bleek aufgestellte Theorie zu erneuern, daß eine Verwandtschaft der Dravidasprachen mit den australischen Sprachen bestehe; so in seinen EG (Bologna 1922, S. 63 ff., 404 ff.). Das scheitert schon an der engen Einheitlichkeit der Dravida-Sprachen gegenüber den von mir (s. weiter unten) aufgezeigten bunten und zum Teil fundamentalen Unterschieden innerhalb der australischen Sprachen.

Wenn Trombetti dann auch noch die andamanesischen und die Papua-Sprachen hinzunimmt, so kann das nur noch die Schwierigkeiten steigern angesichts der tiefen Unterschiede innerhalb der Papua-Sprachen (s. weiter unten), die durch die paar, noch dazu höchst problematischen Wortgleichungen von Trombetti und seinem Schüler Gatti in „Studi sul gruppo linguistico Andamanese-Papua-Australiano" (I, III. 1906—1909) nicht überbrückt werden.

Die Dravida-Sprachen müssen also derzeit durchaus noch als für sich stehend betrachtet werden. Aber es ist auch jetzt schon sicher, daß sie auch in Zukunft nicht mit der G e s a m t h e i t der australischen oder papuanischen Sprachen in genealogische Verbindung gebracht werden können, sondern höchstens mit dieser oder jener Gruppe von ihnen.

Neuerdings hat O. F. Schrader, Dravidisch und Uralisch (Zeitschr. f. Ind. u. Iran. III, S. 81—112), eine beträchtliche Anzahl von bedeutungsvollen Wortgleichungen wie auch Gemeinsamkeiten der Wortbildung und Grammatik aufgewiesen, die er deutet, daß zwischen den dravidischen und den uralischen (finnisch-ugrisch-samojedischen) Sprachen ein historischer Zusammenhang bestehe, „der, wenn nicht als Urverwandtschaft, so doch als vorgeschichtliche Nachbarschaft und sehr intime einseitige oder gegenseitige Beeinflussung erklärt werden muß“ (S. 83). Die vorgebrachten Tatsachen lassen die neuerliche Prüfung der Frage als notwendig erscheinen.

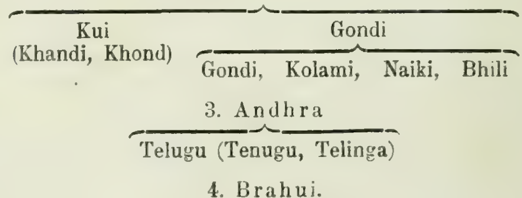
Sten Konow (a. a. O., S. 28 ff.) stellt folgende Gliederung der Dravida-Sprachen auf:

Ur-Dravida

1. Dravida

- Ur-Tamil
  - Tamil (Kalinga)
    - Tamil, Irula, Kasuva, Yerukala (Korava), Kaikadi, Burgandi
  - Malayalam (Malabar), Yerava
- Tulu
  - Tulu, Koraga, Bollera
- Kodagu (Coorg)
- Ur-Kanara
  - Toda, Kota
  - Kanara
    - Kanara, Badaga, Kurumba
- Kurukh- (Oraon)
  - Kurukh, Malto

2. Übergangs-Sprachen



3. Die andamanesischen Sprachen.

Im Indischen Ozean liegt die kleine Inselgruppe der Andamanesen, deren Bewohner, die Andamanesen-Pygmäen, eine Gruppe von völlig alleinstehenden Sprachen besitzen.

Das erste Wörterverzeichnis einer derselben wurde von Colebrook (Asiatic Researches, vol. IV, 1795) veröffentlicht; erst 1877 folgten E. H. Man und R. Temple, dann A. S. Ellis im Journal of the Philological Society nach Informationen E. H. Mans. Im Jahre 1887 (London) veröffentlichte M. V. Portman sein „Manual of the Andamanese Language", dem 1898 (Calcutta) die bedeutend reiferen und zuverlässigeren „Notes on the Languages of the South Andaman Groups of Tribes" folgte. Eine eingehende Analyse lieferte R. Temple in mehreren Arbeiten, darunter besonders „A Plan for a Uniform Scientific Record of Languages of the Andamanese and Nicobarese" (IA 1908).

Die gesamten Sprachen der Inselgruppe umfaßt erst A. R. Brown mit seinen wertvollen „Notes on the Languages of the Andaman Islands" (Anthropos IX, 1914, S. 36—52). Ein umfangreicheres „Dictionary of the South Andamanese Language" veröffentlicht E. H. Man im IA (Bombay XLVIII, 1919 bis LI, 1922, Supplement). Die Skizze von Fr. Müller GSp IV, S. 39—53) berücksichtigt nur die Sprache der Aka-Bea und auch diese nur nach unzureichendem Material.

Die Gliederung dieser Sprachen ist die folgende:

Andamanesische Sprachen.

1. Groß-Andamanesische Sprachen

- Nördl. Gruppe
  - Čari, Kora, Ba, Jeru
  - Kede, Kol, Juwoi
  - Pučikwar
- Südl. Gruppe
  - Bale, Bea

2. Klein-Andamanesische Sprachen

- Järawa (auf South Andaman)
- Önge (Little Andaman)

4. Die tibeto-chinesischen Sprachen.

a) Die Geschichte der Erforschung bis A. Conrady.

Südlich vom östlichen Flügel der uralaltaischen Sprachen erstreckt sich über China, Tibet und Hinterindien das Gebiet der wohl völker- und menschenreichsten Sprachgruppe, der tibeto-birmanischen Sprachen, die auch unpassenderweise indo-chinesische genannt werden, am besten aber als tibeto-chinesische zu bezeichnen sind.

Ihre Einheit ist erst spät erfaßt und zur Geltung gebracht worden. Nach J. Leyden (Asiatic Researches X,

1808, S. 158 ff., 209 ff.) waren es zuerst N. Brown, Comparison of Indochinese Languages (JASB VI, 1837, S. 1023 ff.), dann B. H. Hodgson, Notices of the Languages, Literature and Religion of the Bauddah of Nepal and Bhot (Asiatic Researches XVI, 1828, S. 409 ff.); Id., On the Aborigines of North-Eastern India (JASB XVIII—XXII, 1844—1853); Id., Essays on the Languages, Literature and Religion of Nepal and Tibet (London 1874); J. Logan, The West-Himalayan or Tibetan Tribes of Anam, Burma and Pegu (Journal of the Indian Archipelago II, 1858, S. 100 ff., 230 ff.); W. W. Hunter, A Comparative Dictionary of the Languages of India and High Asia (London 1868), die mit vergleichenden Studien einsetzten. Dann begann eine Zeit emsigen Studiums der Einzelsprachen, in die nur A. Bollers nicht unwichtige Abhandlung „Die Präfixe mit vokalischem und gutturalem Anlaute in den einsilbigen Sprachen" (SBAWW 1869, S. 445—491) und R. Lepsius, Über Chinesische und Tibetische Lautverhältnisse (AAWB 1860, Berlin 1861) hineinfallen, und erst in den achtziger Jahren setzt eine zweite Periode der vergleichenden Forschung ein.

Es folgen sich schnell aufeinander: A. H. Keane, On the relations of the Indo-Chinese and Indo-Oceanic races and languages (Journal of the Anthropol. Institute IX, 1880, S. 254—289); C. J. F. S. Forbes, On the Tibeto-Burman Languages (JRAS, N. S. X, 1878, S. 210 ff.) und: Comparative Grammar of the Languages of Further India (London 1882); E. Forchhammer, Indo-Chinese Languages (IA 1882, S. 177—189); W. Grube, Die sprachgeschichtliche Stellung des Chinesischen (Leipzig 1861); Fr. Müller, GSp (II, Wien 1882, S. 332—416); E. Kuhn, Über Herkunft und Sprache der transgangetischen Völker (München 1883); Terrien de Lacouperie, The Languages of China before the Chinese (Transactions of the Philological Society (1885—1887, S. 391—538); J. Avery, The Tibeto-Burman Group of Languages (a. a. O. XVI, 1885, Append. S. XVII ff.); B. Houghton, Tibeto-Burman linguistic Palaeontology (JRAS 1896, S. 23—53).

In all diesen Arbeiten wurde noch immer nicht nach einer exakten Methode vorgegangen, und infolgedessen waren besonders auch noch keine festen Laut-

gesetze aufgedeckt worden. Einen bedeutungsvollen Anfang zu einer solchen exakteren Forschungsweise machte A. Conrady in seiner Abhandlung „Eine indochinesische Causativ-Denominativ-Bildung und ihr Zusammenhang mit den Tonakzenten" (Leipzig 1896), in welcher er auch der Entstehung und Entwicklung der diesen Sprachen eigentümlichen Tonakzente nachging. Er führte hier den Hochton der mit stimmlosen Konsonanten beginnenden Wörter auf die Verbindung des Kausativpräfixes *s* mit ursprünglich stimmhaftem Anlaut zurück, weshalb die wissenschaftliche Erforschung dieser Sprachen zunächst die Herauskennung und Abtrennung dieser Präfixe vom Stamm durchführen müsse. Gegen diese Auffassung haben sich später, vorzüglich vom Chinesischen aus, Schwierigkeiten ergeben, so daß sie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung haltbar ist. In einer anderen Abhandlung „Der altchinesische Fragesatz und der steigende Ton" (MSOS, Berlin 1915, Ostasiat. Abt., S. 261—297) geht er auch der Entwicklung der zusammengesetzten Töne nach und weist dabei auf die Satzmelodie hin, aus der sich z. B. der steigende Ton entwickelt habe.

Leider fand Conrady auf diesem Gebiet lange Zeit keine Mitarbeiter. Der ungeheure Umfang des chinesischen und teilweise auch des tibetanischen und birmanischen (und siamesischen) Schrifttums nahm und nimmt so ausgezeichnete Forscher wie Edkins, Leggs, Giles, von der Gabelentz, H. de Groot, O. Franke, E. Huber, E. Chavannes, P. Pelliot u. a. so in Anspruch, daß sie zu eigentlich linguistischen Untersuchungen nur gelegentlich die allerersten Schritte machen konnten. Diese Stagnation in der Erforschung der so großen und bedeutungsvollen Sprachfamilie führte zu einer lange andauernden, befremdenden linguistischen Verwahrlosung dieser Sprachen, die sich auch z. B. in der vielfach unglaublichen Form und Mannigfaltigkeit ihrer Transkriptionsweisen äußert.

b) Die Erforschung der Einzelsprachen.

Am frühesten war sowohl die Festlegung des einzelsprachlichen Materials als auch die vergleichende Bearbeitung desselben in der Westhälfte dieser Sprachfamilie, bei der (im engeren Sinne) tibeto-birmanischen Gruppe,

zustande gebracht. Es waren vorzüglich englische, deutsche und russische Forscher, die hier arbeiteten, so A. Csoma de Körös, J. Schmidt, A. Schiefner, Abbé Desgodins, W. Schott, G. Campbell, Gr. Sandberg, H. Ramsay, A. Conrady, L. A. Waddell, A. Grünwedel, E. A. Gait, A. H. Francke, B. Laufer u. a. Die genauere Bibliographie dieser Arbeiten und ihre zusammenfassende Darstellung samt einer großen Menge neuen zuverlässigen Materials liegt vor in Vol. III des Monumentalwerkes LSI, in dem ausführliche Grammatiken und Textproben, sowie umfassende vergleichende Wörterverzeichnisse von allen Sprachen und vielfach selbst von Dialekten dargeboten werden. Part I: General Introduction, Tibetan, Himalayan and North Assam Group (Calcutta 1909) sind von (A. Conrady und) Dr. Sten Konow bearbeitet worden; in Part II (Calcutta 1903) wurden Bodo- und Naga-Gruppe von A. Grierson, Kachin Group von Sten Konow bearbeitet, während Part III: Kuki-Chin and Burma Groups (Calcutta 1909) wieder ganz auf Sten Konow zurückgeht. Von der Osthälfte der tibetochinesischen Sprachen, der thai-chinesischen Gruppe, werden nur Thai, Ahom, Khamti, Tairong, Nora, Aitonia in der zweiten Hälfte von Vol. II (Calcutta 1904) von G. A. Grierson behandelt. Einen Nachtrag liefert Sir G. A. Grierson in dem Artikel „Kadu and its relatives" (BSOS II, 1921, S. 39—42). Ein anderer Nachtrag liegt vor in T. Grahame Bailey, Linguistic Studies from the Himalaya (Asiatic Society Monographs, vol. XVII, London 1920). Eine Ergänzung für das Gebiet von Birma bietet L. F. Taylor in „Linguistic Survey of Burma" (Rangoon 1917), der sich damals erst im „Preparatory Stage of Linguistic Census" befand.

Für die ganze östliche und südliche, die Thai-Chinesische Gruppe setzte die intensivere Erforschung erst mit dem Ablauf des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts ein. Wenn wir zunächst vom Chinesischen absehen, so waren es, wie schon früher, so auch jetzt zunächst französische Missionare und Offiziere und Beamte, die hier die verdienstvolle Einzelarbeit leisteten; so die Missionare Vial, Liétard, de Guébriand, Monbeig, Esquirol, Willatte, Schotter für die Aboriginer-Sprachen von Südchina, die Missionare de Rhodes und L. Cadière, die Offiziere A. Diguet für das Anamitische und die Thai-

Sprachen, A. Bonifacy und E. Lunet de Lajonquière für die Sprachen von Tonkin und Commandant d'Ollone für die Aboriginer-Sprachen von Südchina. Folgende Arbeiten vergleichender Natur seien hier genannt: L. Cadière, Phonétique annamite (Paris 1903), Monographie de A, voyelle finale non-accentuée en Annamite et en Sino-Annamite (Hanoi 1904); Id., Monographie de la Semi-voyelle labiale en Sino-Annamite et en Annamite (Hanoi 1910); S. Liétard, Note sur les Dialectes Lolo (BEFEO IX, 1909, S. 549—572); Id., Au Yun-nan: Minkia et Lama-jen (Anthropos VII, 1912, S. 677—705); A. Schotter, Notes Ethnographiques sur les tribus de Kouy-tscheou (Anthropos III, 1908, S. 397—425, IV, 1909, S. 318—353, VI, 1910, S. 318 bis 344 über die Miao-Dialekte); F. M. Savina, Dictionnaire miao-tzeu-français (BEFEO XVI, 1916, II); E. Diguet, Etude de la langue taï (Hanoi 1895); Id., Les Annamites (Paris 1906); Id., Les Montagnards du Tonkin (Paris 1908); Id., Etude de la langue thô (Paris 1910); A. Bonifacy, Etudes sur les langues parlées par les populations de la Haute Rivière Claire (BEFEO V, 1905, S. 306—323); Id., Les Groupes ethniques de la Rivière Claire (Paris 1907); Id., Etude sur les langues des Lolo et des La-qua (a. a. O., VIII, 1908, S. 531 ff.); E. Lunet de Lajonquière, Ethnographie des Territoires militaires (Hanoi 1904); Id., Ethnographie du Tonkin-Septentrional (Paris 1906); Cdt. d'Ollone, Langues des peuples non chinois de la Chine (Paris 1912). Diesen wären noch zuzufügen: Madrolle, Les peuples et les langues de la Chine méridionale); R. M. Davies, Yün-nan. The link between India and the Yangtze (Cambridge 1909, S. 322—398). Über die Sprachen der Urbewohner der Insel Hainan, die Li (Loi, Lao, Klai, Lakia), die zur Thai-Gruppe gehören, und die Geschichte ihrer Erforschung siehe die zusammenfassende Arbeit von W. Strzoda, Die Li auf Hainan und ihre Beziehungen zum asiatischen Kontinent (ZE XLIII, 1911, S. 214—236).

In diese Forschungen hatte schon bald die 1900 in Hanoi errichtete École française d'Extrême Orient unter L. Finots Leitung unterstützend und dirigierend eingegriffen, und viele Arbeiten dieser Art erschienen in dem von ihr herausgegebenen Bulletin. Nachdem A. Cabaton in einer „Etude linguistique sur dix dialectes indochinois recueillis

par Prosper Odend'hal" (JA 1905, S. 265—344) eine erste Übersicht über die Sprachen Indochinas überhaupt gegeben hatte, lieferte L. Finot eine kurze zusammenfassende Darstellung der damaligen Arbeiten über diese Sprachen 1908 in dem in Paris gehaltenen Vortrag „Les Etudes indochinoises" (BEFEO VIII, 1908, S. 221—233). Viel ausführlicher und sehr instruktiv sind seine Darlegungen in dem Rechenschaftsbericht nach dem zwanzigjährigen Bestande der École: L'École française d'Extrême Orient depuis son origine jusqu'en 1920 (BEFEO XXI, 1921, I). Von hier gingen auch die wertvollen Arbeiten von H. Maspero aus, die das Studium dieser Sprachen auf die völlig exakte Basis wissenschaftlicher Phonetik stellten: Contribution à l'étude du système phonétique des langues Thai (BEFEO XI, 1911, S. 153—169) und: Phonétique historique de la langue Annamite (a. a. O., XII, 1912, S. 1—127). Durch die letztere Arbeit stellte er endgültig fest, daß das Annamitische wie das Muong zwar eine große Anzahl von austroasiatischen (Mon-Khmer-)Wörtern enthält, aber doch in der Überzahl der Wörter, in der gesamten Phonetik und Grammatik und besonders durch sein ausgebildetes Tonsystem durchaus zu den Thai-Sprachen sich stellt.

c) Die Erforschung des Chinesischen.

Eine andere Zeitschrift hat ebenfalls viel zur Erforschung dieser Sprachen getan, der „T'oung Pao" (= TP); ihr Herausgeber H. Cordier gab auch die vollständigste Bibliographie der Völker dieser Sprachgruppe heraus: Bibliotheca Indo-Sinica, Bde. I—III (BEFEO XV—XVIII). Hier veröffentlichten auch B. Laufer und B. Karlgren ihre wichtigen Studien über das ältere Chinesisch. Die Erforschung desselben ist deshalb für die Gesamtheit der tibeto-chinesischen Sprache von weittragender Bedeutung, weil hier durch die alte Schrift ein Zurückgehen auf mehrere Jahrtausende möglich ist, und damit auch die exakteren Fundamente einer historischen, weit zurückgreifenden Erforschung gelegt werden können. Das Problem war schon in älteren Arbeiten angegangen worden: Callery, Systema phoneticum scripturae sinicae (1841); Léon de Rosny, Sur la reconstruction de la langue chinoise archaique (Transactions 2. CIO, London 1874, S. 123 f.); J. Edkins, The state of the

Chinese Language at the time of the invention of writing (a. a. O., S. 98 ff.); Id., The Evolution of the Chinese Language (London 1888); Kühnert, Zur Kenntnis der ältesten Lautwerte des Chinesischen (SBAWW, Phil.-hist. Kl. CXXII); Volpicelli, Chinese Phonology, an attempt to discover the sounds of the ancient language (Shanghai 1896); Id., Prononciation ancienne du Chinois (XI. CIO, Paris 1897, II, S. 115 ff.); P. G. von Möllendorf, Classification des dialectes chinois (Ningpo 1899); Schaank, Ancient Chinese Phonetics (TP VIII, S. 361—377, 457—486, IX, S. 28—57); A. Forke, A comparative study of Northern Chinese dialects (China Review XXI, S. 181 f.); Id., Über einige südchinesische Dialekte und ihr Verhältnis zum Pekinesischen (MSOS VI, Ostasiat. Abt. 1903, S. 282—311). Zwei vortreffliche Arbeiten über nordchinesische Dialekte, die schon in die folgende Periode hinüberreichen und die zukünftigen Arbeiten als Muster dienen könnten, bietet J. Mullie, Phonetische Untersuchungen über die nordpekinesischen Sprachlaute (Anthropos VIII, 1913, S. VII, 436—466) und: Une Caractéristique phonologique du dialecte chinois de la Mongolie Centrale (TP XXIII, 1924, S. 67—82). Eine tüchtige Arbeit bietet auch F. O. Schrader, Transcription and Explanation of the Siamese Alphabet (Asia Major I, 1924, S. 45—66).

Eine neue Periode exakterer Forschung setzte hier ein mit den umfassenden Untersuchungen von B. Karlgren: Études sur la Philologie Chinoise (Archives d'Études Orientales, vol. 15: 1, 2, 3, Upsala 1915, 1916, 1919), Prononciation ancienne des caractères Chinois figurant dans les transcriptions Bouddhiques (TP XVIII, 1919, S. 104 bis 121), The Reconstruction of ancient Chinese (a. a. O., XXI, 1922, S. 1—42); siehe auch die Introduction zu B. Karlgren, Analytic Dictionary of Chinese and Sino-Japanese (Paris 1923, S. 1—33).

H. Maspero, der schon in seiner „Phonétique de la langue Annamite" wertvolle Beiträge zur Lösung der hier vorliegenden Fragen gegeben hatte, setzte sich mit Karlgren auseinander im BEFEO (XVI, 1916, S. 61 ff.). Er setzte diese Untersuchungen fort in der Arbeit „Le dialecte de Tsch'ang ngan sous les T'ang" (a. a. O., XX, 1920, II), die neben Karlgrens „Études sur la Philologie chinoise" für diese Fragen

grundlegend bleiben wird. Vgl. die zusammenfassende Darstellung durch L. Finot (a. a. O., XXI, 1922, S. 377 ff.).

Einen wichtigen Beitrag zur Lösung dieser Fragen lieferte auch B. Laufer in seiner Abhandlung „The Si-hia Languages" (TP XVII, 1916, S. 1—126); [vgl. dazu M. G. Morisse, Contribution préliminaire à l'étude de l'écriture et de la langue Si-hia (Mém. prés. à l'Ac. Sciences et Bell. Lett., Sér. I, T. XIII, p. 313—379, Paris, Klincksick)], in welcher er zu dem Ergebnis gelangt, daß die Urform der tibeto-birmanischen Sprache weder Okklusivlaute am Ende der Wörter, noch Präfixe am Anfang, außer dem Präfix *a* gekannt habe [vgl. darüber seine Studie: The Prefix *A* in Indo-Chinese Languages (JRAS 1915, S. 757 bis 780)], so daß das Schwergewicht der Vergleichung sich richten müsse auf den Anlaut-Konsonanten und den durch ihn bedingten musikalischen Akzent des nachfolgenden Vokals.

Eine noch größere Überraschung bereitete B. Karlgren mit seinem Artikel „Le Proto-Chinois, langue flexionnelle" (JA XV, 1920, S. 206—232), in welchem er darlegt, daß in den Personalpronomina älterer Stufen des Chinesischen deutliche Überreste einer „Deklination" in Suffixen sich nachweisen lassen, die sicherlich nur als Anzeichen eines früher auch bei anderen Wortarten vorhandenen „Flexions"-Stadiums des Ur-Chinesischen aufzufassen seien. [Das letzte Werk von Karlgren, Sound and Symbol in China (London 1923), war mir noch nicht zugänglich.]

Einen weitausholenden Ansatz zu einer gründlichen Arbeit macht der chinesische Gelehrte Lin Yu-t'ang, A Survey of the Phonetic of Ancient Chinese (Asia Major I, 1924, S. 134—146).

Auch A. Trombetti in seinen EG (Bologna 1922, S. 153 bis 167, 453—478) macht über die Grammatik, mehr aber über die Lautverhältnisse viele gute Bemerkungen, wenn er auch nicht ganz in Kontakt ist mit den neuesten Arbeiten der anderen Forscher.

Von Bedeutung für diese Forschungen werden auch die experimental-phonetischen Untersuchungen über die Tonakzente dieser Sprachen, von welchen folgende vorliegen: C. N. Bradleys Untersuchungen über das Siamesische (JAOS XXI, 1911, S. 282 ff.) und über zwei chinesische Dialekte (JNChBAS XLXI, 1915, S. 39 ff.); L. F. Taylor, On the

tones of certain languages of Burma (BSOS I, 1920, S. 91 bis 106); Th. Bröring, Laut und Ton in Südschantung: mit Anhang: Die Töne in Peking, Nordschantung, Schanghai, Amoy, Canton und Sö-tschuan (Hamburg 1925).

d) Die Mischgruppen im Himalaya und in Hinterindien.

Diese so weit ausgebreitete Sprachfamilie der tibeto-chinesischen Sprachen hat ihre jetzige Ausdehnung, besonders nach Hinterindien hinein, zum größten Teil erst im Laufe des letzten Jahrtausends gewonnen durch die starken Wanderungen und Eroberungszüge, die ihre Sprachvölker vollführten. Es waren vorzüglich Völker mit austroasiatischen (Munda-Mon-Khmer-)Sprachen (s. unten S. 135), in deren Gebiet sie eindrangen. Das ging nicht ohne vielfache Mischungen und Überlagerungen ab, in denen Eigentümlichkeiten der älteren dort ansässigen Sprachfamilie noch zum Vorschein kommen.

In schwächerem Grade ist das bei den sogenannten „pronominalized languages" der Fall, bei denen, entgegen den allgemeinen Gesetzen der tibeto-chinesischen Sprachen, der Subjektausdruck am Verbum durch Suffixe hergestellt wird; außerdem finden sich dort vielfach auch die inklusive und exklusive Form der 1. Person Plural (und Dual) am Personalpronomen, eine Dualbildung beim Personalpronomen (und Nomen) und das Vigesimalsystem beim Zahlwort. Diese Gruppe wurde zuerst von Hodgson aufgestellt und später von Sten Konow weiter ausgedehnt und fester umgrenzt; siehe dessen Abhandlung „On some Facts connected with the Tibeto-Burman Dialect spoken in Kanawar" (ZDMG LIX, 1905, S. 117—125). Es gehören dazu aus der Tibeto-Himalaya-Gruppe die Kiranti- und Dhimal-Dialekte, ferner aus den Naga-Sprachen die östliche Gruppe und aus den Chin-Sprachen das Alt-Kuki. Ich habe diese Sprachengruppen in der nachfolgenden Gliederungsübersicht durch Kursivdruck gekennzeichnet.

Noch stärker ist die Einwirkung der alten austroasiatischen Sprachen auf die Thai-Sprachen, die ja auch am weitesten in deren Gebiet nach Süden hin vorgedrungen und noch heute von den Resten der austroasiatischen Völker durchsetzt sind. Hier ist auch die Genitiv n a c h stellung

zum Durchbruch gelangt, und die Possessivbezeichnung wird durch Suffigierung ausgedrückt. Auch finden sich Zusammenhänge im Personal- und Demonstrativpronomen. Ebenso gehören hierher die anamitischen und die Muong-Sprachen. Ich werde diese Sprachen durch Sperrdruck kennzeichnen.

Eine gute, zusammenfassende Darstellung über die tibeto-chinesischen Sprachen — er nennt sie „Sino-Tibétain" — bringt J. Przyluski in LM (Paris 1924, S. 361—384).

Nach all dem Vorausgehenden ergibt sich folgende Gliederung dieser Sprachfamilie, wobei zu bemerken ist, daß die äußersten Verzweigungen vielfach nur mehr Dialekte sind:

Tibeto-Chinesische Sprachen.

I. Nördliche Gruppe: das Jennissei-Ostjakische

- Jenissei-Ostjakisch
- Kottisch

II. Westliche Hälfte: Tibeto-Birmanische Sprachen

1. Tibeto-Himalaya-Gruppe

- Tibetanisch (Bhutia, Phök)
  - Tibetanisch, Gurung, Murmi, Sunvar, Magari, Newari
- Lepcha (Rong), Toto
- *Kiranti* (Nepal)
  - *Kanawari, Kanashi, Manchati, Bunan, Rangkas, Darmiya, Chaudangsi, Byangsi*
- *Dhimal*
  - *Vayu etc., Khambu, Yakha, Limbu, Thami, Dhimal*

2. Nord-Assam-Gruppe

- Aka
- Dafla, Abor-Miri
- Mishmi
  - Chulikata
  - Digaru
  - Midžu

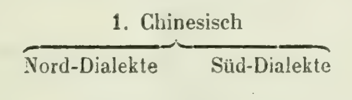
3. Mittel- und Süd-Assam-Gruppe.

- Bodo-Sprachen
  - Koch, Kachari, Mes (Mech), Bara, Rabha, Garo, Lalung, Dimasa, Chutiya, Tipura, Moran
- Naga-Bodo
  - Mikir, Empeo, Kabui, Khoirao
- Naga-Sprachen
  - Westl. Gruppe
    - Angami (Tengima), Simi (Sema), Rengma (Unza), Kezhama
  - Mittel-Gruppe
    - Ao, Lhota, Tengsa, Thukumi
  - *Östl. Gruppe*
    - *Tableng-Tamlu, Banpara, Mohongia, Namsangia, Modžung*
- Kachin (Singpho)
- Naga-Kuki
  - Sopvoma (Mao), Kwoireng (Liyang), Luhupa, Maring

4. Arakan-Birma-Gruppe

- Kuki-Chin-Sprachen
  - Meithei (Manipuri)
  - Nördl. Gruppe: Thado, Sokte, Siyin, Ralte, Paite,
  - Mittl. Gruppe: Shunkla (Tashon), Lai, Lushai, Banjogi, Pankhu
  - *Alt-Kuki*: *Ranghol, Hallam, Aimol, Kolren, Mhar, Purum, Chiru, Hiroi*
  - Südl. Gruppe: Shö (Khyang), Khami
- Birma-Sprachen
  - Mru
  - Birmanisch
  - Danu-Kadu, Andro-Sengmai
  - Birma-Kachin: Asi, Lashi, Maru, Hpön, Achang
  - Lihsaw-Gruppe: Lihsaw, La'hu, Akka (Kaw), Lisu

III. Östliche Hälfte: Thai-Chinesische Sprachen



2. Si-lo-mo-Gruppe

- Minkia
- Lamajen
- Sihia
- Lolo
- Moso (Musu)

3. Karenisch

- Sgaw
- Pwo, Taungthu
- Bghai

4. Thai-Sprachen.

- Nord-Gruppe: Miao, Yao, Khamti, Nora, Tairong, Shan, Aitonia, Ahom
- Ost-Gruppe: Li, Loi, Lakia (Hainan), Dioi, Thö-Thai, Man-Laqua
- Südost-Gruppe: Lo, Lü, Khün, Siamesisch

5. Anam-Muong-Sprachen

- Anamitisch
  - Ober-Anamitisch
  - Tonkin-Dialekt
  - Kochinchina-Dialekt
- Muong
  - Nord-Dialekte
  - Mittel-Dialekte
  - Süd-Dialekte

e) Das Jenissei-Ostjakische.

Ganz umschlossen von Sprachen der altaischen Gruppe liegt am oberen Jenissei das Gebiet des Jenissei-Ostjakischen, das wohl zu unterscheiden ist von zwei zur uralaltaischen Sprachgruppe gehörigen Sprachen, dem Ostjak-Samojedischen am oberen Ob, sowie dem Ugro-Ostjakischen in den Gebieten von Tomsk und Tobolsk.

Das ältere Material dazu bietet A. Castrén, Versuch einer jenissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre (Petersburg 1858); siehe auch die Skizze der Grammatik bei Fr. Müller, (GSp II, 1, S. 99 ff., Wien 1882).

P. Trombetti behauptete schon 1902 in seiner Abhandlung, Delle relazione delle lingue caucasiche con le lingue camitosemitiche etc. (GSAI XV und XVI, 1902 bis 1903, I, S. 20) den Zusammenhang dieser Sprachen mit dem Tibetanischen; er kam mit neuen Hinweisen darauf zurück in: Come si fà la critica di un libro (1907, S. 183) und: I Numerali (Memorie della R. Ac. della Scienze, Bologna 1913, S. 279 ff.).

Unterdessen hatte 1912 K. Donner in einer Forschungsreise an den Jenissei neue Dörfer von Ostjaken in einer Gesamtzahl von gegen 1200 Personen entdeckt und neues Material mit ihnen aufgenommen. Auch er tritt in seiner Abhandlung „Beiträge zur Frage nach dem Ursprung der Jenissei-Ostjaken“ (JSFO XXXVII, 1916—1920, S. 1—21) ein für den Zusammenhang dieser Sprache mit den tibetochinesischen Sprachen und speziell mit dem dem Moso und Lolo nahestehenden Si-hia, der Sprache der Tanguten und „Hakka“, der „blonden Kirgisen“. Trombetti schließt sich dem neuerdings an (EG, Bologna 1922, S. 156 ff., vgl. auch S. 478—484), ebenso V. Thomsen mündlich an K. Donner.

5. Das Lati.

Es ist ein merkwürdiger Gegensatz zu der großen Ausdehnung des Gebietes und der gewaltigen Zahl an Menschen und Völkern, die der verhältnismäßig so einheitlichen tibeto-chinesischen Sprachfamilie zukommen, daß in der östlichen Mitte ihres Gebietes, von ihnen völlig um-

schlossen, ein letzter winzig kleiner Rest eines Sprachgebietes sich findet, das mit ihr oder mit irgendeiner anderen Sprache bis jetzt keinerlei Beziehungen aufweist. Es ist das Lati (Latschi), eine Gruppe, deren Menschenzahl sich 1906 nur noch auf 76 Familien mit etwa 450 Individuen belief. Ihr Gebiet liegt an der Grenze von Yünnan und Tonking, etwas westlich vom Eintritt der Rivière Claire (Weißer Fluß) in Tonking, (nord-)westlich von der tonkinesischen Stadt Hagiang oder auch Hoangsuphi (etwa 105 ⁰ östl. L., 23 ⁰ nördl. Br.).

Die La-ti werden zuerst erwähnt von A. Bonifacy in seiner „Etude sur les langues parlées par les populations de la Haute Rivière Claire“ (BEFEO V, 1905, S. 306), dann von E. Lunet de Lajonquière in seiner „Ethnographie du Tonkin Septentrional“ (Paris 1906, S. 358—359), bis A. Bonifacy neuerdings in einer besonderen „Etude sur les coutumes et la langue des La-Ti“ (BEFEO VI, 1906, S. 271—278) etwas eingehendere und genauere Nachrichten brachte, die ein kurzes Wörterverzeichnis und einige Angaben über die Grammatik umfassen. Es scheint nicht, daß seitdem weitere Forschungen über diese merkwürdige Sprache angestellt worden sind; denn noch 1922 hebt L. Finot in seinem Bericht über die Tätigkeit der École française d'Extrême Orient die vollständige Isoliertheit derselben hervor (BEFEO XXI, 1922, S. 179 f.).

6. Die austroasiatischen Sprachen.

a) Geschichte der Erforschung dieser Sprachen.

Östlich von den Dravida-Sprachen und südlich von den tibeto-chinesischen Sprachen und in die Gebiete beider hinein zerstückt liegt im nordöstlichen Vorderindien und in bestimmten Strecken von Hinterindien das Gebiet der Munda-Khasi-Mon-Khmer-Sprachen, heute austroasiatische Sprachen genannt.

Auch diese Zerrissenheit ihres Gebietes erschwerte die Herauskennung ihrer Zusammengehörigkeit, so daß, obwohl schon von Logan (s. oben S. 124) eine Mon-Anam-Gruppe avisiert wurde, doch noch 1880 von Keane (a. a. O.) ihr Bestehen in Abrede gestellt werden konnte. Durch

C. J. F. S. Forbes, Comparative grammar of the Languages of Further India (London 1881), dem auch E. Kuhn, Über Herkunft und Sprache der transgangetischen Völker (Berlin 1883) beistimmte, wurde sie indes bereits über allen Zweifel erhoben und 1886 von Fr. Müller im IV. (Nachtrags-)Bande seines GSp in die weitere wissenschaftliche Öffentlichkeit eingeführt. E. Kuhns (1889 erschienene) „Beiträge zur Sprachenkunde Hinterindiens" (SBBAW 1889, S. 219 ff.) ließen sowohl die innere Zusammengehörigkeit dieser Gruppe, als auch ihre weiteren Beziehungen zu den Munda-Sprachen, dem Nikobar und denen der Urbewohner Malakkas hervortreten.

Die eigentliche Durcharbeitung dieser Probleme, auch in ihrem gesamten räumlichen Umfange wurde ausgeführt von W. Schmidt in folgenden Arbeiten: Die Sprachen der Sakai und Semang auf Malakka und ihr Verhältnis zu den Mon-Khmer-Sprachen (BTLV, 6e volgr., deel VIII, 1901), Grundzüge einer Lautlehre der Mon-Khmer-Sprachen (DAWW, phil.-hist. Kl., Bd. III, 1903—1905), Grundzüge einer Lautlehre der Khasi-Sprache, mit einem Anhang: Die Palaung-, Wa- und Riang-Sprachen des mittleren Salwin (Abh. K. Bayer. Ak. Wiss., I. Kl., XXII. Bd., III. Abt. 1904), Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesiens (Braunschweig 1906), letzteres Werk auch in einer fransösischen Übersetzung „Les Peuples Mon-Khmèr" (BEFEO 1907, S. 213 bis 263, 1908, S. 1—35) erschienen. In dem letzteren Werk, in welchem auch das Nikobar und die Munda(Kolh)-Sprachen als zu dieser Familie gehörig dargetan wurden, wurde der ganzen Gruppe der Name austroasiatische Sprachen beigelegt.

Unabhängig von W. Schmidt kam auch A. Trombetti, wie er sagt, zu der Erkenntnis von dem Zusammenhang der austroasiatischen mit den austronesischen Sprachen, die er aber durch Hinzunahme anderer von ihm angenommener Zusammenhänge wieder unklar macht. Siehe seine Ausführungen in EG (Bologna 1923, S. 55—62, 83—102, 423—52), die mehrere Einzelheiten dieser Sprachen in gutes neues Licht stellen.

An der weiteren Untersuchung dieser Sprachen beteiligte sich vorzüglich C. O. Blagden, der ebenfalls zuerst

mit den Sprachen der Urbewohner von Malakka sich befaßt hatte; siehe seine Studie „The Comparative Philology of the Sakai und Semang Dialects of the Malay Peninsula“ (JRAS 1903, S. 47—63) und seine umfassende Behandlung dieser Sprachen in W. W. Skeat und C. O. Bladgen, Pagan Races of the Malay Peninsula (London 1906, vol. II, S. 377—775). Später wendete er sich besonders dem Studium der alten Inschriften des Mon zu, die hauptsächlich auf sein Betreiben gesammelt, jetzt in der „Epigraphia Birmanica“ (Vol. I, part I, Rangoon 1919, vol. II, 1921, vol. III, part I, 1923) erscheinen, die er in vol. I, part. II (Rangoon 1920) übersetzt und eingehend erörtert; vgl. dazu seine früheren Studien über dieselben im JTAS (Oct. 1909. Juli 1910, April 1911, July 1912). Als Ergebnis dieser Inschriftenstudien hatte er in seiner Abhandlung „Quelques notions sur la phonétique du Talain et son évolution historique“ (JA, mai-juin 1910, S. 504) erklärt: „Je dirai seulement qu'en général les conclusions de Schmidt s'accordent très bien avec le témoignage des inscriptions et que les modifications qu'il faudra pourtant y apporter sont pour la plupart des détails d'ordre secondaire“. Die erste Veröffentlichung eines Mon-Manuskriptes geschah durch W. Schmidt in seinem Werk „Slapat rāğāwaṅ datow smim roṅ“, Buch des Rāğāwaṅ der Königsgeschichte (SBAWW, phil.-hist. Kl., 1906).

Während hier von der einen Literatursprache dieser Gruppe her die Fundamente der historischen Erforschung gelegt wurden, geschah das gleiche bei der anderen Literatursprache, dem Khmer, von französischen Gelehrten in analoger Weise durch das Studium der alten Inschriften dieser Sprache. Hier sind besonders E. Aymonier und M. G. Coedès zu nennen; s. des letztern „Inventaire Coedès“ (BEFEO VIII, 1 und 2) und seine „Etudes cambodgiennes“ (in dem gleichen Bulletin veröffentlicht). Eine vortreffliche Grammatik des modernen Khmer mit einer vergleichenden Einleitung schrieb G. Maspéro, Grammaire de la langue Khmère (Paris 1915), dessen Anzweiflungen der Zugehörigkeit der Malakka-Sprachen, des Nikobar, des Khasi und der Munda-Sprachen zu der Familie der austroasiatischen Sprachen indes jeglicher Begründung entbehren, wie ich anderswo nachweisen werde.

Eine kurze Zusammenfassung der austroasiatischen Sprachen mit nützlichen Einzelbemerkungen gibt J. Przyluski in LM (Paris 1924, S. 385—403).

b) Die Stellung des Anamitischen.

Zweifelhaft war lange Zeit die Stellung des Anamitischen geblieben. Logan, Forbes, Fr. Müller und A. Kuhn hatten sich mehr oder weniger zuversichtlich für seine Zugehörigkeit zum Mon und Khmer ausgesprochen und teilweise der ganzen Gruppe den Namen „Mon-Anam-Sprachen" gegeben. W. Schmidt, der sich zuerst ebenfalls dafür ausgesprochen hatte, zählte schon 1906 das Anamitische nicht mehr unter diesen Sprachen auf.

Die Sache ist entschieden durch die tiefeindringende Studie von H. Maspéro, Etudes sur la phonétique historique de la langue annamite: les Initiales (BEFEO XII, Nr. 1), der zu dem Ergebnis gelangt, daß die Sprache eine Mischsprache sei, zu der die beherrschenden Formen von einer Thai-Sprache stammten, der andere Teil von der austroasiatischen Gruppe geliefert wurde.

c) Die Stellung der Tscham-Sprachen.

Unentschieden scheint noch immer die Stellung des Tscham mit den benachbarten verwandten Sprachen Rade, Raglai, Djarai, Kančo, Sedang u. a. geblieben. K. Himly, Sprachvergleichende Untersuchung des Wörterschatzes der Tscham-Sprache (SBBAW, philol.-philos. u. hist. Kl. 1896, Nr. III), erkannte ihren Mischcharakter an, sprach sich aber für ihre fundamentale Zugehörigkeit zu den austroasiatischen Sprachen aus.

G. K. Niemann, Bijdragen tot de kennis der verhouding van het Tjam tot de talen van Indonesie (BTLV 1891, S. 27 bis 44), trat für die Zugehörigkeit zu den austronesischen Sprachen ein. H. Kern, H. Maspéro und besonders A. Cabaton (und E. Aymonier) in dem grundlegenden „Dictionnaire Čam-Français" (Paris 1906, S. VII) schlossen sich ihm an.

W. Schmidt, der schon in seinen „Mon-Khmer-Völker" Braunschweig 1906, S. 18) die Ansicht Himlys geteilt hatte, blieb auch Cabaton gegenüber dabei, da bei weitem

die meisten Formativ-Elemente austroasiatisch sind (Anthropos II, 1907. S. 330—332).

d) Aufgaben der Zukunft.

Gute Übersichten und volle Bibliographien über zwei Teilgruppen dieser Sprachfamilie bietet der LSI: Khasi und seine Dialekte von G. A. Grierson (vol. II, Calcutta 1904, S. 1—57); die Munda-Sprachen von Sten Konow (vol. IV, Calcutta 1906, S. 1—240). Letzterer weist dort auch den Versuch V. Thomsens zurück, die Munda (kolarischen)-Sprachen mit den australischen in Verbindung zu bringen (a. a. O., S. 15—21).

Nachdem durch die Untersuchungen von Schmidt, Blagden und H. Maspéro die Lautverhältnisse dieser Sprachengruppe in ihren großen Zügen klargelegt worden sind, ist das nächste Bedürfnis die Feststellung der komplizierten Bedeutungsfunktionen der Prä- und Infixe — Suffixe fehlen fast ganz — in der Wortbildung, die um so bedeutungsvoller sein wird, da die eigentlichen grammatischen Verhältnisse von äußerster Einfachheit sind. Den Anfang dazu machte W. Schmidt für das Khasi in seinen „Grundzügen einer Lautlehre der Khasi-Sprache (s. oben S. 136) und für das Nikobar in seinen „Mon-Khmer-Sprachen" (S. 73—76). G. Maspéro bringt für das Khmer in seiner „Grammaire khmère" (S. 219—221) hier nichts Neues. Eine vergleichende Studie über ein bestimmtes Infix liefert Schmidt in seiner Abhandlung „Einiges über das Infix *mn* und dessen Stellvertreter *p* in den austroasiatischen Sprachen" (Aufsätze zur Kultur- und Sprachengeschichte vornehmlich des Orients. E. Kuhn zum 70. Geburtstag. Breslau 1916, S. 457—474).

Die innere Gliederung der austroasiatischen Sprachen läßt sich in folgender Übersicht darstellen:

Austroasiatische Sprachen.

1. Ältere Malakka-Gruppe

- Semang
- Senoi (Sakei)

2. Zentral-Gruppe

- Khasi
- Nikobar
- Wa, Palong, Riang

3. Südöstliche und nordwestliche Flügel-Gruppe

- Mon-Khmer-Gruppe
  - Mon (Peguanisch), Khmer (Kambodschanisch), Bahnar, Moi-Sprachen, Bersisi, Jakun (jüng. Malakka-Gruppe).
- Munda-Gruppe
  - Ost-Gruppe
    - Santali, Mundari, Bhumij, Birhar, Koda, Ho, Turi, Asuri, Koura
  - West-Gruppe
    - Kurku, Kharia, Juang,
    - Misch-Sprachen
      - Savara
      - Andaba?

4. Südöstliche Misch-Gruppe

- Tscham
- Radai
- Djarai
- Sedang
- Raglai

IV. Die Sprachen von Austronesien und Australien.

1. Die austronesischen Sprachen.

a) Die Verbindung der indonesischen, melanesischen und polynesischen Sprachen zu einer Sprachfamilie.

Wo am äußersten Ende der Halbinsel Malakka der asiatische Kontinent ausläuft, beginnt eine Inselwelt sich auszubreiten, die sich nach Osten und Südosten hin bis in die äußersten Entfernungen des Stillen Ozeans hinzieht. Sie ist das Gebiet der austronesischen Sprachen, die früher den Namen malaio-polynesische Sprachen trugen. Dieser wurde ihnen von W. von Humboldt beigelegt, der den Zusammenhang ihrer beiden äußeren Glieder zuerst deutlich dargetan hatte in seinem Werk „Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java" (3 Bde., Berlin 1836—1839, AAWB, B. II—IV), nachdem schon vor ihm Lorenzo Hervás (oben S. 30) darauf hingewiesen hatte.

Waren hier hauptsächlich die indonesischen (= malaiischen) und polynesischen Sprachen vereinigt worden, so wurden die zwischen ihnen liegende Gruppe der melanesischen Sprachen eingefügt durch H. C. von der Gabelentz, Die Melanesischen Sprachen nach ihrem Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den Malaiisch-Polynesischen Sprachen untersucht (Abh. K. Sächs. Ges. Wiss., phil.-hist. Kl. III, 1860, VII, 1873); Fr. Müller GSp (Bd. I 2, S. 30—47, II 2, S. 1—160, IV, S. 19—28 Wien 1876, 1882, 188); H. Kern, De Fidjitaal vergeleken met hare verwandten in Indonesië en Polynesië (Letterk. Verh. K. Ak. Wet. Amsterdam, deel XV, 1886); Id., Taalvergelijkende Verhandeling van het Aneytumsch usw. (a. a. O., N. K., deel VIII, 1906); H. Codrington, The Melanesian Languages

(Oxford 1885); S. H. Ray, Oceanic Ethnology and Philology, 1894; Id., Reports of the Cambridge Anthrop. Expedition to Torres Straits, vol. III: Linguistics (Cambridge 1907); Id., The People and Language of Litu, Loyalty Islands (JAI XLVII, 1917, S. 240—322); Id., Comparative Studies in the Melanesian Languages (Cambridge 1926).

W. Schmidt legte dar in seinen Arbeiten: Über das Verhältnis der melanesischen Sprachen zu den polynesischen und untereinander (1899), Die Jabim-Sprache (SBAWW, phil.-hist. Kl. 1901), Die sprachlichen Verhältnisse von Deutsch-Neuguinea (ZAOS, Bd. V—VI, 1900/01), einerseits, daß eine Sprachgruppe in den Mittel-Salomonen, Nord-Neuhebriden und Britisch-Neuguinea einen Übergang bildet zwischen den melanesischen und polynesischen Sprachen, andererseits, daß die sämtlichen melanesischen Sprachen von Neuguinea und in der Nachbarschaft von Papua-Sprachen von den letzteren besonders die Genitivvoranstellung mit ihren verschiedenen bedeutungsvollen Nachwirkungen angenommen haben.

A. Thalheimer, in seiner Abhandlung „Beiträge zur Kenntnis der Pronomina personalia und possessiva der Sprachen Mikronesiens" (Stuttgart 1908), stellt die Zugehörigkeit der mikronesischen zu den melanesischen Sprachen endgültig fest, scheidet das Chamorro und das Palau von ihnen aus und weist sie den indonesischen Sprachen zu.

Die Erkenntnis der Zusammengehörigkeit der polynesischen Gruppe und ihre Natur wurde außer von W. v. Humboldt, Fr. Müller, H. Kern, W. Schmidt noch gefördert durch E. Tregear, The Maori-Polynesian Comparative Dictionary (Wellington 1891; leider ohne Beachtung der Lautgesetze), J. Ella, Dialect Changes in the Polynesian Languages (JAI 1899, S. 154—180), F. N. Finck, Die samoanischen Personal- und Possessivpronomina (SBPAW, phil.-hist. Kl. XXXVII, 1907); Id., Die Wanderungen der Polynesier nach dem Zeugnis ihrer Sprachen (Nachr. K. Ges. Wiss. Göttingen, phil.-hist. Kl., 1909); S. H. Ray, Polynesian Linguistics, Past and Future (JPS XXI, S. 65 ff.); Id., The Polynesian Languages in Melanesia (Anthropos XIX—XV, 1919/20, PS. 46—96); W. Churchill, The Polynesian Wanderings (Washington 1911).

b) Die innere Erforschung der austronesischen Sprachen.

Die Grundlagen der Erforschung der indonesischen Gruppen und der austronesischen Sprachen überhaupt wurden gelegt durch die beiden holländischen Gelehrten N. van der Tuuk, Wörterbuch, Lesebuch und Grammatik des Batak (Amsterdam 1861—1867); Id., Outlines of a grammar of the Malagasy language (Royal Asiatic Society 1865, S. 419—446); Id., Tobasche Spraakkunst (Amsterdam 1864—1867), und H. Kern, Kawi-Studien (1871); Id., Bijdragen tot de Spraakkunst van het Oudjavansch (BTLV, 6. volgr., deel VI ff.).

Wichtige Beiträge lieferten noch J. L. Brandes, Bijdragen tot de vergelijkende Klankleer der westersche Afdeeling van de malaiisch-polynes. Taalfamilie (Utrecht 1889); A. Marre, Aperçu philologique sur les affinités de la langue malgache avec le javanais, le malais et les autres principaux idiomes de l'Archipel indien (Actes du VIe CIO, Section polynes., Leide 1885, S. 1—214); A. Fokker, Malay Phonetics (Leiden 1895); N. Adriani, Sangireesche Spraakkunst (Leiden 1893); N. Adriani und J. A. T. Schwarz, Hoofdstukken met de Spraakkunst van het Tontemboansch ('s Gravenhage 1908); N. Adriani und A. C. Krujt, De Barée-Sprekende Toradja van Middel-Celebes, III ('s Gravenhage 1914); J. G. G. Jonker, De Eindmede-klinkers in het Rottineesch en Timoreesch (BTLV, 7. volgr., deel V, 1906, S. 263—334); Id., Over de Vervoegde Werkwoordsvormen in de M. P. talen (BTLV, 8. volgr., deel I. 1910, S. 266—333); Id., Rottineesche Spraakkunst (Leiden 1915, mit weit ausgreifender Vergleichung zu den anderen austronesischen Sprachen); K. Wulff, Über Stammabstufung in der malaiischen Wortbildung (ZDMG LXII, 1908, S. 677—697); Id., Indonesische Studien (Anthropos V, 1910, S. 219—230, 457—472); L. Stresemann, Die Panlohisprache, ein Beitrag zur Kenntnis der Amboinischen Sprachgruppe (Haag 1918); O. Dempwolff, Die Lautentsprechungen der indonesischen Lippenlaute in einigen anderen austronesischen Südseesprachen (Berlin 1920, Beihefte zu ZES, 2. Heft); Id., Die

L-, R- und D-Laute in austronesischen Sprachen (ZES XV, 1925, S. 19—50, 116—138 ff.).

Eine ganze Serie von inhaltsreichen konzisen und originellen Monographien zur „Indonesischen Sprachforschung" und „Malaio-polynesische Forschungen", die auf eingehendstem Quellenstudium beruhen, lieferte der Schweizer Forscher R. Brandstetter: Die Beziehungen des Malagasy zum Malaiischen (Luzern 1893, Festschrift zur Eröffnung des Neuen Kantonalschul-Gebäudes), Tagalen und Madegassen (Luzern 1902), Ein Prodromus zu einem vergleichenden Wörterbuch der malayo-polynesischen Sprachen (Luzern 1906), Mata-Hari (Luzern 1908), Wurzel und Wort in indonesischen Sprachen (Luzern 1910), Gemeinindonesisch und Urindonesisch (Luzern 1911), Sprachvergleichendes Charakterbild eines indonesischen Idioms (Luzern 1911), Das Verbum (Luzern 1912), Der Artikel des Indonesischen (Luzern 1913), Indonesisch und Indogermanisch (Luzern 1914), Die Lauterscheinungen (Luzern 1915), Die Reduplikation in den indianischen, indonesischen und indogermanischen Sprachen (Luzern 1917), Architektonische Sprachverwandtschaft (Luzern 1920), Wir Menschen der indonesischen Erde, I, II, III, IV (Luzern 1920, 1922, 1923, 1925), The Intellect of the Indonesian Race (Luzern 1923; auch deutsch: Der Intellekt der indonesischen Rasse, ebendort).

Zur neueren vergleichenden Erforschung der Philippinen-Sprachen lieferten wertvolle Beiträge: O. Scheerer, The Batan Dialect as a member of the Philippine Group of Languages (Manila 1908, Bureau of Science, Ethnology, vol. V, part I); C. E. Conant, "F" and "P" in Philippine Languages (a. a. O., part II); Id., The names of Philippine Languages (Anthropos IV, 1909, S. 1069—1074); Id., Consonant changes and vowel harmony in Chamorro (a. a. O., V, 1910, S. 136—146); Id., The Pepet Law in Philippine Languages (a. a. O., VII, 1912, S. 920—947); H. W. Williams, Grammatische Skizze der Ilocano-Sprache mit Berücksichtigung der anderen Sprachen der Mal.-pol. Familie (München 1904); K. Wulff, Zur neueren Literatur über die Völker und Sprachen der Philippinen (ZKS II, 1912, S. 64—80).

Für die vergleichende Untersuchung des Madegassi-

schen ist grundlegend G. Ferrand, Essai de Phonétique comparée du Malais et des dialectes malgaches (Paris 1909). Eine bedeutsame Weiterförderung liefert A. Rousselot, Phonétique malgache (Revue de Phonétique, 1913).

Von G. Ferrand stammt auch die Darstellung der austronesischen Sprachen in LM (Paris 1924, S. 405—455).

c) Die austronesisch-papuanischen Mischsprachen.

In seiner oben (S. 143) genannten Arbeit hatte Brandes eine über die Kleinen Molukken (die „Oostersche Ijlands") ausgebreitete „Ortsgruppe" der indonesischen Sprachen aufgestellt, die sich von der großen Westgruppe vorzüglich durch die Voranstellung des Genitivs unterscheide.

W. Schmidt und S. H. Ray hatten das Vorkommen von austronesischen Sprachen mit Genitivvoranstellung auch für die Küsten von Neuguinea, auf Neupommern, auf Bougainville und Savo in den Salomons-Inseln nachgewiesen. Ersterer hatte die Voranstellung des Genitivs und andere Eigenschaften dieser Sprachen auf Mischung mit früher dort ansässigen Papua-Sprachen zurückgeführt.

In seiner Abhandlung „Kan man bij de talen van den Indischen Archipel eene westelijke en eene oostelijke afdeeling onderscheiden" (Versl. Meded. Kon. Akad. v. Wetensch., Afd. Letterkunde 4e Reeks, deel XIII, Amsterdam 1914, S. 314—417) stimmt J. C. G. Jonker dieser letzteren Erklärung zu, trennt aber diese Sprachen in indonesische und melanesische, und will damit die Teilung der indonesischen Sprachen in eine westliche und eine östliche Gruppe aufgehoben wissen, nicht ganz mit Recht.

* * *

Betreffs genauerer Darlegung der Einzelheiten und vollständiger Bibliographie der austronesischen Sprachen und ihrer Teilgebiete siehe die Artikel „Austrische Sprachen", „Austronesische Sprachen", „Melanesische Sprachen", „Polynesische Sprachen" von P. W. Schmidt im Deutschen Kolonial-Lexikon.

Die Gruppierung der austronesischen Sprachen ergibt sich, wie folgt:

Austronesische Sprachen.

I. Indonesische Sprachen.

1. West-Gruppe

Malagassi, Nord-Gruppe			Malagassi, Süd-Gruppe	
Formosanisch	Philippinen-Sprachen	Chamorro (Marianen), Palau, Sangir, N.-O.-Celebes	West-Untergr.	Ost-Untergr.
	Tagal, Bisaya, Bikol, Ilokan, Igorot, Ifugu, Bagaba usw.		Malaiisch, Atschin, Batak, Nias, Madura-Bali, Makassar-Bugis, Mentawei-Engano	Javanisch, Sunda, Dayak usw.,(Borneo), Toradja usw., (Celebes), Bimba-Sumba-Gruppe

2. Ost-Gruppe

Sikka u. Tettun (Ost-Flores), Solor, Rotti, Kupong (West-Flores), Galoli (Ost-Flores), Kisser, Letti, Watubela, Gorong, Aru, Kei

II. Ozeanische Sprachen.

1. Melanesische Sprachen

Süd-Gruppe	Mittel-Gruppe	Nord-Gruppe	Einzelstehend	Papua-Misch-Sprachen	Mikronesische Sprachen
Neukaledonien, Loyalitätsgruppe, Aneytum, Eromanga	Neu-Hebriden-Gruppe, Banks-Inseln, Fidji-Inseln, Südliche Salomons-Inseln	Nördliche Salomons-Inseln, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, ? Admiralitätsinseln	Santa Cruz	Barriai, Kilenge, Ober-Mengen (Neu-Pommern), Mono, Uruava, Torau, (Süd-Bougainville), Küstensprachen von Neuguinea	Karolinen, Yap, Ponape, Gilbert-Inseln, Marshall-Inseln, Nauru

2. Übergangs-Sprachen

Südküste Britisch Neuguinea Mittlere Neu-Hebriden
Mittlere Salomons-Inseln

3. Polynesische Sprachen

West-Gruppe	Ost-Gruppe
Fakaafo, Futuna, Samoa, Tonga, Uvea, Niue	Maori, Mangareva, Marquesas, Rarotonga, Hawaii

2. Die Zusammengehörigkeit der austronesischen und der austroasiatischen Sprachen: die austrische Sprachfamilie.

Während die Gesamtheit der indonesischen, melanesischen und polynesischen Sprachen eine Zeitlang noch immer die von W. v. Humboldt stammende, stark überholte Bezeichnung „malaio-polynesische Sprachen" weiterführten, wurde 1899 von W. Schmidt, Die sprachlichen Verhältnisse Ozeaniens . . . in ihrer Bedeutung für die Ethnologie (MAGW XXIX, S. 32 ff.), die Bezeichnung „austronesische Sprachen" eingeführt, die sich seitdem immer mehr durchgesetzt hat.

Nun wurde aber auch von W. Schmidt in seinem Werk „Die Mon-Khmer-Völker" (s. oben S. 136) der innere Zusammenhang der austronesischen mit den austroasiatischen Sprachen dargetan. Die neue große Sprachfamilie, die sich damit bildete und die dem räumlichen Umfang ihres Gebietes nach die größte aller bisher festgestellten Spracheinheiten ist, wurde von W. Schmidt als „austrische Sprachen" bezeichnet.

Austrische Sprachen.

Austroasiatische Sprachen   Austronesische Sprachen

3. Die Zusammengehörigkeit der austrischen und der tibeto-chinesischen Sprachen.

Diese austrische Sprachfamilie, die dem Umfang ihres Gebietes nach die größte ist, will nun A. Conrady (vgl. oben S. 125) mit derjenigen zusammenbringen, die der Zahl und Größe der zu ihr gehörenden Völker nach die größte ist, der tibeto-chinesischen; s. seinen Artikel „Eine merkwürdige Beziehung zwischen den austrischen und den indochinesischen Sprachen" (Aufsätze zur Sprach- und Kulturgeschichte vornehmlich des Orients, zu E. Kuhns 70. Geburtstag, Breslau 1916, S. 475—504). Trotz mehrerer Bedenken im einzelnen stimmt W. Schmidt dieser Zusammenlegung zu (Anthropos XII—XIII, 1917/18, S. 702 bis

706). Neuerdings liefert Conrady weitere Belege, von denen ebenfalls der größte Teil der Prüfung stand hält, in seinem Artikel „Neue austrisch-indochinesische Parallelen" (Hirth, Anniversary Volume, London 1920, S. 23—66).

Die volle Richtigkeit ist vielleicht die, daß die tibeto-chinesischen Sprachen eine Mischung darstellen, hervorgegangen aus einer Verbindung der altaischen Sprachen mit einer den austroasiatischen Sprachen nahestehenden Sprache.

4. Die Papua-Sprachen.

a) Die Geschichte der Erforschung.

Teilweise im Gebiet der melanesischen (und indonesischen) Sprachen zerstreut, dann aber auch an der Küste, völlig aber im Innern von Neuguinea, breitet sich eine bunte Mannigfaltigkeit von Sprachen aus, deren Zusammengehörigkeit zueinander bis jetzt nicht dargetan werden kann, so daß ihr Name „Papua-Sprachen", abgesehen von einigen morphologischen Eigentümlichkeiten, die ihnen gemeinsam sind, nur negative Bedeutung hat und besonders den wesentlichen Unterschied von den austronesischen Sprachen markieren soll.

Im übrigen ist der Unterschied der einzelnen Sprachen, von denen jede meist nur ein Gebiet von wenigen Meilen einnimmt, besonders in ihrem Wortschatz, ein so tiefgehender, daß eine Verwandtschaft auch nur der nächstbenachbarten Sprachen zueinander bis jetzt nicht gedacht werden kann. Alle einzelnen, in der unten S. 151 ff. folgenden Übersicht aufgezählten Sprachen sind also, wo nichts Besonderes bemerkt wird, als radikal verschieden voneinander zu betrachten.

Als selbständige Gruppen wurden „Papua-Sprachen" zuerst von Fr. Müller (GSp I², Wien 1877, S. 30 ff.) aufgestellt, der das Mafor als zu ihnen gehörig erklärte. Durch H. Kern, Over de verhouding van de Mafoorsche tot de Maleisch - Polynesische Talen (Trav. de la 6ᵐᵉ sess. CIO, Leide 1884) wurde dargetan, daß das Mafor in einer Reihe wesentlicher Punkte doch zu den austronesischen Sprachen gehöre. Daß es daneben auch eine Anzahl nicht - austronesischer Bestandteile aufwies, wurde

damals von Kern freilich nicht genügend gewürdigt; es war also jedenfalls keine volle Papua-, sondern nur eine Mischsprache. Auch G. v. d. Gabelentz und A. B. Meyer, Beiträge zur Kenntnis der Melanesischen, Mikronesischen und Papuanischen Sprachen (Abh. d. phil.-hist. Kl. d. Kön. Sächs. Ges. d. Wiss. VIII, 1882), brachten hier keine wesentlichen Fortschritte.

Wirkliche reine Papua-Sprachen wurden als solche zum erstenmal dargetan durch S. H. Ray (und A. G. Haddon) in seinem Werk „A Study of the Languages of Torres Straits" (Proceedings of the Roy. Irish Academy, 3rd ser., vol. II, S. 463—616, vol. IV, S. 199—373, 1891—1897), wo er die Existenz solcher Sprachen auf den Inseln der Torresstraße und der angrenzenden Küste von Britisch-Neuguinea nachwies.

Von 1900 an begann W. Schmidt die Existenz dieser Sprachen auch für Deutsch- und Holländisch-Neuguinea aufzuzeigen: Die sprachlichen Verhältnisse von Deutsch-Neuguinea (ZAOS V und VI, 1900—1901) — vgl. dazu die Fortführung bis 1919 von S. H. Ray, The Languages of Northern Papua (JAI XLIX, 1919, S. 317—341) —, dem 1904 (Globus LXXXVI, 1904, S. 79 f) der Nachweis auch für Neupommern, 1909 (Globus XCV, 1909, S. 206 f.), der für die Salomonsinseln folgte.

Unterdessen hatte S. H. Ray 1907 in seinem monumentalen Werk, vol. III, „Linguistics" der Reports of the Cambridge Anthropological Expedition to Torres straits (Cambridge 1907) — zu dem der zusammenfassende Artikel „The Languages of the Papuan Gulf District" (ZKS IV, 1913/14, S. 20—67) und der weitere „The Languages of the Western Division of Papua" (JAI LIII, 1923, S. 332 bis 360) Nachträge bieten — die Existenz noch weiterer Papua-Sprachen in Britisch-Neuguinea dargetan und die linguistische Stellung derselben untersucht.

Weiteres Material über die Papua-Sprachen ist zusammengetragen von W. Schmidt in dem Artikel „Papuasprachen" des „Deutschen Koloniallexikon". Hierzu ist noch nachzutragen die Zusammenstellung von S. H. Ray, Notes on Languages in the East of Netherlands New Guinea App. C., S. 322—345, zu A. F. R. Wollastone, Pygmies and Papuans, London 1912).

b) Die Papua-Sprachen auf Neuguinea.

Da die Auffindung der Papua-Sprachen besonders in Neuguinea noch in vollem Fluß begriffen ist, und da wegen weitgehender Unkenntnis der Inlandsprachen zumeist auch nicht bekannt ist, wie weit das Gebiet der papuanischen Küstensprachen nach innen reicht und hier vielleicht doch mit Sprachen zusammenhängt, die eine Brücke bilden zwischen zwei jetzt völlig getrennten Sprachen, so ist für Neuguinea vorläufig nichts anderes möglich, als eine Aufzählung der einzelnen Sprachen — die wegen ihrer starken Isolierung noch selten zu Gruppen vereinigt werden können — der geographischen Reihenfolge nach, wobei wir jedesmal kurz die diesbezüglichen Literaturangaben folgen lassen. Bei den letzteren begnügen wir uns mit Hinweis auf zusammenfassende Sammelwerke, wenn diese das wesentliche Material darbieten und die vollständige Bibliographie bringen.

Wir beginnen in der Torresstraße westlich des Fly-River. Auf der Inselgruppe östlich von den Kap York-Sprachen (s. oben) treffen wir das Miriam. Eine vollständige Darbietung des ganzen reichlichen Materials einer Grammatik und eines Wörterbuches bei S. H. Ray (vol. III der Rep. Cambridge Anthr. Exp. Torres Straits), S. 49—87, 131—225; s. auch JAI LIII, S. 332 ff.

Auf dem Festland von Neuguinea folgen eine Reihe von Sprachen, die vielfach nur durch kurze Wörterverzeichnisse und einige wenige grammatische Angaben bekannt sind. Es genügt, sie hier aufzuzählen (s. über das Allgemeine S. H. Ray, S. 284—290 [und JAI LIII, S. 332 f.] und das vergleichende Wörterverzeichnis, S. 387—412): Tugeri (S. H. Ray, S. 291; JAI LIII, S. 334, und J. van de Kolk u. P. Vertenten, Marindineesch Woordenboek (Weltevreden 1922 f.); Bangu (S. 292 f.; JAI LIII, S. 334 f.); Sanana (JAI LIII, S. 334 ff.); Dungerwab oder Parb (S. 293—295; JAI LIII, S. 334); Bugi-Dabu-Toga (S. 295—297; JAI LIII, S. 334 f.); Jibu-Kunini (S. 297—300; JAI LIII, S. 335 ff.); Gogodara (JAI LIII, S. 335 ff.); Nausaku (a. a. O., S. 336 ff.); Tirio (a. a. O.); Upper Fly River Group (a. a. O.); Tedi a. a. O.); Kiwai-Mowata (ausführliche Grammatik S. 302 bis 319; JAI LIII, S. 335 ff.), das erstere auf der Insel in

der Mündung des Fly-River gesprochen; Tagota (S. 300 f.; JAI LIII, S. 336 ff.).

Östlich des Fly-River reihen sich an: Girara-Gaima (S. 320 f.); Namau-Maipua (S. 324—332; J. H. Holmes (JAI XLIII, 1913, S. 124—142); Elema-Uaripi-Milareipi-Toaripi-Lepu (S. H. Ray, a. a. O., S. 322—324; ausführliche Grammatik von Toaripi S. 333—346); Tauata-Afoa (ausführliche Grammatik und Wörterverzeichnis von V. M. Egidi in Anthropos II, 1907, S. 1009—1021; W. M. Strong in R. W. Williamson, The Mafulu, London 1912, S. 332 f., 336—351); Kovio-Olulopiko (Egidi, a. a. O., S. 1016—1022; Strong, S. 334 f., 336—351); Fuyuge mit den Dialekten Mafulu, Kambisa, Korona, Sikube, Kabana (Egidi, a. a. O., S. 1016—1022; Egidi bei Williamson, a. a. O.; ausführliche Grammatik und Wörterverzeichnis S. 307—351); Koiari und Koita(pu) mit einer Reihe von Dialekten (S. H. Ray, zwei ausführliche Grammatiken, a. a. O., S. 348—352, 355—361); Mulaha-Iaibu (S. 352 bis 354); Domara (S. 376—378); Mailu (ausführliche Grammatik S. 378—383).

Die äußerste Südostspitze von Neuguinea ist von melanesischen Sprachen eingenommen, ebenso ein Teil des Louisiadenarchipels. Auf diesem letzteren finden sich aber doch auch zwei Papua-Sprachen, das Tagula (S. H. Ray, S. 383) und das Yela (S. 383—386).

An der Ostseite von Neuguinea reihen sich an, vom äußersten Süden begonnen: Maisin (W. M. Strong, JAI XLI, 1911, S. 381—396; S. H. Ray, Report, S. 397—405); Musa-Adaua (S. H. Ray, S. 363 f.); Binandele-Amara-Berepo (S. 363; ausführl. Grammatik S. 365—374); Yoda (S. 362).

Im ehemaligen Deutsch-Neuguinea folgt nach einem Zwischenraum am Nordosteck des Huongolfes und einer weiteren Strecke nördlich von Finschhafen das Kai oder Katedong und das mit ihm verwandte Busim, Bile (Schmidt, Sprachl. Verhältnisse Deutsch-Neuguineas, S. 78 bis 91). Es schließen sich an an das selbständige Kamoka und die zueinander gehörigen Poom und Kelana-Kei (a. a. O., S. 91 f). Es folgt an der Astrolabebai von Konstantinhafen bis Friedrich-Wilhelmshafen das Gebiet des Bongu-Bogadjim mit einer Anzahl von Dialekten (a. a. O., S. 92—98). Es folgen weiter die jede für sich isoliert

stehenden Sprachen Langtub, Marggam-Rumba, Kadda, Wenke, Panim, Mis-Kemba-Nupanob-Bawaipa-Rempin-Bunu (a. a. O., S. 99 f.; Dempwolff, Beiträge zur Kenntnis der Sprachen von Deutsch-Neuguinea, MSOS, Berlin, Jahrg. VIII, 1. Abt., 1905, S. 240—254). Bei Hatzfeldhafen ist das Gebiet des Tombenam (Schmidt, a. a. O., S. 100 bis 102), bei Potsdamhafen das des Arepapuni, des Monumbo (Schmidt, a. a. O.; Fr. Vormann und W. Scharfenberger, Die Monumbo-Sprache, Linguist.-Anthropos-Bibl., I. Bd., Wien 1914). Es folgen vom Sepik bis Berlinhafen das Watam, die Sepik-Sprachen, das Murik, das Buna, das Tuo, das Dagur-Kavu, das Valman-Vrinagol-Akur, das Anal, das Arop, das Varopur (Schmidt, a. a. O., S. 110—114; S. Klaffl u. Fr. Vormann, Die Sprachen des Berlinhafen-Bezirkes, MSOS, Berlin, VIII, Abt. I, S. 84—138).

Dicht vor der Grenze von Holländisch-Neuguinea ist das Gebiet der Gruppe Leitere-Wanimo-Yako-Wutung und das Seka. In Holländisch-Neuguinea folgen das Sentani, das Tana Merah, das Pauwi, das Borumesu, das Koasa, das Sidjuai, das Tori bis zum Beginn der Geelvinkbai; am Südende derselben finden sich das Angadi, das Nagramadu; das weitere Gebiet nach Westen ist sprachlich noch unbekannt. Aber an der Südküste hängt mit Angadi-Nagramadu zusammen nach Osten hin die Gruppe Lakakia-Kiruru-Utanata-Mimika bis zum Utakera-River. Von da östlich beginnt (nach einem Zwischenraum?) das Gebiet des Merauke, die Sprache der Tugeri (s. oben S. 150), das bis an die englische Grenze reicht. Nordwestlich von jener Gruppe ist das Gebiet der Gruppe Mairassis-Wuausirau. Von da weiter nach Westen sind die Sprachen noch unbekannt. Über alle Sprachen von Holländisch-Neuguinea s. S. H. Ray, Notes on languages in the East of Netherl. N. G., S. 322—345 (s. oben S. 149 f.).

c) Die Papua-Sprachen außerhalb Neuguinea.

Die außerhalb Neuguineas sich findenden Papua-Sprachen sind die folgenden:

Die Halmahera-Gruppe auf dem Nordzipfel von Halmahera (Djilolo) und sekundär an der Küste des Nordzipfels, nordöstlich von Halmahera auf den beiden Inseln Rau und

Tolo (Moretai), südwestlich von Halmahera auf den beiden Inseln Ternate und Tidore. Nach den Darlegungen von A. Huting, Iets over de Ternataansch-Halmaheransche Taalgroep (BTLV, VII. volgr., 6. deel, S. 369—411), muß man unterscheiden eine Südgruppe: Ternate-Tidore; eine Westgruppe: Saho-Waioli, Ibu, Madole, Galela; eine Zentralgruppe: Isam (Pagu), Tololiku; eine Nordostgruppe: Tabdon, Lodo, Tobelo-Tugutil. Die Zugehörigkeit dieser Sprachen zu den Papua-Sprachen war von H. Kern lange angezweifelt worden, der sie als eine besondere Gruppe der austronesischen Sprachen hinstellen wollte, nachdem schon Robidé van der Aa und Adriani Bedenken dagegen geäußert hatten. Diese wurden noch stärker von W. Schmidt ausgesprochen, der in seinen „Sprachlichen Verhältnissen von Deutsch-Neuguinea" (S. 133—137) dann entschieden ihren nicht-austronesischen Charakter und ihre Zugehörigkeit zu den Papua-Sprachen verteidigte. Diese Auffassung ist seitdem durch H. van der Veens gründliche Untersuchung „De Nord-Halmaheranse Taalgroep tegenover de Austronesiese Taalen" (Leiden 1915) nach allen Seiten hin sichergestellt worden.

Auf Neupommern finden sich zwei durchaus selbständige Papua-Sprachen, das Baining und das Sulka, ersteres durch P. Rascher M.S.C., Grundregeln der Bainingsprache (MSOS VII, Abt. I, S. 331—385), letzteres durch Br. Müller M.S.C., Erster Versuch einer Grammatik der Sulka-Sprachen (Anthropos X—XI, 1915/16, S. 75—97, 523—552) bekannt geworden.

Auf den Salomoninseln weist die kleine Insel Savo eine Papua-Sprache auf, die H. Codrington bekannt machte, aber für eine melanesische Sprache hielt, Melanesian Languages (Oxford 1885, S. 339—398, 559 bis 565); W. Schmidt, Sprachliche Verhältnisse von Deutsch-Neuguinea (S. 120—123). Im Süden der großen Insel Bougainville sind die zwei selbständigen Papua-Sprachen Telei, Nasioi-Koromira bekannt geworden, erstere durch P. Grisward S.M., Notes Grammaticales sur la langue des Telei (Anthropos V, 1910, S. 82—94, 381—409), die beiden letzteren durch P. J. Rausch, Grammatik und Wörterverzeichnis des Nasioi-Koromira (Anthropos VII, 1912, S. 105 bis 134, 585—616, 964—994); vom Motuna, Kongara, Evo

sind nur die Namen bekannt, möglicherweise birgt auch die Nordhälfte der Insel noch Papua-Sprachen.

d) Versuch einer Gruppierung der Papua-Sprachen.

Der Versuch einer Gruppierung der Papua-Sprachen kann derzeit nur von den grammatischen Eigenheiten ausgehen, so daß er vorläufig sich auch über den Wert einer Klassifikation nicht weit erhebt und nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auch als genealogische Gruppierung gelten kann.

Bei diesem Versuch einer Gruppierung stütze ich mich teilweise auf die (noch unveröffentlichten) Untersuchungen von P. Pötter. Eine Reihe von Sprachen kennen grammatisches Geschlecht und üben zugleich die Unterscheidung von Männlich und Weiblich auch in der dritten Person Singular (seltener Dual und Plural). Dagegen kennen sie, mit Ausnahme des Miriam, nicht die bei zahlreichen Papua-Sprachen in Übung stehende Unterscheidung einer inklusiven und exklusiven Form in der ersten Person Plural (Dual) des Personalpronomens. Die meisten von ihnen haben keine oder nur teilweise Behinderung in dem Gebrauch der Liquiden (*l*, *r*) im Anlaut, wie sie bei den meisten andern Papua-Sprachen sich zeigt, außer dem Nasioi, das diesen Anlaut nicht kennt. Auch hat der Auslaut bei den meisten Sprachen dieser Gruppe die Freiheit, neben Vokalen, Liquiden und Nasalen auch (einfache) Konsonanten zu gebrauchen.

Zu dieser Gruppe gehören: in Britisch-Neuguinea das Miriam und, wie es scheint, das Tauata; im früheren Deutsch-Neuguinea das Monumbo, das Valman; auf Neupommern das Baining; auf Süd-Bougainville das Telei, das Nasioi, das Koromira; auf Savo das Savo; in Indonesien die Halmahera-Gruppe.

Es ist bemerkenswert, daß, mit einziger Ausnahme des Miriam und des noch zweifelhaften Tauata, alle übrigen Sprachen dieser Gruppe sich außerhalb des alten Britisch-Neuguinea befinden. Die Mehrzahl von ihnen ist überhaupt n i c h t in Neuguinea beheimatet.

5. Die australischen Sprachen.

a) Geschichte der Erforschung.

Südlich vom Gebiet der Papua-Sprachen erstreckt sich dasjenige der australischen Sprachen. Diese wurden bis vor kurzem fast allgemein als eine innerlich zusammengehörige Sprachgruppe angesehen, und von dieser Grundlage aus wurden auch die weitgehendsten Vergleichsversuche mit anderen Sprachgruppen angestellt. Siehe die Aufzählung der älteren Arbeiten (bis 1890) von Latham, Bleek, Fr. Müller, v. d. Gabelentz, Clarke, Curr, Steinthal bei H. Schnorr v. Carolsfeld, Beiträge zur Sprachenkunde Ozeaniens (SBBAW, philos.-philol.-hist. Cl., 1890, S. 247). Ferner J. Frazer, An Australian Language etc. (Sydney 1892, S. I—LXIV); J. Mathew, Eaglehawk and Crow (London-Melbourne 1899, S. 1—63, 149—272); A. Trombetti, L'Unità d'Origine del Linguaggio (Bologna 1905 passim); Id., Saggi di Glottologia Generale Comparata, I: I Pronomi personali (Bologna 1908); R. Gatti, Studi sul gruppo linguistico Andamanese-Papua-Australiano (I, II, III, Bologna 1907, 1908, 1909).

Die älteren Autoren waren dadurch in einer ungünstigen Lage, daß zu ihrer Zeit insbesondere von den nordaustralischen Sprachen noch erst wenig Material vorlag. Bei allen Autoren ohne Ausnahme aber war es hochgradig verfrüht, bei dem tatsächlichen Zustand des australischen Materials — das auch qualitativ oft fast alles zu wünschen läßt und genaueste Einzelkritik notwendig macht — schon zu so weitreichenden Vergleichungen überzugehen, wie die meisten von ihnen es getan haben.

So wollen Clarke und Curr einen Zusammenhang mit „den afrikanischen Sprachen" dartun, der abenteuerlichste Versuch von allen. G. v. d. Gabelentz und Schnorr v. Carolsfeld treten für einen Zusammenhang mit den austronesischen (malaio-polynesischen) und papuanischen Sprachen ein; das erstere ist sicher unrichtig, das zweite verrät vollkommene Unkenntnis der tiefen Unterschiede, welche sowohl die Papua-Sprachen unter sich als auch gleicherweise, wie W. Schmidt in seiner unten zu zitierenden Arbeit klargelegt hat, die australischen Sprachen untereinander trennen.

Dieses Urteil gilt natürlich in verstärktem Maße, wenn J. Mathew zu den austronesischen und papuanischen auch noch die dravidischen Sprachen hinzufügt.

Nicht viel anders kann es ausfallen, wenn Trombetti und, ihm folgend, sein Schüler Gatti die austronesischen Sprachen zwar beiseite lassen, dafür aber die andamanesischen und gar noch die nilotischen Sprachen zum Vergleich heranziehen.

Die richtigen Gedanken, die in manchen dieser Versuche stecken mögen, werden durch die unzulänglichen und falschen Methoden, mit denen sie verfolgt werden, mit einer Wolke von Fehlern umhüllt und dadurch geschädigt und kompromittiert, daß im einzelnen sicherlich nur sehr wenig von dem, was jene Autoren erarbeitet haben, einer methodischen Forschung standhalten und als Baumaterial bei Errichtung des neuen Gebäudes der australischen Sprachwissenschaft verwendet werden kann. Auch der „Protest", den A. Trombetti in seinen EG (S. 72 ff.) gegen diese Auffassung und gegen die im folgenden angeführten Untersuchungen von W. Schmidt erhebt, vermögen an diesem wirklichen Stande der Dinge nichts zu ändern.

Der bis dahin geltenden Auffassung der australischen Sprachen als einer einheitlichen Sprachgruppe ist durch W. Schmidts Gliederung der australischen Sprachen (Wien 1819, vorher im Anthropos VII—XIV, 1912—1919), der ersten umfassenden und eindringenden Untersuchung des gesamten australischen Sprachmaterials, der Boden entzogen. Auch A. L. Kroebers interessante Arbeit „Relationship of the Australian Languages" (Journal and Proceedings of the Royal Society of New South Wales LVII, 1923, S. 101—117), von der er selbst sagt, daß Schmidts „proceedure is more exhaustive than my rather cursory one" (S. 103), kann die alte Auffassung nicht wieder rehabilitieren; die Schmidtsche Untersuchung beruht nur auf den linguistischen Tatsachen und zieht die kulturhistorischen Tatsachen erst nach der vollen Auswertung der ersteren heran; im übrigen bringt auch Kroeber zahlreiche Bestätigungen zu Schmidts Aufstellungen, sowie auch nützliche Einzelkritiken.

Es stellte sich heraus, daß die Gesamtheit der australischen Sprachen sofort in zwei große Gruppen zerfällt, die

nordaustralischen und die südaustralichen Sprachen. Betreffs der nordaustralischen Sprachen befinden wir uns in der gleichen Sachlage wie bei den Papua-Sprachen: es ist nur eine äußere Gruppierung, durch die eine Anzahl Sprachen zusammengefaßt wird, die nicht zu den südaustralischen gehören. Ihre Bezeichnung hat also nur einen negativen Sinn, denn unter sich hängen sie in keiner Weise zusammen, sondern weisen ähnlich radikale Unterschiede auf, wie sie unter den Papua-Sprachen bestehen. Die südaustralischen Sprachen weisen eine gewisse Einheit auf. Aber diese ist für eine Reihe von Sprachen nur eine sekundäre, erst nachträglich entstanden durch eine mehr oder minder weitgehende Mischung, die von der jüngsten Sprache dieser Gruppen, der sogenannten Zentralgruppe, ihnen aufgedrängt worden ist.

b) Die südaustralischen Sprachen.

Die Geschichte der Wanderungen und Lagerungen der australischen Sprachen läßt sich kurz in folgenden Worten geben — für alle weiteren Angaben, die die Literatur der einzelnen Gruppen betreffen, siehe die erschöpfenden Angaben in dem oben (S. 156) zitierten Werke von Schmidt —:

Wenden wir uns zuerst den südaustralischen Sprachen zu, so ist die älteste Gruppe derselben die der Viktoria-Sprachen — Buandik, Kolijon, Kulin, Kurnai — im äußersten Südosten (Schmidt, S. 67—92, 264—273).

Auf sie folgt an der Ostküste anschließend die Yuin-Kuri-Gruppe (S. 93—100, 257—263).

Vor die Viktoria-Sprachen lagerten sich, südwestlich und nördlich an sie anschließend, die Südsprachen — Narrinyeri u. a. — und eine Anzahl Sprachen — Bangerang u. a. —: die ich zuerst als isoliert auffaßte, die sich aber als Mischungen des Narrinyeri mit einer Reihe anderer Sprachen herausstellen, alle dem Lauf des Murray-River entlang (S. 58—72, 209—213, 233—243).

Wohl etwa gleichaltrig mit ihnen schoben sich die Ostsprachen — Murrawari, Thangatti-Yukumbul, Pikumbul, Kumbainggeri, Minyung, Turubul, Wakka-Kabi, Bieli, Kuinmurburra, Halifax-Bay-Gruppe, Bundyil-Sprachen-, Bulponara-Kokoyimidir-Gruppe — an die Yuin-Kuri-Gruppe heran

und nahmen damals wohl die ganze Osthälfte von Australien bis an den Golf von Carpentaria ein.

Alle diese Sprachen hatten ihre Wanderungen in Australien über die Inseln der Torresstraße von der äußersten Spitze der Kap-York-Halbinsel aus angetreten.

Von dort her drang jetzt eine neue große Gruppe ein, die Zentralgruppe, welche die früheren, voneinander unabhängigen Sprachen in den äußersten Südosten und gegen die Ostküste abdrängte und auch noch in diese Gebiete hinein ihnen folgte, mehr oder minder stärkere Mischungen mit ihnen einging und erst dadurch die (sekundäre) Einheitlichkeit der südaustralischen Sprachen herbeiführte. Diese Zentralgruppe zerfällt in zwei Gruppen, die Südzentral- und die Nordzentralgruppe.

Die ältere von ihnen, die Südzentralgruppe, drang durch die Mitte bis zum äußersten Süden vor, den sie am Spencer-Golf erreichte. Sie schob eine noch ältere Gruppe, die Südwestsprachen — Yungar, Mittel-Sprachen, Luridya (S. 27—39) — vor sich her, die bis in den äußersten Südwesten abgedrängt und dann wieder, nach Norden hinaufgedrängt, den größten Teil der Westküste erfüllte. Die Südzentralgruppe selbst — Parnkalla-Tyura-Meyu, Nulla, Dieri usw., Darling-Sprachen, Kana-Sprachen, Koongeri-Birria — nimmt vom Spencer-Golf nach Norden hin die Mitte ein bis über den Darling-River hinaus (S. 39—57, 220—231).

An sie schließt sich nach Nordosten hin die Nordzentralgruppe — Kogai-Barcoo, Puruga-Goa usw., Mamburra-, Wakelburra-, Burdekin-River-Sprache — an, die die Bundyil--Sprachen von den Ostsprachen trennt und an den Süden des Carpentaria-Golfs drängt, die Halifax-Bay-Gruppe nach Norden abdrängt und dadurch zwischen ihnen und dem Rest der Ostsprachen auch selbst an die Ostküste gelangt (S. 146—160, 213, 217).

Östlich vom Darling-River entstehen aus der Mischung von Sprachen der Nordzentralgruppe, der Ostsprachen und der Yuin-Kuri-Gruppe die Wiradyuri-Kamilaroi-Sprachen — Wiradyuri, Wongaibon, Ngeumba, Burrabinya, Wailwun, Kamilaroi, Yualeai usw. —, die die Yuin-Kuri-Gruppe noch weiter nach Südosten hin abdrängen (S. 102—121, 253—256).

Zu der in dem Werk von W. Schmidt (s. oben S. 156)

angegebenen Bibliographie sind noch nachzutragen: zu S. 30 (Yungar-Sprachen der Südwest-Gruppe) D. M. Bater, A few Notes on South-western Australian Dialects (JAI XLIV, 1914, S. 65—82); zu S. 40 ff. (Parnkalla usw.), 58 ff. (Narrinyeri) J. M. Black, Vocabularies of three South Australian Dialects (Transactions of the Roy. Soc. of South Australia XLI, 1917, S. 1—13) und Vocabularies of four South Australian Languages (a. a. O., XLIV, 1920, S. 76—93).

c) Die nordaustralischen Sprachen.

Die nordaustralischen Sprachen, die derzeit keinerlei innere Verwandtschaft unter sich erkennen lassen, können ihrem Auslaut nach in drei Gruppen zusammengefaßt werden, eine Einteilung, die in großen Zügen wohl auch ihrem historischen Alter für Australien parallel gehen wird.

Als älteste Sprachen werden im allgemeinen die mit vokalischem und konsonantischem Auslaut zu gelten haben. Es gehören hierher, von Westen angefangen, die Westuntergruppe, Catharine-River-Sprache, Daly-River-Sprache, Wulwunga, Larakiya, Cobourg-Halbinsel-Gruppe, Karandi, West-River-Sprache (S. 162—185).

Jünger ist die Gruppe mit rein vokalischem Auslaut, zu der gehören: Aranda, Yelina, Walukera, Chingali, Lienuwa, Mingin, Kap-York-Sprachen (S. 186—201).

Zwischen beiden steht, wahrscheinlich zum großen Teil durch Mischung aus beiden entstanden, die Gruppe mit vokalischem und sonantischem (*n*, *m*, *ŋ*, *r*, *l*) Auslaut: Wulna, Caledon-Bay-Sprache, Roper-River-Sprache, Akunkul, Princess Charlotte-Bay-Sprachen (S. 173—186).

Am bedeutungsvollsten für die jüngste Geschichte der australischen Sprachen ist das Aranda geworden. Es stellt sich als den jüngsten Eindringling heraus, der von der Kap-York-Halbinsel aus bis in die Mitte von Zentralaustralien vordrang, auf dem ganzen Weg Spuren seiner Wanderung hinterlassend. Diese gehen bis in die Kap-York-Gruppe hinein, die auch noch die Inseln der Torresstraße einnimmt und in dem zu ihr gehörigen Saibai bis an die Südküste von Neuguinea hinan reicht (S. 274—287).

Die Gliederung der australischen Sprachen läßt sich in folgender Übersicht darstellen:

I. Die südaustralischen Sprachen.

1. Die Victoria-Sprachen

Buandik Kolijon Kulin Kurnai

2. Die Yuin-Kuri-Sprachen

Yuin Kuri

3. Die Süd-Sprachen

Narrinyeri

4. Misch-Sprachen am Oberen Murray-River

Bangerang, Dhudhuroa u. a.

5. Die Ost-Sprachen

Murrawari, Thangatti-Yukumbul-Pikumbul, Minyung, Turubul, Wakka-Kabi, Bieli, Kuinmumburra, Halifax-Bay-Gruppe, Bundyil-Sprachen, Koko-Yimidir

6. Die West-Sprachen

Yungar-Sprachen Mittel-Sprachen Luridya

7. Die Zentral-Gruppe

Südzentral-Gruppe

Parnkalla, Meyu, Nulla, Dieri, Kana, Darling-River, Kungeri-Birria

Nordzentral-Gruppe

Westl. Untergruppe:
Kogai, Barku, Goa u. a.

Östl. Untergruppe:
Mambura, Wakelbura, Burdekin-River-Sprachen

8. Die Wiradyuri-Kamilaroi-Gruppe

Die Süduntergruppe

Wiradyuri, Wongaibon, Wailwun u. a.

Die Norduntergruppe

Kamilaroi, Yualeai u. a.

II. Die nordaustralischen Sprachen.

1. Die Sprachen mit konsonantischem Auslaut

Westuntergruppe: Catherine-River-Gruppe, Daly-River-Sprachen, Woolwoonga-Gruppe, Larakiya, Coboug-Halbinsel-Gruppe, Karanda, Walsh-River-Sprache

2. Die Gruppe mit sonantischen Auslauten

Woolna, Caledon Bay-Sprachen, Rope River-Sprachen, Akunkul, Princess Charlotte Bay-Sprachen

3. Die Gruppe mit vokalischem Auslaut

Aranda, Yelina, Walookera, Chingali, Lienuwa, Mingin, Kap-York-Sprachen (die auch die westlichen Inseln der Torres-Straße innehaben)

6. Die tasmanischen Sprachen.

Südöstlich von Australien, nur durch die Baßstraße von ihm getrennt, liegt die Insel Tasmanien, deren Bewohner jetzt ausgestorben sind. Es sind aber genügend Aufzeichnungen vorhanden, um einen ziemlichen Einblick in den Bau ihrer Sprache zu gewinnen und ihre Stellung zu anderen Sprachen bestimmen zu können.

Der erste Versuch dieser Art stammt von Fr. Müller (GSp II[1], Wien 1882, S. 87—89), der aber mit geringem Material arbeitete und schon deshalb nicht berechtigt war, diese Sprache zu den australischen zu stellen, wie er es tat. Schon vorher hatte H. de Charencey in seinen „Recherches sur les Dialects Tasmaniens" (Actes de la Société Philologique XI, 1880, S. 1—56) eine Vergleichung der verschiedenen Gruppen vorgenommen, die aber, in sich mangelhaft, auch schon deshalb zu keinem endgültigen Ergebnis gelangen konnte, weil er die wichtigste Quelle, Milligans Mitteilungen, nicht herangezogen hatte.

E. M. Curr legte im III. Bande seines Sammelwerkes „The Australian Race" (Melbourne-London 1887, S. 593 bis 675) zum erstenmal den bei weitem größten und wichtigsten Teil des vorhandenen Sprachmaterials vor. Wenn er dabei die Anschauung vertritt, daß die Tasmanier nicht zu den Australiern, sondern zu den Afrikanern in Beziehung stehen und das auch durch einige sprachliche Angaben zu stützen sucht, so ist das natürlich völlig haltlos.

Eine noch vollständigere Sammlung des vorhandenen Sprachmaterials veranstaltete H. Ling Roth in seinem Sammelwerk „The Aborigines of Tasmania" (1. Aufl. London 1890, 2. Aufl., Halifax-England 1899), ohne selbst in eine eingehendere Erörterung über dasselbe einzutreten.

Dieses gesamte Material, noch um einiges vermehrt und kritisch sichergestellt, wurde von W. Schmidt einer eingehenden und umfassenden Untersuchung unterzogen, die noch der Veröffentlichung harrt. Es stellt sich heraus, daß wir es bei dem Tasmanischen mit einer einheitlichen Sprachengruppe zu tun haben, die sich in vier (oder fünf) Sprachen gliedert, von denen drei auch innerlich näher zueinander stehende an der Ostküste ihren Sitz haben.

So ergibt sich folgende Gruppierung:

Tasmanische Sprachen.

1. Ost-Gruppe

Nordost-Sprache — Mittelost-Sprache — Südost-Sprache

2. West-Gruppe

West-Sprache — Nord-Sprache

Das Tasmanische muß derzeit noch durchaus als eine für sich alleinstehende Sprache bezeichnet werden. Auch von den australischen Sprachen ist es völlig zu trennen; am ehesten könnten Beziehungen zu der Victoria-Gruppe der Kulin-Kurnai-Sprachen noch gefunden werden.

V. Die Sprachen Nordamerikas.

1. Einführung.

Wenn wir jetzt uns nach Amerika begeben, so besitzen wir hier ein Werk, welches sich mit den gesamten Sprachen dieses ganzen großen Erdteiles befaßt. Es ist D. C. Brinton „The American Race: a linguistic classification and ethnographic description of the native tribes of North and South America" (New York 1891), das auch im einzelnen wertvolle Feststellungen und Gruppierungen zustande gebracht hat. Einen speziellen, aber wichtigen Gegenstand behandelt A. C. Kroeber in: Noun Composition in American Languages (Anthropos V, 1910, S. 204—218). Ebenso besitzen wir ein älteres Werk über die Bibliographie der amerikanischen Sprachen in H. E. Ludwig: The Literature of American Aboriginal Languages (London 1858), und ein neueres: Conde de la Viñaza, Bibliografia Española de las lenguas indígenas de América (Madrid 1892). Eine umfassende Darstellung der gesamten amerikanischen Sprachen, die bis auf den neuesten Stand mit großer Sorgfalt durchgeführt ist, bietet P. Rivet in dem Teil „Langues Américaines" (S. 597—707) des großen, unter Meillets Leitung herausgegebenen Sammelwerkes „Les Langues du Monde" (Paris 1924).

Für gewöhnlich aber teilt auch eine umfassendere linguistische Behandlung das ganze ungeheure Gebiet wenigstens in drei größere Teilgebiete ein: 1. Nordamerika-Kanada und die Vereinigten Staaten, 2. Mexiko und Mittelamerika, 3. Südamerika.

Wir wenden uns Nordamerika zu. Auch hier liegen zunächst vor eine Reihe von Gesamtdarstellungen oder vielmehr Klassifizierungsversuchen der Sprachen dieses Gebietes. Das älteste Werk dieser Art, veranlaßt durch Adelung-Vaters und Wilhelm von Humboldts Arbeiten, war P. S. Duponceaus Historical Account of the Indian Nations

(Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philosophical Society I, 1819, S. 1—464).

Ihm folgte A. Gallatin, der schon 1826 für Balbis Atlas ethnographique mitgearbeitet hatte, mit seiner „Synopsis of the Indian Tribes within the United States east of the Rocky Mountains and in the British and Russish Possession in North America" (Transactions and Collections of the American Antiquarian Society II, Cambridge [Mass.] 1836, S. 1—420).

Größere Teilgebiete wurden behandelt von H. Hale: Indians of Northwest America etc. (Transactions of the American Ethnological Society II, New York 1848, S. XXIII bis CLXXXVIII, 1—130), und G. Gibbs: Classification of Indian Languages (of California), in Schoolcrafts „Information respecting the History, Condition etc.", vol. 3 (Philadelphia 1853); A. Gatschet: Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas (Weimar 1876) und: Indian Languages of the Pacific States and Territories (MAH I, 1877, S. 145—177).

Im Jahre 1879 wurde das Bureau of American Ethnology unter der Smithsonian Institution gegründet mit Major J. W. Powell an der Spitze, von wo aus für eine lange Reihe von Jahren die linguistischen Studien in Nordamerika dirigiert und stimuliert wurden; siehe die kritische Übersicht darüber von E. Sapir in IRAL I, 1917, S. 76—81. Unter der Mitarbeit von A. S. Gatschet und J. O. Dorsey veröffentlichte Powell 1891 das für lange Zeit grundlegende Werk: Indian Linguistic Families of America north of Mexico (ARBAE VII, Washington 1891, S. 1—142).

Eine Weiterführung fand diese Arbeit in C. C. Uhlenbeck, Die einheimischen Sprachen Nordamerikas bis zum Rio Grande (Anthropos III, 1908, S. 773—798, und V, 1910, S. 779—786) und Pl. E. Goddard, The Present Condition of our Knowledge of North American Languages (AmA N.S. XVI, 1914, S. 555—661). Alle drei Werke enthalten auch eine eingehende Bibliographie der einzelnen Gruppen. Erschöpfende Bibliographien der einzelnen Sprachen und Sprachgruppen wurden geliefert von J. C. Pilling, I—XV, 1881—1893 (s. IRAL I, S. 76 f.).

Von den erwähnten Gruppierungsversuchen unterscheidet sich das von Fr. Boas herausgegebene „Handbook of

American Indian Languages" (= HAIL) (BBAE 40, Part 1, Washington 1911, und Part 2, Washington 1922) darin, daß eine Anzahl Spezialisten (Pl. E. Goddard, J. R. Swanton, Fr. Boas, R. B. Dixon, W. Jones, W. Thalbitzer, E. Sapir, L. J. Frachtenberg, W. Bogoras) von den am besten durchforschten Sprachen eine Darstellung ihres Aufbaues darbieten. Einen Spezialgegenstand behandelt C. C. Uhlenbeck in „Het identificeerend Karakter van de Possessieve Flexion in Talen van Noord-Amerika" (Verslagen en Mededeelingen der Kon. Ak. van Wetensch., Afdeel. Letterk., 5. Reeks, Deel II, 1916, S. 345—371).

Was nun die eigentlich vergleichende Sprachforschung, die Untersuchung der Zusammenhänge der einzelnen Sprachen und Sprachgruppen betrifft, so machte dieselbe, nachdem ihre Anfänge zumeist noch von europäischen Sprachgelehrten geleistet worden waren, lange Zeit nur wenig Fortschritte, da die amerikanischen Gelehrten zumeist der Einzelforschung sich widmeten und darin allerdings wertvolle, solide Arbeit leisteten. Erst zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts reiften die Früchte dieser langen, geduldigen Vorbereitungen, und jetzt folgten in kurzer Zeit eine ganze Reihe von Entdeckungen schnell aufeinander (s. die Übersicht über dieselben von W. Schmidt in Anthropos XIV—XV, 1919/20, S. 1170), die das Bild der von Powell, Uhlenbeck und Goddard gegebenen Übersichten an mehreren Stellen bedeutend veränderten, und man muß wohl darauf gefaßt sein, daß in der nächsten Zeit noch mehrere derartige, vereinfachende Entdeckungen gemacht werden. Das ist aber auch notwendig; denn die Sprachenkarte von Nordamerika ist noch immer bunt genug und bietet besonders eine zu große Anzahl ganz kleiner, oft nur aus einer einzigen Sprache bestehender Gruppen, für die ein Anschluß an andere Gruppen noch nicht ersichtlich ist. Das liegt vielfach wohl daran, daß einzelne dieser, wie auch einzelne größere Gruppen doch noch nicht mit wünschenswerter wissenschaftlicher Eindringlichkeit durchforscht sind, und andrerseits, daß von einzelnen, zumeist auch ausgestorbenen Sprachen nur geringe sprachliche Dokumente vorhanden sind.

Der Zeit vorauseilend, glaubt P. Radin in seiner Arbeit: The Genetic Relationship of the North American In-

dian Languages (UCPAE XIV, 1919, S. 489—502) den Beweis für die genetische Zusammengehörigkeit sämtlicher nordamerikanischer Sprachen erbringen zu können, die er in drei große Gruppen zusammenfaßt: I. Salish, Kwakiutl, Kutenai, Algonkin; II. Penuti (Sapir's enlarged group), Lutuami, Sahaptin, Shoshoni, Tano, Yuki, Mixe, Zapoteko, Caddo, Irokesisch; III. Athapaskisch, Hoka, Maya, Sioux, Muskogi. Der dort vorgelegte Beweis genügt sicher weder an Breite noch an Tiefe für den gewaltigen Umfang der These. Aber auch diese selbst ist in der Weise, wie sie aufgestellt wurde — besonders noch in der Form, daß die ganze (?) Sprachendifferentiation erst in Nordamerika eingetreten sei —, nicht haltbar. Hier sind sicher Schichtungen vorhanden, die als Ausläufer von solchen Schichtungen zu betrachten sind, die von irgendwoher aus der Alten Welt, besonders Asien, ausgingen und erst in ihren späteren Auswirkungen nach Nordamerika sich erstrecken.

Aus den gleichen Gründen und wegen der Insuffizienz der Beweise, die er vorbringt, muß auch A. Trombettis noch weitergehender Versuch, die paläoasiatischen und die sämtlichen amerikanischen Sprachen zu einer Gruppe zusammenzuschließen (EG 1922/23, S. 167 ff., 485 ff.), als undiskutierbar abgelehnt werden.

Indem wir jetzt auf die einzelnen Sprachgruppen und Sprachen näher eingehen, werden wir zuerst die größeren Sprachfamilien vorführen, um dann, in einer gewissen geographischen Reihenfolge, die noch verbleibenden kleineren aufzuzählen.

2. Die Algonkin-Sprachen.

Diejenige der größeren Sprachgruppen, mit welcher die Europäer zuerst in Berührung kamen, ist die der Algonkin-Sprachen. Sie breitet sich vorzüglich über weite Gebiete der Osthälfte Nordamerikas aus.

Ihre erste wissenschaftlich-vergleichende Untersuchung sind die Arbeiten von Fr. Müller, Der grammatische Bau der Algonkin-Sprachen (Wien 1867) und: Die Sprachen der Algonkin-Stämme (GSp II[1], Wien 1882, S. 193—205). Ihm folgten: L. Adam, Esquisse d'une grammaire comparée des dialects Cree et Chippeway (Paris 1876) und: Examen grammatical comparé de seize langues américaines (Paris

1878); J. Heckewelder, Comparative vocabulary of Algonquin dialects (Cambridge 1887), und R. Sowa, Die Nominalbildung in den Algonkin-Sprachen (Brünn 1891). Nach langer Unterbrechung tritt erst 1904 William Jones, von väterlicher Seite selbst mit Algonkins verwandt, auf mit seiner Arbeit: Some Principles of Algonquian Word-Formation (AmA, N. S. VI, 1904, S. 369—411) und seiner ausführlichen Grammatik der Fox-Sprache im „Handbook of Indian Languages", S. 739—873 (s. oben S. 164). Nicht zu übersehen ist A. Fr. Chamberlain, The Algonkian Linguistic Stock (IAK, 13th session, New York 1902 [1905], S. 5—8).

Bald darauf folgten die tiefer eindringenden Arbeiten von C. C. Uhlenbeck: Grammatische onderscheidingen van het Otschipwedialect (Verslagen en Mededeelingen der Kon. Akad. van Wetenschapen, Amsterdam 1909) und: Ontwerp van eene vergelijkende vormleer van eenige Algonkin-talen (VAWA, Afd. Letterkunde, N. R., Deel XI, No. 3, 1910).

Etwas später setzte Fr. Michelson mit seinen gründlichen Untersuchungen ein: Preliminary Report on the Linguistic Classification of Algonquian Tribes (28th ARBAE, S. 221—308, Washington 1912), Notes on Algonquian Languages (IRAL I, 1917, S. 50—57), Two phonetic shifts occurring in many Algonquian Languages (a. a. O., S. 300 bis 304).

E. Sapir in seiner Abhandlung: Wiyot and Yurok, Algonkin Languages of California (AmA, N. S. XV, 1913, S. 617—646) fügt zwei äußerst westliche Sprachen der Algonkin-Familie ein. Auf den Einspruch von T. H. Michelson (AmA, N. S. XVI, 1914, S. 361—367; XVII, 1915, S. 194—198) antwortet er in einer Weise (a. a. O., S. 188 bis 194), daß auch Dixon und Kroeber ihm beistimmen (UCPAE XVI, 1919, S. 112 f.). Eine letzte, allen Zweifel ausschließende Bestätigung liefert er in seiner Abhandlung „The Algonkin affinity of Yurok and Wiyot kinship terms" (JSAP, N.S. XV, 1923, S. 37—74). S. auch T. T. Wahrman, Yurok affixes (UCPAE XX, 1923, S. 369—382), der einen guten Beitrag zur Kenntnis der Konstruktionselemente des Yurok liefert. Kroeber selbst liefert einen wertvollen Beitrag in seinen „Arapaho Dialects" (a. a. O., XII, 1916, S. 71—138).

Neue wertvolle Beiträge lieferte weiter C. C. Uhlenbeck in seinen Arbeiten: Some General Aspects of Blackfoot morphology (VAWA, Afd. Letterkunde, N.R., deel XIII, No. 5, 1914), A Survey of the non-pronominal and non-formative affixes of the Blackfoot Verb, A Contribution of the knowledge of Algonquian word-formation (a. a. O., deel XX, Nr. 2, 1920), Some Word-Comparisons between Blackfoot and other Algonquian Languages (IRAL III, 1924, S. 103—108).

Als Gesamtergebnis läßt sich feststellen, daß, hauptsächlich durch die Arbeiten von Jones, Michelson und Uhlenbeck, die Algonkin-Sprachen zurzeit als das am besten durchgearbeitete Sprachgebiet von Nordamerika gelten können.

Vorzüglich auf Michelsons Forschungen sich stützend, kann man folgende Übersicht der Gruppierung der Algonkin-Sprachen aufstellen:

Algonkin.

1. Kalifornische Gruppe

Wiyot Yurok

2. Plain- und Atlantic-Gruppe

West-Gruppe			Ost- und Mittel-Gruppe	
Blackfoot-(Siksika)-Stämme	Cheyenne-Stämme	Arapaho-Stämme	Mittel-Gruppe	Ost-Gruppe
Piegan, Bloods, Blackfoot	Cheyenne, ? Sutaio (ausgestorben)	Gros Ventre (Atsina), Arapaho	Cree-Montagnais, Menomini, Sauk-Fox-Kickapoo, Shawnee, Ojibway-Potawatomi-Ottawa-Algonkin; Peoria, Natick, Delaware	Mikmak, Malecite, Passamaquoddy, Penobscot, Abenaki

3. Die Dene (Athapasken)-Sprachen.

Wie die Algonkin-Sprachen vorzüglich (die Mitte und) den Osten, so beherrschen die Dene- oder athapaskischen Sprachen den Westen, und zwar, mit starken Unterbrechungen allerdings, vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden.

Die Zugehörigkeit der Südgruppe (Navaho, Apache, Lipan) zu den Dene-Sprachen wurde zwar schon 1852 von W. W. Turner (Literary World 1852, April 17) erkannt, aber in wissenschaftlicher Fundierung wurde diese Tatsache, wie überhaupt die Existenz und Natur dieses Sprachstammes, zuerst dargetan von dem deutschen Sprachforscher J. C. F. Buschmann in seinen Arbeiten „Verwandtschaft der Kinai-Idiome des russischen Nordamerikas mit dem großen athapaskischen Sprachstamme“ (Berlin 1855), „Der athapaskische Sprachstamm“ (Berlin 1856), „Das Apache als eine athapaskische Sprache erwiesen, in Verbindung mit einer systematischen Worttafel des athapaskischen Sprachstammes“ (Berlin 1860—1863). Ihm folgte Fr. Müller in GSp II[1] (Wien 1882, S. 181—192).

Großes Verdienst erwarben sich durch Beibringung neuen, wertvollen Sprachstoffes und vergleichende Behandlung mehrerer Sprachen die Oblatenmissionare P. E. Petitot, Dictionnaire de la langue Denè-Dindjié dialectes Montagnais ou Chippéwayan, Peau de Lièvre et Loucheux etc. (Bibliothèque de Linguistique et d'Ethnographie Américaines II, Paris 1876), und P. A. G. Morice, The Déné Language (Transactions of the Canadian Institute I, 1889/90, Toronto 1891), Déné Roots (a. a. O. III, 1891/92, Toronto 1893), The Unity of Speech among the Northern and Southern Déné (AmA, N. S. IX, 1907, S. 720—737), The Great Déné Race (Anthropos I, 1906, S. 229—277, 483—508). P. Morice führte auch als erster die Bezeichnung „Dene“ durch und erwies mit durchschlagenden Gründen ihre größere Berechtigung gegenüber der von Gallatin und Powell gebrauchten Bezeichnung Athapascan (Anthropos a. a. O., S. 230—237). Eine Reihe dieser Dene-Sprachen macht neuerdings bekannt Fr. Boas (und Pliny L. Goddard) in IRAL III, 1924, S. 1—45.

Um die Kenntnisse der westlichen Dene-Sprachen in Kalifornien machte sich besonders verdient Pl. E. Goddard, The Morphology and Phonology of the Hupa Language (UCPAE III und V, 1905, 1907), Elements of the Kato Language (a. a. O., XI, 1912), Athapascan (Hupa) (HAIL, Part 1, Washington 1911, S. 85—158).

E. Sapir erweiterte das Gebiet der Dene-Sprachen im Nordwesten in bedeutungsvoller Weise durch Aufdeckung

von Zusammenhängen mit Haida und Tlingit in seiner Abhandlung „The Na-Dene Languages“ (AmA, N. S. XVII, 1915, S. 534, 558; vgl. L. Frachtenberg, IRAL I, S. 178; bezweifelt von Goddard, a. a. O., S. 266—279).

Das Haida, von Powell, Uhlenbeck u. a. Skittagetisch genannt, wurde bearbeitet besonders durch J. R. Swanton, Notes on the Haida Language (AmA, N.S. XV, 1902, S. 392 bis 403), Haida Texts and Myths, Skidegate Dialect (BBAE 29, Washington 1905) und: Haida Texts, Masset Dialect (MAM XIV, 1908, S. 273—812; Grammar of the Haida Language (HAIL, Part 1, S. 205—281) behandelt. Zu nennen sind auch: E. Sapir, The Phonetics of Haida (IRAL II, 1923, S. 143—158); H. K. Haeberlin, Notes on the Composition of the verbal complex in Haida (a. a. O., S. 159—162).

Das Tlingit, früher auch das Koljuschische genannt, wurde dargestellt ebenfalls von Swanton, Tlingit Myths and Texts (BBAE 39, 1908, S. 1—451); Grammar (HAIL, Part 1, S. 159—204); vgl. für letzteres auch Fr. Müller, GSp (II[1], S. 239—242; IV, S. 169—176).

E. Sapir macht aufmerksam auf die fundamentale Bedeutung des Tonakzents im Sarci, einem Dene-Dialekt; er stellt ähnliche Beobachtungen anderer Forscher zusammen und weist hin auf den Nachweis des Tonakzents auch für Tlingit durch Fr. Boas (AmA, N. S., 1922, S. 390 f.).

Eine umfassende, nach den Methoden der modernen Linguistik durchgeführte Erforschung dieses großen Sprachstammes gehört zu den wichtigsten Desideraten der nordamerikanischen Linguistik. Einen Spezialbeitrag dazu liefert E. Sapir in: A Type of Athabaskan relative (IRAL II, 1923, S. 136—142).

Solange diese noch aussteht, kann die Gruppierung der zu ihm gehörigen Sprachen größtenteils nur nach geographisch-ethnographischen Gesichtspunkten vorgenommen werden:

Na-Dene-Sprachen.

1. Tlingit

2. Haida

Haida	
Skidegate	Masset

3. Eigentliche Dene-Sprachen

Nord-Gruppe					Pacific-Gruppe	Süd-Gruppe
Loucheux oder Kutchin	Subarktische Gruppe	Ost-Gruppe	Mittel-Gruppe	West-Gruppe	Hupa, Talowa, Chilula, Whilkut, Nongall, Lassik, Wailaki, Sinkyone, Kato	Lipan, Apache, Navaho
	Peaux de lièvre (Hares), Flancs de Chien (Dogribs), Slaves, Yellow Knifes	Cariboo-Eaters, Athapaskan, Chippewayan	Montagnais, Nakanai, Beavers, Sarci, Sekanai	Babine, Carrier, Chilcotin		

4. Die Irokesen-Sprachen.

Südlich von dem Gebiet der Algonkin, von ihm allseitig umschlossen und in drei Teile zerrissen, erstreckt sich das Gebiet der Irokesen.

Es ist erstaunlich, daß von dieser wichtigen Gruppe keine neuere wissenschaftliche Darstellung vorliegt, als die von Fr. Müller (GSp II 1, Wien 1882, S. 206—213). J. N. B. Hewitt, der seit 1880 mit dem Studium dieser Sprachen beschäftigt war (s. ARBAE 12, S. XXXV; 17, S. LIII f.; 20, S. XX), hat bis jetzt nur Texte über „Iroquoian cosmology" veröffentlicht (ARBAE 21, 1903, S. 127 ff.).

Von dem zu dieser Gruppe gehörigen Cherokesischen oder Tšeleki (Tšalagi) liegt außer der älteren Grammatik von H. C. von der Gabelentz, Grammatik der tscherokesischen Sprache (Greifswald 1852) in der Jetztzeit ebenfalls nur die Darstellung in Fr. Müllers GSp (II², S. 223—231) vor. J. Mooney bringt Textmaterial in: Myths of the Cherokee (ARBAE 19, S. 1 ff.). Die Zugehörigkeit des Cheroki zu dem Irokesischen wurde zuerst von H. Hale (AmAq V, 1883, S. 20) dargetan.

Eine Übersicht über die Gruppierung dieser Sprachen von sehr provisorischem Charakter ist die folgende:

Irokesische Sprachen.

Huron (Wyandot)	Seneca, Onondaga, Mohawk, Oneida, Cayuga	Tuscarora (Süd-Karolina)	Konestoga, Susquehanna, (Kori?)	Cheroki (Nord- und Süd-Karolina)
an den großen Seen				

5. Die Golf-Sprachen: Muskogi-, Tunika-, Coahuilteca-Gruppen.

Südlich von dem Gebiet der irokesischen Gruppe, von der Küste des Atlantischen Ozeans bis zum Mississippi, zieht sich das Gebiet der Muskogi- oder apalatschischen Sprachen hin.

Eine Darstellung des Baues einiger dieser Sprachen findet sich in Fr. Müllers GSp (II[1], 1882, S. 232—238; IV, 1888, S. 142—149). A. S. Gatschet beschäftigte sich längere Zeit mit dem Studium dieser Sprachen und sammelte Materialien; einiges davon veröffentlichte er in: A Migration legend of the Creek Indians, I. (Philadelphia 1884). J. R. Swanton übernahm dieses Material, vervollständigte es und „if uninterrupted, will be able to produce a comparative grammar and dictionary of the Muskogean dialects" (Goddard, AmA, N.S. XVI, S. 588).

In der Abhandlung „Ethnological position of the Natchez Indians" (AmA, N.S. IX, S. 513 ff.) verteidigt Swanton die Zugehörigkeit dieser von A. Gatschet als isoliert klassifizierten Sprache zur Muskogi-Gruppe, die auch schon von D. Brinton (1873) behauptet worden war; in seiner Abhandlung „The Muskogean Connection of the Natchez Language" (IRAL III, 1924, S. 46—75) liefert er den umfassenden Beweis dafür. In der weiteren Abhandlung „The language of the Taënsa" (a. a. O., X, S. 24 ff.) legt er dar, daß diese Sprache identisch ist mit dem Natchez, so daß also die von Parisot veröffentlichte Grammatik (vgl. Fr. Müller, a. a. O., IV, S. 150 ff.) um so mehr in der Luft hängt. Swanton macht es wahrscheinlich, daß auch

eine Reihe jetzt ausgestorbener Stämme in Süd-Florida, die durch die Timukua vollständig abgesperrt sind, ebenfalls zur Muskogi-Gruppe gehören (IRAL I, S. 47 f.).

Schließlich ist noch anzuführen F. G. Specks Arbeit: Some comparative traits of the Muskogian languages (AmA. N.S. IX, S. 470 ff.), die eine treffliche Übersicht der phonetischen und grammatischen Eigenheiten der Gruppe bringt.

Es ergibt sich folgende Gruppierung dieser Sprachen:

Muskogi-Sprachen.

1. Eigentliche Muskogi-Sprachen

Nord-Gruppe	Süd-Gruppe		
Muskogi oder Creek, Seminole, Paskagula	Hitchiti, Apalatchi, Uikamkei	Alabama, Koasati	Choctaw, Chikasaw

2. Natchez

Natchez	Taensa

3. ?Süd-Gruppe

Acoyel	Caloosa, Ais, Tekesta (Süd-Florida, ausgestorben IRAL, I, S. 48), Houma, Okelousa

Teilweise umschlossen von den Muskogi-Sprachen, am Unterlauf und an der Mündung des Mississippi, befindet sich das Gebiet einer Anzahl kleinerer Sprachen, die z. T. bereits ausgestorben sind, die bisher jede als isoliert galten, da man weder Beziehungen untereinander noch zu anderen Sprachgruppen nachweisen konnte. So noch A. S. Gatschet, A Migration legend of the Creek Indians (Philadelphia 1884, S. 45, 56 f.), Id., Die Sprachen der Tonkawa (ZfE IX, 1877, S. 64 ff.), Id., Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas (Weimar 1876, S. 72 ff., 89 ff., 93 ff.), und Powell (ARBAE 7, S. 56 f., 82 f., 88 f., 125 f.).

Indes J. R. Swanton unterzog diese Sprachen einer erneuten eingehenden Untersuchung in den folgenden Abhandlungen: Indian Tribes of the Lower Mississippi Valley and Adjacent Coast of the Gulf of Mexico (BBAE 1911, S. 1—387), Linguistic Position of the Tribes of Southern Texas and Northeastern Mexico (AmA, N. S. XVII, 1915, S. 17—40), Unclassified Languages of the Southeast (IRAL I,

1917, S. 47—49), A structural and lexical comparison of of the Tunica, Chitimacha and Atakapa Languages (BBAE 68, 1919, S. 1—56), The Tunica Language (IRAL II, 1922, S. 1—39). Er gelangt zu folgenden Ergebnissen:

1. Die Errichtung einer Tunika-Gruppe, die folgende Gliederung aufweist:

Tunika-Gruppe.

Tunika	Atakapa	Chitimacha
Tunika, Yazoo, Koroa, Tiou, Grigra (Gri)	Atakapa, Opelousa, Bidai, Akokisa	Chitimacha, Washa, Chawasha

2. Die Errichtung einer Coahuilteca-Gruppe (wie ich sie zu nennen vorschlage), die folgende Gliederung aufweist:

Coahuilteca-Gruppe.

Coahuilteca, Comecrudo	Karankawa	Tonkawa	Cotoname.

3. Die Wahrscheinlichkeit der Verbindung dieser beiden Gruppen miteinander.

4. Die Wahrscheinlichkeit der Verbindung beider Gruppen mit den Muskogi-Sprachen.

Damit würde also die ganze Reihe dieser bisher als isoliert geltender Sprachen in zwei zusammengehörige Gruppen zusammengefaßt, die ihrerseits mit den Muskogi-Sprachen eine größere Gruppe bilden würden. Dieser könnte man wohl mit Fug und Recht den Namen „Golf-Sprachen“ beilegen.

Zu diesen ganzen Zusammenfassungen macht P. Rivet noch Vorbehalte in seiner Arbeit: Les Indiens du Texas et les expéditions françaises de 1720 et 1721 à la Baie Saint-Bernard (JSAP, N. S. XI, 1914—1919, S. 403—422).

6. Das Timukua.

Es verbliebe nur noch das Timukua in Nord- und Mittel-Florida. A. S. Gatschet, Volk und Sprache der Timucua (ZfE IX, 1877, S. 245—260), The Timucua language (PAPhS XVI—XVIII, 1877—1880), ebenso wie Brinton, hält sie möglicherweise für verwandt mit den Kariben. Swan-

ton scheint einen wenigstens entfernten Zusammenhang mit den Muskogi-Sprachen nicht für ausgeschlossen zu halten (IRAL I, S. 47). —

Die Mitte der Südhälfte Nordamerikas, das Hauptgebiet der Prärien, wird von zwei größeren Sprachfamilien eingenommen: mehr im Norden und Osten von den Sioux-Sprachen, die aber, wie ihre Verwandten östlich des Alleghanny-Gebirges zeigen, erst von dort, wahrscheinlich durch Irokesen und Muskogi, verdrängt wurden und nun, nach Westen in die Prärien vorbrechend, dort die zweite größere Sprachfamilie, die Caddo-Familie, teils nach Südwesten abdrängten, teils in Stücken zersprengt nach Norden trieb und Teile von ihnen dort umzingelte.

7. Die Caddo-Sprachen.

Wir wenden uns zuerst dieser letzteren, der Caddo-Familie, zu. Der Name wurde von Powell ihr beigelegt.

Eine wissenschaftlich vergleichende Bearbeitung ist dieser Gruppe bis jetzt noch nicht zuteil geworden. Ältere Wörtersammlungen stammen von R. B. Marey (1852), A. W. Whipple (1855); neueres Textmaterial veröffentlichten Miss Alice Fletcher (AR 22, P. 2) und J. Mooney (AR 14). Eine grammatische Skizze veröffentlichte J. B. Dauber, als Missionarssohn unter den Pawnee geboren, im Anhang zu Grinnels „Pawnee Hero Stories and Folk-Tales" (New York 1893, S. 409—493); er starb 1914 vor Veröffentlichung seiner übrigen Materialien.

Eine vorläufige Gruppierung dieser Sprachfamilien ist die folgende:

Caddo-Sprachen.

Süd-Gruppe			Mittel-Gruppe	Nord-Gruppe
Caddo	Wichita	Kichai	Pani (Pawnee)	Arikara

8. Die Sioux-Sprachen.

Etwas besser steht es mit der wissenschaftlichen Erforschung der Sioux-Gruppe, was das Einzelstudium betrifft. Der bei weitem größere Teil ihrer Stämme nimmt die Prärien zwischen Mississippi und Felsengebirge ein;

eine östliche Gruppe befindet sich am Atlantischen Ozean zwischen den beiden irokesischen Gruppen; das Biloxi findet sich an der Golfküste, das Ofo am Yazoo River.

Einzelgrammatiken und Wörterbücher, z. T. sehr wertvoller Art, wurden geliefert für das Omaha und Ponca und das Tutelo von J. O. Dorsey, der zuerst Missionar bei ihnen war (1890—1895); St. R. Riggs (1890—1893) für das Santi; W. Mathews (1877) für das Hidatsa; J. R. Swanton (1912) für Teton, Biloxi, Ofo; für das Catawba von A. F. Chamberlain (1888), A. S. Gatschet (1900) und Fr. G. Speck (1913); P. Radin für das Winnebago; R. H. Lowie (1913) für Crow, Hidatsa und Mandan.

Die Grundlagen einer Vergleichung dieser Sprachen sind gelegt in der Grammatik des Dakota von Fr. Boas und J. R. Swanton im HAIL, S. 877—965, die sich hauptsächlich auf die Teton- und Santi-Dialekte stützt und außerdem das Ponca, Dhegiha und Winnebago heranzieht. Goddard schreibt zu der hier noch zu lösenden Aufgabe: „A comparative grammar of the Siouan Languages might be made if some individual would devote himself to the work for a few years. It would be an exceedingly valuable contribution to our knowledge of American Linguistics" (AmA, N. S. XVI, 1914, S. 592).

Eine vorzüglich auf geographische Gesichtspunkte sich stützende Übersicht der Gruppierung dieser Sprachen gibt Goddard (a. a. O.):

Sioux-Sprachen.

1. Süd-Gruppe

Biloxi	Ofo

2. Ost-Gruppe

Tutelo	Catawba und andere ausgestorbene Dialekte

3. Mittel-Gruppe

Hidatsa	Mandan	Chiwere	Dhegiha		Dakota-Assiniboin
Hidatsa, Crow		Iowa, Oto, Missouri, Winnebago	Omaha, Ponca, Quapaco	Osage, Kansas	Mackawanton, Wahpekute, Sisseton, Wahpeton, Yankton, Yanktonai, Teton, Assiniboin

9. Das Tsimshian.

Wir begeben uns jetzt an die Westküste Nordamerikas. Sie bot bis vor kurzem in ihrer ganzen Ausdehnung, besonders aber in Kalifornien, eines der buntesten Sprachgewirre dar von einer Menge zumeist völlig isoliert scheinender Sprachen, deren jede nur ein äußerst kleines Gebiet innehatte. Gerade hier haben in den letzten Jahren Entdeckungen eingesetzt, die eine ganze Reihe von Synthesen möglich machten, die nun das Gesamtbild wesentlich geändert haben. Zwei der hierhin reichenden Entdeckungen sind schon im Vorhergehenden berührt worden: die Beziehungen des Yurok und Wiyot zu den Algonkin-Sprachen (S. 167) und die des Haida und Tlingit zu den Dene-Sprachen (S. 170).

Beginnen wir von Norden, so bleibt vorläufig isoliert nur das Tsimshian (Chimmesevan bei Powell), dessen Gebiet gleich südlich an das des Tlingit und östlich an das des Haida angrenzt.

Es ist bearbeitet von A. C. Graf v. d. Schulenburg, Die Sprache der Zimshian-Indianer in Nordwest-Amerika (Braunschweig 1894; s. die ausführliche Besprechung von Fr. Boas in AmA, N.S. I, S. 369), und Raoul de la Grasserie, Cinq langues de la Colombie Britannique (Paris 1902, S. 167 ff.)), besonders aber von Fr. Boas in Verbindung mit dem Tsimshian-Indianer H. W. Tate: Die Tsimshian (ZE XX, S. 231 ff.), Tsimshian Texts (BBAE 27, 1902, S. 1 bis 244, und Publications of the Amer. Ethnolog. Soc. III, 112, S. 65—284), Grammatik in HAIL (S. 285—422).

Die Gliederung ist nach Boas, wie folgt:

Tsimshian.

Eigentl. Tsimshian (Skenna River und südliche Inseln)	Nisqă (Nass River)	Gyitkshan (Oberer Skeena River)

Neuerdings will E. Sapir das Tsimshian in Verbindung bringen mit den Penuti-Sprachen, der Oregon-Gruppe und dem Chinuk; s. darüber unten S. 185.

10. Das Mosanische: Wakash-, Chimakua- und Salish-Sprachen.

Gleich südlich angrenzend beginnt das Gebiet einer der neueren Zusammenlegungen, bestehend aus den bisher getrennt gestandenen Sprachgruppen des Wakash, Chimakua und Salish.

Nachdem schon Boas auf die vielfachen Übereinstimmungen zwischen ihnen hingewiesen hatte, wurden sie zusammengefaßt durch L. Frachtenberg, Comparative Studies in Takelman, Kalapuyan and Chinookan Lexicography (IRAL I, S. 175—182); er schlägt vor, sie die mosanische Gruppe zu nennen (nach dem Zahlwort für „vier" *mōs, bōs*; a. a. O., S. 295).

Zur Erforschung des Wakash haben beigetragen A. J. Hall, A Grammar of the Kwakiutl Language (Transactions Roy. Soc. of Canada II, Sect. 2, 1888, S. 57—105) und R. de la Grasserie, Cinq langues (S. 323 ff., 441 ff.). Im übrigen ist auch sie das Werk vorzüglich von Fr. Boas (z. T. mit G. Hunter): Kurze gramm. Skizze (in Sixth Report of the British Association for the Advancement of Science 1891, S. 655—668, und Eleventh Report 1896, S. 585—586, ferner AmA, N. S. II, S. 708—721) und eine ausführliche Grammatik im HAIL (S. 423—557), wo auch seine Textpublikationen verzeichnet sind; einen Nachtrag bildet „A Revised List of Kwakiutl Suffixes" (IRAL III, 1924, S. 117—131).

Die Sprache der Chimakua ist erst unvollkommen studiert von Myron Eels (noch nicht veröffentlicht); Fr. Boas (AmA 1892, S. 37—44); L. Frachtenberg, Abnormal Types of Speech in Quileute (IRAL I, 1920, S. 295—299).

Bedeutend besser studiert sind die Salish-Sprachen. Beiträge leisteten hier H. Hale (1846); G. Gibbs, Vocabularies of Indian Languages in North-West California (Schoolcraft, Part 3, Philadelphia 1854, S. 428—445), Id., Tribes of Western Washington and Northwestern Oregon etc. (CNAE I, Washington 1877); Fr. Müller (GSp II[1], Wien 1882, S. 243—247); W. Fr. Tolmie und G. M. Dawson, Comparative Vocabularies of the Indian Tribes of British Columbia (Montreal 1884, S. 1b—131b); M. Eels, The Twana Land-

guage (AmA III, 1880/81); Fr. Boas, Die Sprache der Bella-Coola-Indianer (ZE XVIII, 1886, S. [202—206]); Fr. Boas (British Association for the Advancement of Science, Voll. 1890, 1898, 1899, 1900, 1902); C. Hill-Tout, Studien über die verschiedenen Dialekte des Salish (Report on the Ethnological Survey of Canada, B.A.A.S. 1902; JAI XXXIV, 1904, S. 334—376; XXXV, 1905, S. 156—218; XXXVII, 1907, S. 312—374; XLI, 1911, S. 137—144), Id., Some features of the language and culture of the Salish (AmA, N.S. VII. 1905, S. 674—687); und zusammenfassend J. Teit in Vol. 3 der Columbia University Contributions to Anthropology, und H. K. Haeberlin, Types of Reduplication in the Salish Dialects (IRAL I, S. 154—174).

Die Gliederung der ganzen Gruppe ist, wie folgt:

Mosanische Gruppe.

1. Wakash-Sprachen
   - Nutka (Aht)
   - Kwakiutl
     - Norddialekt: (Gardner Inlet, Douglas Channel)
       Mitteldialekt: (Milbanksound, Rivers Inlet)
       Süddialekt: (südlich und südöstlich von Rivers Inlet)
     - Heiltsuk
2. Chimakua-Sprachen
   - Eigentl. Chimakua (ausgestorben)
   - Quileute
3. Salish-Sprachen
   - Innen-Dialekte
     - Lillooet, Ntlakyapomuk (Thompson?), Shuswap, Okanagan, Flathead, Kalispelm, Cœur d'Alène, Quinault, Columbia Group
   - Küsten-Dialekte
     - Bellacoola, Comox, Cowishan, Squamish, Songish, Nisqualli, Twana, Chehalis, Tillamook

11. Die Oregon-Gruppe: Sahaptin, Wailatpu, Lutuami.

Gleich nach Süden an diese neue Gruppe schließt sich eine andere neu entdeckte an, bestehend aus dem Sahaptin, dem Wailatpu und dem etwas entfernt, noch mehr südlich

gelegenen Lutuami. Sie wurde ebenfalls von L. Frachtenberg aufgestellt (IJAL I, S. 176).

Bei den Sahaptin-Sprachen sind Grammatiken und Wörterbücher vorhanden nur vom Yakama (Walawala): Pandosy, Grammar and Dictionary of the Yakama Language (Shea's Library of American Linguistics, London 1862), und die Skizze von Fr. Müller (GSp II[1], S. 248—256): Grammatik des Sahaptin und des Walawala; dann vom Nez Percé: J. M. Cataldo, A Numipu or Nez Percé Grammar (Desmet, Idaho 1891), und L. van Gorp, A Dictionary of the Numipu or Nez Percé Language (St. Ignatius, Montana 1895). Außerdem liegen nur noch Wörterverzeichnisse vor bei Gallatin (S. 120) und Hale (S. 542—561). Eine vergleichende Bearbeitung ist noch nicht durchgeführt.

Ähnlich liegt die Sache mit dem jetzt ausgestorbenen Wailatpu. Das einzige veröffentlichte Material ist das von Hale bei Gallatin (S. 97—98); das von Frachtenberg bei den letzten Überlebenden gesammelte Material, Eigentum des Bureau of American Ethnology, ist noch nicht veröffentlicht.

Dagegen ist das Lutuami schon früh, als eine der ersten nordamerikanischen Sprachen, in ausgezeichneter Weise studiert von A. S. Gatschet, The Klamath Indians of southwestern Oregon (CNAE 2, Washington 1890), der auch schon von der Zusammengehörigkeit dieser drei Sprachengruppen redete. Noch bestimmter vertrat I. N. B. Hewitt die Verwandtschaft des Sahaptin mit dem Wailatpu, während er über die des Lutuami nicht zur Entscheidung gelangte (ARBE 15, 1893/94, S. XLV, XLIX, LIII f., LVII, LXXXIV f.).

Die Gliederung dieser neuen Gruppe, die man vielleicht als die Oregon-Gruppe bezeichnen könnte, ist die folgende:

Oregon-Gruppe.

1. Sahaptin

Klikitat, Numipu (Nez Percé), Paloos, Topinish, Umatilla, Wallawalla, Warm Springs, Yakama etc.

2. Wailatpu

Cayuse **Molele**

3. Lutuami

Klamath Modoc

12. Die Yakon-Gruppe.

Wiederum weiter nach Süden angrenzend schließen sich mehrere, bisher als isoliert betrachtete kleinere Sprachgebiete zu einem größeren zusammen, für das zum Teil schon E. Sapir, in seiner Gänze aber L. Frachtenberg (a. a. O.) sich aussprach. Es sind Kus-Takelma und Yakon, denen vielleicht auch noch Kalapuya hinzuzufügen ist. Frachtenberg glaubt, daß starke Gründe vorhanden seien, diese (und vielleicht auch das Chinuk) als Schwestersprachen der Penuti-Gruppe zu betrachten (a. a. O., S. 177); vgl. unten S. 185.

Das Kus ist untersucht worden durch L. J. Frachtenberg und H. H. St. Clair: Coos Texts (Columbia University Contributions to Anthropology I, 1913, S. 1—216), Coos, an Illustrative Sketch (BBAE 40, part 2,, S. 297 bis 429).

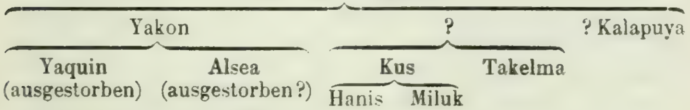
Takelma ist besonders erforscht durch E. Sapir: Takelma Texts (University of Pennsylvania Anthropol. Publications II, 1909, S. 1—263), Notes on the Takelma Indians of Southwestern Oregon (AmA, N. S. IX, S. 251—275), The Takelma Language of Southwestern Oregon (BBAE 40, part 2, 1912, S. 1—296).

Vom Yakon ist bisher Material gesammelt von J. O. Dorsey (1884), L. Farrand, L. J. Frachtenberg (1910); davon wurde bis jetzt veröffentlicht: Mythes of the Alsea Indians of Northwestern Oregon (IRAL I, 1917, S. 64—75).

Vom Kalapuya veröffentlichte H. Hale bei Gallatin (S. 97—99; vgl. Powell, S. 81 f.); das 1913 von Frachtenberg gesammelte Material ist noch nicht veröffentlicht.

Die Gliederung der neuen Gruppe, die als Yakon-Gruppe bezeichnet wird, ist, wie folgt:

Yakon-Gruppe.



13. Das Siuslaw.

Weiter nach Süden grenzt das Gebiet des Siuslaw an. Dessen Stellung war lange Zeit umstritten.

Einige rechneten es zur Yakon-Gruppe, Latham und Gatschet betrachteten es als selbständig. J. Owen Dorsey, nach einem Aufenthalt dortselbst von kaum einem Monat, stellte es wieder in die Yakon-Gruppe (1884), was von J. W. Powell in seinen „Indian Linguistics Families" (ARBAE 7, S. 134) angenommen und befestigt wurde.

Umfangreicheres Material sammelte in einem längeren Aufenthalt L. Frachtenberg: Siuslaw Texts (Columbia University Contributions to Anthropology IV, 1914, S. 1—146). Er kommt zu dem Schluß, daß Siuslaw, mit dem Lower-Umpqua-Dialekt, für jetzt als selbständige Gruppe zu betrachten sei, wenn auch die aussichtsvolle Möglichkeit bestehe, es später mit Yakon, Kus-Takelma und Kalapuya in einer Gruppe zu vereinigen; s. seine ausführliche Grammatik in BBAE 40, Part 2, S. 431—629.

14. Die Penuti-Gruppe.

Weiter nach Süden fortschreitend würden wir jetzt auf Teile der neuen Hoka-Gruppe treffen. Wir lassen diese aber zunächst beiseite und wenden uns einer anderen neuen Sprachfamilie zu, von welcher die Hoka-Gruppe in drei Teile gespalten wird. Das ist die Penuti-Gruppe, wie ihre beiden Entdecker R. B. Dixon und A. L. Kroeber, New Linguistic Families in California (AmA, N. S. XV, 1913, S. 647—655), sie genannt haben.[1] Es gehören zu ihr die früher als isoliert betrachteten Sprachen Wintun (Kopehi), Maidu (Pujuna), Yokuts (Mariposa), Miwok (Moquelumna), Costano.

Für Wintun wurde Material veröffentlicht von Dana-Hale bei Gallatin (S. 122), von A. S. Gatschet, Zwölf Sprachen etc. (S. 76 ff., 98 ff.), von Powell (S. 518—534), von S. A. Barrett, The Ethno-Geography of the Pomo and neighboring Indians (UCPAE VI, 1908, S. 284—301).

Für Maidu lieferte ebenfalls Dana-Hale (Gallatin,

---

[1] Zur Orientierung über die früheren Verhältnisse siehe die Abhandlung von R. B. Dixon and A. L. Kröber, The Native Languages of California (AmA, N. S., V, 1903, S. 1—26), die auch jetzt noch wertvoll bleibt.

S. 124—25) Material, ferneres bei J. W. Powell (CNAE III, S. 307—310, 314, 586 ff.). Die Hauptarbeit wurde geleistet durch R. B. Dixon, Maidu texts (Publ. Am. Ethn. Soc. IX, 1912, S. 1—241), Maidu Grammar (HAIL, S. 680—783).

Für das Costano liegen vor: Fr. Arroyo de la Cuesta, Grammar of the Mutsun Language (New York 1861); Fr. Pimentel, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas de México (México 1875, I, II, S. 145—165); A. S. Gatschet, Indian Languages of the Pacific States and Territories (MAH I, 1877, S. 145—171); Fr. Müller (GSp II[1], Wien 1882, S. 257—259); J. W. Powell, Mutsun vocabularies (CNAE III, S. 535 ff.). Die Hauptarbeit wurde geleistet von A. L. Kroeber, The Languages of the Coast of California south of San Francisco Bay (UCPAE II, 1904, S. 29 ff.), The Chumash and Costanoan Languages (a. a. O., 1910, S. 237—271). Eine wertvolle Neubearbeitung des Mutsun-Materials lieferte J. A. Mason: The Mutsun Dialect of Costanoan based on the vocabulary of de la Cuesta (UCPAE XI, 1916, S. 399—472).

Auch für Yokuts ist Kroebers Arbeit die maßgebende: The Yokuts Language (a. a. O., II, 1907, S. 169—377); außerdem liegen nur noch einige Wörterverzeichnisse vor bei Powell (a. a. O., S. 378, 570 ff.).

Für das Miwok gilt fast das gleiche: einige Wörterverzeichnisse bei Powell (a. a. O., S. 535 ff.); dann A. L. Kroeber, The Dialectic divisions of the Moquelumnan Family etc. (AmA, N. S. VIII, 1906, S. 652—663); G. H. Merriam, Classification of the Mewan Stock (a. a. O., IX, 1907, S. 338—357); S. A. Barret, The Geography and Dialects of the Miwok Indians (UCPAE VI, 1908, S. 333—368), und A. L. Kroeber, The Languages of the Coast of California North of Francisco (UCPAE IX, 1911, S. 278—320).

Eine neue, umfassende Studie über diese Sprachengruppe lieferten die beiden Entdecker derselben, R. B. Dixon und A. L. Kroeber, in der Abhandlung: Linguistic Families of California (UCPAE XVI, 1919, S. 47—102). Sie zerlegen die ganze Gruppe in zwei Untergruppen, in echt amerikanischer Weise die Benennung der beiden durch einfache Zerlegung der Hauptbezeichnung gewinnend; infolgedessen ergibt sich folgende Gliederung der Penuti-Gruppe:

Penuti-Gruppe.

1. Pen-Unter-Gruppe

- Wintun (Kopehi)
  - Nord-Dialekt,
  - Zentral-Dialekt,
  - Südost-Dialekt,
  - Südwest-Dialekt,
  - Südost - Südwest - Dialekt
- Maidu (Pujuna)
  - Nordwestlicher Dialekt,
  - Nordöstlicher Dialekt,
  - Süd - Dialekt (Nishinam)

2. Uti-Unter-Gruppe

- Mewa, Miwok (Moquelumna)
  - Küsten-Dialekte
    - Sel-Dialekt
    - Marin?
    - Bodega
  - Sierra-Dialekte
    - Ebenen-Dialekt
    - Amador,
    - Tuolumne,
    - Mariposa
- Costano
  - Nord-Dialekte: San Franzisko, S. José, Santa Clara, Santa Cruz, S. Juan Bautista (Mutsun), Monterey (Rumsen),
  - Süd-Dialekte
- Yokuts (Mariposa)
  - Nord-Dialekt: Tal-D., Kings River-Dialekt, Tule-Kaweah, Poso Creek-Dialekt, Buena Vista-Dialekt

15. Das Chinuk und die Erweiterung der Penuti-Gruppe.

L. J. Frachtenberg (IRAL I, S. 17) hält die Verwandtschaft der Penuti-Gruppe — wenn diese sich beweisen lasse — mit der Yakon-Gruppe für wahrscheinlich. Vielleicht werde auch das Chinuk als Schwestersprache der Penuti-Gruppe sich ergeben, während es sonst als isoliert stehen bliebe.

Kürzere Wörterverzeichnisse und grammatische Notizen des Chinuk finden sich schon bei Gallatin, dann bei G. Gibbs „A dictionary of the Chinook jargon or trade Language of Oregon" und „Alphabetical vocabulary of the Chinook language" (New York 1863); dann bei Fr. Müller (GSp II[1], S. 254—256).

Eindringendere Arbeiten liefern J. R. Swanton, Morphology of the Chinook verbs (AmA, N. S. II, S. 199 f.); Fr. Boas, Notes and vocabulary of the Chinook Language (a. a. O., VI, S. 55 ff., 118 ff.); E. Sapir, Preliminary report on the language and mythology of the Upper Chinook (a. a. O., IX, S. 533 ff.); außerdem Textsammlungen von

Boas und Sapir. Einen trefflichen Abschluß macht die ausführliche Grammatik von Fr. Boas im HAIL (S. 551 bis 678).

Die Gliederung des Chinuk ist nach Boas (a. a. O., S. 563) die folgende:

Chinook.

1. Oberes Chinook

Kathlamet, Clackamas — Wasco, Wishram

2. Unteres Chinook

Clatsop — Eigentl. Chinook

Auch E. Sapir stimmt in seiner Abhandlung „A Characteristic Penutian Form of Stem" (IRAL II, 1922, S. 58—67) den Frachtenbergschen Erweiterungen der Penuti-Familie zu. Er erweitert sie noch durch Miteinbeziehung auch des Tsimshian und liefert stärkere und intimere Beweise dafür. Er stellt dann folgende, noch etwas provisorische Gliederung der ganzen, umfassenden Gruppe auf:

Penuti-Sprachen.

1. Kalifornische Gruppe

Miwok, Costano — Yokuts — Wintun, Maidu

2. Oregon-Gruppe

Takelma — Küstenuntergruppe — Kalapuya

Küstenuntergruppe: Coos — Siuslaw — Yakon

3. Chinook

4. Tsimshian

16. Das Yuki.

Ehe wir zu den beiden letzten Sprachfamilien des Westens übergehen, die beide bereits über Nordamerika nach Süden hinausführen, sei noch die einzige hier isoliert verbleibende Sprache angeführt. Es ist das Yuki, das in zwei getrennten Gebieten, zwischen der Penuti- und der Hoka-Gruppe, seinen Sitz hat.

Wörterverzeichnisse von Powers und E. Ross finden sich bei Powell (S. 483—489), vergleichende Verzeichnisse bei S. A. Barett, The Ethno-Geography of the Pomo and Neighboring Indians (UCPAE VI, 1908, S. 68—80, 111—113, 246—278); ebenso A. L. Kroeber, The Languages of the Coast of California North of San Francisco (a. a. O., IX, 1911, S. 348—384); R. B. Dixon und A. L. Kroeber, Linguistic Families of California (UCPAE XVI, 1919, S. 115—118).

Die Gliederung des Yuki ist:

Yuki.

Nord-Gruppe			Süd-Gruppe
Eigentl. Yuki	Küsten-Yuki	Huchnom	Wappo

Eben weil wir mit den beiden folgenden Sprachfamilien bereits Nordamerika verlassen, so seien hier zuvor auch die übrigen Sprachen Nordamerikas angeführt, die noch isoliert verblieben sind. Es sind ihrer nur noch vier: eine im Westen: Kutenai; eine in der Mitte, in den Prärien: Kaiowe; eine im äußersten Südosten, an der Küste des Atlantischen Ozeans: Yuchi; eine im äußersten Nordosten, auf Neufundland: das ausgestorbene Beothuk.

17. Das Kutenai (Kitunaha).

Vom Kutenai (Kitunaha) liegen viele Vokabulare von Hale, Tolmie, Dawson usw. vor. Die meiste und gründlichste Arbeit wurde geleistet von Fr. Boas (Rep. Brit. Adv. of Science, London 1889, S. 801—893), Id., Kutenai Tales (BBAE 59, Washington 1918), und A. F. Chamberlain, Report on the Cootenay Indians (a. a. O., Edinburgh 1892), ferner AmA VII, 1894, S. 68—70, 186—192; N. S. IV, S. 229—236; XI, 1909, S. 13—2; Boas Anniversary, Volume 1906, S. 94—107; Anthropos V, 1910, S. 787—790.

18. Das Kaiowe.

Vom Kaiowe schreibt Goddard (AmA, N. S. XVI, S. 578): „Die Sprache der Kiowa, eines der bestbekannten Stämme in Nordamerika, ist in sich selbst fast unbekannt". Ein Wörterverzeichnis lieferte A. W. Whipple, Report on

the Indian Tribes (Explorations and Surveys III[3], Washington 1855), eine Erörterung der Phonetik: Phonetics of the Kayowe-Language (AmA 1882, S. 280—285), und J. Mooney, Calendar History of the Kiowa Indians (ARBAE 17, Washington 1898, S. 391—439).

19. Das Yuchi.

Vom Yuchi liegen Mitteilungen vor nur bei Gallatin (S. 303—367), A. S. Gatschet, A migration legend of the Creek Indians, I (Philadelphia 1884, S. 17 ff.), und Fr. G. Speck, Ethnology of the Yuchi Indians, Ceremonial songs of the Creek and Yuchi Indians (Univ. of Pensylvania, Anthrop. Publications I, 1909—1911, S. 159—245).

20. Das Beothuk.

Von dem jetzt ausgestorbenen Beothuk existieren nur drei Wörterverzeichnisse mit zusammen 480 Wörtern. Zwei derselben, von J. Clinch und W. E. Cormack, veröffentlichte A. S. Gatschet, The Beothuk Indians (PAPhS XXII, 1888, S. 411—424; XXIII, 1886, S. 411—432; XXVIII, 1870, S. 1—16). Das dritte nahm Fr. G. Speck, The Beothuk in New-Foundland (Southern Workman XLI, 1904, S. 559—661) von einer Halbblut-Beothuk-Frau auf. Vgl. weiter die Monographien von J. P. Howley, The Beothuks or Red Indians of Newfoundland (Cambridge 1915), der die Beothuks mit den Athapasken (Dene) in Verbindung bringt, und Fr. G. Speck, Beothuk and Micmac (New York, Museum of the American Indian Heye Foundation 1922), der sie als die älteste Algonkin-Schicht betrachtet.

21. Die Hoka-Gruppe.

Kehren wir wieder zum Westen, nach Kalifornien, zurück, so befindet sich am Südende der Penuti (und Hoka)-Familie eine kleinere Gruppe, deren Zusammengehörigkeit ebenfalls durch R. B. Dixon und A. L. Kroeber festgestellt wurde in: New Linguistic Families in California (AmA, N.S. XV, 1913, S. 652—53), und die sie damals als die Iskoma-Gruppe bezeichneten. Sie besteht aus dem Salina und dem Chumash.

Vom Salina liegen Wörterverzeichnisse vor von P. B. Sitjar (Shea-Library of American Linguistic VII), Powell (AmA III, S. 568 f.) und Hale (Transactions Am. Eth. Soc. II, 1848, S. 126). Eine Skizze der Grammatik und vergleichende Wörterverzeichnisse lieferte A. L. Kroeber, The Languages of the Coast of California south of San Francisco Bay (UCPAE III, 1904, S. 43—47). Eine ausführliche Grammatik mit Texten veröffentlichte J. A. Mason: The Language of the Salinan Indians (UCPAE XIV, 1918, S. 1—154).

Vom Chumash, das früher auf den Santa-Barbara-Inseln und der gegenüberliegenden Küste gesprochen wurde, hat A. L. Kroeber Material gesammelt und zugleich mit eigenem veröffentlicht: The Chumash and Costanoan languages (UCPAE IX, 1910, S. 237—271). Schon früher hatte er eine grammatische Skizze des Santa-Iñez-Dialektes (a. a. O., II, 1904, S. 31—43) geliefert.

Die Gliederung dieser Gruppe ist die folgende:

Iskoma-Gruppe.

Salina	Chumash
San Antonio-Dialekt, San Miguel-Dialekt	San Luis Obispo, Santa Iñez, Santa Barbara, San Buonaventura, Santa Cruz Island

Mit dieser Gruppe schien verwandt zu sein das Washo, dessen kleines Gebiet an der Mitte der Grenze von Kalifornien und Nevada sich befindet. A. S. Gatschet, Indian languages of the Pacific States etc. (MAH VIII, 1882, S. 225) stellte es früher als isoliert hin. A. L. Kroeber, The Washo Language of East Central California (UCPAE IV, 1907, S. 251—318) veröffentlichte ein größeres Wörterverzeichnis, eine grammatische Skizze und zwei Texte.

Seitdem aber wurde eine Verbindung sowohl des Washo als der Iskoma-Gruppe hergestellt mit der jetzt folgenden Gruppe durch M. J. Harrington (AmA, N. S. XV, 1913, S. 154, 716) und E. Sapir, The Position of Yana in the Hokan Stock (UCPAE XIII, 1917, S. 1—34; und AmA, N.S. XIX, 1917, S. 459—60; vgl. Dixon-Kroeber in UCPAE

1919, S. 103 ff.); E. Sapir, A Supplementary Note on Salinan and Washo (IRAL II, 1922, S. 68—72). Dieser ganzen Gruppe wurde von ihren Entdeckern der Name Hoka-Sprachen beigelegt.

Während die Penuti-Sprachfamilie den einen Teil von Kalifornien einnimmt, gehört der andere Teil eben dieser neu aufgefundenen Hoka-Gruppe an. Sie wurde ebenfalls von R. B. Dixon und A. L. Kroeber aufgedeckt: New Linguistic Families in California (AmA, N. S. XV, 1913, S. 647—655) und: Linguistic Families of California (UCPAE XVI, 1919, S. 103—112). Es gehören dazu, außer den vorhin genannten drei Sprachen Salina, Chumash, Washo, die folgenden, bisher als isoliert geltenden Sprachen: Karok (Quorate), Chimariko, Shasta (Sasta), Pomo (Kulanapo), Yana, Esselen, Yuma.

Vom Karok lieferten Wörterverzeichnisse G. Gibbs (Schoolcraft, part 3, 1854, S. 428—455) und Powers (Powell, CNAE III, 1877, S. 447—457). Eine Skizze der Grammatik und ein Text stammen von A. L. Kroeber (UCPAE IX, 1911, S. 427—435).

Vom Chimariko liegt vor ein Wörterverzeichnis von Powers (Powell, CNAE III, 1877, S. 474—477). Die eigentliche Erforschung wurde geleistet von R. B. Dixon, The Chimariko Indians and Language (UCPAE V, 1910, S. 293 bis 380), der es schon damals für mit dem Shasta verwandt hielt. Dazu noch E. Sapir, A Note on the first Person Plural in Chimariko (IRAL I, S. 291 ff.).

Wörterverzeichnisse vom Shasta lieferten Ross, Crook, Hazeu (Gallatin, S. 98) und Powers (Powell, a. a. O.). Es ist am meisten erforscht von R. B. Dixon, der es auch mit dem Achomawi (Palaihni) zu einer Gruppe vereinigte: The Shasta-Achomawi, a new linguistic Stock (AmA, N. S. VII, 1905, S. 213—217) und: Linguistic Relationship within the Shasta-Achomawi Stock (IAK 1906, Quebec 1907, II, S. 255—263); vgl. auch R. B. Dixon, The Shasta (Bull. Amer. Mus. Nat. Hist. XVII, 1907, S. 381—498).

Zum Pomo lieferten Wörterverzeichnisse G. Gibbs (Schoolcraft, a. a. O., S. 428—439) und Powers (Powell, a. a. O., S. 491—517). Über ihre Gruppierung handelt S. A. Barrett, The Ethno-Geography of the Pomo and Neighboring Indians (UCPAE VI, 1906, S. 1—232); ihre

Stellung erörtert A. L. Kroeber (a. a. O., IX, 1911, S. 320 bis 347).

Vom Yana waren Wörterverzeichnisse bekannt von Powell und Curtin (ARBAE 7, 1891, S. 135). Reichlicheres Material wurde gesammelt von R. B. Dixon und E. Sapir und vom letzteren veröffentlicht: Yana Texts (UCPAE IX, 1910, S. 1—235) und: The Position of the Yana in the Hokan Stock (a. a. O., XIII, 1917, S. 1—34), ferner: Text Analyses of three Yana Dialects (a. a. O., XX, 1923, S. 263—294).

Von dem jetzt ausgestorbenen Esselen liegen nur dürftige Wörterverzeichnisse vor von J. F. G. de la Pérouse (1786), D. A. Galiano (1792), D. de Mofras, A. de la Cuesta, H. W. Henshaw, die A. L. Kroeber, The Languages of the Coast of California south of San Francisco Bay (UCPAE II, 1904, S. 49—68), sammelte und erörterte.

Der weitausgedehnte Yuma-Sprachstamm hat auch eine reichere Bearbeitung erfahren. Das ältere Material ist zusammengestellt von W. W. Turner, Report upon the Indian Tribes by Lieut. A. W. Whipple (Washington 1856, S. 95—103), und A. S. Gatschet, Linguistica (App. U. S. Geograph. Surveys West of the 100th Meridian, vol. VII, Washington 1879, S. 399—485), Der Yuma-Sprachstamm (ZE IX, S. 341 ff., 365 ff.; XV, S. 123 ff.; XVIII, S. 97 ff.). Besonders befaßt hat sich mit dem Yuma J. P. Harrington, A Yuma Account of Origin (JAF XXI, 1908, S. 324 ff.); vgl. auch A. L. Kroeber und J. P. Harrington, Phonetic Elements of the Mohave Language (a. a. O., X, 1911, S. 45—96).

Die Gliederung der Hoka-Gruppe ist die folgende:

Hoka-Gruppe.

1. Karok

Nordsprache — Südsprache

2. Chimariko

3. Shasta

Eigentliches Shasta — Achomawi (Palaihni)

Achomawi (Palaihni): Achomawi — Atsugewi

4. Pomo (Kulanapo)

acht Dialekte: (UCPAE, VI, 1908, S. 1—232, IX, 1911, S. 320—347).

5. Yana

Nord-Dialekt — Mittel-Dialekt — Süd-Dialekt — Südlichster Dialekt oder Yaki (ältester)

6. Esselen

7. Yuma

Ost-Dialekte	Mittel-Dialekte	Nieder-Kaliforn. Dialekte
Havasupai, Walapai, Tonto, Yavapai	Mohave, Yuma, Maricopa, Diegueño, Cocopa	Kiliwi-Sto Tomás, Cochimi

Über Nordamerika hinausgehend breiten sich, wie sich immer mehr zeigt, die Beziehungen dieser Gruppe stets weiter nach Süden und Südosten aus.

A. L. Kroeber, Serian, Tequistlatecan and Hokan (UCPAE XI, 1913, S. 279—290), deckte noch deutlicher, als es bereits Brinton (Amer. Race 1891, S. 112, 148) getan hatte, Zusammenhänge mit dem Seri in West-Sonora (zu Seri, s W. Mc Gee, The Seri Indians Language [ARBAE 17, 1895—96, S. 9*—344*, besonders S. 296]) und dem Taquistlateca oder Chontal in Oaxaca auf.

E. Sapir, The Hokan and Coahuiltecan languages (IRAL I, 1920, S. 280—290) und: A Supplementary Note on Salinan and Washo (a. a. O., S. 68—72), stellte Beziehungen fest zu den Golf- oder Coahuilteca-Sprachen Tonkawa, Comecrudo, Coahuilteco, Karankawa, Atakapa, Cotoname (s. oben S. 174).

Noch weiter nach Süden gehen die Beziehungen, die W. Lehmann, Die Sprachen Zentralamerikas (ZtrA I, Berlin 1920, S. 767, 974 ff.), einerseits zum Xinca, andrerseits zum Cuitlatekischen, Tlappanekischen und dem Subtiaba-Maribio aufdeckt.

VI. Die Sprachen Mexiko-Mittelamerikas.

1. Die uto-aztekischen Sprachen.

Mit dem Shoshoni und dessen Verwandten gelangen wir in noch breiterer Front über Nordamerika hinaus in Mexiko hinein.

Schon bei L. Hervas, dann bei Vater (Mithridates ZIII[3], Berlin 1816, S. 87 ff., 143) und noch früher bei dem alten Missionar P. Perez de Ribas (1645) finden sich die ersten Hinweise auf diese Zusammenhänge. J. C. E. Buschmann, Die Spuren der aztekischen Sprache im nördlichen Mexico und höheren amerikanischen Norden (AAWB 1854, Suppl.-Bd., S. 1—819, Berlin 1859) und: Grammatik der sonorischen Sprachen (Berlin 1864—1867) trat offen für eine Verbindung des Shoshoni mit dem Pima-Sonora und den aztekischen Sprachen ein, aber mehr für eine solche der Mischung. Noch bestimmter tritt Fr. Pimentel in seinem: Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indígenas de México I u. II, (México 1874) für die innere Zusammengehörigkeit dieser Sprachen ein. Beiden folgt auch Fr. Müller (GSp II[1], Wien 1882, S. 260—276) und Brinton (AR. New York 1891, S. 118 ff.).

A. L. Kroeber nahm 1907 mit neuem Material die Untersuchung wieder auf in seinen: Shoshonean Dialects of California (UCPAE IV, 1907, S. 65—165; vgl. auch: The Bannock and Shoshoni languages [AmA, N. S. XI, S. 266—277]) und gelangte zur Feststellung einer inneren Verwandtschaft dieser sämtlichen Sprachen.

E. Sapir, der die in den bisherigen Untersuchungen beigebrachten Beweise nicht für völlig ausreichend hielt, unternahm eine neue, sehr eingehende und umfassende Untersuchung in: Southern Paiute and Nahuatl, a Study

in Uto-Aztecan (JSAP, N. S. X, 1913, S. 379—425; Fortsetzung davon in AmA XVII, 1915, S. 98—120, 306—328). Besonders auf die Lautverhältnisse sich stützend, dringt er zur Aufstellung fester Lautentsprechungen vor und gelangt damit zu einem desto stärker bejahenden Ergebnis (s. auch W. Lehmann [ZtrA I, S. 989 ff.]). Er nennt die neue Sprachfamilie die Uto-Aztekische; Uhlenbeck gibt ihr den Namen aztekoidische (Anthropos III, 1908, S. 785).

Wörterverzeichnisse vom Shoshoni finden sich bei Gallatin (1836, S. 378), Turner-Whipple (1856, S. 71—77), Gatschet, Linguistics (App. U.S. Geol. Surv. West of 100. Meridian, vol. VII, 1879, S. 424—479). Zahlreicheres und wertvolleres Material lieferte A. L. Kroeber, Shoshonean dialects of California (UCPAE IV, 1907, S. 65—166; VIII, 1909, S. 235—269; AmA, N. S. X, 1908, S. 74—87; XI, 1909, S. 266—270); ferner P. S. Sparkman (a. a. O., VII, 1904, S. 456—662); T. T. Waterman (UCPAE X, 1911, S. 13—44); J. Mooney (ARBAE XIV, S. 1032 ff., 1046 ff., 1056 ff.); W. L. Marsden, The Northern Paiute Language of Mexico (Phoebe Apperson Hearst Memorial Vol., UCPAE XX, 1923, S. 175—191); G. Natches, Northern Paiute Verbs (a. a. O., S. 245—259). Das reichste Material sammelte E. Sapir (1909 f.), von dem aber noch nichts veröffentlicht ist.

Von den sonorischen Sprachen ist die ältere Bibliographie angegeben und ihr Inhalt zusammengefaßt in Fr. Pimentel, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas de México (2e ed. México 1874; im folgenden zitiert unter „Pimentel“); ferner bei Buschmann (a. a. O.). Dem muß von neueren Werken hinzugefügt werden: E. Buelna, Arte de la lengua Cahita (México 1891); C. Lumholtz, The Huichol Indians of Mexico (Bull. Am. Mus. Nat. Hist. X, 1898); Léon Diguet, Idiome Huichol, Contribution à l'étude des langues Mexicaines (JSAP, N. S. VIII, 1911, S. 23—54); Fr. Russell, The Pima Indians (ARBAE 26, 1904/05, publ. 1908, S. 3—389); K. T. Preuß, Die Nayarit-Expedition, I: Die Religion der Cora-Indianer (Berlin 1912); J. A. Mason, A Preliminary Sketch of the Yaqui Language (UCPAE XX, 1923, S. 195—212).

Für die Nahuat-Sprachen s. die Geographie bei M. Orosco y Berra, Geografía de las lenguas y carta etno-

gráfia de México (México 1864, S. 8 ff., 79, 155 ff.); das ältere Material bei Pimentel (a. a. O.) und die umfangreiche Bibliographie und neues Material bei W. Lehmann (ZtrA I, S. 978—1090).

Die Gliederung der uto-aztekischen Sprachfamilie ergibt sich wie folgt:

Uto-Aztekische Sprachfamilie.

1. Shoshoni-Sprachen
   - Plateau-Gruppe
     - Shoshoni-Comanche: Shoshoni, Comanche, Shikaviyam
     - Uto-Chemehuevi: Nördl. Ute, Südl. Ute, Südl. Paiute, Kalifornien (Chemehuevi, Kawaiisu)
     - Mono-Bannock: Bannock, Nördliche Paiute (Paviotso), Mono und Ostkalifornien
   - Tübatulabal
   - Südkalifornische Gruppe: Serrano, Luiseño-Cahuilla, Gabrielino
   - Hopi (Moqui)

2. Sonora-Sprachen
   - Nord-Gruppe: Pima-Papago, Tepehuano-Tepecano, Opata-Eudeve (Heve), Yaqui, Cahita, Mayo, Ahome, Tepehue, Zoe, Nio
   - Süd-Gruppe: Tarahumara, Choncho, Lagunero (Irritila), Acaxee (Topia), Zacateco, Huichol-Cora, Gazca, Tepecano

3. Nahua- oder Azteken-Sprachen
   - Nahuat: Tolteco, Pipil (von Salvador, Guatemala, Nicarao (Nicaragua)
   - Nahuatl: Tlascalteco, Sigua, Casca

2. Die Sprachen der Pueblo-Völker.

Ehe wir unseren Weg nach Süden in Mexiko und Zentralamerika hinein fortsetzen, seien einige kleinere Sprachgruppen erledigt, die sich am nordwestlichen Eingang nach Mexiko auf engem Raum zusammendrängen. Es sind die Pueblo-Völker, die zwar kulturell eine weitgehende Einheit darstellen, sprachlich aber in vier Gruppen auseinanderfallen.

Eine derselben, das shoshonische Hopi (Moqui), haben wir soeben (S. 194) schon erwähnt.

Es sind außerdem noch drei andere kleine Sprachgruppen vorhanden, und diese beschränken sich ausschließlich auf dieses Gebiet: das Tano, das Keres und das Zuñi.

Das ältere Material über die Tano-Sprachen findet sich bei Powell (ARBAE 7, S. 121 ff.); A. S. Gatschet, Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas (Weimar 1876, S. 45 ff., 53 ff., 87, 91 ff., 98) und: Indian Languages of the Pacific States and Territories (MAH I, 1877, S. 51). Eingehendere und genauere Mitteilungen lieferte J. P. Harrington (AmA, N. S. XI, 1908, S. 563—594; XII, 1910, S. 1—48, 497—504). Aus früherer Zeit (1852) stammt eine Mitteilung von J. R. Bartlett (a. a. O., XI, 1909, S. 426 bis 433).

Die Gliederung des Tano ist:

Tano.

Tiwa	Towa	Tewa
Taos, Picuris, Sandis, Isleta, Isleta del Sur, Piro	Jemez, Pecos	San Juan, Santa Clara, San Ildefonso, Nambe, Poyoaque, Tesuque, Hano.

Von den Keres-Sprachen bieten älteres Material Powell (a. a. O., S. 83), Gatschet, Zwölf Sprachen etc. (S. 60 ff., 88, 94 f., 98 ff.), Indian Languages etc. (S. 61). Neueres Textmaterial mit eingehenden grammatischen Bemerkungen liefert Fr. Boas, A Keresan Text (IRAL II, 1923, S. 171 bis 180).

Die Gliederung des Keres ist:

Keres.

Ost-Dialekt	West-Dialekt
San Felipe, Santa Ana, Sia, Cochiti, Santo Domingo	Acoma, Laguna und äußere Dörfer.

Auch vom Zuñi ist nur älteres Material vorhanden von J. H. Simpson (1850), A. W. Whipple (1855) und Eaton-Schoolcraft (s. die Bibliographie AmA, N. S. XVI, 1914, S. 580); ferner bei Powell (a. a. O., S. 138 f.), A. S. Gatschet, Zwölf Sprachen etc. (S. 591), Indian Languages

etc. (S. 7). Ferner Gelegentliches bei F. H. Cushing, Outlines of Zuñi Creation Myths (ARBAE 13, 1896) und M. C. Stevenson, The Zuñi Indians (ARBAE 23).

Das Zuñi hat keine Gliederung in Untersprachen oder Dialekte.

3. Die Sprachen Waicuru und Pericu.

Am Südende der Halbinsel Niederkalifornien befinden sich noch die beiden Sprachen Waicuru und Pericu.

Von letzterem scheinen keine sprachlichen Materialien vorhanden zu sein. Vom Waicuru findet sich solches bei P. J. Baegert (engl. Übersetzung in Smithsonian Rep. 1863, 1864, Washington 1864, 1865) und M. Venegas, Noticia de la California y de su Conquista Temporal y Spiritual Hasta al Tiempo Presente (Volls. I—III, Madrid 1757).

Brinton (AR, S. 335) wollte sie, zugleich mit Seri (und Cochimi), mit den Yuma-Sprachen verbinden, ein Versuch, der nach J. N. B. Hewitt (ARBAE 17, Washington 1898, S. 343 f.) wohl als gescheitert zu betrachten ist. Da seitdem andere Versuche nicht gemacht sind, muß das Waicuru wohl als isoliert betrachtet werden.

Das Pericu wird aber wohl mit ihm sprachlich zusammengehören, wie C. Thomas, Indian Languages of Mexico and Central America etc. (BBAE 49, 1912, S. 3), darlegt.

4. Allgemeines über die Sprachen Mexiko-Mittelamerikas.

Indem wir jetzt in das Gebiet von Mexiko und Zentralamerika eintreten, zählen wir zuerst einige Werke auf, die sich mit der Gesamtheit der Sprachen dieses Gebietes oder eines bedeutenden Teiles desselben befassen.

Es sind, außer den entsprechenden Teilen der allgemeinen Werke von Hervas, Vater, Balbi, Fr. Müller, Brinton, die folgenden sprachgeographischen Werke mit reicher Bibliographie: L. Fernandez, Lenguas Indígenas de Central America en el Siglo XVIII segun copia del Archivio de Indios (S. José de Costa Rica 1892); M. Orozco y Berra, Geografía de las lenguas y Carta Etnográfica de México (Mexico 1864); N. Leon, Familias linguísticas de

México (Mexico 1902); A. S. Gatschet, Zentralamerikas Sprachstämme und Dialekte (Globus LXXVII, S. 81—84, 87—92); K. Sapper, Der gegenwärtige Stand der ethnographischen Kenntnis von Mittelamerika (AA, N.F. III, 1904, S. 1—10); C. Thomas, Languages and Dialects of Central America and Mexico (AmA IV, 1902, S. 208); Fr. Belmar, Lenguas indígenas de México (Mexico 1905); C. Thomas (und J. R. Swanton), Indian languages of Mexico and Central America and their geographical distribution (BBAE 44, Washington 1911).

Dem fügen sich noch drei kleinere Werke ähnlichen Charakters über ein beschränktes Gebiet an: W. M. Gabb, On the Indian Tribes and Languages of Costa Rica (PAPhS XIV, 1875); A. B. Thiel, Apuntos lexicográficos de las Lenguas y Dialectos de los Indios de Costa Rica (S. José de Costa Rica 1882); M. H. Mechling, The Indian linguistic Stocks of Oaxaca, Mexico (AmA, N.D. XIV, 1912, S. 643 bis 682).

Zwei Werke mit direkt linguistischen (und zugleich mit reichen geographischen und bibliographischen) Angaben sind noch vorhanden und ergänzen sich in bezug auf das Territorium: das ältere und in der Methode noch nicht feste Werk Fr. Pimentel, Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indígenas de México (1. ed., vol. I, II, Mexico 1862—1865; 2. ed., vol. I—III, Mexico 1874 bis 1875) und W. Lehmanns vollständig auf der Höhe stehendes Zentralamerika, I. Teil: Die Sprachen Zentralamerikas in ihren Beziehungen zueinander und zu Südamerika und Mexiko (Berlin 1920).

Als die offensichtlich vom Norden her in Mexiko einfallenden uto-aztekischen Stämme die früher dort schon ansässigen Stämme auseinandersprengten, verschoben sie in mannigfacher Weise auch das Bild der ursprünglichen Sprachenverhältnisse. Zusammengehörige Sprachen wurden voneinander getrennt und entwickelten schon deshalb in von da an voneinander unabhängiger Entwicklung um so größere Verschiedenheiten, was noch dadurch verstärkt wurde, daß sie, mit verschiedenen Sprachen in Berührung kommend, auch verschiedene Beeinflussungen von diesen aus empfingen. So sah die Sprachenkarte von Mexiko und Zentralamerika früher recht buntscheckig aus. Besonders

gab es dort eigentlich nur drei größere Sprachfamilien, die der drei Hochkulturen: die uto-aztekische, die der Maya und die der Chibcha. So blieb das Bild auch noch bis in das zweite Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts hinein. Da erst begannen, fast gleichzeitig mit einer ähnlichen Bewegung in Nordamerika, die Synthesen ins Rollen zu kommen.

5. Die zentralamerikanisch-pazifische Gruppe.

Auf eine derselben ist oben schon hingewiesen worden: die von A. L. Kroeber vollzogene Verbindung des Chontal (Tequiztlateca) in Oaxaca mit dem Seri und der Hoka-Gruppe in Kalifornien, der E. Sapir noch die Coahuilteca-Gruppe am Golf von Mexiko hinzufügte. Dazu kommen noch die von W. Lehmann nachgewiesenen Beziehungen des Xinca und der Subtiaba-Maribio in Zentralamerika und Tlapaneco und Cuitlateco in Mexiko zur Hoka-Gruppe. Über das Chontal s. C. Thomas (S. 58 f.), W. Lehmann (S. 767 f., 790 f.); über das Xinca W. Lehmann (S. 723 bis 768); über das Subtiaba-Maribio W. Lehmann (S. 910 bis 962). Eine neue eingehende Vergleichung von Subtiaba (Tlapaneco) mit all den anderen Sprachen führt E. Sapir durch in seiner Abhandlung „The Hokan Affinity of Subtiaba in Nicaragua" (AmA, N.S. XXVII, 1925, S. 402 bis 435 ff.), in welcher der Zusammenhang vollends sichergestellt wird; er betrachtet die Hoka- und die Coahuilteca-Sprachen als die eine Gruppe, der Subtiaba und Tlapaneco als die andere gegenüberstehen.

Es sind im wesentlichen Sprachen der pazifischen Küste, die zu dieser Gruppe gehören, die ich deshalb die zentralamerikanisch-pazifische Gruppe nenne.

Sie stellt sich in folgender Übersicht dar:

Zentralamerikanisch-pazifische Gruppe.

Hoka-Sprachen s. oben S. 187 ff.	Seri	Coahuilteca-Sprachen s. oben S. 174	Chontal (Tequistlateco)	Xinca	Tlapaneco	Subtiaba-Maribio.
Nord-Gruppe					Süd-Gruppe	

Nun schließen sich zwei Sprachgruppen an, von denen jede aus zwei Hälften besteht, von denen die kompakte nördliche, mehr zur Mitte und zum Mexikanischen Meerbusen hin sich erstreckende Hälfte bald südlich vom Golf von Tehuantepec durch die Maya-Sprachen abgeschnitten ist von der südlichen, kleineren und zersplitterten Hälfte, die mehr an die pazifische Seite gedrängt ist.

6. Die Gruppe Otomi-Mangue.

Hier ist zuerst eine Gruppe, die ich nach ihren beiden äußersten Gliedern die Otomi-Mangue-Gruppe nennen möchte. Sie umfaßt das Mangue-Chorotega, das Chiapaneco, das Mazateco, das Izcateco, das Otomi, das Chocho-Popoloca (Olmeco), das Trique. Diese Gruppe wurde aufgestellt von W. Lehmann (a. a. O., S. 789—910); die Zusammengehörigkeit des Mangue-Chorotega wurde bereits von Brasseur de Bourbourg erkannt und von C. H. Berendt (1874).

Die gesamte Verbreitung von Chorotega-Mangue behandelt Lehmann a. a. O., S. 794—840, worauf S. 842 bis 864 die gesamte Literatur und die vorhandenen Sprachmaterialien folgen.

Es schließt sich an S. 864—900 eine ähnliche Behandlung des Chiapaneco (von Sapper auch Chocton genannt), S. 901—910 die des Mazateco.

Für das Otomi (oder Hia-hia) und seine Verwandten muß verwiesen werden auf Orozco y Berra (S. 16 ff., 119 ff., 139 ff.), Pimentel (Bd. III, S. 369—481), der auch schon die Verwandtschaft des Otomi mit dem Mazateco darlegte, dann C. Thomas (a. a. O., S. 46 ff.) und W. Lehmann (S. 902 ff.); s. auch die grammatische Skizze bei Fr. Müller (a. a. O., S. 277—282). Lehmann (a. a. O., S. 838—839) hält auch eine Verbindung des Chinanteco mit dem Chocho-Popoloca und dadurch ihre Zugehörigkeit zur Otomi-Mangue-Gruppe für wahrscheinlich (vgl. aber Thomas, S. 55).

Das Mazateco wurde mit Chocho-Popoloca und Trique verbunden durch W. H. Mechling, The Indian linguistic Stocks of Oaxaca (AmA, N.S. XIV, 1912, S. 643—669), der

aber die Beziehung zu Otomi (und Chiapaneco-Chorotega-Mangue) noch nicht kennt.

Die Gliederung dieser Gruppe ist die folgende:

Otomi-Mangue-Gruppe.

1. Nord-Sprachen

Otomi			
Pame, Otomi, Tepehua, Mazahua, Pirinda (Matlatsinca)	Chocho-Popoloca (Olmeca), Trique? Chinanteco	Izcateco	Mazateco

2. Süd-Sprachen

Chiapaneco	Chorotega-Diria-Orotina--Mangue

7. Die Gruppe Mixe-Lenca.

Die andere Gruppe erstreckt sich weder nach Norden noch nach Süden so weit wie die vorhergehende. Sie möge ebenfalls nach ihren beiden äußersten Gliedern benannt werden als Mixe-Lenca-Gruppe. Es gehören ihr an das Mixe-Zoque, das Huave, das Tapachulteco I, das Aguacateco II, das Xinca I (mit dem Jicaque?) und das Lenca. Auch sie ist von W. Lehmann (a. a. O., S. 668 bis 788) aufgestellt worden.

Die Verwandtschaft von Mixe und Zoque wurde, wie Lehmann (a. a. O., S. 771) zeigt, schon von Mühlenpfordt (1844) und Waitz (IV, S. 60) aufgezeigt, aber erst von Behrendt (1873) wissenschaftlich erwiesen; vgl. auch Mechling (a. a. O., S. 674—677).

Der Zusammenhang des Huave mit dem Mixe-Zoque, von Lehmann (ZE 1915, S. 13—19) vermutet, wurde von P. Radin (AmA, N.S. XVIII, 1916, S. 411—421; JSAP, NS. XI, 1919, S. 489—499) nachgewiesen.

Die Literatur und Geographie des Mixe-Zoque s. bei Lehmann S. 769—779, des Huave S. 787—788, des Tapachulteco S. 780—787, des Aguacateco S. 768—769, des Xinca S. 723—768, des Jicaque S. 654—688, des Lenca S. 668—722.

Die Gliederung dieser Sprachgruppe ist die folgende:

Mixe-Lenca-Gruppe.

1. Nord-Sprachen

Mixe ? Popoluca Zoque Huave

2. Mittel-Sprachen

Tapachulteco Aguacateco

3. Süd-Sprachen

Xinca Jicaque Lenca

Ebenso wie P. Radin (AmA XVIII, 1916, S. 411—421) hält auch W. Lehmann (S. 787 f.) den Zusammenhang der Mixe-Lenca-Sprachen mit den Maya-Sprachen für möglich. Auch das Totonaco und Tarasco zieht letzterer in den Bereich dieser Möglichkeit (S. 787—788). Wir müssen derzeit aber diese Sprachen noch als selbständige betrachten und führen sie, im Verein mit den übrigen noch isoliert verbleibenden Sprachen von Mexiko und Mittelamerika, hier an.

8. Das Tarasco.

Wenn wir mit der Aufzählung der isolierten Sprachen von Norden beginnen, so haben wir zuerst das Tarasco (Michoaco), nördlich vom Rio de las Balsas. Über seine Geographie und ältere Literatur s. Pimentel (II, S. 281—325), der nach der letzteren auch eine Darstellung der Grammatik gibt; s. auch Fr. Müller (a. a. O., S. 283—287).

Wenn er (S. 354 ff.) dasselbe mit dem Huave (Huavi), Chiapaneco und Chorotega vergleicht, so war Conde de la Viñaza (Bibliografia Española de las lenguas indígenas de América, Madrid 1882, S. 353) nicht berechtigt, sich für die Annahme einer festen Verbindung auf Pimentel zu berufen, da dieser die Sache zweifelhaft läßt. Nach den neueren Untersuchungen Lehmanns wäre nur die Verbindung mit Huave aussichtsvoll (vgl. Lehmann, S. 843, wo er eine Verwechslung Pimentels des Nagrandan [= Subtiaba-Maribio] mit Mangue nachweist).

9. Das Mixteco-Zapoteco.

Weiter nach Süden, südlich vom Rio de las Balsas, folgt das Gebiet des Mixteco und des Zapoteco.

Pimentel (S. 351) hält die beiden Sprachen für grammatisch sehr nahestehend, aber im größeren Teil ihres Wortschatzes für verschieden Für eine Verwandtschaft treten ein Orozco y Berra (S. 25—29, 191), N. Léon, Introducción de: Arte del idioma Zapoteca por el P. Fr. Juan de Cordova (Morelia 1886, S. XL ff.), ebenso E. Seler, Notice sur les langues Zapotèque et Mixtèque (IAK, Paris 1890, S. 176). Einen mehr ablehnenden Standpunkt nehmen ein W. H. Mechling (a. a. O., S. 650—663) und C. Thomas (a. a. O., S. 56—58).

Zur Geographie und älteren Literatur des Mixteco s. Pimentel (II, S. 367—370), der dann (S. 370—401) eine Skizze der Grammatik folgen läßt; ebenfalls eine Skizze der Grammatik bei Fr. Müller (a. a. O., S. 298—301). Vgl. dazu C. Thomas (a. a. O., S. 52) und Orozco y Berra (S. 189 ff.), der elf Dialekte desselben anführt.

Als verwandt mit dem Mixteco erklären Mechling u. a., auch Lehmann (S. 767) das Amusgo und das Cuicateco. Für das letztere ist nachzutragen E. Adán, Los Cuicatecos actuales (Anales del Museo nacional de arqueología, historia y etnografía, 4. ser., t. I, 1922, S. 137—154). Betreffs des Chinanteco, das Pimentel (S. 467) nach L. Hervas (Catálogo de las lenguas de las Naciones conocidas, Vol. I, Lenguas y Naciones Americanas, Madrid 1802), für verwandt mit Mixteco(-Zapoteco) erklärt, s. oben S. 199, ebenso betreffs Chocho-Popoloca oben S. 199.

Geographie und ältere Literatur des Zapoteco behandelt Pimentel (II, S. 407—408) und läßt dem eine Grammatik folgen (S. 408—444); eine Skizze der Grammatik auch bei Fr. Müller (a. a. O., S. 302—304). Vgl. auch Orozco y Berra (S. 29, 191 ff.), Mechling (a. a. O.), Thomas (S. 55); letzterer zählt als Dialekte auf: Netzecho, Zaaskilla, Ocotlan, Etta, Iztapec, Cajone; Rivet führt an: Zapoteco, Solteco, Chatino, Papabuco.

10. Das Totonaco.

Zwischen Tarasco und Mixteco, aber an der Golfküste, liegt das Gebiet des Totonaco.

Von seiner Geographie und Literatur handeln Orozco y Berra (S. 19 f.) und Pimentel (III, S. 299—303), die

Grammatik schließt sich bei letzterem an (S. 303—343); eine Skizze der Grammatik gibt auch Fr. Müller (a. a. O., S. 288—293); vgl. auch Thomas (S. 49). Pimentel führt vier Dialekte an: Tetikilhati, Chakahuaxti, Ipapana, Tatimolo.

Orozco y Berra stellt das Totonaco mit Vorbehalt zum Maya (Huaxteco), dem sich auch Thomas (S. 49) anzuschließen scheint. Charencey (Noticia sobre algunas familias de lenguas de Mexico) neigt sich dazu, sie als Übergangssprache zwischen dem Nahuatl und dem Maya, aber als näher dem letzteren stehend, zu betrachten. Pimentel hält es für eine Mischsprache, die einem eigenen Bestand fremde Teile aus Nahuatl und Maya, und zwar mehr aus ersterem, hinzufüge.

11. Die Maya-Sprachen.

Gleich östlich vom Gebiet des Zoque beginnt das der Maya-Sprachen. In charakteristischem Gegensatz zu der Zerrissenheit der zuletzt behandelten Sprachen und Sprachengruppen und der Kleinheit ihres Gebietes breitet sich das Gebiet der Maya-Sprachen in geschlossenem Zusammenhange — nur das Huaxteco an der Bucht von Tampico ist von der großen Hauptmasse getrennt — über ein großes Gebiet aus: die ganze Halbinsel Yukatan und ein über ihre Breite noch etwas hinausgehender Teil der Landenge, aber in verminderter Front, an den Pazific stoßend. Es macht sich in dieser ganzen Tatsache in etwa wohl auch die Übermacht geltend, welche die hohe Kultur den Maya-Stämmen verlieh. Die weitere Tatsache aber, daß auch innerhalb des Maya die sprachlich sich nahestehenden Glieder der Einzelgruppen räumlich zusammenwohnen, spricht dafür, wie K. Sapper, Der gegenwärtige Stand der ethnographischen Kenntnis von Mittelamerika (S. 5), richtig bemerkt, „daß diese Völker im großen und ganzen trotz kleinerer Wanderungen seit sehr langer Zeit ihre heutigen Wohnsitze innegehabt haben müssen, womit auch der archäologische Befund ebensowohl als die geographische Verbreitung und sprachliche Zugehörigkeit der Ortsnamen übereinstimmen“ (Globus LXVI, 1894, S. 90 ff.; LXVIII, 1895, S. 165 ff.), und: Das nördliche Mittelamerika (S. 334 ff., 354 ff.).

Die einzelnen Sprachen der Maya-Gruppe gehören so eng zusammen, daß diese Zusammengehörigkeit schon früh erkannt wurde. Sie findet sich am frühesten ausgesprochen bei Hervas (1802), dann bei Vater (Mithridates III [3], S. 106); sie ist dargestellt bei Orozco y Berra (S. 16 ff., 127 ff.); Fr. Müller (GSp II [1], S. 305—313) lieferte eine kurze vergleichende Skizze der Grammatik einiger Maya-Sprachen.

Die erste systematische Gruppierung nahm an der Hand eines vergleichenden Vokabulars O. Stoll, Zur Ethnographie der Republik Guatemala (Zürich 1884), vor, der auch eine ausführliche Bibliographie und genaue Angaben über die Geographie der einzelnen Gruppen und Sprachen lieferte. Ihm schloß sich E. Seler an in seiner Inauguraldissertation: Das Konjugationssystem der Maya-Sprachen (Leipzig 1887; wieder abgedruckt mit Zusätzen in E. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde, I. Bd., Berlin 1902, S. 65—126). Zu erwähnen ist auch Comte de Charencey, Mélanges sur quelques dialectes de la famille Maya-Quiché JSAP I, 1895—1896, S. 43—60); die übrigen Werke de Charenceys über die Maya-Sprachen s. in der Bibliographie von M. Tozzer (s. unten 205, 231 f.).

Zur Geographie und älteren Literatur liefern Beiträge Orozco y Berra, Brasseur de Bourbourg, Manuscrit Troano, Etudes sur le Système graphique et la langue des Maya (II, Paris 1870), Léon, Thomas (S. 67—72), desgleichen Pimentel, der auch Einzelgrammatiken bringt vom Maya (Bd. III, S. 105 — 138), Quiché, Cachiquel, Zutuhil (S. 139—165), Mame (S. 166—199), Huaxteco (S. 201 — 227) und sie dann miteinander vergleicht (S. 229—297).

Wertvolle Ergänzungen zur Gruppierung lieferte K. Sapper, Beiträge zur Ethnographie der Republik Guatemala (PGM XXXIX, 1893, S. 1—19; XLI, 1895, S. 177 bis 182), während A. S. Gatschet, Zentralamerikas Sprachstämme und Dialekte (Globus LXXVII, 1900, S. 81 f.) im wesentlichen sich Stoll anschließt.

Eine eigentlich wissenschaftlich-vergleichende Erforschung der Maya-Sprachen steht noch aus; die Abhandlung E. Selers über das Konjugationssystem (s. oben

S. 204) bildet einen Anfang. Wie eine gute Vorbereitung dazu erscheint M. Tozzers gründliche Arbeit: A Maya grammar with bibliography and appraisement of the works noted (Papers of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology, Harvard University, Cambridge [Mass., U.S.A.] 1921), der im weiten Umfang auch die Vergleichung mit den übrigen Maya-Sprachen übt und eine erschöpfende kritische Bibliographie des Maya bringt. Wertvolle Einzelbeiträge lieferte auch R. Schuller in folgenden Arbeiten: La Posición Etnológica y Linguística de los Huaxtecos (El Mexico Antiguo II, 1924); La lengua Ts'ot'sil (IRAL III, 1924/25, S. 193—218); Los Prefijos *ah* e *in* en la lengua Maya (Memorias de La Sociedad Científica Antonio Alzate, Mexico 1925). Er tritt auch ein für eine Verwandtschaft der Maya-Sprachen mit den Karib-Arawak-Sprachen Südamerikas (Anthropos XIV—XV, 1919/20, S. 465—491).

Die Gliederung der Maya-Sprachen, wie sie von O. Stoll aufgestellt, von K. Sapper und P. Rivet (LM, S. 630 f.) berichtigt und ergänzt wurde, ist die folgende:

Maya-Sprachen.

1. Maya-Tzental-Gruppe

Maya-Untergruppe	Chol-Untergruppe	Tzental-Untergruppe
Eigentl. Maya mit Lacandone und Mopone und Itza (Peten)	Chontal (Tabasco), Chol (Putum, Chorti	Tzental (Tzeltal), Tzotzil (Quelen), Chañabal (Tojolabal)

2. Mam-Pokom-Gruppe

Mam-Untergruppe	Quiché-Untergruppe	Pokom-Untergruppe
Mam (Mame), Ixil, ? Aguacateco, Chuja, Jacalteco, Mototzintleco	Quiché, Cakchiquel, Tzutuhil, Uspanteco,	Kekchi, Pokomchi, Pokomam

3. Huaxteco-Gruppe

Chicomucelteco, Huaxteco

Vergleiche auch Seler (a. a. O., S. 72), wo er Maya, Tzental, Tzotzil, Mame-Ixil zu einer Gruppe zusammenfaßt, in der die Subjektpronomina beim Verbum unmittelbar suffigiert werden, gegenüber einer anderen, bestehend aus

Quiche-Cakchiquel-Tzutuhil und Kekchi-Pokomchi-Pokomam, wo diese Pronomina erst einem Verbalstamm von allgemeiner Bedeutung (etwa gleich unserem „tun“) suffigiert werden, und dann das Ganze dem Verbalstamm präfigiert wird. Es fehlt also hier die Chol- und die Huaxteco-Gruppe.

12. Die Miskito-Xinka-Gruppe.

Gleich nach Südosten, an das Gebiet der Maya-Gruppe anschließend, beginnt das Gebiet von vier Sprachen, deren Beurteilung erheblichen Schwierigkeiten unterliegt. Es sind das Jicaque und Paya, das Lenca und das Xinca. Gewöhnlich wurden sie unter die „isolierten“ Sprachen gerechnet, so z. B. Stoll (1884), Gatschet (1900), Brinton (1901), Sapper (1904), Finck (1907). Indes hatte doch Squier (1853) einen (gewiß zu engen) Zusammenhang von Jicaque und Paya angenommen; auch Thomas (1911) tritt für einen solchen ein.

Ähnlich war die Sachlage mit einer weiteren Gruppe von vier Sprachen, die sich gleich an das Gebiet der ersteren Gruppe anschließen: das Miskito, das Suwo, das Tauachka (Twaka) und das Matagalpa, die fast alle auch von den gleichen Autoren, zu denen für das Miskito noch L. Adam (1891) hinzukommt, als isoliert betrachtet wurden.

Es war W. Lehmann, der für jede dieser beiden Gruppen eine andere Auffassung zur Geltung brachte und auch beide zueinander in Beziehung setzte. Schon in seiner Abhandlung: Ergebnisse einer Forschungsreise in Mittelamerika und Mexiko 1907 und 1909 (ZE XLII, 1910, S. 714—722), wies er für die Sprachen der letzteren Gruppe innere Verwandtschaftsbeziehungen nach und erweiterte und befestigte diesen Beweis noch bedeutend in seinem ZtrA (I. Teil, S. 361—623). Nicht so bestimmt stellte er den Zusammenhang der Sprachen der ersten Gruppe unter sich dar (ZE 1910, S. 723—728; PtrA, I. Teil, S. 624 bis 768); stellenweise scheint er ihn überhaupt noch als fraglich hinzustellen, besonders den zwischen Xinca und Lenca. Die hier vorliegenden Schwierigkeiten liegen wohl z. T.

darin, daß beide Sprachen auch noch andere, sehr weitreichende Beziehungen aufweisen, die früher (S. 198) schon dargelegt worden sind. Im großen und ganzen aber tritt Lehmann dafür ein, daß nicht bloß beide Gruppen als solche bestehen, sondern daß beide auch zueinander Beziehungen aufweisen. Die Gesamtgruppe charakterisiert er dadurch, daß er sie als die in einer Kontaktzone entstandenen Mischsprachen charakterisiert, in denen die von Süden kommenden Chibcha-Sprachen sich mit zentralamerikanisch ansässigen Ursprachen mischten (s. besonders ZtrA, I. Teil, S. 647, 779).

Für die Geographie und die gesamte ältere und neuere Literatur beider Gruppen und ihrer Einzelsprachen ist nach Lehmanns Bearbeitung derselben in seinem „Zentralamerika" nicht mehr nötig, hier noch die älteren Quellen aufzuzählen, da sie sämtlich in dieser Bearbeitung mitangeführt und gewürdigt sind, zugleich mit einer Menge neuentdeckter Quellen und umfangreicher Sprachmaterialien. So über die Sprachen der ersteren Gruppen bei Lehmann (ZtrA I): Paya (S. 628—630, 648—654), Jicaque (S. 631—635, 654—668), Lenca (S. 636—641, 668—722), Xinca (S. 723—768); über die Sprachen der zweiten Gruppe: Miskito (S. 461—468, 483—539, 582—585), Ulua (S. 468—471, 492—550, 570—574, 579—582), Sumo-Tauachka (S. 471—479, 539—570, 576—579, 585—588), Matagalpa-Cacaopera (S. 479—482, 599—623).

Lehmann hat den beiden neuen Gruppen keinen Namen gegeben. Da das sicherlich seine Sache ist, so wage ich hier ihnen nur provisorische Namen zu geben. Ich tue es, dem Prinzip folgend, die beiden äußersten Glieder jeder Gruppe wie der Gesamtgruppe als Bezeichnung aufzustellen. Dementsprechend würde ich für die erstere Gruppe den Namen Paya-Xinca-Sprachen, für die zweite Miskito-Matagalpa-Sprachen und für die Verbindung beider Miskito-Xinca-Gruppe vorschlagen.

Die Gliederung der ganzen Gruppe ist nach W. Lehmann (und P. Rivet, LM, S. 632 f.) die folgende:

Miskito-Xinca-Gruppe.

1. Paya-Xinca-Sprachen

- Paya — Jicaque (Lean, Mulia, El Palmas usw.)
  - Paya
  - Jicaque (Lean, Mulia, El Palmas usw.)
- Lenca
- Xinca (-Pupuloca?)

2. Miskito-Matagalpa-Sprachen

- Miskito
  - Tauira, Mam-Uanki-Blancos Honduras, Zambos
- Sumo
  - Ulua
  - Sumo, Tauachka (Twaka)
  - Yosco (Yusco)
- Matagalpa
  - Matagalpa (Populuca, ausgestorben) Danli Cacaopera-Lislique

VII. Die Sprachen Südamerikas.

1. Allgemeines.

Da wir mit der sofort nach Südosten weiter anschließenden Gruppe auf die große Chibcha-Gruppe treffen, die mit ihren eigenen Verzweigungen und ihren weiteren Verwandtschaftsbeziehungen schon weit in Südamerika hineinreicht, so seien hier zuvor einige Werke genannt, die sich mit der Gesamtheit der Sprachen Südamerikas oder größerer Teile desselben befassen.

Nach den betreffenden Partien in den größeren Sammelwerken von Hervas, Vater, Fr. Müller, Brinton ist als erstes zu nennen Fr. Ph. von Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas zumal Brasiliens, II. Zur Sprachenkunde (Leipzig 1867), eine reiche Sammlung originaler Wörterverzeichnisse, freilich mit allen Mängeln primitiver Sprachaufnahmen behaftet. Von D. G. Brinton liegt auch noch ein Spezialwerk vor: Studies in South American Languages (Philadelphia 1892), das sich mit einer Reihe spezieller Sprachen und Sprachfamilien befaßt. Eine umfassende Darstellung der südamerikanischen Stämme und Sprachen mit ihrer Literatur und Geschichte bietet P. Ehrenreich: Die Ethnographie Südamerikas zu Beginn des XX. Jahrh. unter besonderer Berücksichtigung der Naturvölker (AA, N.F. III, 1904, S. 39—75), der schon die Arbeit: Die Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens (PGM 1891, S. 3, 15, 16, mit Karte) voraufgegangen war.

Ganz speziell der Gesamtdarstellung der Linguistik Südamerikas hatte sich A. F. Chamberlain gewidmet. So in einer ersten Studie über dieselbe im Compte Rendu du Congrès International des Américanistes (XVe sess., Québec 1906 [1907], Bd. II, S. 187—204), dann in einer Spezial-

studie: Sur quelques familles linguistiques peu connues ou presqu'inconnues de l'Amérique du Sud (JSAP, N.S. VII, 1910, S. 179—202). Ferner in einer kurzen allgemeinen Übersicht: Linguistic Stocks of South American Indians, with Distribution-Map (AmA, N.S. XV, 1913, S. 236—247), die eine letzte Skizze sein sollte zu einer größeren Arbeit, zu der ihn sein bald darauf erfolgter Tod leider nicht mehr kommen ließ.

Das Bedürfnis nach einer Darstellung der südamerikanischen Sprachen selbst wurde auch durch diese Übersicht nur verschärft, es blieb eines der dringendsten der allgemeinen Linguistik. Denn verhältnismäßig war kein Sprachgebiet noch so rückständig wie dieses, sowohl in der Abwesenheit einer umfassend orientierenden Übersicht, wie in der wirklich wissenschaftlichen Durcharbeitung der schon erkannten größeren Spracheinheiten als auch der Reduzierung der noch so zahlreichen, unentschiedenen Einzelsprachen und der Lösung der mit ihnen verbundenen Probleme. Zwei Männer schienen besonders berufen zu sein hier Wandel zu schaffen, wegen der umfassenden Arbeiten, die sie auf diesem Gebiet geleistet hatten: P. Rivet und Th. Koch-Grünberg. Der letztere starb zu früh im Jahre 1924 auf seiner vierten Forschungsreise am Rio Branco. So verblieb die Aufgabe für Rivet allein. Er löste sie in ausgezeichneter Weise in dem Sammelwerk „Les Langues du Monde" (Paris 1924), in welchem er die sämtlichen amerikanischen Sprachen übernahm (S. 597—712) und wo der III. Teil „Langues de l'Amérique du Sud et des Antilles" (S. 639—707), ein besonderes Glanzstück des ganzen Werkes bildet. Auch ich selbst habe daraus um so reicheren Nutzen ziehen können, da der Verfasser in dankenswertem Entgegenkommen mir schon die Druckbogen zur Einsichtnahme übersandte.

2. Die Chibcha-Sprachen.

Wenn wir jetzt uns wieder nach dem südlichen Mittelamerika zurückbegeben, wo wir den Gang unserer Darstellung unterbrochen haben, so beginnt gleich südöstlich von der Miskito-Lenca-Gruppe, wie schon gesagt, die große Familie der Chibcha-Sprachen, die sich weit nach Süd-

amerika hinein erstreckt. Daß sie in der Tat schon hier beginnt, ist durch die Forschungen W. Lehmanns vollends klar geworden.

Wie Lehmann hervorhebt, hat als erster schon W. Herzog (AA XVI, 1886, S. 627) die Ausdehnung des Chibcha nach Mittelamerika (Bribri) gesehen. Fr. Müller (GSp IV, Wien 1887, S. 184, Anm.) fügte das Arhoak hinzu. Dieselbe Ausdehnung und eine andere nach Mittelamerika hinein durch die Hinzunahme des Guaymi, Talamanca und Cuna (Coiba) vollzog M. Uhle in seiner grundlegenden Arbeit: Verwandtschaften und Wanderungen der Tschibtscha (VII. IDK, Berlin 1888 [1890], S. 466—489). D. G. Brinton (AR 1901, S. 181—189) fügt das Chimila und, zweifelhaft, das Siquirique hinzu.

Eine ganz bedeutende Erweiterung erfuhr die Chibcha-Gruppe durch H. Beuchat et P. Rivet, Affinités des langues du Sud de la Colombie et du Nord de l'Equateur (Muséon, N.S. XI, Louvain 1910). Nach Osten hin fügen sie hinzu das Sinsiga = Tunebo (Rivet, La langue Tunebo (JSAP, N.S. XVI, 1924, S. 19—92]) und das Chimila, im Norden das Guatuso und Rama, im Süden die ganze von ihnen zuerst aufgestellte Gruppe der Barbacoa-Sprachen, die aus drei Gruppen besteht: 1. Paez und Paniquita (schon von Brinton, a. a. O., S. 189—192, zusammengefaßt); 2. Totoró, Coconuco, Moguix, Guanaco; 3. Colorado, Cayapé, Caiquer (ebenfalls teilweise von Brinton [S. 192 ff.] zusammengefaßt). An diese Gruppe und damit an die Familie der Chibcha schließen Beuchat und Rivet nach Südwesten weiter an das Andaqui (La langue Andaki [JSAP, N.S. XVI, 1924, S. 99—110]), ferner die Sprache der Cara (Contribution à l'étude des langues Colorado et Cayapé [JSAP, N.S. IV, 1907, S. 31—70] und P. Rivet, Les Familles Linguistiques du Nord-Ouest de l'Amérique du Sud [Année Linguistique IV, 1900—1910 [1912], S. 12 ff.]); ähnlich urteilt über diesen Zusammenhang O. von Buchwald (Globus XCIV, 1908, S. 124).

E. Seler, der den Zusammenhang des Cara mit der Barbacoa-Gruppe und die Existenz dieser letzteren selbst zu einem guten Teile schon vor Rivet aufgezeigt hatte, weist auf gewisse Zusammenhänge des Cara mit den an der Küste wohnenden Caraques und den nördlich von den

Caraques wohnenden Esmeraldas hin (Gesammelte Abhandlungen, Bd. I, Berlin 1902, S. 1—64); Rivet (a. a. O., S. 232 f.) denkt nur an Entlehnungen aus dem Chibcha, auch den Zusammenhang des Mocoa mit der Chibcha-Familie läßt er noch in Schwebe (S. 126 ff.).

Die letzten größeren Erweiterungen bewirkte W. Lehmann, der im Westen die Choco-Sprachen (ZtrA, Teil I, S. 60—95) und im Norden die schon behandelte Mischgruppe der Miskito-Matagalpa-Sprachen einfügte. Außerdem aber hat er das gesamte große Gebiet der Chibcha-Sprachfamilie aufs gründlichste neu bearbeitet und eine erschöpfende Geographie, Bibliographie und Geschichte und das gesamte Sprachmaterial aller ihrer Einzelgruppen zusammengestellt in seinem Werke ZtrA, I. Teil: Barbacoa (-Esmeraldas), S. 29—40, eigentliches Chibcha, S. 41—54 (hier bei Sinsiga-Tunebo nachzutragen: P. Fabo A. R., Idiomas y Etnografia de la Region Oriental de Colombia, Barcelona 1911, S. 187—196), Arhuako-Sprachen (S. 57 bis 68), Choco-Sprachen (S. 69—95), Cueva-Cuna (S. 96 bis 142), Guaymi-Dorasque (S. 143—199), Sprachen Costa Ricas: Guetar, Talamanca, Bribri, Terraba, Boruca (S. 228 bis 356), Guatuso, Rama (S. 357—461).

Die Gliederung dieser Sprachfamilie ist nach P. Rivet (LM, S. 680 ff.), ergänzt und berichtigt durch W. Lehmann (vgl. S. 71, 155), die folgende:

Chibcha-Sprachen.

1. Nordgruppe: Miskito-Xinca-Mischsprachen s. o. S. 206 ff.

Paya-Xinca-Sprachen			Miskito-Matagalpa-Sprachen		
Paya-Jicaque	Lenca	Xinca	Miskito	Sumo	Matagalpa

2. Nordwest-Gruppe: Talamanca-Dorasque

	Talamanca-Sprachen	Guaymi-Dorasque	
Guatuso (Corobici), Rama (Voto), Guetar, Suerre, Quepo	Pocosi, Chiripo, Cabecar, Bribri, Terraba, Boruca (Brunca)	Dorasque-Changuena, Guaymi (Muoi, Move usw.), Murire usw.	Cueva-Coiba, Cuna

3. Ost-Gruppe: Arhuako

Köggaba, Guanaco, Atanques, Tunebo, Andaqui, Bintakua-Chimila (Taïrona), Betoi

4. Zentral-Gruppe

Chibcha (Muisca)-Duit; Sinsiga (Tunebo)

5. West-Gruppe: Choco (Cholo)

Chami, Tucura, Andaguedo, Citara, Noanama usw.

6. Südwest-Gruppe: Barbacoa

Paez-Coconuco	Cara-Esmeraldas
Paez-Paniquita, Totoró, Moguez, Coconuco, Guanaco	Cara, ? Mocoa, ? Esmeraldas?

Wir werden jetzt diejenigen Sprachen und Sprachgruppen zuerst erledigen, welche von den Chibcha-Sprachen aus nach Süden an der Küste und auf den Andenhöhen ihr Gebiet haben und zusammen das Gebiet der zweiten südamerikanischen Hochkultur ausmachen oder unter ihrem unmittelbaren Einfluß stehen.

3. Das Esmeraldas.

Südwestlich vom Gebiet der Barbacoa-Gruppe schließt sich zunächst an das Gebiet des Esmeraldas, das H. Beuchat und P. Rivet, Affinités des langues du Sud de la Colombie et du Nord de l'Equateur (Muséon 1910, S. 37

bis 40), mit der Gruppe Coconuco-Paniquita-Barbacoa zusammenstellen. Sie erkennen selbst den Beweis nicht als stringent; die ausgesprochene Genitivnachstellung dieser Sprache läßt sie noch um so stärker als isoliert erscheinen. Zur Literatur s. Lehmann (a. a. O., S. 35—37).

4. Die Gruppe Yunca-Huancavilca.

Am Busen von Guayaquil schließt sich das Gebiet des Huancavilca an, das Brinton (AR, S. 216) zum Quechua rechnet, wogegen Lehmann (a. a. O., S. 38—40) Beziehungen von ihm und dem südlich anstoßenden Tallan aus (von beiden liegt sprachliches Material bis jetzt nicht vor) zu der südlich angrenzenden Yunca-Gruppe mit ihren beiden Sprachen, dem jetzt ausgestorbenen Mochica-Chanco, der Sprache von Chimu, und dem Eten und Sechura, herzustellen sucht, die ihrerseits dann Beziehungen zum Colorado haben sollten; s. darüber auch Brinton (S. 224 bis 296). Uhle sucht das Mochica mit dem Puquina zu verbinden (s. unten S. 215 ff.). P. Rivet stellt hier eine „Famille Atalan“ auf, bestehend aus Manta, Huancavilca, Puna, Tumbez, eine „Famille Yunka“, bestehend aus Morope, Eten, Chimu, Mochica, Chanco, und getrennt davon eine „Famille Sek“, bestehend aus Kolan, Katukao, Sechura (LM, S. 678 und 696).

5. Das Quechua (Runa-simi).

Gleich östlich und südlich von diesen Küstenvölkern beginnt das Gebiet der beiden Hochkulturvölker, der Quechua, und südlich von diesen das der Kolya, fälschlich auch Aymara genannt.

Die Quechua, als Träger der zuletzt herrschenden Kultur, haben ihre Sprache, die nach Brinton im Hochlande von Ecuador ihre Hochsitze hatte, weit über ihre ursprünglichen Grenzen hin ausgebreitet, so daß es sehr schwierig und heute vielfach unmöglich ist, diese genau zu bestimmen, um so mehr, da auch Sprachen, die in ihrem Grunde nicht Quechua sind, doch stark von ihm beeinflußt erscheinen.

S. die Literatur und Geographie dieser Sprache bei Brinton (a. a. O., S. 203—216 und: Studies in South Amer. Nat. Languages, Philadelphia 1892, S. 52—58); Ehrenreich, Die Ethnographie Südamerikas (S. 64); Chamberlain, Linguistic Stocks (AmA, N.S. XV, S. 243); Rivet (LM, S. 666 bis 670).

Die Dialekte siehe aufgezählt bei Brinton (AR, S. 215); wegen ihrer Unsicherheit und wahrscheinlich nicht großen Verschiedenheit voneinander werden sie hier übergangen. Rivet (a. a. O.) legt auch die frühere und jetzige Verbreitung dar.

6. Das Kolya (Aymara).

Viel umstritten in kultureller Hinsicht — ob sie die älteren Lehrmeister der Quechua seien — ist noch die linguistische Stellung der südlich angrenzenden Kolya (Aymara), deren Sprache eine ziemliche Anzahl von Wurzeln mit dem Quechua gemeinsam hat, nach Brinton ein Viertel, wozu noch bedeutende Ähnlichkeit in Phonetik und Grammatik kommt.

Brinton hält sie trotzdem für eine radikal selbständige Sprache, während Markham, v. Tschudi und Steinthal sie als mit dem Quechua verwandt erklären. Ihr Zentrum ist die Umgebung des Titicacasees.

Die Literatur und Geographie dieser Sprache s. bei Brinton (a. a. O., S. 216—221), Ehrenreich (S. 63—65), Chamberlain (S. 237) und besonders P. Rivet (LM, S. 651 bis 653), der auch genaue Angaben über die damalige und jetzige Verbreitung bringt.

7. Das Uru-Puquina.

An den Ufern und auf einigen Inseln des Titicacasees soll von einem armseligen Fischerstamm das Puquina gesprochen werden, eine sowohl vom Quechua als auch dem Kolya völlig verschiedene Sprache, die uns durch R. de la Grasserie, Langue Puquina (Leipzig 1894), bekannt ist und die früher eine der Hauptsprachen des Reiches gewesen sein soll. Gewöhnlich — so von v. Tschudi, Organismus der Ketschua-Sprache (Leipzig 1884, S. 76), Brinton

(S. 221 ff.) — wurde sie für identisch mit dem Uru betrachtet.

M. Uhle (Ges. f. Erdkunde Berlin, Verhandlg. XXIII, 1896, S. 357—360, und Globus LXIX, 1896, S. 19) entdeckte aber einen linguistischen Stamm des Uru in einigen Dörfern am Rio Desaguadero zwischen den Seen Titicaca und Poopo (Aullagas), der ihm vom Puquina völlig unabhängig zu sein schien. J. Toribio, Los Indios Uros del Peru y Bolivia (Bol. de la Soc. Geogr. de Lima X, 1901, S. 445—489) veröffentlichte noch besseres und umfangreicheres Material. A. F. Chamberlain, nach dem Vorgang von E. Boman, Les antiquités de la Région Andine de la République Argentine (Paris 1907—08, I, S. 67—73), stellte infolgedessen eine neue linguistische Gruppe, die des Uro, auf (AmA, N.S. XII, 1910, S. 417—424; JSAP VII, 1910, S. 196—197, 200). Boman (a. a. O., S. 72) identifizierte diese Sprache mit der der Chango an der Küste, die ebenfalls Uros genannt werden.

Unterdessen aber erschien die wichtige Arbeit von C. de Créqui-Monfort und P. Rivet: Linguistique Bolivienne. La langue Uru ou Pukina (IAE XXV, 1921, S. 87 bis 113). Mit durchschlagenden neuen Gründen wird hier zunächst die Identität des Puquina auch mit dem von Uhle entdeckten neuen Uru-Material dargetan und dann gezeigt, daß diese Sprache tatsächlich im Inka-Reich, zwischen der Qechua- und Aymara-Bevölkerung zerstreut, eine sehr weite Verbreitung hatte: im Inland vom 15. bis zum 22.° südl. Breite im ganzen Becken der Titicaca-, Poopo- und Coipasa-Seen und dem Salar von Uyuni, ferner von Pisagua bis Iquique, endlich auch im Süden bis Cobija. Dazu kommt, daß beide Autoren sich auch der Ansicht derjenigen anschließen, die das Puquina mit dem Uru der Chango in Verbindung setzen. Über die Verbindung mit der Chapacura-Gruppe s. unten.

So ergibt sich also für die neue Gruppe eine ganz erstaunlich weite Verbreitung.

Aber die zweite Überraschung, die die beiden Autoren bringen, die Verstärkung des Nachweises, den eigentlich schon R. de la Grasserie in seiner Grammatik des Puquina (a. a. O., S. 10 f) geliefert hatte, ist, daß wir es hier nicht mit einer ganz neuen, isoliert dastehenden

Sprachfamilie zu tun haben, sondern mit einer Arawak-Sprache, die einerseits mit der präandinen (Campa etc.), andrerseits der bolivischen (Moxo-Baure u. a.), schließlich auch mit der nordamazonischen Arawak-Gruppe nähere Beziehung hat (s. unten). Wir stehen hier somit vor der bedeutungsvollen Tatsache, daß der größte Teil des Qechua-Aymara-Hochkulturgebietes eine alte arawakische Jäger- und Fischerbevölkerung als Vorgänger hat. Das stimmt zu der Tatsache, daß auch im Chibcha-Hochkulturgebiet die unterworfene Urbevölkerung Caquetios, d. h. Arawaken waren, wie W. Lehmann nachweist (a. a. O., S. 42, 57, 71, 117 f., 595).

8. Die Gruppe Cunza-Diaguita.

Südlich von den Uru und, wenn die Chango zu ihnen gehören, teilweise schon mit ihnen sich mischend, liegt das Gebiet des Atacameño, von dem Stamm selbst, der sich Likan-Antai nennt, als Cunza bezeichnet. S. die Literatur über sie bei Brinton (a. a. O., S. 226—228) und erschöpfend bei A. F. Chamberlain (AmA, N.S. XII, 1911, S. 465—467).

Diese Sprache bringt R. R. Schuller in seiner Arbeit: Vocabularios y nuevos materiales para el estudio de la lengua de los Indios Lican-Antai (Atacameños)-Calchaqui (Santiago 1908) — vgl. auch R. R. Schuller, Die Calchaqui-Frage (Anthropos XIV—XV, 1919—20, S. 572 f.) — erfolgreich in Verbindung mit der Sprache der Calchaqui-Bewohner, dem Diaguita mit seinen Dialekten Kaká(na), Tonokoté, Zanavirona, Indamu, von denen nur Personen- und Ortsnamen vorhanden sind.

Es scheint nicht, daß diese Verbindungsherstellung von den anderen Autoren bemerkt worden ist. Noch A. F. Chamberlain in seiner ausführlichen Erörterung des Calchaqui-Problems (AmA, N.S. XIV, 1912, S. 503 bis 507; vgl. auch XV, 1913, S. 237) tut ihrer keine Erwähnung, sondern hält das Diaguita für eine alleinstehende Sprache, wie auch E. Boman, L. Léjeal und die meisten neueren Autoren, während Brinton es für einen verdorbenen Quechua-Dialekt erklärte (s. die ganze Literatur bei Schuller, a. a. O., und Chamberlain, S. 506).

Südlich vom Gebiet des Diaguita, teilweise sich mit ihm schon mischend, liegt das Gebiet der beiden Sprachen Allentiac und Millcayac.

9. Die Sprachen Allentiac-Millcayac.

Brinton (S. 323) hielt sie für verwandt miteinander und stellte sie zu den araukanischen Dialekten. E. Boman (1908) und B. Mitre (1894) trennen beide voneinander und erklären das Allentiac für alleinstehend. Dem schließt sich Chamberlain (1912, 1913) an und hält das Millcayac für wahrscheinlich Puelche.

R. R. Schuller, dem es gelang, zwei Blätter der Grammatik des Millcayac von demselben P. Luis de Valdivia S. J. aufzufinden, der eine Allentiac-Grammatik (beide gedruckt in Lima 1607) geschrieben hatte, konnte aus der Vergleichung beider mit voller Sicherheit feststellen, daß beide Sprachen sehr nahe verwandt und Dialekte der Sprache der Huarpe(Guarpe)-Indianer der Provinz Cuyo sind. Siehe R. R. Schuller: Discovery of a fragment of the printed copy of the work on the Millcayac Language by Luis de Valdivia (Cambridge [Mass.] 1913, Papers of the Peabody Museum of Amer. Archaeology and Ethnology, Harvard University, Vol. III, No. 5) und: Zur sprachlichen Stellung der Millcayac-Indianer (IAE XXI, 1913, S. 177—188; vgl. auch Anthropos XIV—XV, 1919—20, S. 573).

10. Die isolierten Sprachen nördlich des Amazonas.

Wir begeben uns jetzt wieder nach dem Norden von Südamerika und werden von da abermals eine Wanderung nach Süden antreten, diesmal aber die Ostabhänge der Anden entlang und durch die an ihren Ausläufern sich ausbreitenden Waldebenen und Steppen hindurch. Hier werden wir eine Unmenge von kleineren Sprachen und Sprachgruppen antreffen, die entweder durch die Hochkulturen der Chibcha, Quechua oder Aymara aus den Anden nach Osten abgedrängt oder aber, was noch häufiger der Fall ist, durch die starken und zahlreichen Gruppen der großen Stämme der Arawaken, Kariben und Tupi

aus den großen Flußebenen nach Westen in die Anden hineingetrieben wurden. Diese letzteren großen Gruppen werden wir jetzt zunächst noch beiseite lassen.

Wir nehmen zunächst hinzu eine schon etwas weit nach Osten gelegene Sprache, die ganz isoliert dasteht. Es ist das Warrau oder Guarauno, dessen Gebiet mitten zwischen Kariben (und Arawaken) am Mündungsdelta des Orinoco liegt. S. ihre Literatur und Geschichte bei Brinton ((S. 271 f.), A. R. Chamberlain (AmA, N.S. XV, 1913, S. 240) und ein neues Wörterverzeichnis in B. Tavera-Acosta, Nuevos vocabularios de dialectos indígenas de Venezuela (JSAP, N.S. XIII, 1921, S. 217—232; XIV, 1922, S. 65—82).

Wenn wir uns jetzt mehr nach dem Westen begeben, so treffen wir nordöstlich vom Chibcha und südöstlich vom Arhoak südlich an der Lag. de Maracaybo das Gebiet des Timote (Muku) mit dem Kuika an, das bis jetzt keiner Gruppe angeschlossen werden konnte. S. die Literatur und Geschichte bei Brinton (S. 179 f., 346) und Rivet (LM, S. 679).

Südöstlich von den Timote am Rio Mono, oberen Rio Meta und Rio Vichada wohnen die Saliba, die früher zwischen dem Vichada, dem Guaviare und dem Orinoco wohnten und dort mit den Piaroa in Berührung standen. P. F. S. Gilj, Saggio de Storia americana (Roma 1780 bis 1784, Bd. III, S. 212, 383—384), erklärt beide Sprachen für verwandt miteinander. Die späteren Amerikanisten trennten sie wieder, bis kurz nach- und unabhängig voneinander L. R. Oramas, Gramática, diccionario y catecismo de la lengua saliba segun manuscrito inédito con annotaciones comparativas en el diccionario (Caracas 1914), und P. Rivet, Affinités du Saliba et du Piaroa (JSAP, N.S. XII, 1920, S. 11—20), ihre Zusammengehörigkeit wieder feststellten; s. auch das ausführliche Wörterverzeichnis bei Koch-Grünberg, Vom Roroima zum Orinoco (Bd. IV, Stuttgart 1926).

Gleich östlich von dem jetzigen Gebiet der Saliba wohnen die Otomaken (auch Totomaco oder Toto genannt), deren Sprache, das Taparite, nur durch einige zwanzig Wörter bekannt, bis jetzt als isoliert betrachtet werden muß. S. ihre Literatur bei D. Brinton (S. 264, 269, 338) und A. F. Chamberlain (JSAP VII, 1910, S. 194).

Dasselbe muß gesagt werden von der Sprache der gleich östlich an die Otomaken anwohnenden Yaruro (Yapin, Japaria); deren Literatur s. bei Brinton (S. 264, 271, 275, 355) und Chamberlain (a. a. O., S. 201).

Unmittelbar zwischen Rio Meta und Rio Vichada ist das Gebiet der Guahibo und weiter westlich, in den Quellgegenden des Rio Meta dasjenige der mit ihnen verwandten Churoye. A. F. Chamberlain stellt, nach dem Vorbild von Brinton, Churoye als selbständige Sprache hin (a. a. O., S. 186, wo auch die Literatur über Churoya angegeben ist). Bald darauf faßte P. Rivet, Les Familles linguistiques du Nord-Ouest de l'Amérique du Sud (L'Année linguistique IV, 1908—1910, Paris 1912, S. 130—131), beide zusammen unter dem Namen Guahibo, wie es schon A. Ernst (ZE XXXIII, 1891, S. 1—13) nahegelegt hatte, dem auch A. F. Chamberlain neuestens (AmA, N.S. XV, 1913, S. 240) zustimmt; s. darüber auch P. Rivet (LM, S. 655) und das ausführliche Wörterverzeichnis bei Koch-Grünberg, Vom Roroima zum Orinoco (Bd. IV, Stuttgart 1926).

Östlich von dem Andaqui, am Rio Inirida, einem Nebenfluß des Rio Guiviaré, 2° 30′ nördl. Breite, befindet sich das Gebiet des Puinave (auch Uaipes, Cabere u. ä. genannt), das bis vor kurzem als isoliert dastand; s. darüber Brinton (a. a. O., S. 278—356), A. F. Chamberlain (JSAP VII, 1910, S. 196) und das ausführliche Wörterverzeichnis bei Koch-Grünberg (a. a. O., Bd. IV). Neuerdings aber haben P. Rivet und C. Tastevin, Affinités du Maku et du Puinave (JSAP XII, 1920, S. 69—82), für einige Maku-Sprachen die innere Verwandtschaft mit dem Puinave nachgewiesen. Neues und besseres Material, Grammatik und Wörtersammlung wird geboten in dem Artikel von P. Rivet et les Pères P. Kok et C. Tastevin, Nouvelle contribution à l'étude de la langue Maku (IRAL III, 1924/25, S. 133—192). Die Maku-Sprachen sind die Sprachen von einigen kulturell sehr niedrig stehenden Stämmen, die zwischen dem Rio Negro und dem Rio Yapura als unstete Jäger in den Wäldern umherstreifen. Th. Koch-Grünberg brachte die ersten längeren Sprachaufzeichnungen von ihnen zusammen, und zwar von solchen des Rio Curicuriary, Nebenfluß des Rio Negro, vom Rio Tiquie, Neben-

fluß des Uaupes, und dem Maku-Igarapé, Nebenfluß des Papury (Die Sprache der Maku-Indianer, Anthropos I, 1906, S. 877—906), zu denen P. Tastevin noch Material von denen vom Rio Jurubaxy, Nebenfluß des unteren Rio Negro, hinzufügte. Die ganze Gruppe wird von den beiden Autoren als die Puinave-Gruppe bezeichnet. Vgl. auch unten S. 229.

Da Maku eine ganz allgemeine (verächtliche) Bezeichnung ist, so gibt es auch Maku-Stämme, die jetzt in andere Sprachfamilien hineingehören, und eine Maku-Sprache, die auch noch immer für sich allein dasteht; s. bei Th. Koch-Grünberg, Abschluß meiner Reise durch Nordbrasilien zum Orinoco (ZE XLV, 1913, S. 448—474); Id., Vom Roroima zum Orinoco (Bd. IV, Stuttgart 1926).

Weiter nach Osten, auf der Wasserscheide zwischen dem Orinoco und dem Rio Branco und damit dem Amazonas, liegt das Gebiet der Schiriana, mit den Guaharibo identisch, deren Sprache mit denen der anwohnenden Waika eine isolierte Gruppe bildet; Koch-Grünberg, Abschluß meiner Reise durch Nordbrasilien (ZE 1913, S. 454 ff.); Wörterverzeichnis und grammatische Angaben in Koch-Grünberg, Vom Roroima zum Orinoco (Bd. IV).

Ebenfalls als isoliert erweisen sich die beiden von Koch-Grünberg aufgefundenen Sprachen der Kuliana und der Auake, deren Gebiet, gleich anschließend an das der Schiriana, nach Nordosten hin sich erstreckt (a. a. O., S. 456 ff.); Wörterverzeichnisse und grammatische Angaben in Koch-Grünberg, Vom Roroima zum Orinoco (Bd. IV).

11. Die Tukano (Betoya)-Sprachen.

Südlich und teilweise östlich von all den hier aufgezählten kleineren isolierten Sprachgebieten breitet sich das Gebiet einer größeren Sprachgruppe aus, das bisher den Namen „Betoya-Sprachen“ getragen hat.

Ihre Erforschung hat eine etwas wechselvolle Geschichte. D. G. Brinton (AR, New York 1891, S. 273 bis 276) stellte sie zuerst auf und faßte unter dieselbe die später als westliche und nördliche bezeichneten Gruppen zusammen, während er die östliche von ihr trennte und

sie in die „Tapuya-Gruppe" einreihte. Kurz darauf, in seinen „Studies in South American Languages" (PAPhS XXX, 1892, S. 100—105, 271—278), nahm er auch die östliche Gruppe auf und vergrößerte sie beträchtlich durch Anfügung weiterer Stämme.

Die ganze östliche Gruppe wurde aufs gründlichste erforscht und reiche Materialien von ihr beigebracht durch die Reisen Th. Koch-Grünbergs, der das Ergebnis derselben vorzüglich in folgenden Arbeiten veröffentlichte: Die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapura und ihre sprachliche Zusammengehörigkeit (ZE XXXVIII, S. 166 bis 206), Zwei Jahre unter den Indianern (Berlin 1909—1910, Bd. II, S. 323), Die Betoya-Sprachen Nordwestbrasiliens und der angrenzenden Gebiete (Anthropos VIII, 1913, S. 944—977; IX, 1914, S. 569—589, 812—823; X—XI, 1915—16, S. 114—158, 421—449). Diesem ganzen Material ist noch hinzuzufügen P. P. Kok, Ensayo de Gramática Dagseje o Tokano (Anthropos XVI—XVII, 1921—22, S. 838 bis 865), die erste ausführliche, auf zuverlässiges Material sich stützende Einzelgrammatik dieser Sprachen.

Das gesamte, bedeutend spärlichere und weniger wertvolle Material der westlichen und nördlichen Gruppe wurde in einer kritischen Zusammenfassung veröffentlicht von H. Beuchat et P. Rivet, La Famille Betoya ou Tucano (MSLP XVII, 1911, S. 117—190; ein Nachtrag MSLP XVIII, 1912, S. 91—95). Hier wurde aber dargetan, daß der hauptsächlichste Vertreter der nördlichen Gruppe, das Betoi, den Chibcha-Sprachen zuzuzählen ist (s. oben S. 213). Die beiden Autoren vereinigen deshalb die nördliche mit der westlichen Gruppe und schlagen vor, die ganze Familie in Zukunft nicht mehr Betoya-Sprachen, sondern Tukano-Sprachen zu benennen, nach dem Tukano, der am besten bekannten und am weitesten verbreiteten Sprache der Ostgruppe. A. F. Chamberlain (AmA, N.S. XV, 1913, S. 237) hält es für besser, bei dem alten Namen zu bleiben, weil er schon eingebürgert ist; wir schließen uns dem Vorschlage Rivets an, s. auch dessen Darstellung in LM, S. 685 f.

Alles Nähere über Verbreitung, Bibliographie und Material dieser Sprache siehe bei Koch-Grünberg und Beuchat-Rivet. Die westliche Gruppe, die von einer sehr

großen Anzahl Sprachen am Rio Napo und Putumayo gesprochen wird, ist nur sehr unvollständig und unvollkommen bekannt, besonders die Zahl ihrer wirklichen Dialekte (nicht: Stämme!) steht in keiner Weise fest.

Die Gliederung dieser Sprachfamilie, nach Koch-Grünberg und Beuchat-Rivet, ist folgende:

Tukano-Sprachen.

1. West-Gruppe:

Tama	Correguaje	Pioje	Encabellado	Icaguate

2. Ostgruppe:

Kobeua (Hahänana)	Tukano-Tuyuka	Buhagana	Yahuna, Kaschiita	Desana, Yupua	Kueretu (Mischsprachen)
		Buhagana, Omöa, Sära, Yäba, Doã, Tsaina, Tsölöa, Makuna			

Tukano (Dagseje)	Tuyuka (Dochkapuara), Tsöla	Uanána	Urikana
		Bara, Uaiana, Uasöna, Möchaäa, Pamoa	

12. Isolierte Sprachen an den östlichen Quellflüssen des Amazonas.

Im Süden des Gebietes der Tukano-Sprachen und von ihm von drei Seiten umschlossen befindet sich zwischen dem Yapura und dem Putumayo das Gebiet zweier Stämme, die einander benachbart sind, der Miranya im Westen, der Uitoto im Osten.

Die Miranya, über die C. Fr. P. von Martius (Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens, Leipzig 1867, 1, S. 534, 537) nähere Nachricht gebracht hatte, stellten sich schon nach den neueren Untersuchungen Th. Koch-Grünbergs, Die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapura etc. (ZE XXXVIII, 1906, S. 189 f.) und: Die Miránya, Rio Yapura, Amazonas (a. a. O., XLIII, 1910, S. 896—914), als ein Gemisch von verschie-

denartigen Stämmen heraus. Schon Martius erwähnt besonders zwei Stämme, die „Miranha-Oirá-Açu-Tapuya“ und die „Miranha-Carapana-Tapuya“. Koch-Grünberg stellt fest, daß die Sprachen beider Stämme keine Verwandtschaft miteinander haben, daß die des ersteren, das „eigentliche Miranya“, als alleinstehend betrachtet werden müsse, die zweite „mit aller Reserve“ zur Uitoto-Gruppe gerechnet werden könne. P. Rivet, Affinités du Miranya (JSAP, N.S. VIII, 1911, S. 1—38), hat das „eigentliche Miranya“ näher untersucht und stellt fest, daß es eine große Menge von Übereinstimmungen im Wortschatz aufweist mit dem Zaparo, dem Uitoto, dem Arawak, weitaus am meisten aber und in den bedeutungsvollsten Fällen (Körperteile, Verwandtschaftsnamen) mit dem Tupi-Guarani. Er betrachtet es deshalb als einen von den umwohnenden Sprachen stark beeinflußten Dialekt des Tupi-Guarani. Neueres Material s. bei W. C. Farabee, The Indian Tribes of Eastern Peru (Peabody Museum, Harvard University, vol. X, Cambridge [Mass.] 1922, S. 22—52, 62—76, 78), und besonders R. Karsten, La lengua de los Indios Jibaros (Shuara) (Finska Vetenskaps Förhandlinger XLIV, Helsingfors 1921—22, Avd. B. n. 2).

So wie durch Martius die Miranha, so wurden durch J. Crevaux, Voyages dans l'Amérique du Sud (Paris 1883, S. 386), die Uitoto-Stämme eingeführt, deren Name bei den dortigen Karibenstämmen nur die allgemeine Bedeutung „Feinde“ hat und so ebenfalls eine Anzahl Stämme umschließt, die sprachlich wenig oder gar nicht zusammengehören. Th. Koch-Grünberg (ZE XXXVIII, 1906, S. 188 ff.) brachte zuerst genauere Kunde von ihnen, die er in der Studie: Les Indiens Ouitotos (JSAP III, 1906, S. 157—189) näher präzisierte und in dem Artikel: Die Uitoto-Indianer, Weitere Beiträge zu ihrer Sprache (JSAP VII, 1910, S. 61 bis 83), besonders auch nach der grammatischen Seite hin erweiterte. Er stellt ihre Sprache als eine alleinstehende hin, von der er bis jetzt drei Dialekte sammeln konnte: Kaime, Orejones (am oberen Amazonas, Fr. de Castelnau, Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, Paris 1851, V, S. 294 f., 6—14), Miranha-Carapana-Tapuya (s. oben) und Coëruna. Neueres Material s. bei W. C. Farabee (a. a. O.); vgl. Rivet (LM, S. 694).

Am östlichen Ende des Gebietes der eigentlichen Miranha stößt das Gebiet der Juri („Kraushaarigen"?) an, die Brinton (1891) als einen Arawak-Stamm bezeichnet hatte. Th. Koch-Grünberg, Zwei Jahre unter den Indianern (II, S. 305), stellte ihre Sprache als isoliert hin, ein Urteil, dem sich A. F. Chamberlain nach eigener sorgfältiger Prüfung des Wörtermaterials anschließt (JSAP VII, 1911, S. 190).

Noch weiter nach Osten, in ganz zentraler Lage am unteren Lauf der Rio Purus und Rio Madeira bis zu ihrer Mündung in den Amazonas, ist das Gebiet der Mura. Ihre Sprache, zuerst von Brinton (a. a. O., 1891, S. 232) als zum Tupi-Guarani gehörig bezeichnet, wurde von Ehrenreich, Die Ethnographie Südamerikas (1905, S. 51), unter die isolierten Sprachen gerechnet. Vgl. auch A. F. Chamberlain (JSAP, N.S. VII, 1910, S. 193) und P. Rivet (LM, S. 672—673). Es existiert von ihr nur das eine bedeutendere Wörterverzeichnis bei Martius (Beiträge II, S. 20—21).

Wir begeben uns jetzt wieder nach Westen durch das Gebiet der Miranya und der Tukano (Betoya)-Sprachen hindurch und treffen dort im östlichen Kolumbien (Patoko und Kilasinga) mit der Ostkordillere und der Laguna la Cocha im Süden bis zum Parámo de las Papas im Norden und dem Rio Putumayo und Rio Caqueta im Osten das Coche (Mocoa bei Brinton). S. darüber J. Rocha, Memorandum de viaje, Regiones amazónicas (Bogota 1905), und O. von Buchwald, El Sebondoy, Vocabulario y Notas (Bol. de la Soc. ecuatoriana de estudios históricos americanas, Quito III, 1919, S. 205—212); vgl. dazu P. Rivet (LM, S. 670).

Weiter westlich, östlich des Gebirges Cayombe, an den Quellen des Aguarico und an den Rios Cofanes, Sardines, Duino usw. befindet sich das Cofane. Siehe Rivet (LM, S. 670).

Westlich vom Rio Napo breitet sich der Stamm der Zaparos aus. Brinton (AR 1891, S. 279 ff.), der zuerst diese Sprachfamilie aufgestellt hatte, faßte sie viel zu weit. H. Beuchat und P. Rivet, La Famille linguistique Zaparo (JSAP, N.S. V, 1908, Nr. 2), haben diesen Umfang beschränkt, sie weisen ihr 39 Stämme zu und geben als Grenzen ihres Gebietes an im Norden und Osten den Rio

Napo, im Westen den Rio Bobonaza, dann den Rio Pastaza, im Süden vom Rio Pastaza zum Rio Tigre und oberen Rio Nanay bis zum Rio Blanco und von da nach Norden bis zum Zusammenfluß des Rio Napo und Rio Curaray. Als Einzelsprachen der Gruppe sind bis jetzt bekannt: Conambo, Iquito, Gae, Andoa, eigentliches Zaparo. In einer späteren Untersuchung: Affinités du Miranyá (JSAP, N.S. VIII, 1911, S. 147—152) kommt Rivet zu dem Ergebnis, daß das Zaparo so viele Übereinstimmungen mit dem Guarani-Tupi aufweise, daß man sogar die Frage aufwerfen könne, ob es nicht zu dieser Familie gehöre; jedenfalls stehe fest, daß sich ein starker Einfluß derselben selbst bis in diese äußersten Westgegenden hinein geltend gemacht habe.

Zwischen dem oberen Rio Nanay, linkem Nebenfluß des oberen Amazonas, und dem oberen Rio Mazan, Nebenfluß des Rio Uorite, des unteren Napo, war das Gebiet des Arda, s. darüber P. Rivet (LM, S. 650).

Gleich nach Westen, an das Gebiet des Zaparo angrenzend, erstreckt sich das Gebiet des Jibaro (oder Šiwora). Eine selbständige Sprachfamilie dieses Namens wurde schon von Hervas (Catálogo delas lenguas etc., vol. I, Madrid 1800, S. 264) aufgestellt. D. G. Brinton, der eine Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache zu veröffentlichen glaubte in seinen: Studies in South American native languages PAPhS XXX, 1892, S. 59—67), befestigte diese Ansicht. H. Beuchat und P. Rivet, La langue Jibaro ou Šiwora (Anthropos IV, 1909, S. 805 bis 822, 1053—1064), wiesen nach, daß die beiden Werke nicht das Jivaro, sondern das Jebero, eine benachbarte Sprache, enthielten, die mit dem Jibaro keinerlei Verwandtschaft aufweist. Indem sie dann das vorliegende Material des wirklichen Jibaro genauer studierten, gelangten sie zu dem Ergebnis, daß dieses eine eigentümlich entwickelte Sprache der Arawak-Familie darstelle, das mit dem Campa die meisten Beziehungen aufweise. Neueres Material s. bei W. C. Farabee (a. a. O.).

Die Jebero haben ihr Gebiet südlich von dem der Zaparos und südöstlich von dem der Jibaros. H. Beuchat und P. Rivet vereinigten ihre Sprache mit der Gruppe des Maina, die D. G. Brinton (AR, S. 282, 284—285) auf-

gestellt hatte, stellten sie im einzelnen richtig und gaben ihr den neuen Namen Cahuapana (La famille linguistique Cahuapana [ZE XLI, 1909, S. 615—634]).

Südlich von dieser Gruppe, am linken Ufer des Rio Huallaga, an dessen Nebenflüssen Monzon, Uchiza, Tocache, Pachiza ist das Gebiet des Cholona und des zu ihm gehörigen Xibito (Hibito). Eine „Arte de la lengua Cholona" veröffentlicht Fr. Pedro de la Mata in der Zeitschrift „Inca" (I, 1923, S. 690—750 ff., Lima).

13. Die Pano-Sprachen.

Östlich von der Cahuapana-Gruppe beginnt das Gebiet einer größeren Sprachgruppe, das indes in mehrere Teile zerrissen ist. Es sind die Pano-Stämme, von denen eine größere Nordgruppe am Oberlauf des Rio Javary und Rio Jurua sich erstreckt, während eine kleinere Südgruppe im Gebiet der Quellflüsse des Rio Madeira sich befindet. Zwischen dem Nord- und Südgebiet liegt isoliert am Ursprungsgebiet des Rio Puru das Gebiet des Kanamari, und südwestlich, vom Südgebiet abgetrennt, im Quellgebiet des Rio Madre de Dios, ist das Gebiet der Stämme Aratsaira, Atsahuaka, Amiaka.

Als Sprachfamilie zusammengefaßt erscheint die Pano-Gruppe zuerst in R. de la Grasserie, De la famille linguistique Pano (Paris 1889 und Compte-Rendu des Berliner Amerikanisten-Kongresses von 1888, Berlin 1890, S. 438). Weitere Festlegungen und Richtigstellungen und eine umfangreiche Bibliographie brachte K. v. d. Steinen in der Einleitung seiner Herausgabe des Franziskanermanuskriptes Diccionario Sipibo (Berlin 1909, S. 19—40); s. dazu die kritischen Bemerkungen von W. Schmidt (MAGW XXXV, 1905, S. 127—130). Es folgten F. Hestermann, Die Pano-Sprachen und ihre Beziehungen (Verh. XVI IAK Wien 1908, S. 645—650), der auf grammatische Beziehungen zu der Takana-Gruppe hinwies (ebenso auch Créqui-Montfort und Rivet [JSAP, N.S. XIII, 1921, S. 301]); vgl. auch Hestermann, Die Schreibweise der Pano-Vocabulare (JSAP, N.S. XI, 1914, S. 21—33).

P. Rivet, Sur quelques dialectes panos peu connus (JSAP VII, 1910, S. 221—242), ergänzte die Bibliographie der

ganzen Gruppe, brachte neues Material von der Südgruppe bei und wies in seiner Untersuchung: Les Katukina (JSAP, N.S. XII, S. 87—88) die Zugehörigkeit eines Stammes dieses Namens zur Pano-Gruppe nach. Das letztere geschah in noch umfangreicherem Maße bei G. de Créqui-Montfort und P. Rivet, Linguistique Bolivienne. Les dialectes panos de Bolivie (Muséon 1913, Louvain, S. 19 bis 78), außerdem wurden eine Reihe grammatischer Tatsachen herausgearbeitet. Der Unterschied der einzelnen Pano-Dialekte ist teilweise äußerst gering, so daß rein linguistisch ein Unterschied nicht zu machen wäre. Neueres Material bei W. C. Farabee, Indian Tribes of Eastern Peru (Papers of Peabody Mus. X, 1922, S. 88—95, 110—113), und bei P. Rivet (LM, S. 673—676).

In der Ermangelung einer besseren Durchforschung der ganzen Gruppe läßt sich vorläufig nur eine geographische Gruppierung der Stämme geben, von denen sprachliches Material bekannt ist:

Pano-Sprachen.

1. Nordgruppe

Konibo, Shetebo-Pano, Shipibo, Amahuaka, Kassibo, Mashoruna, Nana, Kulino, Kashinaua-Sheminaua

2. Mittelgruppe

Kanamari, Katukina

3. Südgruppe

Ostteil:	Westteil:
Pakaguara, Karipuna, Sinabo, Tshakobo, Kapuibo	Atsahuaka, Yamiaka, Aratsaira

14. Die Takana-Sprachen.

Zwischen dem Ostteil der Südgruppe der Pano-Sprachen breitet sich das Gebiet der Takana-Sprachen aus.

D. G. Brinton stellte diese Gruppe zuerst auf (AR 1891, S. 298—300), mit Richtigstellungen in: Studies in South American native Languages (PAPhS XXX, 1892, S. 45—59).

Fernere Richtigstellungen und Erweiterungen daran vollziehend, fügten G. de Créqui-Monfort et P. Rivet, La fa-

mille linguistique Takana (JSAP XIII, 1921, S. 91—102, 281—301; XIV, 1922, S. 141—182; XV, 1923, S. 121—167), die volle Bibliographie hinzu [in der besonders hervorzuheben ist: Tacana, arte, vocabulario, exhortaciones, frases por el R. P. N. Armentia etc. (Introduccion y notas por S. Lafone-Quevedo, La Plata 1902) und: Cavineña o Cavina, Arte y Vocabulario Ms. del R. P. N. Armentia por S. A. Lafone-Quevedo (La Plata 1904)], stellten das Gebiet der einzelnen Stämme fest und nahmen eine vergleichende grammatikalische Untersuchung vor. Sie gelangten zu dem Ergebnis, daß diese Sprachen in der Grammatik starke Anklänge an die Pano-Sprachen, im Wortschatz an die Arawak-Sprachen aufweisen.

Sprachliche Materialien liegen vor von folgenden Dialekten: Araona, Arasa, Guariza, Kavineño, Maropa, Sapibokona, Takana, Tiatianaga (Guarayo de Tambopata), Tschama.

15. Die Katukina-Sprachen.

Östlich von dem Großteil der Pano-Sprachen und südlich vom Ostflügel ihrer Nordgruppe (Kulino, Mashoruna) breitet sich zwischen 72° 30′ und 63° 32′ L. und 4° und 9° Br. das Gebiet der Katukina-Sprachen aus.

Es ist das Verdienst von P. Rivet, die an diesen Namen sich knüpfende Verwirrung aufgeklärt zu haben. In seiner Abhandlung „Les Katukina“ (JSAP, N.S. XII, 1920, S. 83—89) legte er dar, daß es drei verschiedene Arten Katukina gebe: ein Catuquinarú (am Imbyrá[su], Nebenfluß des Taranaca, bei dem Jatuarana-Paraná), das ein Tupi-Guarani-Dialekt ist (s. unten S. 242), ein Katukina (am Gregorio, rechter Nebenfluß des oberen Jurua), ein Katokina (am Jurua), verwandt mit dem Kanamari.

Dieses letztere stellt er in der Abhandlung „Les tribus indiennes des bassins du Purús, du Juruá et des régions limitrophes“ (La Géographie XXXV, 1921, S. 449—482) als eine eigene Sprachgruppe auf und gibt ihre ganze Bibliographie an. Zu derselben läßt er folgende Dialekte gehören: Tukundiapa, Parawa, Bendiapa, Tawari, Kayavavá, Kanamari, Burue, Katukina, Katawiši. Vgl. auch Rivet (LM, S. 665 f.). Er vermutet für diese Sprachen Verwandtschaft mit dem Puinave-Maku (s. oben S. 220).

16. Die isolierten Sprachen südlich des Amazonas.

Gleich im Süden des Takana-Gebietes und von da nach Osten und Südosten sich hinziehend beginnt ein Gewirr von kleinen Gebieten, deren Sprachen ganz isoliert dastehen. Hier, wo die Anden am weitesten nach Osten vorspringen, und wo die Quellgebiete der großen rechten Nebenflüsse vom Ufer des Amazonas, des Tapajoz, des Xingu, des Araguaya von Norden her mit dem Quellgebiet des nach Süden abfließenden Paraguay und seiner Nebenflüsse sich berühren, scheint ein zweiter Zufluchtsort von abgedrängten und versprengten kleinen, isolierten Stämmen vorhanden zu sein. Wir werden diese isolierten Sprachen hier nur kurz aufzählen, um so mehr, da es wahrscheinlich ist, daß für manche von ihnen nach Beschaffung besseren Materials und mit eindringlicherer Untersuchung doch noch Zusammenhänge mit anderen Sprachen nachgewiesen werden. Wir beginnen im Westen und wenden uns nach Osten und Südosten, um dann nach Nordosten zu gehen, indem wir die südlichen Sprachgruppen zunächst noch beiseite lassen.

Das Leka hat seinen Sitz in Nordost-Bolivia gegen den Titicaca-See am Rio Beni und Rio Mapiri; es wurde schon von Brinton (1892) als isoliert dargetan. Siehe Bibliographie bei A. F. Chamberlain (JSAP, N.S. VII, 1910, S. 190 f.).

Nach Osten hin liegt das Gebiet des Mosetena, das Bischof Armentia zuerst bekannt machte. Näheres s. Chamberlain (a. a. O., S. 192), dem noch hinzuzufügen sind: B. Bibolotti, Moseteno vocabulary and treatises (Evanstone and Chicago 1917); E. Nordenskiöld, Forskningar och åventyr i Sydamerika 1913—14 (Stockholm 1915, S. 181 bis 267).

Nordöstlich angrenzend befindet sich das Gebiet des Mobima am Rio Marmoré und seinem linken Nebenfluß, dem Rio Yacuma. Schon von Brinton (1891) als isoliert erkannt, wurde es als solches von A. F. Chamberlain (a. a. O., S. 192 f.) bestätigt. Es konnte auch durch eine neuerliche Untersuchung von G. de Créqui-Monfort et P. Rivet, Linguistique bolivienne. La langue Mobima (JSAP,

N.S. XI, 1914, S. 183—211), mit keiner anderen Sprache in Verbindung gebracht werden.

Unmittelbar nach Norden vom Mobima liegt das Gebiet des C a y u b a b a am linken Ufer des Rio Marmore, von Brinton (1891) als unabhängig erkannt, ebenso von Chamberlain (a. a. O., S. 182 f.). In einer neuerlichen Untersuchung stellen G. de Créqui-Montfort und P. Rivet, La langue Kayuvava (IRAL I, 1917—1920, S. 245—265) einige Beziehungen mit der Guaikuru-Gruppe fest, ohne es indes als Glied derselben hinzustellen.

Gleich südlich an das Gebiet des Kayubaba grenzt das des jetzt ausgestorbenen K a n i t c h a n a, von Brinton (1891) und Chamberlain (a. a. O., S. 181 f.) als isoliert erkannt, von G. de Créqui-Montfort et P. Rivet, La langue Kanitchana (MSLP XVIII, 1914, S. 354—377), als solche bestätigt.

Nordöstlich an das Gebiet des Kanitschana schließt das des I t o n a m a an. Von Brinton (1891) als isoliert hingestellt, wurde es als solches von Chamberlain (a. a. O., S. 189) bestätigt. Auch G. de Créqui-Montfort et P. Rivet, La langue Itonama (MSLP XIX, 1916, S. 301—322; XX, 1917, S. 26—57), und P. Rivet, Nouvelle contribution à l'étude de la langue des Itonama (JSAP, N.S. XIII, 1921, S. 173—195), stimmen dem bei.

Gleich östlich, nördlich und südlich schließt sich das Gebiet der von A. F. Chamberlain (AmA, N.S. XIII, 1912, S. 632—635) und G. Créqui-Montfort et P. Rivet, La famille linguistique Čapakura (JSAP, N.S. X, 1913, S. 119 bis 171) neu aufgestellten Č a p a k u r a - (Siriono-)Gruppe an. In dieser werden die Sprachen Iten, Pawumwa, Čapakura - K i t e m o k a, Tura-Ardra, Urupa-Jasu und Arikeni zugefaßt, und wahrscheinlich gehören auch die Sansianoniano (Mure-Rokorona usw.) und Herisobokono dazu. Durch diese Zusammenlegung verschwinden die beiden früheren isolierten Gruppen des Ite und des Okorono. De Créqui-Montfort und Rivet stellen eine ziemlich große Anzahl Wortübereinstimmungen zwischen der Čapakura- und der Uru-Gruppe fest. Daß zugleich solche mit dem A r a w a - k i s c h e n vorhanden sind, kann den beiden Autoren jetzt, nachdem sie die Arawak - Verwandtschaft auch der Uru-Gruppe erkannt haben (oben S. 215 ff.), nicht mehr auffällig

sein; sie lassen deshalb die Frage der Zugehörigkeit der neuen Gruppen zu den Arawak-Sprachen jetzt auch offen und behalten sich eine Untersuchung darüber vor (IAE XXV, 1921, S. 104); s. neuerdings P. Rivet (LM, S. 679 bis 680).

Durch eine Strecke Arawaken-Gebietes getrennt breitet sich das Gebiet des Chiquito aus, schon von Brinton (1891) als isolierte Sprache festgestellt, von A. F. Chamberlain (AmA, N.S. XV, 1913, S. 239) als solche bestätigt. In einer eingehenden Vergleichung: Las lenguas de tipo Guayacuru y Chiquito Comparadas (Buenos Aires 1910) sucht S. A. Lafone-Quevedo Beziehungen zwischen dem Chiquito und der südlich angrenzenden Guaykuru-Gruppe festzustellen. Vgl. auch Rivet (LM, S. 684).

In den Cordilleren der Paressi, an den Quellen des Curumbiara, rechten Nebenflusses des Rio Guaporé, ist das Gebiet des Huari, über welches E. Nordenskiöld, Forskingar och äventyr i Sydamerika 1913—14 (Stockholm 1915) berichtet; s. darüber P. Rivet (LM, S. 658).

Östlich vom Guapore, am Mittel- oder Oberlauf des Rio Mequenes ist das Gebiet der Mašubi. Ihre Sprache ist nur bekannt durch ein Wörterverzeichnis, das sich im Besitz von P. Rivet befindet. Dieser erklärt die Sprache für isoliert (LM, S. 671).

Westlich von den Chiquitos, am Rio Manore und Rio Chaodri, ist das Gebiet des Yurucare oder Yuruyure. Ein kurzes Wörterverzeichnis von demselben bringt H. von Holten (ZE IX, 1877, S. 113—115). Das von A. d'Orbigny nach Frankreich gebrachte Manuskript der von P. Cueva verfaßten Grammatik und Wörtersammlung ihrer Sprache veröffentlichte L. Adam in t. XVI der BLA, Paris 1893, S. 1—122) mit kritischen Bemerkungen. Vgl. auch A. F. Chamberlain (JSAP, N.S. VII, 1910, S. 201).

Nördlich von dem Gebiet des Chiquito, am oberen Juruena, Nebenfluß des Tapajoz, am oberen Rio Rooseveldt, Nebenfluß des Rio Madeira, und am oberen Guapore ist das Gebiet des Nambikuára mit einer Südostgruppe (Kokozu), einer Nordost-Gruppe (Anunze), einer Südwestgruppe (Uaintusu usw.) und einer Nordwestgruppe (Tagnani usw.). Siehe E. Pinto-Roquetta, Rondonia, Anthropologia, Ethnographia (Archivos do Museo nacional do

Rio de Janeiro XX, 1917, S. 151—152). P. Rivet (LM, S. 673) erklärt diese Sprache für isoliert.

Gleich östlich von den Chiquitos grenzt in mehreren diskontinuierlichen Teilen das Gebiet der von G. de Créqui-Montfort et P. Rivet, Le groupe Otuké (JSAP, N. S. IX, 1912, S. 317—337) neu aufgestellten, aber in all ihren Gliedern bereits ausgestorbenen Otuké-Gruppe an, die mehrere früher als isoliert betrachteten Sprachen (s. Chamberlain, [JSAP, N.S. VII, 1910, S. 186—188, 194—195]) zusammenfaßt: Otuké, Kovareka, Kuruminaka und, mit Vorbehalt: Kuravo, Kurukaneka, Tapii.

In einer späteren Arbeit: Les affinités des dialectes otuké (a. a. O., 1913, S. 369—377), weisen beide Autoren die Verwandtschaft dieser Gruppe mit dem Bororo nach, das, durch einen ziemlichen Zwischenraum getrennt, ein weites Gebiet zwischen dem oberen Paraguay im Westen und dem oberen Parana im Osten einnimmt. Das Bororo war von K. v. d. Steinen, Durch Central-Brasilien (Leipzig 1886, S. XII, 372), als selbständige Sprache hingestellt, von Brinton (1891) mit ungenügenden Gründen als Tupi-Dialekt erklärt worden. In seinem späteren Werk: Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens (Berlin 1894, S. 517) stellte v. d. Steinen noch einmal ihren Charakter als isolierten Sprache fest, der bis jetzt auch überall angenommen wurde (vgl. A. F. Chamberlain [AmA, N.S. XIV, 1912, S. 501—503]; der dortigen Literatur ist anzufügen: Elementos de Grammatica e Diccionario da lingua dos Bororos-Coroados de Matto-Grosso pela Missão Salesiana. Curiabá, Escolas Profesionales Salesianas 1908; P. A. Colbacchini, A Tribu dos Boróros (Rio de Janeiro 1919); Id., Gli Indii Bororo (Torino 1925); B. de Magalhaês, Vocabolario da Lingua dos Bororos-Coroados (Rev. do Instituto histor. e geograph. Brasileiro LXXXIII, 1918 [1919], S. 15—69). Siehe auch P. Rivet (LM, S. 653—654).

In Zukunft muß also aus beiden die eine Gruppe Bororo-Otuké gemacht werden.

Die Gebiete des Otuké und des Bororo sind jetzt voneinander getrennt durch das Guato, über welches M. Schmidt, Indianerstudien in Zentralbrasilien (Berlin 1905, S. 244—293), und: Die Guato und ihr Gebiet (BA IV, 1914, S. 167—250), am meisten Licht verbreitet hat. Sie müssen

als isoliert gelten, s. Chamberlain (AmA, N.S. XV, 1913, S. 240).

Durch die Zusammengehörigkeit der beiden Gruppen, des Otuké und des Bororo, ist das westliche Gebiet der isolierten Sprachen am Fuß der Anden mit dem am Oberlauf des Araguaya und des Xingu in direkte Verbindung gebracht worden.

Im Gebiet dieser letzteren Stämme beginnt dann auch wieder ein ziemliches Sprachgemisch, aber es sind im ganzen nicht mehr kleine Gebiete isolierter Sprachen, aus denen es sich zusammensetzt, sondern Teilgebiete der großen Sprachstämme der Arawaken, Kariben und Tupi. Es sind nur zwei isolierte Sprachen, die sich hier finden. Sie sollen hier auch zunächst erledigt werden.

Das eine ist das T r u m a i , dessen Gebiet am Zusammenfluß der Quellflüsse des Xingu gelegen ist. Es wurde 1884 durch K. v. d. Steinen, Durch Zentralbrasilien (Leipzig 1886), entdeckt und als alleinstehend festgestellt; 1887—1888 wurde von ihm ein Wörterverzeichnis aufgenommen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens (Berlin 1894, S. 540—542).

Das andere ist das K a r a y a (Karadža) am Araguaya und Xingu, 1888 von Ehrenreich (Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, Berlin 1891; ZE XXVI, 1894, S. 26—37, 49—60), 1896 von H. Coudreau (Voyage au Tocantins-Araguaya, Paris 1897) und 1913 von Fr. Krause (In den Wildnissen Brasiliens, Leipzig 1911) erforscht. Vgl. dazu auch A. F. Chamberlain (Science XXXVI, 1913, S. 344), und H. Kunike, Beiträge zur Phonetik der Karayá-Sprache (IAE XXIII, 1916, S. 147—182) und: Die Phonetik der Karaya-Sprache (JSAP, N.S. XI, 1919, S. 139—181). Ehrenreich, Die Ethnographie Südamerikas (AA, N.F. III, 1904, S. 55), zählt drei Stämme der Karaya auf: die Karayaki, die Schambioa und die Yavahe; vielleicht müßte noch ein vierter, die Asurini am rechten Ufer des unteren Xingu, hierher gezählt werden.

17. Die Ges-Tapuya-Sprachen.

Östlich und südlich von dem Gebiet der Karaya und teilweise in dieses selbst sich hineinschiebend, breitet sich das weite Gebiet der Ges- oder Tapuya-Sprachen

aus, die, obwohl als eine der ältesten Sprachgruppen, als förmliche Urstämme, von Südamerika anerkannt, am meisten rückständig in ihrer Erforschung sind, wie z. B. die unglaublich dürftige Skizze ihrer Bibliographie in der umfassenden Studie A. F. Chamberlains: Linguistic Stocks of South American Indians (AmA, N.S. XV, 1913, S. 243) erkennen läßt. Mit Ausnahme des Gebietes der Kariri (s. unten S. 238) nahmen sie ursprünglich wohl das gesamte Ostbrasilien ein, da die Tupi-Stämme erst später sie vom Meeresufer abgedrängt haben.

Den größten Teil des Umfanges ihres Gebietes hatte bereits Fr. W. v. Martius in seinen Beiträgen zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas zumal Brasiliens (Leipzig 1867) festgelegt, indem er nicht nur die eigentlichen Ges-Völker als solche zusammenfaßte (Bd. I, S. 264 ff.; Bd. II, S. 134 ff.), sondern auch eine Verbindung sowohl mit seiner Goyataca-Gruppe (Bd. I, S. 313) als mit den Botokuden und den Puri-Coroados (Bd. I, S. 340 f.) ins Auge faßte. K. v. d. Steinen rechnete in seinem Werk: Durch Central-Brasilien (Leipzig 1886, S. 316, 320) auch noch die Karaya hinzu, aber die Puri-Coroados ab; er legte der ganzen Gruppe den Namen Tapuya-Sprachen bei, eine Bezeichnung, hergenommen von dem Wort *Tapuya* (Feind), womit die Tupi-Stämme diese Völker bezeichneten. D. G. Brinton (AR, S. 236 ff. u. 259 ff.) folgte ihm in allem, klassifizierte aber doch die Sprache der Coroadas geradeso als selbständige Gruppe, wie er es mit dem Karaya tat. Dem schlossen sich auch P. Ehrenreich, Einteilung und Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens (S. 114—119), Die Ethnographie Südamerikas (S. 32—55), und A. F. Chamberlain, Linguistic Stocks of South American Indians (S. 238, 240, 243), an.

Nach meinen eigenen, noch unveröffentlichten Untersuchungen muß allerdings, wenigstens derzeit, das Karaya noch außerhalb der ganzen Gruppe gehalten werden; die Sprachen der Puri-Coroadas aber stehen, um einen Grad entfernter als die der Botokuden, doch noch innerhalb des weiteren Bereichs der Gruppe. Die übrigen Stämme der Gruppen müssen z. T. anders gruppiert werden, als es bisher geschah; überraschend ist dabei besonders, daß die aus den Bugres von Santa Catharina,

den Kainggang vom Rio Ivahy (MS), den Camé von São Paulo und den Malali südlich von Bahia) bestehende Südgruppe näher zu der Nord- und West-(Kayapo-Akuä-)Gruppe steht, als die übrigen Stämme, die, wie die Camacan, Maxacali u. a., früher ihr Gebiet im Hinterland und südlich von Bahia hatten. Mit dieser einen Ausnahme folgt die linguistische Gliederung ziemlich genau in dem Grade der inneren Verwandtschaft auch der geographischen Nähe und Entfernung.

Das linguistische Material ist bei keiner der Gruppen auch nur annähernd befriedigend; einzelne derselben sind aber besonders dürftig vertreten.

Am besten ist die Nord- und Westgruppe vertreten. Für Kayapo: P. Ehrenreich, Grammatik und Wörterverzeichnis (ZE XXVI, 1894, S. 115—140); P. A. Maria, Grammatik (Anthropos IX, 1914, S. 233—240), Grammatik und Wörterbuch (Revista do Museu Paulista XII, 1920, S. 1 bis 37); Fr. Krause, Wörterverzeichnisse: In den Wildnissen Brasiliens (Leipzig 1911); E. A. Socrates, Wörterverzeichnis (Revista do Inst. Hist. Geograf. Brasileiro LV, 1893, P. II, S. 87—96). Für Crengez: Kurt Nimuendayu-Unkel (ZE XLVI, 1914, S. 626—636). Für Timbiras: Id. (a. a. O., XVII, 1915, S. 302—305; Anthropos [MS]). Für Suya: Wörterverzeichnis, grammatische Skizzen von K. v. d. Steinen, Unter den Centralvölkern Brasiliens (Berlin 1882). Für Canela: W. Kissenberth, Bei den Canella-Indianern (BA VI, S. 36—81). Für die übrigen Stämme der Kayapo-Gruppe nur kurze Wörterverzeichnisse bei C. Fr. Ph. v. Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas II (Leipzig 1867, S. 147—152); Th. Sampaio, Os Karaos do Rio Prete no Estado da Bahia (Revista Inst. Hist. Geograf. Brasileiro LXXV, 1912 [1913], Part I, S. 134—205, und ZE XLVII, 1915, S. 302—305). Für die Akuä-Sprachen: P. Ehrenreich, Wörterverzeichnis und grammatische Skizze (ZE XXVII, 1895, S. 149—162); J. F. de Oliveira, The Cherentes of Central Brasil (IAK XVIII, London 1913, II, S. 391—396), und kurze Wörterverzeichnisse bei Martius (a. a. O., S. 135—143, 145—146).

Für die Südgruppe: ein längeres Wörterverzeichnis des Bugre von H. Geusch (ZE XL, 1908, S. 744—759); P. C. Teschauer, Die Caingang- oder Coroados-Indianer (Anthropos

IX, 1914, S. 16—35); Wörterbuch und Texte der Kaingang-Coroados vom Rio Ivahy von P. Ostlender (MS.), und ein kürzeres des Kame und des Malali bei Martius (S. 207 bis 208, 212—214). Ferner M. Borcatta de Val Floriano. Diccionario Kainjgang-Portuguez e Portuguez-Kainjgang (Revista do Museu Paulista, S. Paulo XII, 1920).

Die gesamte Ostgruppe ist nur durch kurze Wörterverzeichnisse bei Martius (S. 144—145, 153—158, 169 bis 176) vertreten, außer einigen Wörtern bei E. Ignace, Les Camacans (Anthropos VII, 1912, S. 953 f.).

Für die Sprache der Botokuden liegt vor die Zusammenfassung der Bearbeitung alles Früheren mit eigenem neuen Material bei P. Ehrenreich, Über die Botokuden der brasilianischen Provinzen Espiritu Santo und Minas Geraes (ZE XIX, 1887, S. 1—82), und das ausführliche Wörterbuch der Botokudensprache von Br. Rudolph (Hamburg 1909). Vgl. auch E. Ignace, Les Boruns (Anthropos IV, 1909, S. 942—944).

Für die Goytaca-Gruppe liegt vor außer den kurzen älteren Wörterverzeichnissen bei Martius (S. 194—207) u. a. die umfassende Sammlung älterer und neuerer Quellen von J. B. Ambrosetti (Boletin de la Academía Nacional de Ciencias en Cordoba XV, 1894, S. 331—380, und Revista del Jardin Zoológico de Buenos Aires, t. II, No. 10, 11, 12, 1895), die auch L. Adam bei seiner grundlegenden Vergleichung der Sprachen dieser Gruppe, Le parler des Caingangs (IAK XII, Paris 1902, S. 311—330), benutzte. Eine andere Vergleichung mit Hinzufügung neuen eigenen Materials führte P. W. Vogt in seiner Studie: Die Indianer am oberen Parana (MAGW XXXIV, 1904, S. 353—376) durch. Vgl. auch H. von Ihering, A Ethnographia do Brasil meridional (IAK XVII de Buenos Aires 1912), F. P. Oliveira Vianna in Diccionario Historico, Geographico do Brasil. Introd. Geral (vol. I, Rio de Janeiro 1922, S. 260 bis 262), und P. Rivet (LM, S. 697—700).

Nach allen diesen Quellen gebe ich die folgende Gruppierung der Tapuya-Sprachen:

Ges-Tapuya-Sprachen.

1. Ges-Sprachen

a) Nord- und West-Gruppe

Cayapo-Sprachen	Akuä-Sprachen
Suya, Cayapo, Caraho, Apinages, Aponegicran, Capiecran, Timbira, Canela, Crengez	Chavantes, Cherentes, Chicriaba, Geico, Acroa-Mirim

b) Südgruppe

Inland-Sprachen	Küsten-Sprachen
Bugres (S. Catharina), Caingang (R. Ivahy), Came	Malali

c) Ostgruppe

Nordteil	Südteil
Camacan, Menic, Cotoxo, Maxacara	Maxacali, Capoxo, Camanaxo, Panhame, Patuno, Macuni

2. Botocudo (Borun)

(Aimore)

3. Goytaca

Puri Coroadas Coropo.

In São Paulo, am Unterlauf der Rios Tiete und Paranapanema, gegen 20° südl. Br., ist das Gebiet der Ešavante, die sich selbst Oti nennen. Siehe dazu H. von Ihering, A Monographia do Brasil meridional (Actes du XVII, IAK Buenos Aires 1912, S. 250—264), der sie für linguistisch völlig verschieden von den Chavantes erklärt. Rivet (LM, S. 678) stellt sie als isolierte Sprache auf.

18. Das Kariri.

Nordöstlich von dem Gebiet der Tapuya-Sprachen, in der Nordostecke von Brasilien, zwischen dem Rio Francisco (Pernambuco) und dem Rio Acaracu (Paranahyba), war das Gebiet der heute ausgestorbenen Kariri (Cayriri, Kiriri). Von ihrer Sprache hatte P. Mamiani 1698 einen Katechismus und 1699 (Lissabon) eine Arte de grammatica da lingua brasilica de naçam Kiriri veröffentlicht, die C. v. d.

Gabelentz in deutscher Bearbeitung erscheinen ließ (Leipzig 1852).

Die verschiedenen Versuche, diese Sprache bald mit dem Karibischen, bald mit dem Tupi, bald mit anderen Sprachen zusammenzubringen, erklärte schon Ehrenreich (a. a. O., S. 7) als aussichtslos. L. Adam, der in seinen Matériaux pour servir à l'établissement d'une grammaire comparée des dialectes de la famille Kariri (BLA XX, Paris 1897) die wissenschaftliche Erforschung dieser Sprache grundlegte, befestigte diese Meinung. Er stellte als Dialekte fest: Kipea, Dzubucua, Sabuya. Vgl. auch A. F. Chamberlain (Science XXXVII, 1913. S. 344) und F. P. Oliveira Vianna (a. a. O., S. 262—266).

19. Die Guarani-Tupi-Sprachen.

Während die meisten Stämme, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, entweder nur einen kleinen Raum einnehmen oder, wenn dieser auch ein größerer war, doch im wesentlichen in dem Umfang desselben, unter nur geringen Wanderungen und Verschiebungen, ihre Wohnsitze behielten, werden wir jetzt drei Sprachfamilien kennen lernen, die über weite Räume Südamerikas hin ihr Gebiet ausgebreitet haben, was nicht wohl geschehen konnte ohne weite Wanderungen und ohne vielfache Verdrängung oder Absonderung anderer, besonders kleinerer Sprachen. Ihre Kenntnis wird damit für die Gesamtlinguistik von Südamerika von großer Bedeutung. Es sind die Guarani-Tupi-Sprachen, die Arawak-Sprachen und die Karib-Sprachen. Wir befassen uns zunächst mit den Guarani-Tupi-Sprachen; sie haben ihr Gebiet fast völlig südlich des Amazonas. Bei den beiden anderen Sprachfamilien dagegen ist es offenbar, daß, so bedeutend teilweise auch ihre Verbreitung südlich des Amazonas ist, jedenfalls ihr Ausgangsgebiet und ihr Kerngebiet nördlich desselben liegen.

Die Tupi-Guarani-Gruppe wurde den Europäern in Südamerika am ehesten bekannt, da sie fast die ganze Ostküste von der Mündung des Amazonas bis zum La Plata besetzt hielt und außerdem auch, wie am Para, so an den beiden großen, ins Innere führenden Wasserstraßen, dem Amazonas und dem Parana, ihre Vertreter hatten.

Da die Träger dieser Sprachen den ihnen benachbarten Völkern kulturell meist überlegen waren, so reichte der Einfluß ihrer Sprache auch über ihr eigentliches Gebiet noch hinaus. Dieses Umstandes bedienten sich die alten Jesuitenmissionare, um diese Sprache, das *Abañeênga*, die „Menschensprache", wie die Tupi selbst sie nannten, noch mehr zu verbreiten und so es zu einer allgemeinen Verkehrssprache zu machen, die auch heute in ihrer modernen Form *Ñeêgatu* „gute Sprache", brasilisch „lingua geral" = „allgemeine Sprache" genannt, diese Funktion noch ausübt.

Dadurch wurde ihr Einflußgebiet natürlich wieder bedeutend vergrößert. So kam es, daß von den Europäern im Anfang, und auch später noch von Forschern wie d'Orbigny, v. Martius und selbst Brinton, das Verbreitungsgebiet und die innere Bedeutung dieser Gruppe überschätzt wurden und die weitere Geschichte der südamerikanischen Linguistik in ihrer fortgesetzten Entdeckung anderer Sprachen und Sprachgruppen sich zu einer förmlichen „Enttupisierung" Südamerikas gestaltete.

Die erste Darstellung des Tupi ist die von P. Anchietá, Arte de grammatica da lingua mais usada na costa do Brasil 1595, die sich auf das Guayana stützte, während P. Figueira, Arte da grammatica da lingua de Brasil, 1611 vom Tupinamba, und P. Ruiz de Montoya, Arte vocabulario, tesoro de la lengua guarani, 1640 sowie P. Restivo. Arte, vocabulario de la lengua guarani, 1724 vom Guarani ausgingen. Die erste neuere Übersicht über die seitdem bekannt gewordenen anderen Tupi-Stämme und ihre Sprachen lieferte C. Fr. Ph. v. Martius in seinen Beiträgen zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas (Leipzig 1867, Bd. I, S. 170—221; Bd. II, S. 5—122, 373—428). der sie in Ost-, Süd-, Nord- und Zentral-Tupi gliederte; manches davon wurde später ausgeschieden, manches hinzugefügt. Das gilt auch noch, wenn auch in geringerem Maße, von der Übersicht über Geographie und Geschichte dieser Sprachfamilie, die D. G. Brinton 1891 in seiner AR (S. 229—236) bringt.

Die letzte, noch mehr auf dem Boden kritischer Forschung stehende Zusammenfassung der Nachrichten über die zur Tupi-Gruppe gehörigen Stämme brachte P. Ehrenreich in seinen beiden Abhandlungen: Die Einleitung und

Verbreitung der Völkerstämme Brasiliens (PGM XXXVII, 1891, S. 87—89) und: Ethnographie Südamerikas (1904, S. 45—47).

Die erste, und bis jetzt leider einzig gebliebene, eigentlich linguistisch vergleichende Studie über die Tupi-Sprachen — sie berücksichtigte die ältere und die modernere Form des Tupi und des Guarani, dann das Apiaca, das Ayowa, das Omagua, das Araquaju, das Chiriguano, das Oyampi, das Emerillon, das Kamayura, das Auetö — lieferte L. Adam, Matériaux pour servir à l'établissement d'une grammaire comparée des dialectes de la famille Tupi (BLA, t. XVIII, Paris 1896), die für die künftige Tupi-Linguistik eine treffliche Grundlage bilden wird.

Einige Dienste wird auch die Skizze des Guarani-Tupi bei Fr. Müller (GSp II[1], Wien 1882, S. 381—389) leisten, mehr aber die ausführliche, nach modernen Prinzipien durchgeführte Darstellung der Grammatik und des Wörterschatzes des Tupi mit vergleichenden Ausblicken auf andere Dialekte durch P. C. Ta(s)tevin, La Langue Tapihiya dite Tupi. Grammaire, dictionnaire et textes (DAWW II, Wien 1910), auch in einer portugiesischen Ausgabe erschienen).

Seitdem sind eine Reihe von Einzelsprachen und Einzelgruppen durch besondere Forschungen teils näher untersucht, teils der Gruppe neu hinzugefügt worden. Die hauptsächlischsten sind die folgenden: für die Zentralgruppe: Manitsaua und Yuruna: K. v. d. Steinen, Durch Central-Brasilien (Berlin 1886, S. 323 ff.); Auetö und Kamayura: Id., Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens (Berlin 1894, S. 535—540); Guayajaro und Anambe: P. Ehrenreich, Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens (ZE XXVII, 1895, S. 163 ff.); Apiaca: Th. Koch-Grünberg, Die Apiaka-Indianer (Rio Tapajoz) Matto Grosso) (ZE XXXIV, 1902, S. [350]—[379]); Šipaia (Achipaya), Yuruna, Takuñupa: Kurt Nimuendayu, Beiträge zur Kenntnis der Indianerstämme des Xingu-Gebietes (Anthropos, noch MS); Parentintin: Kurt Nimuendaju, Os Indios Parentintin do rio Madeira (JSAP, N.S. XVI, 1924, S. 261—274); Tapirape: W. Kissenberth, Beitrag zur Kenntnis der Tapirape-Indianer (BA VI, 1922. S. 36—81); Caneiros: P. Rivet, Les Indiens Caneiros (JSAP, N.S. XVI, 1924,

S. 169—181); Mauhe: Th. Koch-Grünberg, Ausführliches Wörterverzeichnis von seiner vierten Reise (Anthropos, noch Manuskript); die (A)chipaya und Curuahe: Th. Koch-Grünberg und E. Snethlage, Die Chipaya mit Curuahe: Pará, Brasilien (ZE XLII, 1910, S. 609—637). Für die Südgruppe: Kaingua, Guayaki, Guayana, Chiripa: P. C. Vogt, Die Indianer am oberen Parana (MAGW XXXIV, 1904, S. 200—221; Id., ZE XXXIV, 1902, S. 30—45); E. Lehmann-Nitsche, Relevamiento de una India guayaqui (Buenos Aires 1908); F. C. Mayntzhausen, Die Sprache der Guayaki (ZES X, 1920, S. 2—22); P. S. Romano y P. H. Cattunar, Diccionario Chiriguano (Tarija 1916). Die Nordwestgruppe: Omagua, Cocama, Cocamilla, Yurimagua, Miranha: P. Rivet, Les Langues Guarani du Haut Amazone (JSAP, N.S. VII, 1910, S. 149—178) und: Affinités du Miranha (a. a. O., VIII, 1911, S. 117—152); Katukinaru: P. Rivet, Les Katukinaru (a. a. O., XII, 1920, S. 85—87). Für die Ostgruppe: Kurt Nimuendaju, Vocabulairos do lingua Geral do Brazil (Manaje, Tembe, Tariwara) (ZE XLVI, 1914, S. 615—618). Neueres Material bei W. C. Farabee, The Indian Tribes of Eastern Peru (Univ. of Pennsylvania, Mus., Anthr. Publ. IX, 1918, S. 152 f.); Th. Whiffen, The North-West Amazons (London 1915, S. 307 bis 310); F. P. Oliveira Vianna, in Diccionario Historico, Geographico e Ethnographico do Brazil. Introd. Geral (vol. I, Rio de Janeiro 1922, S. 252—259).

Eine vortreffliche Übersicht über die Wanderungen der Tupi-Guarani und die zu ihr gehörenden Sprachen gibt P. Rivet in LM, S. 687—693.

Aus all diesen Untersuchungen geht schon jetzt hervor, daß zwischen den einzelnen Sprachen und Teilgruppen teilweise größere Unterschiede bestehen, als zuerst glaubhaft war, so daß ein vergleichendes Studium sicher bedeutend zur Aufhellung der Geschichte der Entwicklung dieser Sprachfamilie beitragen müßte. Da eine solche umfassende und eindringende Untersuchung bis jetzt nicht durchgeführt ist, stützt sich auch die nachfolgende Gliederung, bei der nur Sprachen mit irgendwelchen Dokumenten berücksichtigt sind, noch ziemlich weitgehend auf geographische Gesichtspunkte:

Tupi-Guarani-Sprachen.

1. Nordwest-Gruppe

?Miranha	Omagua (= Campeva)	Cocama (= Ucayali)	Yurimagua (Zurimagua)	Parentintin (Übergang zur Zentral-Gruppe)

2. Zentral-Gruppe

Tapajoz-Untergruppe	Nord-Xingu-Gruppe	Süd-Xingu-Gruppe
Mauhe, Tura, Munducucu, Curuahe, Apiaca	Acipaya, Takuñupa, Anambe, Yuruna, Manitsaua	Kamayura, Tapirape, Auetö, Canoeiros

3. Süd-Gruppe

Südwest-Untergruppe	Südost-Untergruppe
Chiriguano, Guarajo	Guarani, Caingua, Guayaki, Chiripa, Guayana

Ost-Gruppe

Südost-Untergruppe	Nordost-Untergruppe
Eigentl. Tupi, Tupinamba, Tupinike, Guayajaro, Tembe, Tamoyo	Oyampi, Emerillon, Araquaju.

20. Die Arawaken-Sprachen.

Als zweite der drei größeren Sprachfamilien Südamerikas wurde die der Arawak (Aruak, Arowak)-Sprachen genannt. Im Gegensatz zu der Guarani-Tupi-Gruppe hat sie ihren Ausgangspunkt sicher im Norden des Amazonas. Daß es aber auch im Süden desselben Stämme dieser Gruppe gab, und ihr sprachlicher Zusammenhang mit denen im Norden war bereits von dem um Ethnologie und Linguistik hochverdienten Jesuitenmissionar P. F. S. Gilij gesehen worden in seinem Saggio di Storia Americana o sia Storia naturale, civile, e Sacra dei regni e delle provincie Spanuole di Terra-ferma nell'America meridionale (Roma 1782, T. III, S. 239), der diese Gruppe „Maipure-Sprachen" benannte.

Diese Erkenntnis wurde durch v. Martius (a. a. O., Bd. I, S. 346 ff.; Bd. II, S. 215) nicht nur nicht weitergeführt, sondern indem er, außer der Gruppe der Tupi und Ges-Botokuden, alle anderen Sprachen nur noch in die

Guck- oder Coco-Gruppen — nach der angeblichen weitverbreiteten Identität des Wortes für „Vaterbruder“ — zusammenfaßte, stellte er sich der richtigen Erkenntnis auf lange Zeit hinaus hindernd in den Weg.

So war es erst K. v. d. Steinen, der durch die auf seinen beiden Xingu-Expeditionen gemachten Entdeckungen einer Reihe neuer Stämme aufmerksam geworden, die Guck-Gruppe Martius' auflöste und wieder an die alten Entdeckungen von P. Gilij anknüpfte. Nach dem Possessivpräfix der ersten Person Singular *nu* bei den Worten für Körperteile, das in all diesen Sprachen hervortritt, nannte er sie die Nu-Sprachen, stellte das erste umfassende, vergleichende Wörterverzeichnis für dieselben auf und gab ihnen das Aruak zur Seite (Durch Zentralbrasilien, Leipzig 1886, S. 290—298). Später benannte er die Gesamtheit dieser Gruppe mit der Bezeichnung „Nu-Aruak“ (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, Berlin 1894, S. 158).

Fast gleichzeitig mit K. v. d. Steinen und unabhängig von ihm kam L. Adam, der das linguistische Material der Reisen von Crevaux verarbeitete, zur Aufstellung der neuen Gruppe in seiner Abhandlung: Trois familles linguistiques des bassins de l'Amazone et de l'Orénoque (VII, IAK Berlin 1888, Berlin 1890, S. 492—495); in breiterem Umfange in seiner Einleitung zu der von ihm neu herausgegebenen Arte de la lengua de los Indios Antis o Campas (BLA XIII, 1890). Er wünschte, daß der von P. Gilij aufgestellte Name Maipure beibehalten werde, aber die Bezeichnung „Aruak-Sprachen“ — das „Nu“ wurde bald fallengelassen — bürgerte sich so schnell ein, daß an eine Verdrängung desselben nicht mehr gedacht werden kann.

Seitdem wurden sowohl durch Entdeckungsreisen wie durch vergleichende Durchforschung des vorhandenen Materials der neuen Sprachfamilie immer neue Sprachen und Sprachfamilien zugeführt, so daß sie jetzt zweifellos als die am weitesten ausgebreitete und jedenfalls in dieser Hinsicht bedeutungsvollste südamerikanische Sprachfamilie bezeichnet werden muß, deren Bedeutung noch dadurch steigt, daß sie ursprünglich auch die Antillen besetzt hielt, so daß mit ihr die Entdecker Amerikas zuerst zusammentrafen. Die wichtigsten dieser Neuhinzufügungen seien hier angeführt.

Es offenbart sich dabei eine bemerkenswerte Entwicklung in der Arbeitsteilung der dabei tätigen Forscher. Während die ältere französische Forschung unter Führung von L. Adam von dem nordöstlichen Gebiet, von Guayana und seiner Umgebung ausging, hat die jüngere unter Rivets Führung sich fast ganz auf das Andengebiet und seine engeren Vorländer geworfen. Die ältere deutsche Forschung dagegen unter Führung von K. v. d. Steinen und P. Ehrenreich wandte sich dem Xingu- und dem Paranagebiet zu, während die spätere unter M. Schmidt die südlichsten Arawak-Stämme am Parana aufsuchte, unter Koch-Grünberg aber in drei erfolgreichen Reisen und zahlreichen Veröffentlichungen das ganze Gebiet nördlich vom Amazonas bis an die Grenzen Guyanas entlang erforschte.

Kurz nacheinander folgen sich R. de la Grasserie, Essai d'une grammaire et d'un vocabulaire de la langue Baniva, mit vergleichenden Ausblicken (IAK VIII, Paris 1890, Paris 1892, S. 617—642), und A. Ernst, Über einige Sprachen aus der Gegend des Metá und oberen Orinoco (ZE XXIII, 1892, S. 1 ff.), über die äußerst nördlichen Arawaken des Festlandes, die Achaguas und die Goajiros. P. Ehrenreich, der an der zweiten Xingureise v. d. Steinens teilgenommen hatte, behandelte in Nr. III seiner „Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens" (ZE XXIX, 1897, S. 58—71) die Sprachen am Purus (Paumari, Yamamadi, Araua), ein Gebiet, das bald danach auch von J. B. Steere, Narrative of a visite to Indian Tribes of the Purus River (Report of the U. S. National Museum for 1901, Washington 1903, S. 359 bis 393), vorgenommen wurde. Jetzt setzten die Forschungsreisen von M. Schmidt ein, zuerst zu der Guana-Gruppe (ZE XXXV, 1903, S. 363 ff.), später zu den nördlichsten Gruppen der Paressi-Kabiši (BA IV, 1914, S. 242—249); zu der ersten Reise ist hinzuzufügen E. Kersten, Die Indianerstämme des Gran Chaco usw. (IAE XVII, 1905, S. 69—73).

Fast gleichzeitig wie M. Schmidt im äußersten Süden, begann Th. Koch-Grünberg seine Forschungsreisen im Norden des Amazonas. Über seine erste Reise, auf der er sprachliches Material u. a. von Arawak-Stämmen der Baniwa, Bare, Karutana, Siusi, Terima Uarekuna, Yavitero,

Yukuna mitbrachte, berichtet er in: Die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapura und ihre sprachliche Zugehörigkeit (ZE XXXVIII, 1906, S. 167—205). Es folgte die Studie über das Wapischiana (ZE 1908, S. 1—44). In ausführlicher, vergleichender Weise wird das gesamte Material über die genannte Sprache dargelegt in der Studie: Aruak-Sprachen Nordwestbrasiliens und der angrenzenden Gebiete (MAGW XLI, 1911, S. 33—153, 203—282). In das Purus-Gebiet hinein greift die Arbeit: Ein Beitrag zur Sprache der Ipurina-Indianer (Rio Purus) (JSAP XI, 1913 bis 1919, S. 57—96). Über seine dritte Reise, die ihn zum Orinoco nach Nordostbrasilien führte und ihn mit den Arawak-Sprachen der Guinau, Piapoko, Mandanaku, Adzandeni, Bare in Berührung brachte, berichtet er im Korrespondenz-Blatt der Deutschen Ges. für Anthropol., Ethnolog. u. Urgeschichte XLIII (1912, S. 97 ff.) und ZE XLV (1913, S. 448—474), die ausführlichen Wörterverzeichnisse werden in seinem Werke „Vom Roroima zum Orinoco" (Bd. IV, Stuttgart 1926) veröffentlicht.

Zu dem nördlichsten Teil dieses Gebietes ist als Ergänzung hinzuzunehmen B. Tavera-Acosta, En el Sur, Dialectos Indígenos de Venezuela (Ciudad Bolivar 1907); W. C. Farabee, The Central Arawaks (University of Pennsylvania, Anthropological Publications, Philadelphia IX, 1918).

Um diese Zeit setzt die Tätigkeit P. Rivets und seiner Gefährten ein. Kurz nacheinander, nur durch den Krieg unterbrochen, erschienen hier folgende Arbeiten: H. Beuchat et P. Rivet, La langue Jibaro ou Šiwora (Anthropos IV, 1909, S. 805—822, 1053—1064; V, 1910, S. 1109 bis 1124); P. Rivet, Affinités du Tikuna (JSAP, N.S. IX, 1912, S. 83—110); G. de Créqui-Montfort et P. Rivet, La langue Saraveka (a. a. O., X, 1913, S. 497—540); Id., La langue Lapaču ou Apolista (ZE XLV, 1913, S. 512—531); P. Rivet, Les Katukina (JSAP XII, 1920, S. 83—89); G. de Créqui-Montfort et P. Rivet, La langue Uru ou Pukina (IAF XXV, 1921, S. 87—113); P. Rivet et le P. G. Tastevin, Les langues du Purús, du Juruá et des régions limitrophes. I. le groupe arawak préandin (Anthropos XIV—XV, 1919—1920, S. 867—890). Alle diese Arbeiten haben ein wesentlich klareres Bild von der Verbreitung der Arawak-Sprachen im Andengebiet geschaffen, als es vorher bestand, und insbesondere

die beiden letzten Arbeiten haben das wichtige Ergebnis gezeitigt, daß noch vor allen Hochkulturen dieser Gebiete Arawaken-Stämme hier ansässig waren. Mit den analogen Entdeckungen W. Lehmanns im Gebiete der Chibcha-Kulturen (s. oben S. 217) zusammengenommen ergibt das eine bedeutungsvolle Erweiterung des Arawak-Gebietes und bringt die Möglichkeit, auch die ganz isoliert im Norden sitzenden Goajiro mit den übrigen Stämmen wieder zusammenzubringen.

L. R. Oramas, Materiales por el estudio de los dialectos Ayaman, Gayon, Jirajara, Ajagua (Caracas 1913), hält auch das Jirajara (im Gebirgsland des Staates Falcon, Nordteil des Staates Lara, Ostteil von Zulia, östlich von Yardeny, besonders Gegend von Nirgua) für eine Arawaken-Sprache; P. Rivet (LM, S. 695) hält die Beweise nicht für schlußkräftig. Eine ganz neue selbständige Arawaken-Sprache entdeckte A. Jahn (1910 bis 1912) im Norden bei den Parauhano, den Bewohnern der Pfahlbauten am See von Maracaibo, den vermutlichen Nachkommen der alten Poas und Zaparos und unmittelbaren Nachbarn der Goajiro (ZE XLVI, 1914, S. 267—283, 536); vgl. auch L. R. Oramas, Estudios linguísticos (De Re indica, I, Caracas 1918, S. 23—28, 43). Eine andere, noch merkwürdigere Entdeckung machte P. Reinburg, der in Guayana eine neue Arawak-Sprache, das Marawan (auch Palikur, Okawan, Rukuan genannt), auffand, das seine nächsten Verwandten nicht im benachbarten Arawak zählt, sondern in der weitentfernten präandinen Gruppe; P. Rivet et P. Reinburg, Les Indiens Marawan (JSAP, N.S. XIII, 1921, S. 103—118).

Über die Möglichkeit, daß auch die neue Gruppe der Chapakura-Sprachen der Arawak-Familie einzugliedern wäre, s. oben S. 231 f.

Über die ursprüngliche Arawaken-Bevölkerung der Großen und Kleinen Antillen s. v. Martius (a. a. O., I, S. 737 bis 762; II, S. 314—319) und die Angaben auf der großen Karte zu W. Lehmanns ZtrA (Berlin 1920).

An Darstellungen der Gesamtverbreitung der Arawaken-Sprachen besitzen wir die folgenden Arbeiten: D. G. Brinton, The American Race (New York 1891, S. 241—250); P. Ehrenreich, Einteilung und Verbreitung der Völker-

stämme Brasiliens (PGM 1891), und: Die Ethnographie Südamerikas zu Beginn des XX. Jahrh. (AA, N.F. III, 1904, S. 47—49); A. F. Chamberlain, Nomenclature and Distribution of the Principal Tribes and Sub-Tribes of the Arawakan linguistic Stock of South America (JSAP, N.S. X, 1913, S. 473—496), an der noch eine Reihe von Berichtigungen vorzunehmen sind. Eine Übersicht der Verbreitung gibt F. P. Oliveira Vianna, in Diccionario Hist., Geogr., Ethnogr. do Brasil., Intr. Geral (vol. I, S. 254—258). Die eingehendste und zuverlässigste Darstellung der Verbreitung und Gruppierung der einzelnen Stämme bietet P. Rivet in LM, S. 641—650.

Eine eigentlich linguistische Gesamtstudie über die Arawak-Sprachen, selbst auch bescheidenen Umfangs, fehlt leider noch durchaus. Infolgedessen muß auch die jetzt folgende Gliederung dieser Sprachen in weitem Umfange sich von geographischen Gesichtspunkten leiten lassen. Das ist aber um so weniger leicht durchzuführen, da, von einer nördlichen und südlichen Sondergruppe abgesehen, die Verbreitung der Arawak-Sprachen in den Quellgebieten der rechten Nebenflüsse des Orinoco und der linken und rechten Nebenflüsse des Amazonas mit einer verhältnismäßigen Kontinuität sich hinzieht.

In die folgende Übersicht sind nur solche Stämme aufgenommen, von denen sprachliches Material vorliegt:

Arawaken-Sprachen.

1. Nord-Sprachen

Nordwest-Gruppe	Insel-Arawaken	Festland-Arawaken, Lokono (Guayana)	Arua (Insel Maranho)
Goajiro, Parauhano, Caquetio	Tekesta (Florida, Bahama Ins.), Ciboneye (Cuba), Taino, Ciboneye (West-Haiti), Allouages, Inyeri, Cabre, (Kleine Antillen)		

2. Nord-Amazonas-Sprachen

Marawan (Palicur, Ocowan)	Rio-Branco-Gruppe	Orinoco-Gruppe	Rio-Negro-Gruppe	Uirina	Yapura-Gruppe
	Wapischiana, Atorai, Taruma, Mapidia	Achagua, Piapoko, Maipure, Mawakwa, Guinau, Bare, Yavitero, Baniwa, Uarekena	Manao, Karutana, Katapolitani, Siusi, Ipeka, Kanyari, Tariana, Yukuna		Uainuma, Yumana, Passe, Kauischana

3. Ticuna

4. Jivaro

Macas, Gualaquiza, Aguaruna, Zamora, Achuale, Pintue, Miazale, Ayuli, Morona

5. Süd-Amazonas-Sprachen

Jurua-Purus-Gruppe	Prä-Andine Gruppe	Bolivianische Gruppe
Marauba, Araicu (Uraicu), Katukina, Araua, Kulina, Paumari, Pama, Pamana, Yamamadi, Purupuru, Yuberi	Maneteneri, Inapari, Ipurina, Piro, Chontakiro, Kuniba, Kanamari, Campa (Anti), Apolista (Lapaču)	Moxo, Baure-Muchocone, Paunaka, Paikoneka

6. Puquina, Uru, Chango

7. Süd-Sprachen

Südwest-Sprachen	Parana-Sprachen	Xingu-Sprachen
Saraweka Paressi	Guana-Tereno, Layuna (Chana)	Kustenau, Mehinaku, Xaulapiti, Waura.

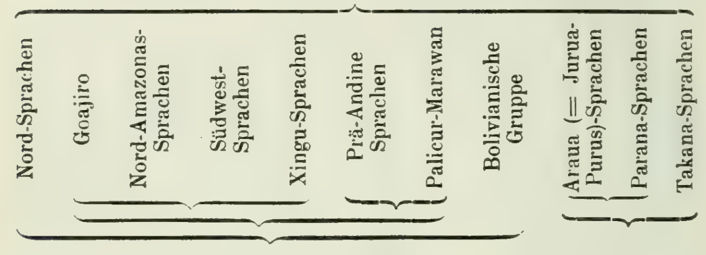
Unterdessen hat P. Rivet (LM, S. 641—650) den Beginn zu einer genealogischen Klassifikation gemacht, die, mi

Benützung der vorgehenden Gruppierung, etwa folgendes Bild ergibt:

Arawaken-Sprachen.

1. Uro-Puquina

2. Sämtliche andere Arawaken-Sprachen



3. Tikuna

4. Jivaro.

21. Die Kariben-Sprachen.

Während die Guarani-Tupi-Sprachen ihr Hauptgebiet südlich des Amazonas besitzen und nur ganz wenige Glieder derselben nördlich desselben anzutreffen sind, während das Hauptgebiet der Arawaken-Sprachen nördlich des Amazonas sich erstreckt, aber doch auch genügend umfangreich südlich desselben sich ausbreitet, hat die dritte der drei großen südamerikanischen Sprachfamilien, die der Kariben-Sprachen, ihr Hauptgebiet nördlich des Amazonas, und zwar in einer fast geschlossenen räumlichen Einheit, und es sind nur einige wenige versprengte Glieder, die, davon getrennt, südlich des Amazonas sich befinden.

Die Einheit auch dieser dritten Sprachfamilie war schon von P. Gilij (s. oben S. 243) erkannt worden, und der Name, den sie noch jetzt trägt, wurde ihr von ihm beigelegt. In der größeren Mannigfaltigkeit der Sprachen, der er gegenüberstand, gelangte C. Fr. Ph. v. Martius (s. oben S. 243) auch hier nicht dazu, diese Einheit aufrechtzuerhalten, er ließ sie in der sog. Guck-Familie untergehen und verwischte ihre Eigenart auch noch dadurch, daß er sie von den Tupi ableitete.

Hier, wie bei den Arawaken-Sprachen, waren es die beiden Xingu-Expeditionen K. v. d. Steinens, welche am Xingu ganz neue, völlig unberührte Kariben-Stämme, die Bakairi und die Nahuqua, entdeckten. Er stellte in einer Vergleichung des Bakairi mit den anderen Kariben-Sprachen die Selbständigkeit der Kariben-Sprachen von den Nu-Aruak- und den Tupi-Sprachen fest und ging dazu über, ihre Heimat auf den Hochebenen südlich des Amazonas, eben im Xingu- und Tapajos-Gebiet, zu suchen (Durch Zentral-Brasilien, Leipzig 1886, S. 300—309, 339—353; Die Bakairi-Sprache, Leipzig 1893; Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, Berlin 1894, S. 395—404, 524—527).

In beidem stimmte ihm L. Adam zu, der die von J. S. da Fonseca, Viagem ao redor do Brasil 1895—1897 (Rio de Janeiro 1881, Bd. II, S. 193 ff.), ebenfalls südlich des Amazonas entdeckte Sprache der Palmella-Indianer heranzog und die vergleichende Erforschung der Kariben-Sprachen auf noch breitere und tiefere Grundlagen stellte, so daß er als der eigentliche Begründer der Karibo-Philologie zu bezeichnen ist: Trois familles linguistiques des bassins de l'Amazone et de l'Orénoque (C.R. VII, IAK Berlin 1888, Berlin 1890, S. 489—492); Matériaux pour servir à l'établissement d'une grammaire comparée des dialectes de la famille caribe (BLA, T. XVII, Paris 1893); Grammaire de l'Accawai (JSAP, N.S. II, 1905, S. 43—90, 209—240).

P. Ehrenreich fügte das auf seiner Araguaya-Reise (1888) ebenfalls südlich des Amazonas entdeckte Apiaca — nicht zu verwechseln mit dem Tupi-Apiaca (s. oben S. 241) — den Familien der Kariben-Sprachen ein: Materialien zur Sprachenkunde Brasiliens, V. Die Sprache der Apiaka (Para) (ZE XXVII, 1895, S. 168—176).

C. H. de Goeje, der als Teilnehmer der Tapanahoi-Expedition (1904) die Sprachen der nördlichen Kariben-Stämme der Kalinga (Karib, Galibi), Trio und Upurui (Oyana) erforscht hatte, veröffentlichte eine Studie über dieselben: Bijdragen tot de Ethnographie der Surinaamsche Indianen, II. Taal (IAE, Suppl. zu Bd. XVII, 1906, S. 33 bis 111), und eine vergleichende Studie über die Kariben-Sprachen überhaupt: Etudes linguistiques Caraibes (VAWA Afd. Letterkunde N.R., Deel X, N. 3, 1910).

Einen neuen Gebietszuwachs eroberte Th. Koch-Grünberg den Kariben-Sprachen, indem er die Sprachen der auf seiner Forschungsreise 1904 am oberen Caiary und Apaporis erkundeten Umaua und Hianakoto als identisch mit der der Carijona und als echt karibisch dartat (ZE XXXVIII, 1906, S. 181—183); seine Studie über dieselbe: Die Hianakoto-Umaua (Anthropos III, 1908, S. 83—124, 297—333, 952—982), gestaltete sich durch eine ausgiebige Bibliographie und vergleichende Heranziehung der übrigen Kariben-Sprachen zu einer grundlegenden Arbeit über diese Sprachfamilie überhaupt. Nachdem er zusammen mit G. Hübner neues Material über das Makuschi am Rio Branco veröffentlicht hatte (ZE XL, 1908, S. 1—35, 39—43), erforschte er auf seiner dritten Expedition durch Nordbrasilien zum Orinoco auch die an die Makuschi nach Nordwesten sich anschließenden, teilweise noch unbekannten Kariben-Sprachen der Sapara, Wayumara, Purukoto, Taulipang, Ingariko, Arekuna, Makiritare, Yabarana (ZE XLV, 1913, S. 448—474); die ausführlichen Wörterverzeichnisse werden in Bd. IV seines Reisewerkes „Vom Roroima zum Orinoco“ (Stuttgart 1926) veröffentlicht.

Eine andere Vergrößerung des Kariben-Gebietes hatte schon früher P. Rivet herbeigeführt, indem er die beiden von D. G. Brinton als isoliert aufgestellten Gruppen der Peba- und der Lama-Sprachen, nachdem er sie in ihrer Geltung berichtigt hatte, miteinander vereinigte und sie als durch Mischung stark zersetzte karibische Sprachen nachwies: La famille linguistique Peba (JSAP, N.S. VIII, 1911, S. 173—200). Endlich brachte K. Nimuendaju-Unkel im Xingu-Gebiet, von wo der Anstoß zu der neueren Kariben-Forschung ausgegangen war, noch neues Material bei von einer Sprache, nach der schon K. v. d. Steinen gesucht hatte, vom Pariri-Arara, das dem Apiaka nahesteht: Vokabular der Pariri-Sprache (ZE XLVI, 1914, S. 619—625) und: Drei kurze Wortlisten aus dem Xingu-Gebiet: Takuñapa, Arara, Kaiapo (Anthropos [MS]). Ganz im Norden brachte B. Tavera-Acosta ein Wörterverzeichnis der Chakes bei, die den Motilones nördlich anstoßen am Rio Catatumbo, Estado Zulia (JSAP, N.S. XIII, 1921, S. 221—230).

Von Allgemeindarstellungen der Kariben-Stämme kön-

nen noch mit Nutzen herangezogen werden D. G. Brinton (AR, New York 1891, S. 251—258), P. Ehrenreich, Die Ethnographie Südamerikas (s. oben S. 248), Mitre, Catálogo II (1910, S. 280—296, 291—314), P. Rivet, L'Année linguistique 1908—1910 (1912, IV, S. 138—140), und seine umfassende Darstellung der Geschichte und Gruppierung dieser Sprachen in LM (S. 659—665).

Obwohl von den großen Sprachfamilien Südamerikas die karibische verhältnismäßig noch am weitesten voran ist in der eigentlichen linguistischen Durchforschung, so müssen doch zu ihrer Klassifizierung und Gliederung noch weitgehend geographische Gesichtspunkte mitherangezogen werden. Danach unterscheiden wir die Nord-Amazonas-Hälfte, die aus einer kompakten, nur durch versprengte Arawak- und einzelne isolierte Sprachen durchbrochenen Ostgruppe und zwei davon getrennten westlichen Gruppen besteht, und die Südhälfte, die aus drei bzw. vier kleineren, voneinander getrennten Gruppen sich zusammensetzt; in weitgehendem Maße stimmt damit überein die Gruppierung, die P. Rivet (LM, a. a. O.) versucht.

Kariben-Sprachen.

1. Nord-Amazonas-Sprachen

a) Nordost-Gruppe

Insel-Sprachen	Orinoko-Küsten-Gruppe	Amazonas-Gruppe	Bonari-Gruppe	Roroima-Gruppe	Ventuari-Gruppe
Macorixes-Ciguayos Ost-Cuba, Ost-Haiti), Kalinga-Kalinago (Kleine Antillen) Karif (Honduras)	Waika, Kumanagoto, Palenke, Guaykeri, Chaima, Tamanako, Galibi (Kalinga), Kariniako, Oyana (Upurui, Rukuyenne)	Trio, Hianakoto, Umaua, Guake, Karixona, Pianakoto, Apalai, Wayawai	Bonari, Yauapery	Taulipang, Ingariko, Seregong, Purukoto, Arekuna, Akawai, Makuschi, Sapara, Kamarakoto, Paravilhana, Krišana	Wayumara, Makiritare, (Yekuana; Dekuana, Kununena), Yabarana

b) Nordwest-Sprachen

Motilon, Chake, Opone-Carare, Amarizano, Camaniba	Peba-Sprachen		
	Yameo	Yagua	Peba

2. Süd-Amazonas-Sprachen

Guapon-Gruppe	Madeira-Gruppe		Ober-Xingu-Gruppe		Südost-Gruppe
Palmella	Yuma, Pariri,	Arara, Apiaca	Bakairi	Nahuqua	Pimenteira

22. Allgemeines über die Sprachen des Gran Chaco.

Nachdem wir jetzt die in der nördlichen Hälfte Südamerikas sich erstreckenden Stromgebiete der beiden großen, von Westen nach Osten sich ergießenden Flüsse Orinoco und Amazonas durchgegangen sind, in welchen neben Strecken mit einer bunten Mischung zahlreicher isolierter Sprachen und kleiner Sprachgruppen die drei großen Sprachfamilien der Kariben, Arawaken und Guarani-Tupi sich vorfinden, treten wir jetzt in das Gebiet des großen, von Norden nach Süden abfließenden Parana-Stromes ein, in dem auch die sprachlichen Verhältnisse ein etwas anderes Gesicht annehmen. Die Mannigfaltigkeit kleiner

und kleinster Sprachgebiete hat sich gemindert, die hier sich findenden Sprachen nehmen im allgemeinen größere Gebiete ein. Von den drei großen Sprachfamilien der Nordhälfte sind es nur die der Arawak und der Guarani-Tupi, die mit einigen ihrer Vertreter (s. oben S. 249, 254) hier noch hineinragen, während keine der Sprachen der Südhälfte sich nach Norden erstreckt. Das Gesamtgebiet zerfällt in drei Teilgebiete: 1. vom Norden bis zur Mündung des La Plata, der Gran Chaco; 2. von der La Platamündung bis nach Feuerland diesseits und die chilenische Küste jenseits der Anden; 3. das Feuerland.

Von Norden ankommend treten wir zuerst in den Gran Chaco, dessen eine Zeitlang so verwirrt gewordene Völkerverhältnisse durch die ethnographischen und linguistischen Einzelforschungen und mustergültigen Herausgaben der Grammatiken und Wörterbücher der alten Missionare von S. A. Lafone-Quevedo und die Forschungsarbeit bei den Stämmen selbst von G. Boggiano, der dabei auch seinen Tod fand, allmählich gelichtet wurden. Siehe die kürzere Übersicht bei D. G. Brinton (a. a. O., 1891, S. 306 bis 321), bei Ehrenreich (a. a. O., 1904, S. 58—61) und die eingehende Spezialarbeit von L. Kersten, Die Indianerstämme des Gran Chaco bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts (IAE XVII, 1905, S. 1—75); eine kürzere, ziemlich klare Übersicht eines alten Jesuitenmissionars des 18. Jahrhunderts veröffentlicht P. A. Huonder im Globus (LXXXI, 1902, S. 387 ff.).

Die beiden ersten linguistischen Übersichten über dieses Gebiet erschienen fast gleichzeitig 1898: Enrique Peña, Etnografía del Chaco (BIGA XIX, 1898, S. 465 bis 510; die auf den Chaco bezüglichen linguistischen Aufzeichnungen von J. Fr. Aguirre von 1793), und: D. G. Brinton, The linguistic Cartography of the Chaco Region (Philadelphia 1898).

23. Die Waikuru-Sprachen.

Es ist gleich eine größere Sprachfamilie, die wir im Gran Chaco treffen, und die den größten Teil desselben ausfüllt, im Norden mehr das linke, im Süden mehr das rechte Ufer des Paraguay besetzt haltend. Es sind die

Waikuru(Guaikuru)-Sprachen, deren Zusammengehörigkeit schon von dem rühmlichst bekannten Jesuitenmissionar P. Dobrizhoffer, der alle diese Sprachen verstand, erkannt war (Geschichte der Abiponer, Wien 1783, II, S. 242 bis 243). Die erste vergleichende Skizze dieser Sprachen (Abipon, Guaikuru-Mbaya, Mbokovi) brachte Fr. Müller in seinem GSp (II[1], Wien 1882, S. 412—416).

Die eigentlichen Grundlagen legte S. A. Lafone-Quevedo in seinen Herausgaben alter Grammatiken und Wörterbücher, die von weitausgreifenden und tiefeindringenden Vergleichungen begleitet sind. So besonders in seinem ersten Werk: Mocoví MS de P. Francisco Tavolini y otros documentos editados y comentados por S. A. Lafone Quevedo (Biblioteca linguistica del Museo de la Plata, Seccion del Chaco, T. I, La Plata 1893). Aber auch in den folgenden Werken, die alle Sprachen dieser Gruppe umfassen: Arte de la lengua Toba (RMPl, t. V, S. 129—184, 305—327; t. VII, S. 189—261; t. IX, S. 253—331, La Plata 1893, 1896, 1899); Idioma Abipon (Boletin de la Academía Nacional de Ciencias en Córdoba, t. XV, Buenos Aires 1894); Idioma Mbaya, llamado Guaycuru-Mocovi (ASCA, t. XLI, S. 339—364; XLII, S. 44—58, 145—164, Buenos Aires 1896); S. A. Lafonte Quevedo y P. Fr. Z. Ducci, Los Pronombres de la lengua Toba con referencias á los del Mocoví (RMPl, t. XVIII [s. s. V], S. 232—245, Buenos Aires 1912). Über seine Ansicht, daß auch das sonst für isoliert gehaltene Chiquito mit den Waikuru-Sprachen in einem gewissen Grade, in den Pronominalpräfixen besonders, verwandt sei, s. oben S. 232.

Auf Grund der hier geleisteten Vorarbeiten legte auch hier L. Adam die weiteren Grundlagen zur wissenschaftlichen Erforschung dieser Gruppe in seinen: Matériaux pour servir à l'Etablissement d'une Grammaire comparée des dialectes de la Famille Guaicuru (BLA XXIII, Paris 1891).

Diese Arbeit führte weiter durch Th. Koch-Grünberg in seiner linguistischen Untersuchung über: Die Guaikuru-Gruppe (MAGW XXXIII, 1903, S. 1—128). Er brachte neues Material besonders über die Kadiueo bei, fügte sie und die Guatuki (Guaxarapo) der Gruppe ein und wandte sich besonders der Klarstellung der Pronominalpräfixe und der Zahlwörter der Gruppe zu.

Seit jener Zeit (1904) sind leider bedeutendere linguistische Arbeiten über diese Gruppe nicht erschienen und also Fortschritte in ihrer Erforschung nicht gemacht worden, obwohl das noch sehr wünschenswert und nötig wäre. Nur über die Toba liegt die ganz neue Arbeit vor von R. Karsten, The Toba Indians of the Bolivian Gran Chaco (Acta Academiae Aboensis Humaniores, Abo 1923).

Die Gliederung der Waikuru-Sprachen (vgl. dazu auch P. Rivet, LM, S. 655—657) ist die folgende:

Waikuru-Sprachen.

Nord-Gruppe	Mittel-Gruppe		Süd-Gruppe	
Mbaya, Guaikuru, Kadiueo, Payagua	Toba	Pilaga	Mocovi	Abipon

24. Das Zamuco (Schamakoko).

Der Nordgruppe der Waikuru-Sprachen gegenüber, am rechten Ufer des Paraguay, erstreckt sich das Gebiet der Zamuco, die mit den heutigen, durch G. Boggianis Entdeckungsreisen bekannt gemachten Schamakoko identisch sind, wie zum erstenmal K. v. d. Steinen in seiner Vergleichung der beiden Sprachen dartat: Die Schamakoko-Indianer (Globus LXVII, 1895, S. 330).

Diese Sprache, die neben Zamuco und Schamakoko noch die Moro(toco) und Tumanaha umfaßt, Lafone Quevedo, Progresos de la etnología en el año 1898 (BIGA, t. XX, 1899, S. 1—64), blieb bisher als isoliert in Geltung; s. die Literatur bei L. Kersten, Die Indianerstämme des Gran Chaco (IAE XVII, 1905, S. 64—66), und P. Rivet (LM, S. 677—678).

25. Die Maskoi-Sprachen.

Zum Teil östlich, zum Teil südlich von den Waikuru-Sprachen, bis zur Mittelgruppe der Waikuru-Sprachen hin, teilweise mit ihnen sich kreuzend, erstreckt sich dem Paraguay entlang das Gebiet der Maskoi-Sprachen, von G. Boggiani früher Enimaga-, dann Machicoi-Sprachen genannt.

Zuerst 1879 durch J. de Concinges in den Guana genauer bekannt geworden, wurden sie vorzüglich durch die

Forschungsreisen Boggianis näher untersucht, über die er zuerst in den Atti della R. Accad. dei Lincei (Roma 1895) berichtete; nähere Nachrichten brachte er in seinem Compendio de Etnografia Paraguaya Moderna (Asuncion 1900, S. 30 ff.) und seiner Linguistica Sud-Americana (C. R. Congres Internat. des Américan, Buenos Aires 1912).

Eine vergleichende Untersuchung widmet dieser Gruppe Th. Koch-Grünberg in seiner Studie: Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco (MAGW XXXII, 1902, S. 130—148), in deren Einleitung er auch die mit der Benennung und dem Auftreten dieser Gruppe verbundenen historischen Wirrnisse gut aufklärt; vgl. auch Kersten (a. a. O., S. 61—64). Eine neuere Arbeit über die Lenguas lieferte A. Coryn, Los Indios Lenguas, sus costumbres y su idiom etc. (ASCA XCIII, 1922, S. 221—282).

Von einer eigentlichen Gliederung der Sprache kann wohl nicht gesprochen werden, da die Verschiedenheiten innerhalb ihres Gebietes nur dialektischer Natur zu sein scheinen. Die Stämme, die diese Sprache sprechen, sind vom Norden nach Süden aufgezählt: Guana (zu unterscheiden von den arawakischen Guana am linken Ufer des Paraguay), Sapuki, Sanapana, Angaité, Gekoinlahaak (= Lengua), Sujen, Toosle (Towothli). Letztere rechnet P. Rivet (LM, S. 654) zu der folgenden Gruppe.

26. Die Cochabot-Gruppe.

Durch Boggianis und Koch-Grünbergs Untersuchungen ist es klargestellt worden, daß die Lengua dieser Sprachgruppe — eine vielgebrauchte und deshalb vieldeutige Bezeichnung der Spanier für die verschiedensten Arten von Indianerstämmen — nicht identisch sind mit den Lengua (Onjadje, Iniadje), die im 18. Jahrhundert für die Gegenden am Paraguay aufgezählt werden. Sie sind nur bekannt aus einem kurzen Wörterverzeichnis, das E. Peña aus den Aufzeichnungen J. Fr. Aguirres (s. oben S. 255) veröffentlichte, zu dem noch zwei Wörterverzeichnisse zweier verwandter Sprachen, des Guentuse und des Enimaga, kommen.

Von d i e s e n Lengua hatte auch A. Demersay, Histoire physique, économique et politique du Paraguay et

des établissements des Jésuites (Paris 1860, t. I, S. 445), Material veröffentlicht. S. über die ganze Frage Koch-Grünberg (a. a. O., S. 131—134), R. R. Schuller, Sobre el origen de los Charrúas (Santiago de Chile 1906, S. 92 ff.).

Die ganze Gruppe, die wir nach dem Gesamtnamen, den die Enimaga sich selbst und den Lengua gaben, als die der Kotschabot (Cochabot) bezeichnen können, scheint jetzt ausgestorben zu sein und muß als isoliert betrachtet werden.

27. Die Mataco-Mataguaya-Sprachen.

Östlich von dem Gebiet des Maskoi bis zu den Anden hin erstreckt sich das Gebiet der Mataco-Mataguayo-Sprachen, für die Schuller eine Verwandtschaft mit der vorhergehenden, ausgestorbenen Sprache wahrscheinlich gemacht hat.

Ihre Erforschung ist hauptsächlich den Franziskanermissionaren zu verdanken; s. darüber P. Cardus, Las misiones franciscanas entre los infieles de Bolivia (Barcelona 1886). Die vergleichende wissenschaftliche Bearbeitung der von ihnen gelieferten Materialien führte S. A. Lafone Quevedo in mehreren Arbeiten durch: Grupo Mataco-Mataguayo del Chaco, dialecto Noctén (BIGA, t. XVI, 1895, S. 343—390); Grupo Mataco-Mataguayo, dialecto Vejoz (BIGA, t. XVII, 1896, S. 121—176); Los indios Matacos y su lengua (a. a. O., S. 331—362, 559—622; t. XVIII, 1897, S. 173—350); Progresos de la Etnología en el Rio de la Plata durante el año 1898 (a. a. O., S. 62); R. J. Hunt A. Lafone-Quevedo, El vejoz ó Aiyo (RMPl XXII, 1913, S. 7—215); R. J. Hunt y S. A. Lafone-Quevedo, El Choroti ó Yofuhua (RMPl XXIII [S. X]; Separatausgabe Liverpool 1915). Dazu vgl. noch G. D. Brinton, Linguistic Cartography Chaco Region (Philadelphia 1898, S. 181, 194); T. Remedi (in BIGA, t. XVII, und ASCA 1904); L. Kersten (a. a. O., S. 51—52); E. Nordenskiöld, Indianer och Hvita i nordöstra Bolivia (Stockholm 1911, S. 14—136).

Lafone Quevedo unterscheidet die beiden Dialekte des Nocten und des Vejoz. Andere charakteristisch hervortretende Stämme, denen vielleicht ebenfalls Dialekte entsprechen, sind die Tonocoti, Matara, Mataguayo, Mataco,

Malbala, Chorote, Ashluslay - Suxen. Vgl. P. Rivet (LM, S. 671—672).

28. Die Gruppe Lule-Vilela.

Südlich von der Gruppe Mataco-Mataguayo und am mittleren Bermejo sich wie ein Keil in ihr Gebiet hineindrängend, grenzt das der Lule-Vilela-Gruppe an.

Die bereits von Hervás (Catálogo de Lenguas, S. 171) ausgesprochene Vermutung der Zusammengehörigkeit des Lule und des Vilela wurde durch S. A. Lafone Quevedo bestätigt, der sich mit der Erforschung auch dieser Chaco-Sprachen in mehreren Arbeiten befaßte: Los Lules (BIGA, t. XV, 1894, S. 185—246); Calepino Lule - Castellano (a. a. O., S. 305—385, 498—500); La lengua Vilela o Chulupi, Estudio de filologia Chaco argentina (a. a. O., t. XVI, S. 37—142). Vgl. auch D. G. Brinton, Liguistic Cartography (Philadelphia 1898); L. Kersten (a. a. O., S. 59 bis 61); E. Boman, Antiquités de la région Andine etc. (Paris 1908, S. 43—55).

Als Unterstämme der Lule werden genannt: die Isistiné, Toquistiné, Oristiné, Tonokote; als die der Vilela: Pazaines, Onwampa, Yeconoampa, Ipa, Churupi, Sinipe, Yooc, Yecoanita, Ocole, Vacaa, Atalalá.

Als Unterstämme der Lule werden genannt: die Isistiné, Toquistiné, Oristiné; als die der Vilela: Pazaines, Onwampa, Yeconoampa, Ipa, Churupi, Sinipe, Yooc, Yecoanita, Ocole, Vacaa, Atalalá.

29. Das Sanaviron.

Zwischen Cordoba und Santiago del Estero und im Süden bis zu den Salines Grandes de Cordoba war das Gebiet des Sanaviron mit dem Comechingon in der Sierra de Cordoba als wahrscheinlichem Dialekt. P. Rivet stellt beide als isolierte Gruppe auf (LM, S. 678).

30. Das Charrua.

Östlich Paraguays, zu beiden Seiten des Uruguay bis zum Meere, war das Gebiet des Charrúa, von dem nur unbedeutende sprachliche Reste erhalten sind, weshalb sie von den verschiedenen Autoren auch für so ziemlich

alle Gruppen des mittleren und südlichen Südamerika in Anspruch genommen wurden, während andere die Sprache als isoliert hinstellen.

Wenn das letztere auch das Wahrscheinlichere ist, so läßt sich in Wirklichkeit doch nichts Bestimmtes aussagen, wie in ganz charakteristischer Weise an dem Werk zu ersehen ist, das speziell nur mit dieser Frage sich befaßt: R. R. Schuller, Sobre el origen de los Charrúa (Santiago de Chile 1906); es handelt von allen möglichen Sprachgruppen der Umgegend und so gut wie gar nicht vom Charrúa. S. die kurze Auseinandersetzung und vollständige Bibliographie der ganzen Frage bei A. Fr. Chamberlain (AmA, N.S. XIII, 1911, S. 468—471) und F. F. Outes, Sobre las lenguas indígenas rio platenses (Revista de la Universidad de Buenos Aires XXIV, 1913, S. 231 bis 237).

31. Das Querrandi.

Fast ähnlich ist die Sachlage betreffs des Stammes der Querrandies, welche die heutige Provinz Buenos Aires bis an den Rio Carcarana einnahmen. S. A. Lafone Quevedo, Los Indios Chanases y su lengua, con Apuntes sobre los Querandies etc. (BIGA XVIII, 1897, S. 115—154); F. F. Outes, Los Querandies (Buenos Aires 1897); F. F. Outes y Bruch, Los Aborigines de la República Argentina (Buenos Aires 1910), rechnen sie zu den Waikuru; auch P. Rivet (LM, S. 655—657) rechnet sie „avec doute" hinzu. Siehe zu dem Ganzen D. G. Brinton, AR (New York 1891, S. 323) und: The linguistic Cartography of the Chaco Region (Philadelphia 1898).

32. Das Puelche (Pampa).

Ebenfalls in der jetzigen Provinz Buenos Aires begann das Gebiet des Puelche (auch Pampa genannt) und dehnte sich nach Süden hin bis zum Rio Negro aus, von den Anden im Westen bis zum Meer im Osten.

Die Erforschung dieser Sprache ist merkwürdigerweise so vernachlässigt worden, daß bis jetzt nur dürftige Wörterverzeichnisse von ihr vorhanden sind, die einer wissenschaftlichen Durchforschung noch nicht für wert gehalten werden konnten. Die einzige Grammatik, die im Manu-

skript vorhanden ist, scheint unvollständig zu sein, und sie zu veröffentlichen, wurde ebenfalls noch nicht für der Mühe wert gehalten. Es hat nicht viel Zweck, die verschiedenen Sprachgruppen aufzuzählen; s. die Literatur darüber und die ganze Bibliographie der Sprache bei A. F. Chamberlain (AmA, N.S. XIII, 1911, S. 458—460), der aber merkwürdigerweise die Hauptquelle. P. Th. Falkner S. J., A description of Patagonia and the adjoining parts of South America (Hereford 1774) nicht erwähnt.

Wie jetzt der Stand der Frage ist, muß man das Puelche unbedingt als selbständige Sprache bezeichnen, die keine Gemeinschaft, als nur äußere Entlehnungen, weder mit nördlichen (Waikuru), noch mit östlichen (Araukano-Mapuche), noch mit südlichen Nachbarn (Tchuelche-Tsoneka) hat. F. Outes y C. Bruch, Los Aborigines de la República Argentina (Buenos Aires 1910, S. 105) geben an, daß sie in drei Stämme zerfielen: Taluhel, Diuihet und Chechehet.

Zuletzt wurde die ganze Frage ausführlich behandelt von R. Lehmann-Nitsche, El grupo Lingüístico „Het" de la Pampa Argentina (RMPl XXVII, 1922, S. 10—85), der aber von einer (angefangenen) Grammatik der Sprache nichts erwähnt.

33. Die Mapuche-Sprachen.

Jenseits der Anden, von der Atakamawüste bis zur Insel Chiloe, hausten ursprünglich die Araukaner (Auka), die von der spanischen Conquista in harten, jahrhundertelangen Kämpfen zum Süden zurückgedrängt wurden und heute zwischen dem Biobioflusse und dem Llanquihue-See in Reduktionen zusammengedrängt leben. Von den Pampas her drangen andere Stämme ein, die die Sprache der Araukaner annahmen und dieser so auch jenseits der Anden an deren Ostabhängen in die Pampas hinein eine Verbreitung geben.

Die Sprache, das Mapuche, muß als alleinstehend bezeichnet werden. Zu ihrem Studium ist reichliches Material vorhanden; s. R. R. Schuller, El vocabulario araucano de 1842—1843 con notas críticas y algunas adiciones á las bibliografías de la lengua mapuche (Santiago de Chile 1907). Abgesehen von den älteren Grammatiken und Wörterbüchern von P. Luis de Valdivia SJ. (1. Aufl. Lima

1606, 2. Aufl. Sevilla 1684), A. Febrés S. J. (Lima 1765), P. B. de Havestadt S. J. (Münster i. W. 1775), A. Febres S. J. y A. Hernandez i Calzado O. F. M. (Santiago 1846), sind aus neuerer Zeit besonders zu erwähnen die auch auf die Unterscheidung der Dialekte sich richtende, reichhaltige Sammlung von Originaltexten von R. Lenz, Estudios Araucanos (Anales de la Universidad de Chile XC, S. 359 bis 385, 843—878; XCI, S. 195—241; XCIII, S. 427—438, 507—555; XCIV, S. 691—719, 846—865; XCVIII, S. 331 bis 352, 491—504, 623—662; XCIX, S. 177—185, 187 bis 207, 499—525, 739—777, Santiago 1895—1897). Zu R. de la Grasserie, Langue Auca (ou langue indigène du Chile), Grammaire, Dictionnaire, Textes (BLA, Paris 1898), s. die sehr ungünstige Kritik von R. Lenz (Anales de la Universidad de Chile C. F. 1898, S. 157—175, und Verhandl. des Deutschen Wissenschaftl. Vereins in Santiago IV, No. 1, 1898).

Die besten neueren Werke sind: P. F. J. de Augusta Min.-Cap., Gramática Araucana (Valdivia 1903), Id., Lecturas Araucanas (Valdivia 1919); Id., Diccionario Araucano-Español y Español-Araucano (2 Vols., Santiago 1916); ferner A. Cañas-Pinochet, Estudios de la lengua Veliche (Trabajos del IV. Congreso científico [X. pan-americano], t. XI, Santiago de Chile 1911, S. 143—330); F. J. Cavada, Chiloe y los Chilotes (Santiago 1914, S. 286—443): denen für das argentinische Gebiet zuzufügen sind die freilich längst nicht gleichwertigen Skizzen von D. Milanesio, La Patagonia. Lingua, industria, costumi, e religione dei Patagoni (Buenos Aires 1898), Id., Pequeño Manual del Misionero (Buenos Aires 1900), Id., Etimologia Araucana (Buenos Aires 1918).

Als Dialekte der Sprache, deren Verschiedenheiten das gegenseitige Verständnis nicht radikal hindern, zählt R. Lenz in seinen Estudios auf:

Mapuche.

Picunche (Nord)	Pehuenche oder Puenche (östl. der Anden)	Moluche (Mitte)	Huilliche (Süden), Veliche (Chilote), Taluche (Taluhet), Diuiche (Diuihet), Leuvuche, Rankel.

Diese Einteilung weist schon Th. Falkner, A description of Patagonia (London 1774, S. 34) auf, nur daß er Moluche als zusammenfassend für Picunche, Pehuenche, Huilliche hinstellt.

34. Die Tschon (Tehuelche)-Sprachen.

Begeben wir uns wieder nach jenseits, d. h. östlich von den Anden, so erstreckt sich hier vom Rio Negro nach Süden hin bis in das Feuerland hinein das Gebiet des Tehuelche oder Tsoneka.

Es wurde schon bekannt durch eines der ältesten amerikanischen Wörterverzeichnisse, dasjenige, welches A. Pigafetta hier bei der Durchfahrt Magellans an diesen Küsten vorbei aufnahm. Außer einer Reihe von anderen Wörterverzeichnissen liegen von dieser Sprache auch einige Skizzen von Grammatiken und kurze vergleichende linguistische Bearbeitungen vor: Th. Schmid, Vocabulary and rudiments of Grammar of the Tsoneka language (Bristol 1860); Tehuelche Grammar in B. Mitre: Catálogo razonado de la seccion lenguas americanas (Montevideo 1892); auf diese Werke gründet sich Fr. Müllers Skizze der Grammatik in seinem GSp (II [1], Wien 1882, S. 424—428); D. G. Brinton, The Hongote Language and the Patagonian Dialects (Studies of South American languages, Philadelphia 1872, S. 45—52); R. de la Grasserie, De la langue Tehuelche (C.R. XIV, IAK 1904, Stuttgart 1906, S. 611—647); Th. Schmid, Two linguistic treatises on the Patagonian or Tehuelche language, introduction by R. Lehmann-Nitsche (Buenos Aires 1910, S. 41, 58); R. Lista, Lenguas argentinas. Los Tehuelches de la Patagonia (ASCA 1816); A. Cojazzi, Contributi al Folk-Lore e all'Etnologia dovute alle Missioni Salesiani: Gli Indii dell'Arcipelago Fueghino (Torino 1911).

Während entgegen allen anderen Forschern B. Mitre, Catálogo razonado de la seccion lenguas americanas (Buenos Aires 1909—1911, I, S. 156), und A. F. Chamberlain, The present state of our knowledge concerning the three linguistic stocks of the Region of Tierra del Fuego (AmA, N.S. XIII, 1911, S. 89—95), das Ona noch als eine vom Tehuelche gänzlich verschiedene selbständige Sprache hal-

ten, tritt R. Lehmann-Nitsche, El grupo linguístico Tshon en los territorios magallánicos (RMPl XXII [= N.S. IX], 1914, S. 217—276), wieder dafür ein, daß auch das Ona zum Tehuelche gehört, die er beide als Tschon-Gruppe zusammenfaßt; s. als Ergänzung dazu: K. Skottsberg, Observations on the natives of the Patagonian channel region (AmA, N.S. XV, 1913, S. 578—616; XVII, 1915, S. 411 bis 413); P. J. M. Beauvoir, Los Shelknam, indígenas de la tierra del Fuego. Sus tradiciones, costumbres y lengua (Buenos Aires 1915).

Über die Sprache der Ona und ihre Zugehörigkeit zum Tehuelche s. auch die erschöpfende Monographie von J. M. Cooper, Analytical and critical Bibliography of the Tribes of Tierra del Fuego and adjacent territory (BBAE 63, Washington 1917, S. 49—56, 142—144); auch Cooper tritt für die Zugehörigkeit des Ona zum Tsoneka ein.

P. M. Gusinde wird aus den reichen, von ihm auf einer Expedition 1923/24 gesammelten Materialien eine Grammatik und ein Wörterbuch herausarbeiten und dieselben in Bd. I des Werkes „Die Feuerland-Indianer" (Anthropos-Bibliothek, Mödling, St. Gabriel 1926) veröffentlichen.

Die Gliederung dieser Gruppe ist nach R. Lehmann-Nitsche die folgende:

Tschon-Sprachen.

Patagonischer Zweig: Tsoneka	Feuerländischer Zweig: Ona
(Tehuelche) Pä 'änkün'k im Norden, Ao'nükün'k im Süden, Tä'nüs'kn im Südosten Tehues (Tä'nüskn) in der Zentralkordillere	Shilk'nam in der Mitte Manekenkn (Hauss) im Südosten.

35. Das Yamana (Yagan).

Südlich vom Gebiet der Ona, die den nördlichen und östlichen Teil von Feuerland einnehmen, ist das Gebiet der Yamana (Yagan), die den Südrand von Feuerland und die südlich vom Beaglekanal gelegenen Inseln durchstreifen. Ihre Sprache muß als alleinstehend bezeichnet werden.

Die gesamte, schon ziemlich angewachsene Bibliographie findet sich bei A. F. Chamberlain (AmA, N.S. XIII,

1911, S. 95—98) und J. M. Cooper (a. a. O., S. 142—145). Fast das gesamte Material geht auf den Missionar Th. Bridges zurück, dessen mehr als 30 000 Wörter umfassendes Wörterbuch der Belgischen Antarktischen Expedition übergeben und von dieser an F. Hestermann zur Bearbeitung anvertraut wurde. Von Bridges liegt auch eine Grammatik vor (JAI XXIII, 1894, S. 53—80).

Auf diese oder auf die von Bridges angefertigten Übersetzungen des Lukas- und Johannesevangeliums und der Apostelgeschichte (London, Bibelgesellschaft, 1881, 1883, 1886) gehen auch die übrigen grammatischen Bearbeitungen zurück: J. Platzmann, Glossar der feuerländischen Sprachen (Leipzig 1882); R. Garbe, Eine vollständige Grammatik der Yagan usw. (GGA I, 1883, S. 336 bis 376); A. J. Ellis, Report on the Yagan language of Tierra del Fuego (Transactions of the Philos. Society, London 1882—1884, S. 32—44); L. Adam, Grammaire de langue Yagane (Revue de Linguistique XVII—XVIII, 1884—1885; auch separat Paris 1885); L. Darapsky, Estudios linguísticos americanos Fueginos (BIGA X, 1889, S. 276—289); Fr. Müller (GSp IV 1, Wien 1888, S. 207—221); C. Spegazzini, Elementi di grammatica Jaghan, sistema Ollendorf (in Mitre, Catálogo razonado etc. 1909, S. 179—189); F. Hestermann, Zur Transkriptionsfrage des Yagan (JSAP, N.S. X, 1913, S. 25—41).

Auf der letzten Expedition Gusinde-Koppers (1921/22) wurden vier Dialekte: Ost-, Mittel-, West- und Südwest- und Süddialekte festgestellt, von denen vielleicht Mittel- und Westdialekt näher zusammenstehen. Aus dem damals gesammelten Material wird P. W. Koppers mit Benutzung aller bereits früher vorhandenen Materialien eine neue Grammatik des Yamana herausarbeiten und dieselbe in Bd. II des Werkes „Die Feuerland-Indianer" (Anthropos-Bibliothek, Mödling, St. Gabriel 1926) veröffentlichen.

36. Das Alakaluf.

An der südwestlichen Ecke von Feuerland beginnt oder begann vielmehr das Gebiet der Alakaluf, die den Westrand der Insel (und des Kontinents) und eine Anzahl der vorliegenden Inseln einnehmen.

Auch das Chono (von dem nur drei Wörter bekannt sind), das A. F. Chamberlain (1911) als eine isolierte Sprache betrachtet, werden von J. M. Cooper (1917) und R. Lehmann-Nitsche (1919) zum Alakaluf gezählt.

Von diesem letzteren sind bis jetzt nur mehr oder minder umfangreiche Wörterverzeichnisse vorhanden, das älteste von 1698 von dem französischen Flibustier Jean de la Guilbandière. Die gesamte Bibliographie bei A. F. Chamberlain (AmA, N.S. XIII, 1911, S. 89—92), ausführlicher und kritischer bei J. M. Cooper (a. a. O., S. 10—29, 141—145), der auch eine umfassende vergleichende Wortliste bringt.

Die ausführlichste Behandlung der ganzen Frage mit Darlegung des gesamten Sprachmaterials in der Monographie von R. Lehmann-Nitsche, El grupo linguístico Alakaluf (RMPl XXV, 1919, S. 15—69). Dazu ist zu nehmen die (neue?) über 1200 Wörter umfassende Sammlung von dem Salesianermissionar P. M. Borgatello, in dessen Buch: Nozze d'Argento etc. (Torino 1921, S. 531—555), eine Verbesserung und Vermehrung des Wörterverzeichnisses in Cojazzi, Contributi al Folk-Lore e all'Etnografia dovuti alle Missioni Salesiani. Gli Indii dal Arcipelago Fueghino (Torino 1911, S. 125—140; ein noch zuverlässigeres mit phonetischer Genauigkeit aufgenommenes Wörterverzeichnis liefert C. Skottsberg, Observations on the Natives of the Patagonian Channel Region (AmA, N.S., XV, 1913, S. 376 bis 413); ein weiteres, von P. M. Gusinde auf seiner letzten Feuerlandexpedition gesammeltes ausführliches Wörterverzeichnis, wird in Bd. III des Werkes „Die Feuerland-Indianer" (Anthropos-Bibliothek, Mödling, St. Gabriel 1926) veröffentlicht.



II. Teil:

Die Sprachenkreise und ihr Verhältnis zu den Kulturkreisen.



Die Sprachenkreise und ihr Verhältnis zu den Kulturkreisen.

Nachdem wir im ersten Teil die durch die Arbeit der Sprachwissenschaft gewonnenen größeren Gruppierungen der Sprachen, die Sprachgruppen und Sprachfamilien, kennen gelernt haben, wollen wir jetzt im zweiten Teil versuchen, auf jener notwendig vorauszusetzenden Kenntnis aufbauend, zu noch größeren Gruppierungen, zu noch weiteren Zusammenhängen vorzudringen, die naturgemäß uns dann auch in um so größere Zeittiefen der Sprachgeschichte eindringen lassen werden. Wir werden dabei nicht eine Untersuchung des Sprachmaterials im einzelnen, seiner einzelnen Wörter, vornehmen, sondern eine Reihe besonders charakteristischer Sprachelemente herausheben und deren Ursprung, Verbreitung und Entwicklung nachgehen; sie werden uns in genügender Weise das Formkriterium für unsere vergleichenden Untersuchungen darbieten. Wenn dann eine entsprechende Anzahl solcher Formkriterien bei bestimmten Sprachgruppen oder Sprachfamilien sich zusammenfinden, so haben wir auch ein genügendes Quantitätskriterium. Beide, Formkriterium und Quantitätskriterium, werden uns dann auch hier hinreichend sichere Schlüsse über die in Frage stehenden Zusammengehörigkeiten erlauben.

Die sich ergebenden größeren Gruppierungen — wir wollen sie S p r a c h e n k r e i s e nennen —, die also in sich, auf rein sprachlichem Gebiet zustandegekommen sind, werden wir dann auch vergleichen mit den aus der ethnologischen Forschung gewonnenen Kulturkreisen, um zu sehen, ob und inwieweit die großen linguistischen Gruppierungen mit den ethnologischen äußerlich zusammenfallen und innerlich zusammengehören. Wo das der Fall ist, wird natürlich die Bezeichnung „Kulturkreis“ mit um so tieferem Sinn gebraucht werden können.

Wir werden die Gegenstände unserer Untersuchungen entnehmen:

A. aus dem Lautwesen (Phonetik);

B. aus der Bildung und der Funktion der Einzelworte (Grammatik) und

C. aus ihrem Zusammentreten zu Sätzen und Urteilen (Syntax).

In manchen Fällen werden wir nur Andeutungen geben, auf lohnende Problemstellungen hinweisen können, weil die nötigen Vorarbeiten überhaupt noch nicht in der Breite und Tiefe gemacht sind, wie es hier zur Herausstellung größter, umfassendster Gruppen nötig ist. Aus diesem Grunde werden wir leider gerade betreffs der Syntax die größten Beschränkungen uns auferlegen müssen, da von einer überaus großen Menge von Sprachen zuverlässiges Satzmaterial überhaupt noch nicht vorhanden ist, und bei anderen die eindringende Untersuchung desselben noch völlig fehlt.

I. Das Lautwesen.

1. Die Vokale.[1]

Die Vokale zerfallen in die normalen und die anormalen Vokale. Die ersteren sind diejenigen, die ihrem Wesen nach allein durch die Lage der Zunge im Mundraum gebildet werden, so daß die Stellung der Lippen dazu nur unwesentliche Verstärkungen und Verdeutlichungen des Wesenscharakters (oder das Gegenteil davon) bewirken können. Dazu gehören die verschiedenen Arten der *a*-, *e*-, *i*-, *o*-, *u*-Vokale. Bei den anormalen Vokalen bewirkt die Stellung der Lippen eine wesentliche Veränderung der Klangfarbe; von ihnen seien hier genannt die *ö*- und *ü*-Vokale.

a) Die Differenzierung der Normalvokale *I* und *U*.

Wir befassen uns zunächst mit den Normalvokalen. Hier unterscheiden wir drei Arten: 1. solche, die mit rückwärtiger Hebung der Zunge zum rückwärtigen Gaumen empor (und mit Hervorstülpung der Lippen) gebildet werden: die *u*- und *o*-Vokale; 2. solche, die mit vorderer Hebung der Zunge zum vorderen Gaumen (und mit Zurückziehung der Lippen) gebildet werden: die *i*- und *e*-Vokale; 3. solche, die mit tiefer Haltung der Zunge hinten und vorn (und mit Indifferenzhaltung der Lippen) gebildet werden: die *a*-Vokale.

Hier erhebt sich nun die Frage, ob und inwieweit bei den Vokalen der rückwärtigen Zungenhebung schon von Anfang an der Unterschied in *u*- und *o*-Vokale vorhanden war, oder ob nicht bloß e i n *u*-Vokal (oder nur e i n *o*-Vokal) oder ein zwischen beiden stehender mittlerer Vokal anzusetzen sei, der nur je nach der Umgebung der Konso-

---

[1] Vgl. zum Folgenden W. Schmidt: Die Sprachlaute und ihre Darstellung in einem allgemeinen linguistischen Alphabet („Anthropos" II, 1907, auch in Sonderausgabe, St. Gabriel, Mödling bei Wien 1907), besonders § 140 ff.

nanten heller oder dunkler gesprochen würde. Die ganz analoge Frage erhebt sich auch bei den Vokalen der vorderen Zungenhebung betreffs der Ursprünglichkeit des *e*- oder des *i*-Vokals.

Diese Frage ist nicht eine vage theoretische. Zwar bei einer so umfassend und tief zurückgreifend untersuchten Sprachfamilie, wie der indoeuropäischen, ist das Vorkommen von *e* und *o* neben *i* und *u* auch schon für die Urzeit bezeugt. Anders aber liegt die Sache z. B. betreffs der semitischen Sprachen. Hier lassen sich nur *i* und *u* als ursprünglich dartun; Färbungen nach *e* und *o* sind partikulärer oder sekundärer Natur, im letzteren Fall besonders oft durch die sog. emphatischen Konsonanten verursacht. Auch für die Bantu-Sprachen glaubt Meinhof als Urvokale nur *a*, *i*, *u* ansetzen zu können. In einzelnen der indonesischen Sprachen, so im Tagalog, im Javanischen und Malaischen, scheinen ebenfalls ähnliche Verhältnisse vorzuliegen.

Die ganze Frage soll jetzt noch nicht weiter verfolgt werden. Die Aufzeichnungen bei den einzelnen Sprachen würden hier wohl schon genügend vorliegen, aber die Durcharbeitung in Hinsicht auf dieses Problem fehlt so gut wie vollständig. Denn es genügt nicht, die Existenz von *e* und *o* festgestellt zu haben; es muß dann erst noch untersucht werden, ob diese Existenz eine rein phonetische, d. h. aus bloßen Lautverhältnissen entstandene ist, oder ob diese Vokale schon von Anfang an zu selbständiger Fixierung von Wortinhalten benutzt worden sind.

Wenn dann die diesbezüglichen Feststellungen in einer Sprache gemacht worden sind, muß natürlich die Untersuchung ausgedehnt werden auf alle Sprachen, mit denen zusammen sie eine größere Gruppe bildet, um schließlich zu demjenigen Stand der Dinge zu gelangen, der vor der Trennung dieser Sprachen liegt. Wenn auf diese Weise die verschiedenen Sprachfamilien durchsucht wären, würde aus der Vergleichung sich feststellen lassen, in welche allgemeine Periode der Sprach- und Kulturentwicklung der Menschheit die erste Entstehung eines inhaltlich-funktionellen Unterschiedes von *i* und *e* zueinander und *u* und *o* zueinander eingetreten wäre. Hier liegt also noch ein lohnendes Problem vor uns.

b) Die Entstehung der anormalen Vokale *ö*, *ü*.

Mußten wir es hier bei der Problemstellung bewenden lassen, so werden wir günstiger daran sein, wenn wir uns jetzt den anormalen Vokalen *ü*, *ö* zuwenden. Sie werden gebildet mit der vorderen Zungenhebung der *i*-, *e*-Vokale, aber mit der vorschiebenden Lippenhaltung, die sonst den Vokalen der rückwärtigen Zungenhebung, den *u*-, *o*-Vokalen, eigen ist.

Hier erhebt sich die Frage, ob diese Vokale allen Sprachen eigentümlich sind, und wenn nicht, in welcher Periode sie einsetzen. Ich bin dieser Frage einigermaßen nachgegangen und lege im folgenden die Ergebnisse dieser Untersuchung vor. Ich beginne mit Australien und Ozeanien.

Während in den gesamten südaustralischen Sprachen (außer Luridya) kein *ü* und *ö* gemeldet wird, stehen sie fest für das Tasmanische. In den nordaustralischen Sprachen ist es der äußerste Westen (Ruby Creek, Kings-Sound Creek) und vereinzelt der Norden (Daly-River-Sprachen, Wulna), die *ö* aufweisen, während in der Mitte Aranda und das südaustralische Luridya *ü* und *ö* kennen.

An das australische Saibalgal auf den Torres-Straßen-Inseln mit *ö* schließen sich von den Papua-Sprachen an: Bangu, Dungerwab, Dabu mit *ö*, Jibu mit *ö* und *ü*, die auch bei Yela in Südostneuguinea sich finden. Sonst ist innerhalb der Papua-Sprachen nur noch *ü* in Monumbo und *ö* in Baining zu merken.

Auch die austronesischen Sprachen weisen nur geringe Verbreitung dieser Vokale auf: in den polynesischen fehlen beide gänzlich; ebenso eigentlich in den indonesischen Sprachen, wo nur der indifferente Pepet-Vokal im Altjavanischen, Sundanesischen und Maduresischen sekundär zu *ö* wird; größer ist die Verbreitung in den melanesischen Sprachen: Banks- und Torres-Inseln, Santa Cruz-Inseln, Marshall-Inseln, Saipan, Palau, alle mit *ü* und *ö*, Rotuma und Lifu mit *ö*.

In starkem Gegensatz zu dieser schwachen und sporadischen Verbreitung in Australien und Ozeanien steht die massige und kompakte in Asien.

Die sämtlichen austroasiatischen Sprachen weisen *ü* und *ö* auf, das Mon wenigstens *ü*.

Von diesen Sprachen beeinflußt ist auch wohl das Vorkommen von *ö* im Nord- und Kleinandamanesischen, während das ältere Mittel- und Südandamanesische weder *ö* noch *ü* kennt. (S. betr. auch anderer Beziehungen von Nord- und Kleinandaman: W. Schmidt, Die religiösen Verhältnisse der Andamanesen-Pygmäen; Anthropos XVI bis XVII, 1921/22, S. 992 ff. und N. R. Brown, The Andaman Islanders, Cambridge 1923, S. 493).

Die Dravida-Sprachen kennen kein *ü* und *ö*, nur Kodagu zeigt *ö*, Tulu *ü*.

Dagegen ist das Vorkommen von *ö* und *ü* oder von *ö* oder *ü* allein weithin in dem ausgedehnten Gebiet der tibetochinesischen Sprachen bekannt, besonders in den Thai-Sprachen.

Das größte kontinuierliche Gebiet weisen die uralaltaischen Sprachen auf; hier sind *ö* und *ü* überall verbreitet und bilden wichtige Teile der Vokalharmonie; nur Korea kennt bloß *ö*, Japan nur *ü*. Dagegen fehlen *ö* und *ü* in den Aleutisch-Eskimo-Sprachen.

Auch in sämtlichen paläoasiatischen Sprachen fehlen *ö* und *ü*, außer im Kamtschadalischen, das beide aufweist.

In den indoeuropäischen Sprachen sind *ö* und *ü* nirgendwo ursprünglich; ihre Bildung setzte erst spät ein und erreichte nur geringe Verbreitung (Griechisch, Slavisch, Germanisch).

Bei den japhetitischen Sprachen läßt sich in den älteren Schriftsystemen schwer etwas Sicheres feststellen. Die kaukasischen Sprachen kennen kein *ö*, *ü*; wo sie im Udischen und *ö* im Kürinischen vorkommen, gehen sie auf Beeinflussung durch turkotatarische Sprachen zurück. Dagegen weist im äußersten Westen das Baskische *ö* und *ü* auf.

Weder die semitischen, noch die hamitischen Sprachen kennen *ö* oder *ü*; nur *ü* in Chamir-Agau und *ö* und *ü* in Barea sind zu merken.

Damit sind wir bereits nach Afrika gelangt, wo die Verbreitung von *ö* und *ü* eine äußerst geringfügige ist. Sie beschränkt sich auf eine schmale und schwache Zone, die quer durch Mittelafrika geht. Sie beginnt im Osten mit den schon genannten Hamiten-Sprachen.

Ihnen schließen sich aus den nilotischen Sprachen, die

im allgemeinen weder *ö* noch *ü* kennen, Bari mit *ö* und Nuer mit seltenem *ü* an.

Am stärksten ist die Verbreitung in der anschließenden Kanuri-Gruppe: nur Kanuri selbst und Wandala kennen keines; dagegen findet sich *ü* bei Maba, Bagrimma, *ü* und *ö* bei Logone, Muzuk, Teda.

Von da an tritt wieder Verzettelung nach Norden und Süden ein: einzelne wenige Bantuide-Sprachen, einige Bantu-Sprachen im Nordosten und von den Wule-Sprachen nur Gbea mit *ü* und Baja mit *ö*.

Kein *ö* oder *ü* dagegen findet sich in den Ngo-Nke-, in den Manfu-Sprachen, in den Wule-, den Bantu- und den Khoin-Sprachen.

Ziemlich gering ist auch die Verbreitung in Nordamerika.

Hier weist nur das Takelma *ü* und das Klamath *ö* und *ü* auf; mehr Verbreitung scheinen letztere in den Dene-Sprachen zu finden, wo sie aber im Tlingit und Haida fehlen.

Wenn in Kalifornien in den Penuti-Sprachen Maidu, Teile von Miwok und Yokuts, und in den Hoca-Sprachen Chumash *ö* und *ü* aufweisen, so wird das mit Recht auf den Einfluß der angrenzenden Shoshonen-Sprachen zurückgeführt, wo Shoshoni, Ute, Chemehuevi, Bannock, Gabrielino, Serrano und von den Pueblos Hopi (und Tanos) sowohl *ö* als *ü* aufweisen.

Dagegen kennen die übrigen Sprachen der uto-aztekischen Sprachgruppe weder *ö* noch *ü*, außer Opata, das beide besitzt.

In Mittelamerika tritt *ö* (*ü*, *üö*) nur bei Mixe und Zoque und *ö* bei einem Teil der Maya-Sprachen auf, und an der Südgrenze *ö*, *ü* bei Jicaque, Xinca, *ü* bei Lenca.

Ganz überraschend ist aber die starke Verbreitung in Südamerika, die sich mit der von Asien messen kann.

Zwar an der gesamten Westküste ist nichts davon zu merken.

Aber wohl treten am Ostabhang der Kordilleren und in der sich dann ausbreitenden Ebene eine Anzahl meist isolierter Sprachen auf: Uitoto mit *ü*, Juri mit *ö*, *ü*, Cahuapana mit *ö*, *ü*, Pano mit *ö*, *ü*, Mobima mit

ö, ü (sehr selten), Cayubaba und die arawakischen Tikuna, Passe, Piro, Campa, Canamari mit *ü*, die Tupi-Stämme Miranha, Omagua, Cocama, Oyampi mit *ö, ü* oder *ö* oder *ü*.

Das eigentliche Verbreitungsgebiet aber ist der Osten; er gliedert sich wieder in zwei Teile, einen nördlichen und einen südlichen. Der erstere ist der stärkere.

Träger sind hier vor allem die Kariben, die schon auf den Antillen beginnen: Karif mit *ö*, Inselkariben mit *ö* und *ü* oder allein *ü*, Chake, Motilone, Araguaya, Yavitera mit *ü*, Aparai, Ojama, Carijona, Cariniaco mit *ö*, Trio Makuši, Pimenteira, Paravilhana mit *ö, ü*.

Die Arawaken sind hier nur spärlich vertreten, nur im äußersten Nordosten Goajiro, Paranhano — dann benachbart auch die Chibcha-Sprachen Köggaba, Arhuaco mit *ö, ü* — und weiter nach Süden Arawak mit *ö, ü*.

Zwei andere Gebiete befinden sich südlich vom Amazonas.

Das eine, ein zentrales, am Oberlauf des Rio Tapajoz und des Xingu, besteht aus den Tupi-Stämmen der Mundruku mit *ö, ü*, Apiaca mit *ö* Auetö, Kamayura mit *ö, ü*, Arawaken- und Kariben-Stämmen der Mehinaku, Kustenau, Waura, Yaulapiti, Bakairi, Nahuqua mit *ö, ü*, Paressi-Kabissi und die isolierten Trumai mit *ö, ü*, Karaya mit *ö, ü* (selten), Bororo-Otuke mit *ö*.

Dieser zentralen Gruppe schließt sich unmittelbar an eine östliche, die fast ganz aus Gez-Tapuya-Stämmen besteht: Cayapo (*ö, ü* sehr selten), Acrou-Mirim, Maxacara, Macuni, Botokuden mit *ö, ü*, Aponegicran, Chicriaba mit *ü*, Chavantes, Caingang am Rio Ivahy mit *ö*; man wird zugeben müssen, daß diese östliche Gruppe die schwächere ist und mehr eine Ausstrahlung der Zentralgruppe und die Einwirkung von unter sie gedrungenen Tupi-Stämmen, wie das Pimenteira mit *ö, ü*, darstellt.

Wo die westliche, die zentrale und die östliche Gruppe im Chaco sich treffen, und weiter nach Süden, sind nur mehr äußerst geringe Spuren zu finden: *ö* und sehr selten *ü* im Waikuru, *ö, ü* im Samuco, *ü* im Mapuche, aber noch *ö* im äußersten Süden bei den Yagan.

Da die Tupi im Süden keine Spuren aufweisen, dürften sie auch im Norden nur sekundäre Träger sein; die primären wären dann wohl in den Kariben- und Arawaken-

Sprachen, besonders aber in den ersteren zu suchen. Wenn das der Fall ist, so wäre das so ausgebreitete Vorkommen von *ö, ü* in Südamerika, das scheinbar so ganz der Konzentrierung entbehrte, doch auf eine starke Zentralbewegung zurückgeführt, durch welche sie, unmittelbar und mittelbar, in die verschiedensten Teile von Südamerika getragen worden wären.

Suchen wir nun ein Urteil über das Gesamtbild der Verbreitung auf der ganzen Erde zu gewinnen, so ist das wahrlich nicht leicht. Wenn wir den Vergleichsmaßstab der Verbreitung ethnologischer Kulturkreise anlegen, so scheint das Resultat nicht ermutigend, so wenig eindeutig ist es.

Was zunächst die Urkultur betrifft, so würden die Tatsachen beim Tasmanischen, beim Andamanesischen, bei den Penuti- und Hoca-Sprachen, den Gez-Sprachen, beim Yagan glauben machen, daß *ö, ü* schon dort entstehen könnten. Bei genauerer Untersuchung freilich hat sich gezeigt, daß alle diese Fälle — mit Ausnahme zunächst des Tasmanischen — Beeinflussungen von außen sind, von Sprachen, die nicht den Urkulturen angehören. Das Gewicht dieser Tatsache wird verstärkt durch das Nichtvorkommen von *ö, ü* in den südostaustralischen, in den mittel- und südandamanesischen, den Khoin- und den Wule-Sprachen, dem Großteil der Penuti-, Hoca, und der Gez-Sprachen, wie auch der paläoasiatischen Sprachen und der Aleuto-Eskimo-Sprachen. Das ist wohl ein genügend starkes Gewicht, um die primäre Zugehörigkeit von *ö, ü* zu den Sprachen der Urkulturen auszuschließen. Die eine Gegeninstanz des Tasmanischen muß vorläufig als isolierter Fall hingenommen werden.

Gehen wir zu den Primärkulturen über und nehmen unter diesen zuerst die totemistische höhere Jägerkultur vor, so sind es nur die beiden Fälle des Vorkommens von *ö, ü* bei Santa Cruz und Bororo-Otuke, die eine Gegeninstanz bilden könnten gegen die Ablehnung der Zusammengehörigkeit dieser Vokale mit diesem Kulturkreise. Aber die Fälle, die für diese Ablehnung sprechen, sind zu zahlreich und bedeutungsvoll: süd- und ostaustralische Sprachen, Sprachen von Neukaledonien, Admiralitäts-Inseln, Kleine Molukken, Ost-Dravida (nur Tulu *ü*), Ngo-

Nke-Sprachen, totemistische Stämme von Nordwest- und Nordostamerika: keiner von diesen weist *ö, ü* auf: So ergeben sich auch Santa Cruz und Bororo-Otuke nur als durch die „Umwelt" bedingt: Santa Cruz durch Banks-Inseln, Torres-Inseln; Bororo-Otuke in der Verbindung des westlichen und zentralen Verbreitungskernes von Südamerika gelegen.

So blieben noch die beiden Kulturkreise der **nomadistischen Viehzüchter** und der **mutterrechtlichen Pflanzenbauer**. Zwischen beiden wird die Entscheidung schwer, denn in beiden finden sich starke, ja stärkste Verbreitungszentren von *ö, ü,* von denen keines vom anderen abgeleitet werden zu können scheint. Für den ersteren ist zu verzeichnen das Vorkommen von *ö, ü* in allen Sprachen der so weit ausgedehnten uralaltaischen Gruppe, das dort so eng und organisch mit deren Vokalharmonie verbunden ist. Schwächer ist das Vorkommen von *ö, ü* in den Sprachen der sekundären Viehzüchternomaden, den indoeuropäischen Sprachen, und noch schwächer in denen der tertiären, der hamito-semitischen Sprachen. Für den mutterrechtlichen Kulturkreis spräche das starke Vorkommen in den austroasiatischen und den angrenzenden tibeto-chinesischen Sprachen.

Diese drei großen Sprachgruppen, die uralaltaische, die tibeto-chinesische und die austroasiatische, enthalten allein also in sich vielleicht zwei Drittel alles Vorkommens von *ö, ü.* Dieses große Gebiet erstreckt sich in einem breiten Gürtel von Nordosteuropa quer durch ganz Asien bis in dessen äußersten Südosten hinein. Vielleicht sind auch die übrigen Verbreitungsgebiete von *ö, ü* in den andern Kontinenten ebenfalls erst von diesem großen Zentralgebiet ausgegangen.

Wenn wir die Vokale der östlichen japhetitischen Sprachen, besonders von Elam und Sumer, besser kännten, würden wir darin vielleicht die Brücken finden, um das Vorkommen einerseits bei Baskisch in Westeuropa, andrerseits in einigen Hamiten- und in den Kanuri-Sprachen von Nordost- und Zentralafrika zu verstehen. Auch die Verbreitung von *ö, ü* in den indoeuropäischen Sprachen würde zu der Annahme stimmen, daß sie von den uralaltaischen Sprachen ausgegangen wäre; denn sie beschränkt sich hier

auf die nächst angrenzenden ost- und nordeuropäischen Sprachen. Ebenso bildet das Pepet-*ü* und *ö* im Altjavanischen, Sundanesischen und Maduresischen vielleicht eine Brücke zu dem Vorkommen von *ö, ü* in Palau und Mikronesien, woher es dann nach Banks-Inseln, Torres-Inseln und Santa Cruz gelangen konnte. Das gesamte Vorkommen in Nord- und Mittelamerika, das im ersteren sich auf die Westküste beschränkt, würde auf jene starke mutterrechtliche Strömung zurückgeführt werden können, die von Hinderindien und Südchina und teilweise auch von Mikronesien ausging und die Ansätze zu den mittel- (und süd-) amerikanischen Hochkulturen lieferte. Von Mittelamerika, besonders den Maya aus, würde die Verbreitung über die Antillen durch die Kariben und Arawaken dann auf Südamerika übergegriffen haben.

Beachtet man nun die Tatsache, daß das Vorkommen von *ö* und *ü* in den austrischen Sprachen im wesentlichen sich auf die austroasiatischen Sprachen beschränkt und in den austronesischen nur mehr ein sporadisches ist, in den melanesischen, z. B. gerade in den mikronesischen, hervortritt, so könnte von der mutterrechtlichen Kultur nur eine ziemlich späte Phase für die Entstehung dieser Vokale in Frage kommen. Bringt man aber in Anschlag das kompakte Vorkommen in den uralaltaischen Sprachen, das dort mit einem ihrer Wesenscharakteristika, der Vokalharmonie, in so engem Zusammenhang steht, so wird die Wagschale bei der Entscheidung der Frage, ob der (primäre) nomadistische oder der spätere mutterrechtliche Kulturkreis die Heimat des Entstehens der *ö*-, *ü*-Vokale gewesen sei, sich nach der ersten Seite hin senken müssen. In den mutterrechtlichen Kulturkreis würden diese Vokale erst in jener verhältnismäßig späten Periode gelangt sein, als sich der Nomadismus der Viehzüchter mit der Ackerbaukultur der Mutterrechtler mischte.

Dieser ganzen Annahme steht aber das Vorkommen von *ö, ü* bereits im Tasmanischen entgegen. Darauf kommen wir weiter unten noch zurück.

2. Die Konsonanten.

Begeben wir uns jetzt zu den Konsonanten, so scheint es, daß hier ein zweifaches Werden, eine zweifache Ent-

wicklung, die früher stattgefunden hätte, sich jetzt wenigstens noch in Spuren aufzeigen ließe. Für beide ist aber das Material noch so wenig präzis herausgearbeitet, daß auch eine umfassende Sammlung und Durcharbeitung noch nicht gut möglich ist. Es sollen deshalb hier nur einige allgemeine Hinweise gegeben werden auf die Probleme, die vorliegen, und die Aussichten, die sich eröffnen, sie zu lösen.

a) Die Enstehung des Unterschiedes von tonlosen und tönenden Konsonanten.

Die eine Entwicklung scheint sich in der Bildung des Unterschiedes der tönenden (stimmhaften) und der tonlosen (stimmlosen, stummen) Konsonanten (Geräuschlaute) vollzogen zu haben. Dieser Unterschied ist jetzt in der übergroßen Mehrzahl der Sprachen vorhanden: die tonlosen Konsonanten bestehen aus dem bloßen Geräusch, das bei dem Vollzug des Verschlusses oder der Reibeenge im Munde sich bildet (*k*, *t*, *p*, *x*, *s*, *f*); die tönenden Konsonanten weisen außerdem noch ein Mitschwingen, ein Tönen der Stimmbänder auf, und auch ihr Ansatz des Verschlusses und der Reibeenge ist ein sachterer (*g*, *d*, *b*, *y*, *z*, *v*, *w*).

Nun gibt es aber eine ganze Reihe von Sprachen und Sprachfamilien, in denen dieser Unterschied nicht besteht, sondern nur e i n e Art von Konsonanten sich findet, die indifferenziert zwischen den tonlosen und den tönenden Konsonanten steht; von den ersteren hat sie die Tonlosigkeit, von den letzteren den sachteren Ansatz. (S. darüber Schmidt, Sprachlaute, § 354—357.)

Von ungeübten Beobachtern, die diese Laute nicht kennen, werden sie bald als tonlose, bald als tönende aufgefaßt und niedergeschrieben, so daß schon eine genauere Kenntnis der betreffenden Sprachen und eine gewisse phonetische Schulung dazu gehört, um diese Laute mit Sicherheit festzustellen. Ferner gibt es Fälle, z. B. im Andamanesischen, wo der Unterschied zwar vorhanden, aber rein lautlicher Natur ist, keine Bedeutungsfunktion hat, indem nämlich gewisse Dialekte vorwiegend tönende, andere vorwiegend tonlose Konsonanten aufweisen, oder bestimmte Anlaut-, Inlaut- und Auslautgesetze rein phonetisch den Unterschied regeln. Hier gehört also schon eine

tiefere wissenschaftliche Durchforschung der Sprache dazu, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Das alles sind Schwierigkeiten, welche es zurzeit noch unmöglich machen, zu dieser Frage endgültige Aufstellungen zu machen. Das gilt auch von der jetzt folgenden Aufzählung jener Sprachen und Sprachgruppen, in denen der Unterschied von tönenden und tonlosen Konsonanten nicht besteht; sie ist notwendigerweise zurzeit ziemlich unvollständig.

Ein großes Gebiet dieser Art findet sich in kontinuierlichem Zusammenhang in der Südsee: sowohl die tasmanischen als die australischen Sprachen kennen diesen Unterschied nicht.

Auch innerhalb der Papua-Sprachen wird das Fehlen mehrfach vermeldet; wie weit das im einzelnen geht, läßt sich jetzt noch nicht feststellen.

In den austronesischen Sprachen besteht der Unterschied vollkommen klar. Wenn er in den polynesischen Sprachen — außer Tonga — fehlt, so kann das nur etwas Sekundäres, eine Verarmung sein, die aber nicht aus sogenannter innerer Entwicklung hervorgegangen zu sein braucht, sondern aus der Vermischung mit einer Urbevölkerung entstanden sein kann, in deren Sprache der Unterschied nicht bestand. So gibt es auch einige melanesische Sprachen, in denen von einem Schwanken in der Unterscheidung gesprochen wird: Nengone (Loyalty-Inseln), Aneitum (?), Santa Cruz, Gilbert-Inseln.

Auch in den austroasiatischen Sprachen war der Unterschied überall klar vorhanden; er fehlt nur im Nikobar, wo nur Tonlose auftreten (*d* ist ein Mittellaut). Wenn die neuere Aussprache des Khmer und des Mon die Tönenden und Tonlosen zusammenfallen und nur in der Färbung des nachfolgenden Vokals einen Unterschied hervortreten läßt, so ist das wohl erst dem Einfluß der eingedrungenen tibeto-chinesischen Sprachen zu verdanken.

Dagegen ist das mehrfache Fehlen des Unterschiedes bemerkenswert in den isolierten Sprachen von Asien, die fast alle zu den ältesten dieses Kontinentes gehören. Im Amandanesischen ist der Unterschied, wie oben (S. 282) gesagt, nur ein rein phonetischer. Im Ainu sind die Tönenden nicht ursprünglich, ebenso nicht im Koryäkischen und Itelmischen.

In den tibeto-chinesischen Sprachen erscheinen jetzt sowohl Tönende als Tonlose. In einzelnen Fällen wird aber auch hier Schwanken zwischen beiden gemeldet (Mru) oder Anzeichen von rein phonetischer Unterscheidung (Manipuri), oder Tönende fehlen ganz (Birmanisch, Siamesisch, Chinesisch). Aber die Sache geht weiter und tiefer. Durch A. Conrady, Eine indochinesische Causativ-Denominativ-Bildung (Leipzig 1896), kennen wir den engen Zusammenhang dieser Frage mit den Tonakzenten, daß die tonlosen Anlaute mit nachfolgendem Hochton entstanden seien aus einem tönenden Anlaut mit vorhergehendem *s (r)*-Kausativ-Präfix, und daß die tonlosen Laute in dieser Gruppe erst sekundär aus den tönenden hervorgegangen seien (S. 85, 202 f.).

Für die Dravidasprachen erschloß schon Fr. Müller (GSp III[1], Wien 1884, S. 165) aus der Orthographie, „daß das Lautsystem der Dravida-Sprachen ursprünglich nur explosive Stummlaute besaß und daß die tönenden bloß erst später eingetretene Verwandlungen der ersteren sind". Im Tamil ist noch jetzt der Unterschied zwischen Tönenden und Tonlosen nur ein phonetischer: die Explosivlaute sind im Anlaut und im Inlaut bei vorhergehender Explosiva tonlos, im Inlaut nach Vokal oder Sonore stets tönend.

Auch für die große Familie der uralaltaischen Sprachen scheinen die Verhältnisse ähnlich zu liegen. Jedenfalls das Finnisch-Esthnische und die uralischen (ugrofinnischen) Sprachen überhaupt kannten den Unterschied zwischen Tönenden und Tonlosen ursprünglich nicht. Auch im Samojedischen gibt es manche Beschränkungen der Tönenden. Unter den altaischen Sprachen sind es die östlichen, das Mandschu, das Mongolische, das Japanische und das Koreanische, die den Unterschied ursprünglich nicht aufweisen. Dasselbe gilt von den Eskimo-Sprachen. So wären es also im wesentlichen nur die Turk-Sprachen, bei denen dieser Unterschied vorhanden ist.

In den indoeuropäischen Sprachen dagegen erscheint dieser Unterschied von Anfang an vorhanden. Das gleiche gilt von den semito-hamitischen Sprachen.

In den a f r i k a n i s c h e n Sprachen tritt der Mangel dieses Unterschiedes jedenfalls nicht auffällig hervor; eine eingehende Untersuchung habe ich über dieses Gebiet

nicht angestellt. Was aber bei einer solchen sich herausstellen kann, mag das Beispiel der Bantu-Sprachen zeigen, von denen Meinhof feststellen zu können glaubt, daß sie ursprünglich nur die Explosiven *k*, *t*, *p* besessen, also den Unterschied zwischen tonlosen und tönenden Lauten damals nicht gekannt hätten.

Auch betreffs der amerikanischen Sprachen habe ich keine besondere Untersuchung angestellt. Aber der Mangel eines Unterschiedes oder das Schwanken zwischen Tönenden und Tonlosen tritt hier öfter deutlich zutage.

In Nordamerika herrscht Schwanken in den beiden großen Sprachfamilien der Algonkin- und der Dene-Sprachen. Bei den ersteren fehlen die Tönenden gänzlich im Yurok; im Arapaho ist nur *b* vorhanden. Das Fehlen von Tönenden wird gemeldet außerdem von Chinuk, Takelma, Klamath, Yakama, alle im Westen; im Osten von Choctaw, während im Yuchi der Unterschied schwankend ist. Am stärksten tritt beides, Zusammenfallen oder Schwanken zwischen Tönenden und Tonlosen, oder Fehlen der Tönenden, in den älteren kalifornischen Sprachen auf, so in den sämtlichen Penuti-Sprachen, im größeren Teil der Hoca-Sprachen (Esselen, Yana, Chimarico, Karok, Washo, Salina, Chumash, Yuma) und in dem isolierten Yuki.

Gleiches findet sich auch bei einer Reihe Sprachen von Mittelamerika. So bei den Shoshoni-Sprachen, beim Nahuatl, Tepehuano, Tarahumara, Cora, teilweise bei Mixteco-Zapoteco, Totonaco, Maya.

Bei dem Stand der Forschung, in dem die Großzahl der südamerikanischen Sprachen sich befinden, ist es natürlich um so mehr ausgeschlossen, in dieser Frage Sicheres und Endgültiges festzustellen. Jedoch sei eine Anzahl Sprachen genannt, in denen der Unterschied schwankt oder gänzlich fehlt: Chiquito, Trumai, Karaya, Cayapo, Botokuden, Mataco-Mataguayo, Lule, Yamana, die fast alle den älteren Stämmen angehören. Ferner kennen auch die Tupi-Guarani ursprünglich diesen Unterschied nicht. Beim Quechua und Aymara findet sich ein Zustand, der ebenfalls keine Tönenden, aber neben den Tonlosen auch Laute mit Kehlkopfverschluß und Aspiraten kennt; die beiden südlich ihnen angrenzenden Sprachen Uro-Puquina und Atacameño (Cunza) kennen ebenfalls keine Tönenden.

Wenn wir eine Zusammenfassung der gesamten Tatsachen versuchen sollen, so werden wir uns nicht weit wagen können bei der weitgehenden Lückenhaftigkeit, Mangelhaftigkeit und Undurchforschtheit des Materials.

Aber es scheint doch, daß die Sprachen der Urkulturkreise, vielleicht mit Ausnahme der „Bumerangkultur", den wirklichen, d. h. inhaltgebenden Unterschied zwischen Tönenden und Tonlosen nicht kennen.

In welchem der drei primären Kulturkreise die Bildung zuerst erfolgt sei, läßt sich jetzt noch nicht entscheiden. Für den nomadistisch-viehzüchterischen Kulturkreis spricht nicht viel, wenn es auf deren erste Träger, die Uralaltaier, ankommt. Auch der Kulturkreis der totemistischen höheren Jäger vereinigt nicht allzuviele Gründe auf sich. Am meisten Aussicht bietet noch der mutterrechtliche Kulturkreis und die von diesem beeinflußten sekundären und tertiären Viehzüchter, die die Zucht der Rinder und des übrigen Hornviehes besonders durchführten, die Indoeuropäer und die Hamito-Semiten.

Auch A. Trombetti kommt in EG (S. 603 ff.) zu dem Schluß, daß das Schwanken zwischen Tonlosen und Tönenden bis auf die Anfänge der menschlichen Sprache zurückgehe, und die Differenzierung in feste Tonlose und Tönende erst später eingetreten sei.

Die Entwicklungsstufe, die aus dem indifferenzierten Zustande der „tonlosen Lenes" in den vollen Unterschied zwischen Tonlosen und Tönenden hinüberführte, ging wahrscheinlich über die Aspiraten, da diese mit den Tönenden die geringere Druckstärke gemeinsam haben (s. meine Sprachlaute, § 373). So nimmt es auch Conrady für den Vorgang bei den tibeto-chinesischen Sprachen an (Conrady, a. a. O., S. 85).

Wie kam es aber zu dieser Aspiration? Darauf wird uns die Untersuchung des zweiten Problems führen, das betreffs der Entwicklung der Konsonanten uns entgegentritt.

b) Die Entstehung des Unterschiedes von Verschluß- und Reibe-Konsonanten.

Das ist die Frage nach dem Entstehen des Unterschiedes zwischen Verschlußlauten (Okklusiv-, Explosiv-, Momentanlaute) und den Reibelauten (Frikativ-, Konstrik-

tiv-, Kontinuallaute). Die ersteren bilden mit der Zunge einen vollständigen Verschluß, der mit einemmal gesprengt wird und „explodiert" (*k*, *t*, *p*, *g*, *d*, *b*); die letzteren stellen mit der Zunge nur eine Enge her, durch die die Luft hindurchstreicht und sich reibt (*x*, *s*, *f*, *y*, *z*, *v*, *w*). Es gibt nun Sprachen, in denen diese letzteren Laute mehr oder weniger fehlen, und da das vielfach Sprachen ethnologisch älterer Völker sind, so legt sich die Vermutung nahe, daß die letzteren aus den ersteren erst später entstanden seien.

Das Fehlen von *s* und sämtlichen Reibelauten gilt für das Tasmanische und die australischen Sprachen. In den letzteren findet sich wohl *t'*, auch *ts*, aber wirkliches *s* tritt erst im äußersten Nordosten auf der Kap York-Halbinsel auf, wo die Verbindung mit den Papua-Sprachen gegeben ist, die sämtlich *s* aufweisen.

Innerhalb der melanesischen Sprachen fehlt *s* bei Yehen (Nordost-Neukaledonien), Santa Cruz, Gilbert-Inseln, Marshall-Inseln.

In den polynesischen Sprachen, außer im Samoanischen, ist ursprüngliches *s* überall zu *h* geworden, im Roratonga-Mangareva zu '.

Im Indischen Ozean kennt das Andamanesische weder *s*, noch sonstige Reibelaute.

In Afrika befindet sich eine Gruppe von Sprachen bei den nilotischen und den Ost-Bantuiden-Sprachen, wo kein *s*, sondern nur *t'*, *d'* vorkommen, so bei Nuer, Dinka, Bari, Dialekte des Nuba, die Ost-Bantu-Sprachen Tagoy, Eliri, Lafofa, Luman. Nach Meinhofs Auffassung hätten auch die Bantu-Sprachen ursprünglich keine Reibelaute gekannt.

In Nord- und Mittelamerika findet sich keine Sprache ohne *s* und sonstige Frikative.

In Südamerika scheint ein Teil der Ges-Stämme kein *s* zu kennen; so Cayapo, Aponegicran, Carahe, Caingang-Ivahy, Capoxo, Botokudo, Coroados, ferner Kamayura, Guayaki (dem auch die anderen Reibelaute fehlen), Pampa-Pehuelche.

Zusammenfassend läßt sich eine gewisse Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die ältesten Kulturkreise kein *s* und überhaupt keine Reibelaute gekannt haben. Sie müssen aber bald danach in allen drei primären Kulturen

aufgetreten sein. Ja es gibt große Wahrscheinlichkeit, daß sie auf der nördlichen Halbkugel der Erde schon in der arktischen Kultur sich gebildet haben.

Nach einer eingehenden Untersuchung der vorhandenen Daten kommt auch A. Trombetti (EG., S. 608) zu dem Ergebnis, daß das anfängliche System der menschlichen Sprachlaute keine Reibelaute gekannt habe.

3. Der Anlaut des Wortes.

Nachdem wir die einzelnen Laute durchgemustert haben, lohnt es sich auch, einen Blick auf ihre Zusammensetzungen zu der lautlichen Einheit des Wortgebildes zu werfen.

Die moderne Sprachforschung betrachtet es als eine ihrer vornehmsten Errungenschaften, die Priorität des Satzes vor dem Einzelwort dargetan zu haben: das Wort sei erst etwas aus dem Satz Abgeleitetes. Der Sieg hat aber bald einem Rückzug Platz gemacht, als man sich zu dem Zugeständnis genötigt sah, daß das erste in der Sprachentwicklung der „E i n wortsatz" sei, also etwas, bei dem man sich streiten kann, was es eigentlich ist: e i n Wort oder ein S a t z. Man könnte es als ein undifferenziertes Etwas bezeichnen, aus dem einerseits das formale Einzelwort, andrerseits der wirkliche Satz hervorging. In seinem trefflichen Werk „Language" (New York 1921, S. 34 ff.) hat E. Sapir neuerdings für die psychologische Realität des Wortes gute neue Gesichtspunkte vorgebracht: Er weist u. a. darauf hin, daß der naive Indianer, ganz ungewohnt des Begriffes des geschriebenen Wortes, trotzdem keine ernstliche Schwierigkeit hat, einem Linguisten einen Text Wort für Wort zu diktieren; er strebt natürlich, seine Worte ineinander laufen zu lassen wie im tatsächlichen Sprechen, aber wenn ihm Einhalt getan und ihm begreiflich gemacht wird, was man wünscht, so kann er leicht die Worte als solche isolieren, indem er sie als Einheiten wiederholt. Analoges zeigt sich, wenn er selbst schreibt.

Für die psychologische Einheit des Wortes sprechen aber auch die An- und Auslautgesetze, die jeder Sprache in charakteristischer Weise eigen sind. Durch diese grenzt sie jedes einzelne Wort von dem vorhergehenden wie dem

nachfolgenden Wort in unzweideutiger Weise ab. Es können deshalb auch diese An- und Auslautgesetze benutzt werden, um von ihnen rückschließend die Eigenheit einer Sprache und ihrer Wortbildung zu erkennen und sie mit denen anderer Sprachen in Vergleich zu setzen. Wir wollen deshalb auch hier einen Blick auf sie werfen.

Was zunächst den Anlaut betrifft, so wäre es interessant und, wie es scheint, auch bedeutungsvoll, das Verhalten der Sprachen in bezug auf den Liquida-Anlaut zu untersuchen. Eine große Anzahl von Sprachen können nämlich entweder kein *r* oder kein *l*, oder keines von beiden im Anlaut halten. Das diesbezügliche Material ist noch zu wenig umfassend gesammelt und zu wenig eindringlich bearbeitet, als daß man eingehende und endgültige Aufstellungen machen könnte. Jedoch scheint es fast sicher zu sein, daß derlei Beschränkungen des Anlautes nicht primärer, sondern sekundärer Natur sind, daß die Sprachen der älteren Kulturkreise sowohl *r* als *l* im Anlaut anstandslos gebrauchen.

In anderer Hinsicht ist es von Interesse festzustellen, ob der Anlaut nur einfache Laute oder auch Konsonantenhäufungen und welcher Art und welchen Grades kenne. Wir können hier drei Arten von Anlaut unterscheiden: 1. nur mit einfachen Lauten; 2. mit Muta cum Liquida (Konsonant + *l* oder *r* = *kr, pr, tr, kl, pl, tl*) oder Muta cum nasali (*kn, tn, pn, km, tm, pm* usw.); 3. andere Konsonantenverbindungen: a) von zwei Konsonanten, b) von drei und mehr Konsonanten.

In der Südsee sind es die älteren Sprachen, welche die Stufe 2, die jüngeren, welche die Stufe 1 aufweisen.

So kennen in Australien und Tasmanien nur Tasmanisch, Kulin, Kurnai und Süd-Narrinyeri (also der äußerste Südosten) Muta + *r*, Kurnai auch Muta + *l*. Alle anderen haben nur einfache Laute. Aranda und Loritja lassen manchmal einen Anlautvokal fallen, wodurch dann eine Doppelkonsonanz sekundär in den Anlaut tritt.

Auch in den Papua-Sprachen weisen nur die ältesten Muta + Liquida auf, so Bongu, Valman (auch Muta + *n, m*), Baining, Sulka. Diese beiden letzteren Sprachen sind die einzigen Sprachen in der Südsee, die

auch andere, schwierigere Anlaute aufweisen: *sn, gp, mg, kt, lk, mn, ps, pt, rp.* Alle übrigen Papua-Sprachen kennen nur einfache Laute im Anlaut.

Das letztere gilt von allen polynesischen und melanesischen Sprachen; nur bei den letzteren weisen einige ältere Sprachen, so Yehen auf Neukaledonien, Nengone, Lifu, auch einzelne Muta + *r*, oder Muta + Nasalverbindungen auf. In den indonesischen Sprachen mag man darüber streiten, ob die Anlaute und Muta + Liquida oder Muta + Nasalis wirkliche Doppellaute sind, oder ob nicht der zwischenstehende Stützvokal (Pepet) so stark ist, daß er beide Laute voneinander scheidet.

In den austroasiatischen Sprachen kann die Existenz von zahlreichen wirklichen Muta + Liquida- und Muta + Nasalis-Anlauten nicht mehr bezweifelt werden. Durch die sekundären Präfixe *k, t, p, s, r, l* kann der Mehrkonsonantismus des Anlautes noch bedeutend gesteigert werden.

Die Andamanen-, wie die Dravida-Sprachen kennen beide nur Anlaut in einfachen Lauten.

Auch bei einem großen Teil der tibeto-chinesischen Sprachen verhält es sich so. Ein anderer Teil kennt auch Muta (oder Nasal) + Liquida, aber meist trägt das bruchstückartigen Charakter, und nur wenige Sprachen weisen eine Gänze solcher Verbindungen auf; so Südchin: Muta + *r*, Miao und Ahom: Muta + *r* (oder *l*). Das Alttibetanische kennt auch Tripelkonsonanten im Anlaut. Bekannt und weit verbreitet in diesen Sprachen ist das Kausativpräfix *s*, welches dann sekundären, vielkonsonantischen Anlaut in ziemlichem Umfange bildet.

Die uralaltaischen Sprachen haben weit überwiegend nur einfachen Anlaut. Nur im Aleutischen finden sich auch *s (ś)* + Nasal (oder Liquida), und eine Gruppe im Nordwesten, bestehend aus Lappisch, Mordwinisch, Tscheremissisch, kennt außer Muta + Liquida auch *s (ś)* + Konsonant und Konsonant + *s (ś)*.

An diese schließen sich auch die indoeuropäischen Sprachen an. Sie gebrauchen im Anlaut Verbindungen, deren zweites Element Liquida, Nasal oder *s*, oder deren erstes Element *s* ist. Im einzelnen sind die Verhältnisse, wie folgt:

Alt-Baktrisch:	Muta + Liquida,	Muta + Nasal,	Dreikonsonant *xšt, xšw, xšn. xšm, tšt, str,* etc.
Alt-Griechisch:	„	„	*skl, str, spl, sthl, sφr.*
Alt-Indisch:	„	„	*ksn, ksm, ksv.*
Alt-Slavisch:	„	„	*skl, skr, stl, str, štl, zlr, ždr. skvr.*
Litauisch:	„	„	*skr, skl, str, spr, spl, štr,*
Gotisch:	„	„	*skr, str, spr.*
Latein:	„	„	*skr, str, spr, spl.*

Die Verhältnisse in den japhetitischen Sprachen liegen noch im unklaren. Mitanni und Sumer kennen nur einfachen Anlaut. Dasselbe gilt vom Baskischen, das nur seltener *gr-*, *dr-*, *br*-Anlaut kennt. Die Ost-(Daghestan-) Gruppe der kaukasischen Sprachen hat gleiche Verhältnisse. Die südkaukasischen, die westkaukasischen Sprachen und das Tschetschena kennen reiche Duplo- und Triplokonsonanten-Anlaute, die übrigen kennen nur einfache Laute.

Das letztere gilt auch von sämtlichen semitischen und dem weitaus größten Teil der hamitischen Sprachen; nur (Altägyptisch-)Koptisch und Berberisch kennen Mehrkonsonanten im Anlaut.

Die übrigen afrikanischen Sprachen weisen in ihrer weit überwiegenden Zahl nur einfache Anlaute auf.

So die Khoin-Sprachen (auch Inspirata + Exspirata), die Ngo-Nke-Sprachen, die Wule-Sprachen. Bei den nilotischen Sprachen tritt auch Muta + Liquida ein, ebenso bei Südbantuiden und bei Kru, Efe, Oji der Manfu-Sprachen.

Nur bei den Kanuri-Sprachen herrscht größere Mannigfaltigkeit: der größte Teil, Mabu, Bagrimma, Teda, Kanuri, Tubu (auch Muta + Liquida), kennt nur einfachen Anlaut; Logone, Wandala, Muzgu weisen stärkere Konsonanten häufiger auf: Logone *gr, ng, nd, mp, sw, sk, ks, xs, tk, tx, px, xk, wy, syr, ksd*; Mandala: Muta + Liquida *ks, nd, mts.*

Bevor wir nach Amerika übergehen, haben wir noch die paläoasiatischen Sprachen zu untersuchen. Das Ainu weist neben einfachen Lauten auch Verbindungen von *s* (oder *š*) + *k, t, n* auf, selten auch *ks, ps, km, kt, kp, kr, gr, gt* usw. Das Tschuktschische kennt einfachen Anlaut und Muta (oder Nasal) + Liquida, das Koryäkische Konsonant + *n* oder *l*, das Kamtschadalische *kn, kp, tl, sl, tr, xk, txl, skl* usw. Das Yukagirische und das Jenissei-Ostiakische haben dagegen nur einfachen Anlaut.

Überblicken wir hier zunächst einmal die Verhältnisse der Alten Welt, so zeigt sich, daß so ziemlich in der ganzen Südhälfte einfacher Anlaut herrscht, der in der Südsee nur im äußersten Süden oder bei älteren Sprachen in Afrika durch die leichtere Doppelkonsonanz irgendeiner oder jeglicher Art von Muta + Liquida unterbrochen wird. Von dieser allgemeinen Regel gibt es zwei Ausnahmen: in der Südsee die beiden Papua-Sprachen Sulka und Baining und in Afrika Logone, Wandala und Muzuk aus der Kanuri-Gruppe. Die stärkeren schwierigen Konsonantenhäufungen finden sich in der Alten Welt stets nur in der Nordhälfte: bei einer Gruppe der finnisch-ugrischen Sprachen, beim Ainu und etwas beim Kamtschadalischen, besonders aber bei den älteren indoeuropäischen Sprachen, dann aber auch sekundär bei indochinesischen und austroasiatischen Sprachen, veranlaßt durch das Bestreben, trotz der zugefügten Prä- und Infixe die Einsilbigkeit des Wortes aufrecht zu erhalten. Eine besonders charakteristische Art dieser schwierigen Verbindungen ist *s* + Konsonant oder Doppelkonsonant, oder Konsonant (Doppelkonsonant + *s*. Die indoeuropäischen Sprachen, auch die äußerst südlichen, wie das Alt-Indische und das Alt-Baktrische, erweisen durch ihre komplizierten Anlaute, besonders die mit *s* zusammengesetzten, ihren gut „nordischen" Charakter.

Begeben wir uns jetzt nach Amerika, so finden wir zunächst in Nordamerika ein wesentlich anderes Bild.

Die Sprachen mit einfachem Anlaut sind wenig zahlreich: im Westen Kwakiutl, Kus, Siuslaw, Kutenai (aber auch *ts, lk, st*), Kiowa; im Osten Irokesisch, Yuchi, Timukua, Muskogi-Choctaw, Tonkawa-Coahuilteca, Caddo. An

sie schließen sich im Südosten noch an einige Sprachen mit leichten Doppelkonsonanten, Muta + Liquida oder Muta + Nasal, so Karankawa-Comecrudo-Cotoname. Aber auch das Gros der beiden größten Sprachfamilien, der Algonkin- und der Dene-Sprachen, scheint einfachere Lautverhältnisse aufzuweisen, mit Ausnahme der äußersten Ostgruppe und der äußersten Westgruppe.

Alle übrigen, hier noch nicht aufgezählten Sprachen von Nordamerika weisen starke und selbst die stärksten Konsonantenverbindungen auf, die es im Anlaut überhaupt gibt, unter denen gerade auch die Verbindung *s* + Konsonant (oder Doppelkonsonant) und Konsonant (oder Doppelkonsonant) + *s* zahlreich ist. Schwächer ist hier der Osten und die Mitte vertreten: die Ostgruppe der Algonkin-Sprachen, das Cheroki, die Tunika-Gruppe und die Sioux-Sprachen. Dagegen ist der Westen fast völlig von diesem Anlauttyp beherrscht: Tlingit, Haida, Tsimshian, mosanische Gruppe, unter denen besonders die Salish-Sprachen sich auszeichnen, die Yukon-Sprachen, die Oregon-Sprachen und besonders das Chinuk.

Die Wendung tritt ein in Kalifornien. Hier treten in der Hoka-Gruppe (besonders im Salina, Chumash, Shasta-Achomavi, seltener im Pomo, Chimarico) noch leichtere Formen der Doppelkonsonanz auf, auch einige Fälle von *s* + Konsonant. Aber der größere Teil der Hoka-Sprachen sämtliche Penuti-Sprachen und das isolierte Yuki kennen nur einfachen Anlaut, zu dem nur die starken Konsonantenverbindungen bei Seri in Gegensatz treten.

Sonst aber herrscht bei allen Sprachen von M e x i k o und M i t t e l a m e r i k a einfacher Anlaut.

Auch wo er, wie bei Mazateco, Chinanteco, Tlappaneco, Mixe, Totonaco, durch einige Doppelkonsonanten unterbrochen wird, sind sie nur spärlich und zumeist von dem Typ Muta + Liquida, die aber ebenfalls noch ziemlich selten sind.

Um so stärker fällt es dann auf, daß in den nördlichen Gruppen der Chibcha-Sprachen, denjenigen, die das südlichste Mittelamerika einnahmen, nicht nur die Verbindung Muta + Liquida häufiger und umfassender wird, wie bei Guatuso, Rama, Boruca, seltener Miskito, Sumo, sondern auch die Verbindung *s* (oder *š*) + Konsonant + *s* (*š*)

und andere Verbindungen auftreten, so bei Cabecar, Terraba, Guaymi, Bribri.

Treten wir dagegen jetzt in Südamerika ein, so ist hier die Übermacht des einfachen Anlautes am evidentesten.

Fälle der schwierigeren Verbindungen, von *s* + Konsonant oder Konsonant + *s* und andere, finden sich in geringem Maße nur bei den beiden Arawaken-Sprachen Piro und Kampa, dann weiter nach Süden nur noch in den Maskoi-Sprachen, am stärksten — die mit denen von Nordwestamerika wetteifern — bei den Tšon-Ona-Sprachen in Patagonien-Feuerland, leichtere und spärlichere Ausklingung davon findet sich bei Yamana und Alakaluf.

Außerdem haben wir ein großes, zusammenhängendes Gebiet von Muta + Liquida — bei Botokuden auch Muta + Nasal — bei den gesamten Ges-Tapuya-Sprachen und den von ihnen umschlossenen, isolierten Kariri und schwächere Nachklänge in der westlich ihnen angrenzenden, isolierten Sprache der Karaya.

Alle übrigen Sprachen Südamerikas kennen nur einfachen Anlaut, wohin also auch die drei großen Sprachfamilien der Guarani-Tupi, Arawaken, Kariben und die Sprachen der Hochkulturen Chibcha, Quechua-Aymara, aber auch fast alle isolierten Sprachen gehören.

Vergleichen wir jetzt die in der Alten Welt gemachten Feststellungen mit dem, was wir in Amerika gesehen haben, so ist es offenbar, daß der „nordische" Charakter, mit den stark komplizierten Anlauten, hier viel stärker vertreten ist als in der Alten Welt. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht nicht nur das starke Auftreten in Nordamerika, sondern auch das plötzliche Vorkommen im südlichen Mittelamerika und weiter im südlichen Südamerika. Alles das wird leicht begreiflich, wenn wir uns erinnern an die Notwendigkeit der älteren Kulturen Amerikas, über die Behringstraße nach Amerika einzuwandern und so die arktischen Gegenden zu passieren. Daß aber noch vor diesen Kulturen schon andere da waren, die mit ihren mittelschweren Anlauten (Muta + Liquida) an die älteren Anlaute der Südsee und Australiens — die Sprachen von Tasmanien, Südostaustralien, ältere Papua- und Melanesier-Sprachen — erinnern, bezeugen die Anlaute der Ges-

Sprachen und zum Teil auch noch des Yamana und Alakaluf und einiger altkalifornischer Sprachen; auch die Anlaute mancher älterer Sprachen von Mexiko-Mittelamerika mögen hierher gehören.

Wenn wir jetzt zur Zusammenfassung übergehen, so können wir zunächst feststellen, daß die ganz einfachen Anlaute nicht die ältesten zu sein brauchen, sondern daß der mittelschwere Anlaut mit Muta + Liquida auch schon in den ältesten Kulturkreisen vorkommt. Ebenfalls aber ist sicher, daß die schwierigen und schwierigsten Anlaute nicht in diese ältesten Kulturkreise gehören. Aber ein Teil von ihnen, und gerade die kompliziertesten und schwierigsten, gehören doch schon in die arktische Kultur hinein. Hier scheinen mir die Temperatur- und Witterungsverhältnisse der arktischen Gegenden nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Denn es waren wohl die Kälte und die Stürme dieser Gegenden, welche zum festen Mundverschluß nötigten und damit jene Stärkung der Muskeln der Lippen und der übrigen Sprachorgane herbeiführten, die zum Aussprechen dieser komplizierten Anlaute notwendig ist, die nichts anderes zu sein scheinen, als eine gegen einen starken Widerstand sich vollziehende Öffnung dieses festgeschlossenen Mundes.

Von diesem frühen, primären mehrkonsonantischen Anlaut muß ein sekundärer späterer unterschieden werden, der sich in den austroasiatischen und einem Teil der tibeto-chinesischen Sprachen geltend macht und auf das Streben nach Bewahrung der Einsilbigkeit auch nach Antritt von Prä- und Infixen zurückzuführen ist.

4. Der Auslaut des Wortes.

a) Die Verbreitung der verschiedenen Auslautarten.

Bedeutungsvoller noch als der Anlaut ist der Auslaut des Wortes, weil er im Fluß der Rede das Wort in sich aufhören läßt und es schon dadurch von dem folgenden wirksam genug abscheidet.

Wir können vier Arten des Auslautes unterscheiden: 1. rein vokalischen Auslaut; 2. sonoren Auslaut, wo außer Vokalen auch die anderen Sonoren: Na-

sale und Liquida, *r, l*, am Ausgang stehen können; 3. einkonsonantischen Auslaut, wo ein „Konsonant" im engeren Sinne, d. h. ein Geräuschlaut, am Ende stehen kann; 4. mehrkonsonantischen Auslaut, wo entweder zwei oder mehrere Geräuschlaute oder auch Geräuschlaute mit vorhergehenden oder nachfolgenden Nasalen oder Liquiden am Schluß stehen.

Es ist leicht ersichtlich, daß hier 1. und 2. einerseits und 3. und 4. andrerseits enger zusammengehören. Bezüglich der ersteren Gruppe ist ein bedeutsamer Unterschied zu der letzteren hervorzuheben: während es in der Tat eine Menge Sprachen gibt, die nur Vokale im Auslaut dulden, gibt es fast keine, die nur Nasale und Liquida (keine Vokale), und noch weniger, die nur Geräuschlaute dulden. So ziemlich überall ist auch in den Sprachen mit konsonantischem oder sonorem Auslaut vokalischer Auslaut beigemischt, in sehr vielen Fällen bleibt er auch in dieser Beimischung sogar der oft bei weitem zahlreichere.

Es ist auch bei der Verteilung der Auslaute auf der Erde instruktiv, zunächst eine Übersicht über die Verteilung in der Alten Welt, Ozeanien und Australien eingeschlossen, zu halten. Auch hier ergibt sich wieder das Bild, daß der mehrkonsonantische Auslaut auf der Südhälfte der Erde selten ist, und daß nur die leichtere Art desselben, Muta cum Liquida, in den ältesten südlichen Teilen schon vorkommt.

Dieser letztere findet sich in Australien nur in Südostaustralien, bei den Kulin-Kurnai-Sprachen und dem Nord-Narrinyeri, und in Südwestaustralien, außerdem noch in einigen Sprachen des äußersten Nordaustraliens. Wir haben es hier überall mit ältesten, aufs äußerste zurückgedrängten Sprachen zu tun. Die einkonsonantischen Auslaute finden sich in Australien nur in unmittelbarer Nachbarschaft der mehrkonsonantischen, in den Yuin-Kuri-Sprachen, im Bangerang, dann im äußersten Nordost auf der Kap York-Halbinsel, die aber schon nach Neuguinea führt.

Unmittelbar um diese Zone lagern sich in Australien die sonoren Auslaute: die Wiradyuri-Kamilaroi-Gruppe, die Ostsprachen, das Südnarrinyeri; im Westen die Westsprachen und im Norden eine Gruppe der Nordsprachen.

Durch die Mitte von Australien, von Nordosten nach

Süden und Südwesten, geht ein breites Band von Sprachen mit rein vokalischen Auslauten, die Nord- und Südzentralgruppe, das Dhudhuroa und die jüngste Gruppe der nordaustralischen Sprachen mit dem Aranda. Dem steht nun die Tatsache gegenüber, daß gerade auch die bisher als älteste geltende Sprache dieses ganzen Gebietes, das Tasmanische, vokalischen Auslaut hat, der allerdings vielleicht erst sekundär durch eine Anzahl Suffixe gebildet ist; der Nord- und Mittelostdialekt hat außerdem auch einen seltsamen *k*-Auslaut.

Von den Papua-Sprachen weist bis jetzt nur das Baining einige Doppelkonsonanten (*rk, gl*) im Auslaut auf. Auch der Sprachen mit einkonsonantischem Auslaut sind nur wenige: Bangu, Dungerwab, Bugi-Dabu, Jiba, Bongu und Monumbo (Neuguinea), Sulka (Neupommern), Nasioi (Bougainville) und die Zentralgruppe der Halmahera-Sprachen; sie scheinen aber zu den älteren zu gehören. Noch geringer an Zahl sind die Sprachen mit sonorem Auslaut: Miriam, Maisin, Kai, Valman auf Neuguinea, Telei auf Bougainville. Alle anderen Papua-Sprachen weisen reinvokalischen Auslaut auf.

Wir kommen zu den austronesischen Sprachen, in deren ganzem weiten Gebiet es keine mehrkonsonantischen Auslaute gibt. Auch das Gebiet der sonoren Auslaute ist hier ein engbegrenztes: in den Neuhebriden Ambrym, Arago, Fate, Oba, Marina, und die Sprache der Gilbert-Inseln. So teilt sich ihr ganzes großes Gebiet in zwei, vielleicht ungleich große Teile: eines mit reinvokalischem, ein anderes mit einkonsonantischem Auslaut. Zu dem ersten gehört die Gesamtheit der polynesischen Sprachen; in den melanesischen gehören hierher die Sprache von Duauru (Neukaledonien), Nengone, Lifu, Sesake, Api, Santa Cruz, Salomon-Inseln, Fidji, Maty, Britisch-Neuguinea; unter den indonesischen: Malagasi, Bugis, Makassar, Nias, Bima, Roti, Timor, Kleine Molukken. Da die Großzahl dieser Sprachen in näherer oder entfernter Verbindung steht mit der Voranstellung des Genitivs, die den austronesischen Sprachen an sich fremd ist, so ist es auch klar, daß ihr reinvokalischer Auslaut nicht der den austronesischen Sprachen eigentümliche ist. Das ist vielmehr der einkonsonantische Auslaut, der auch in allen oben

noch nicht genannten melanesischen und indonesischen Sprachen sich findet.

Diese Schlußfolgerung findet auch darin ihre Bestätigung, daß der einkonsonantische Auslaut ganz ausnahmslos die mit den austronesischen Sprachen verwandten austroasiatischen Sprachen beherrscht, die mit ihnen zusammen die austrische Sprachfamilie bilden.

Damit sind wir nach Asien gelangt. Hier treten uns gleich auf dem engen Gebiet einer so alten Sprachgruppe, wie es die andamanesischen Sprachen sind, wiederum der einkonsonantische und der reinvokalische Auslaut entgegen: die Groß-Andaman-Sprachen weisen ersteren, die von Klein-Andaman den letzteren auf.

In den Dravida-Sprachen dagegen begegnen wir der großen Mannigfaltigkeit sämtlicher Auslautformen. Der reinvokalische Auslaut findet sich bei Telugu, Kurumba, Badagu, Kui, Kanara und wahrscheinlich bei den diesem letzteren nahestehenden Tulu und Kodagu. Der sonore Auslaut wird gebraucht von den beiden äußerst südlichen Sprachen Tamil und Malayalam. Nördlich von der Gruppe mit reinvokalischem Auslaut ist das Gebiet von Bhilí, Naiki, Malto, Golari mit einkonsonantischem und von Kurukh, Gondi, Kolami mit mehrkonsonantischem Auslaut. In den letzteren sind wohl Überreste von vordravidischen Sprachen erhalten, es sind meist Verbindungen von Liquida (oder Nasal-) + Konsonant; in den ersteren treten die Mischungen mit den austroasiatischen Munda-Sprachen zutage. Die mehrkonsonantischen Auslaute des Brahui mit ihren *s*-Verbindungen weisen wohl auf die ihm benachbarten iranischen Sprachen und des Burushaski hin. Als der den Dravida-Sprachen ursprünglich eigentümliche Auslaut dürfte dann wohl der reinvokalische zu gelten haben.

In den tibeto-chinesischen Sprachen ist die Gruppierung der verschiedenen Auslautgebiete eine verhältnismäßig einfache. Die beiden Gebiete mit reinvokalischem und mit sonorem Auslaut umfassen nur eine geringe Anzahl von Sprachen, unter denen sich allerdings das Chinesische befindet; zur ersten Gruppe gehören Naga-West, Sopvoma, Minkia, Moso, Lolo, Miao (auch mit *n*-Auslaut), zur letzteren Aka, Miri, Mes, Lamajen und Chinesisch. Man sieht, daß die Gesamtheit der beiden Gruppen einen Teil der Süd-

grenzen Chinas, von Südchina und das übrige China einnimmt, also den Nordosten des tibeto-chinesischen Gesamtgebietes. Mehrkonsonantischen Auslaut weist nur das Alttibetanische auf. Die große Masse der tibeto-chinesischen Sprachen, alle bis jetzt nicht genannten, wird beherrscht von dem einkonsonantischen Auslaut, der damit wohl als der dieser Sprachfamilie ursprünglich eigentümliche anzusetzen ist, den auch das Chinesische in früheren Stadien verwendete. Allerdings finden sich im Himalaja und Assam einige Gruppen, in denen vokalischer Auslaut vorwiegt und Explosiva oder Nasale und Liquida selten sind, so in der Dhimal-, Bodo-, Naga-Bodo-Gruppe, beim Kachin, Meithei und Chin, die also Ausströmungen der Gruppen mit reinvokalischem und sonorem Auslaut darstellen.

Auch in den uralaltaischen Sprachen liegen die Verhältnisse ziemlich einfach und übersichtlich. Nur vokalischen und *n*-Auslaut kennt das Japanische. Ihm schließen sich die östlichen altaischen Sprachen: Koreanisch, Mandschu und Tungusisch, Mongolisch und Burjätisch, dann Aleutisch und Eskimo an mit einkonsonantischem Auslaut, den unter den uralischen Sprachen nur das Finnische kennt. Sämtliche übrigen uralischen Sprachen, dann das Samojedische und von den altaischen die Türksprachen weisen mehrkonsonantischen Auslaut auf, der besonders bei den Lappen (Esten), Mordwinen und Samojeden, also den nördlichsten Völkern, zu starker Kompliziertheit bis zu drei und vier Konsonanten sich entwickelt hat und in denen die Verbindungen Liquida + Konsonant, aber auch Konsonant mit *s* charakteristisch sind.

Unter den paläoasiatischen Sprachen weist das Ainu, das Tschuktschische und das Koryäkische einkonsonantischen Auslaut auf, während beim Itelmischen auch doppelkonsonantischer Auslaut *(pč, lč, vt, nk, mx)* auftritt, der sich im Yukagir noch steigert *(lk, nk, nt, tk, čk, šk)*, ebenso im Jenissei-Ostiakischen *(kn, tn, sn, tl, sl, ks, ns, ns, ps, ms, rt)*.

Diese Verbindungen mit *s* sind auch charakteristisch für den Auslaut des Urindogermanischen, der sich im Altbaktrischen und Griechischen erhalten hat und im Lateinischen, Gotischen und Litauischen teilweise zu noch stärkerer, aber sekundärer Entwicklung gelangte. Die

beiden äußeren Flügel der großen Sprachfamilie weisen dementsprechend auch Abschwächungen auf: das Altindische im äußersten Osten kennt nur einkonsonantischen, das Keltische im äußersten Westen hat fast rein vokalischen Auslaut (auch noch *r*-Auslaut), der im Altslavischen völlig zum Durchbruch gekommen ist (auch mit nasalierten Vokalen).

Auch das alleinstehende B u r u s h a s k i weist zwei- und dreikonsonantischen Auslaut auf in den Formen von Liquida (Nasal-) + Konsonant, aber auch vielfache Verbindungen mit *s*.

Die j a p h e t i t i s c h e n Sprachen, soweit wir ihren Auslaut feststellen können, weisen fast ähnliche Verhältnisse auf, nur daß bei ihnen der reinvokalische Auslaut völlig zu fehlen scheint. Den sonoren Auslaut kennen nur Mitanni und Baktrisch, die außerdem auch noch *ś*- bzw. *s*-Auslaut kennen. Elamisch, Sumerisch, Südkaukasisch und von den nordkaukasischen Sprachen Hürkan-Kürin-Udisch-Artschinisch gebrauchen einkonsonantischen Auslaut, während die übrigen nordkaukasischen Sprachen mehrkonsonantische Auslaute aufweisen, in denen sowohl die Verbindungen Liquida(Nasal-) + Konsonant als die von *s* und Konsonant auftreten.

Auch die h a m i t o - s e m i t i s c h e n Sprachen weisen eine ähnliche Verteilung des Auslautes auf. Reinvokalischer Auslaut hat nur das Kunama, sonorigen nur Kaffa und Haussa. Der einkonsonantische hat weitere Verbreitung: in sämtlichen semitischen Sprachen (außer Äthiopisch, Hebräisch, Aramäisch), im Saho-Afar, Barea, Bedauye, Somali, Galla. Geringere Verbreitung hat wieder der mehrkonsonantische Auslaut: beim Aramäischen, Hebräischen, Äthiopischen, beim Bilin, Agau (selten), Berberisch. Betreffs des Ägyptischen läßt sich kein Entscheid fällen, da dessen Vokalisierung ja nicht feststeht, und so bleibt es auch unklar, ob die zahlreichen mehrkonsonantischen Auslaute des Koptischen primärer oder sekundärer Art sind.

Mit den hamitischen Sprachen sind wir nach A f r i k a gelangt.

Charakteristisch für diesen Erdteil ist die äußerste Seltenheit des m e h r k o n s o n a n t i s c h e n A u s l a u t e s. Er findet sich nur in Senegambien bei der Gruppe Dyola,

Sarar, Padschade und beim Serer (*n* + Konsonant) und bei der südlich anstoßenden Gruppe Bullom-Temne (*ln*, *rn*, *rt*, *mp*).

Auch die einkonsonantischen Auslaute haben keine weite Verbreitung, und dieselbe hält sich am Südrand des Gebietes der hamitischen Sprachen. Es gehören zu ihm die nilotischen Sprachen, von den Ost-Bantuiden Tagoy, Tumale, Talodi, von der Kanuri-Gruppe Maba, Tubu, Bagrimma, Muzuk, von da nach Süden einige Nordwest-Bantu-Sprachen und Nord-Bantuiden-Sprachen.

Die stärkste Verbreitung haben in Afrika die reinvokalischen Auslaute. Sie beherrschen das große Bantu-Gebiet (mit Ausnahme seines Nordwestens) und die ihm nördlich vorgelagerten Wule-Sprachen, von denen nur Gbaye auch *m*-, Baja außer *r*- und Nasal- auch *g(k)*-Auslaut aufweisen. Von den Manfu-Sprachen gehören hierher Edo, Ibo, Efe, Kwakwa, von den Ngo-Nke-Sprachen Soninke und Mende, ferner weiter im Westen ein Teil der Südbantuiden, die Grussi- und ein Teil der Mossi-Sprachen, Gurma und Biafada. Dazu von den Kanuri-Sprachen das Wandala und im Osten von den Ostbantuiden Eliri, Lafofa, Tumtum, Kandjoga.

Von ausnahmsweise großer Verbreitung ist in Afrika auch der sonore Auslaut. Doch muß bemerkt werden, daß bei einem großen Teil dieser Sprachen das Vorkommen von Sonoren im Auslaut sich auf äußerst wenige Fälle dieses oder jenes Nasals beschränkt, so daß diese Sprachen jedenfalls als denen mit reinvokalischem Auslaut sehr nahestehend bezeichnet werden müssen. Das gilt zunächst von der ganzen Gruppe der Bantuiden-Sprachen, wo Bassari, Tem, Legba-Kaure, Mossi, Dagomba, Bargu, Guang, Nkunya, Borada, Adele, Bowiri von dieser Art sind. Auch in den Manfu-Sprachen weisen Odschi und Kru nur selten und wenige Nasale, keine Liquida auf. Desgleichen weisen die Ngo-Nke-Sprachen, soweit sie nicht ohnedies schon reinvokalischen Auslaut haben (s. oben), fast alle nur schwache nasale Auslaute (keine mit Liquida) auf, so Mandingo (Vokale und *n*), Bambara (Vok., *n*, *ŋ*, *ń*), Soso Vok. und *ŋ*), Vei (Vok. und *ŋ*?); nur das abseits liegende Songhai weist außer Vokalen und Nasalen auch Liquide im Auslaut auf.

So beschränkt sich also das Gebiet des ausgesprochenen sonoren Auslautes bedeutend. Außer dem soeben genannten Songhai bleiben noch von den Kanuri-Sprachen, Kanuri, Teda (+ *k*), Logone, von den Bantuiden: Gola, Kisi, Pulo, von den Ostbantuiden: Kanderma, Kawama. Das ist eine ganz unzusammenhängende Verbreitung, die in der Zone des Kontaktes des reinvokalischen mit dem einkonsonantischen Auslaut sich hinzieht und so den Verdacht erweckt, erst sekundär aus diesem Kontakt hervorgegangen zu sein.

Diese Erklärung scheint nicht zu stimmen bei den Khoiñ-Sprachen. Hier weist das San der Buschmänner neben vokalischem auch nasalen Auslaut auf. Dasselbe ist bei dem Nama der Hottentotten und beim Sandawe der Fall, nur daß dort auf sekundärem Wege auch der einkonsonantische Auslaut zustande gekommen wäre. Aber vielleicht ist dieser Einkonsonantismus dort nicht sekundär, und der sonore Auslaut des San wäre ebenfalls nur ein Produkt des Kontaktes zwischen den Bantu-Sprachen mit ihrem reinvokalischen Auslaut und dem Nama und Sandawe mit ihrem einkonsonantischen Auslaut.

Wenn wir jetzt nach Amerika kommen, so ist das Bild, das sich uns da zunächst in Nordamerika darbietet, ein dem von Afrika nahezu entgegengesetztes.

Da ist zuerst eine äußerst geringe Verbreitung des reinvokalischen und des sonoren Auslautes; zu dem ersteren gehören Yuchi, Cheroki, Timukua, alle drei im Südosten; zu dem letzteren die Pueblo-Sprachen Zuñi, Piro-Tano, während das Tewa reinvokalisch auslautet.

Da ist ferner die alles beherrschende Verbreitung des mehrkonsonantischen Auslautes, die hier die des einkonsonantischen noch übersteigt und auch in seinen Formen stellenweise die größte und schwierigste Häufung von Konsonanten erreicht, die es in der menschlichen Sprache überhaupt gibt.

Der einkonsonantische Auslaut ist stärker im Südosten und in der Mitte vertreten; er findet sich dort beim Muskogi-Choctaw, bei der Gruppe Tonkawa-Coahuilteca-Comecrudo-Cotoname, bei den Caddo-Sprachen, beim Kaiowe. Im Westen weisen ihn nur die Dene-Sprachen und das mit ihnen verwandte Haida auf. Erst in Kali-

fornien tritt er stärker hervor; er beherrscht dort das isolierte Yuki, die sämtlichen Penuti-Sprachen und fast alle Hoka-Sprachen.

Der mehrkonsonantische Auslaut erreicht seine größte Herrschaft und seine stärksten Formen im (Nord)-Westen: es gehören hierher das Tlingit, das Tsimshian, die Mosanische Gruppe, in der wiederum die Salish-Sprachen besonders durch Kompliziertheit der Auslaute mit drei bis vier Konsonanten sich auszeichnen, das Kutenai, das Chinuk, die Oregon-Gruppe, die Yakon-Gruppe, das Siuslaw; die letzten, etwas verklingenden Spuren zeigen sich in Südkalifornien beim Chumash und in den Yuma-Sprachen, um dann noch weiter südlich beim Seri noch einmal wieder sehr stark aufzutreten. Es sind sowohl die Verbindungen von Sonora (Liquida) + Konsonant, als auch mannigfache Verbindungen mit *s* und anderen Frikativen und Aspiraten, die in diesem ganzen Gebiete auftreten. Aber auch im Osten (und in der Mitte) ist das Gebiet noch groß genug; es gehören dazu die Algonkin-Sprachen, das Irokesische (in schwachen Spuren), die Sioux-Sprachen, die Tunika-Sprachen, das Karankawa.

Auch der größere Teil der Shoshonen-Sprachen, mit denen wir nach Mexiko-Mittelamerika gelangen, weist Doppelkonsonanten auf (Sonore + Konsonanten). Im übrigen aber ist die Verbreitung der mehrkonsonantischen Auslaute in diesem Gebiete eine sehr geringe, und auch seine Formen sind hier wenig zahlreich und kompliziert; sie finden sich bei Amusgo (selten *nd*, *np*), Mixe (selten *ks*, *šp*, *kp*, *gb*, *mp*), Cacaopera (*nt*, *pm*, *tn*), Jicaque (selten *ks*, *ts*).

Zahlreicher sind hier die Sprachen mit einkonsonantischem Auslaut. Dazu gehören die beiden größeren Gruppen dieses Gebietes, die sonoro-aztekischen Sprachen (mit Ausnahme der Mehrzahl der Shoshonen-Sprachen und des Tarahumara-Huichol) und die Maya-Sprachen. Außerdem stellen sich von den kleineren und älteren Gruppen noch dazu das Aguateco und Tapachulteco, das Totonaco, das Zoque (vgl. oben Mixe), und im Süden die Gruppe Miskito-Sumo-Ulua-Matagalpa-Lenca-Xinca.

So bleibt die größere Zahl der älteren Sprachen dieses Gebietes für den reinvokalischen Auslaut, der

hier also auf kleinerem Raum bedeutend mehr Sprachen umfaßt als das große Nordamerika. Von der sonoro-aztekischen Sprachfamilie gehören hierher die beiden südlichsten Sprachen Tarahumara und Huichol; weiter die ihnen unmittelbar benachbarte Gruppe Otomi-Mazahua-Matlatsinca-Chinanteco-Chiapaneco, ferner Subtiaba-Tlappaneco, dann das isolierte Tarasco, die beiden Sprachen Mixteco-Zapoteco und im Süden das Paya. Von diesem letzteren und dem Subtiaba abgesehen, bilden die übrigen hier aufgezählten Sprachen ein kompakt-kontinuierliches Gebiet.

Die sonoren Auslaute haben hier nur sehr wenige Vertreter, es sind das Mangue, das Mazateco, das Chocho-Popoluco, bei denen noch dazu die Nasale und Liquiden selten sind.

In Südamerika, wohin wir jetzt gelangen, ist die Verteilung der Auslautgebiete ziemlich übersichtlich und interessant.

Der mehrkonsonantische Auslaut hat hier eine ziemlich starke Verbreitung. Er ist im äußersten Norden und im äußersten Süden vertreten, und die beiden Gebiete sind durch einen schwachen Streifen im Westen fast verbunden. Im Norden zeigt er sich in der Nordwestgruppe der Chibcha-Sprachen beim Bribri *(tk, gl, rl)* und in der Südwestgruppe derselben Sprachen beim Paez-Coconuco (Nasal + Kons. und Verbindungen mit *s*). Die Verbindungslinie wird gehalten vom *A*-Dialekt des arawakischen Jivaro (Nasal + Kons., und *kt, st*), Aymara (Nasal + *p, s, c*), Atacameño (Sonore + *s*, *s + k*, *l + k*), Waikuru (*lk*, *ŋk*, *mk* selten), Chunipi (Maskoi), Vejoz (Mataco, *kl, kt, lk, tl*), Lule (Nasal + *p*, Explosiv [oder Sonora] + *s*, dann *kst, mst, lps*), um dann im äußersten Süden beim Tschon-Ona und Alakaluf seine stärkste Entwicklung zu finden (Tripel- und Quadrupelkonsonanten, Liquida + Konsonant und Verbindungen mit *s*), während das Yamana keine Doppelkonsonanten kennt.

Auch der einkonsonantische Auslaut hat eine ziemlich weite Verbreitung. Das eine Verbreitungsgebiet desselben geht im Westen fast dem des mehrkonsonantischen parallel, dieses vielfach durchbrechend. Dazu kommt ein anderes, das im Nordosten beginnt und in den Südosten hinunterreicht. Zu der ersten gehören die Nordwestgruppe

der Chibcha-Sprachen (Guatuso, Cabecar, Caiquer, Rama, Terraba, Boruca, Dorasque), und es setzt sich fort in einer Reihe von isolierten Sprachen Yunca, Puinave-Maku, Zaporo, Shiriana, Auake, Cahuapana, Leko, Mosetena, Canichana, Chiquito (nur *s*, *ts*), den Arawaken-Sprachen Jibaro, Chapacura (ein Teil der Dialekte), Uro-Puquina, Mobima, Yurucare, besonders aber im Quechua; es findet seine äußersten Glieder im Chaco bei Millcayac-Allentiac, Mascoi, Samuco, Lengua-Enimaga, dem größten Teil der Mataco-Mataguayo-Gruppe, dem Vilela, dem Pehuelche und Manuche und im äußersten Süden im Yamana. Das andere Gebiet beginnt im Nordosten. Es sind eine Anzahl Kariben- und Arawaken-Sprachen und einige wenige der Guarani-Tupi-Gruppe; bei vielen aber sind die einkonsonantischen Auslaute sehr selten. Von den Guarani-Tupi gehören hierher Emerillon, Oyampi, und südlich vom Amazonas Mundruku, Auetö, Kamayura, Curuahe und Tupi-Anonym; von den Arawaken-Sprachen: Taino, Goajiro, Marawan, Paranhano, Araicu, Wapisiana, Atorai, Taruma, Mapidian, Ticuna; von den Kariben-Sprachen: Carif, Carina-Galibi, Kumanagoto, Chayma, Chakes, Arecuna, Uparai-Oyana, Arara, Pariri, Taulipang, Apiaca. Südlich des Amazonas sind ein Teil der Ges-Tapuya-Sprachen Träger dieser Auslaute, so Cayapo, Suya, Caraho, Caingang vom Rio Ivahy, Camacan (?), Capoxo, Botocudo, Caingang-Coroado; es ist möglich, daß auch noch andere Sprachen dieser Gruppe hierher gehören. Ferner gehört hierher das isolierte Trumai, das auch gelegentlich die Doppelkonsonanten *rs*, *ts* aufweist.

Der sonore Auslaut hat keine große Verbreitung. Er scheint auch keine selbständige Bedeutung zu haben, sondern eine Misch- und Übergangsform zwischen den konsonantischen und den reinvokalischen Auslauten zu bilden. Dafür spricht seine Verbreitungskonfiguration; denn die nördliche Hauptmasse bildet eine aus Kariben (und Arawaken)-Sprachen bestehende Abflachung der einkonsonantischen Auslaute zu den vokalischen hinüber, und die südliche Hauptmasse bildet eine aus Ges-Tapuya-Sprachen, Kariben- und Guarani-Tupi-Sprachen bestehende Abflachung des südöstlichen einkonsonantischen Gebietes der Ges-Tapuya-Sprachen. Zu dem ersteren Gebiet gehören Inselkariben, Ingarico, Waika, Akawai, Opoe, Pimenteira, Yukuna, Para-

vilhana, Yagua, Kalinga, Apalai, Makuši, Arawak; überall hier handelt es sich nur um seltenes Vorkommen, gewöhnlich von ein oder zwei Nasalen *(n, ŋ)*; *l* und *r* sind bedeutend seltener. Zu dem letzten Gebiet gehören: Bakairi, Nahuqua, Chipaya, Anambe, Apiaca, Guarayo, Apinages, Aponegicran, Chavantes-Cherentes, Chicriaba, Acroa-Mirim, Came, Malali, Cotoxo, Maracara, Macuni; auch hier sind die Nasale und noch mehr die Liquiden zumeist sehr selten. Ein neuer Beweis liegt wohl auch in den Tatsachen, daß so gut wie gar keine der zahlreichen isolierten Sprachen hierher gehören; es sind nur zu nennen die Tukano(Betoya)-Sprachen, die neben Vokal nur *n* aufweisen, und Kaliana und Mura.

So sind es nun die Sprachen mit reinvokalischem Auslaut, die sehr zahlreich, vom äußersten Norden angefangen bis an den Chaco hinan, die ganze Mitte von Südamerika anfüllen. Es gehören dazu der eigentliche Kern der Chibcha-Sprachen, die fast völlige Ganzheit der isolierten Sprachen und der Großteil der Arawaken- und Kariben-Sprachen nebst den westlichen und südlichen Guarani-Tupi-Sprachen, aber einige wenige Ges-Tapuya-Sprachen. Von den Chibcha-Sprachen die Ost-(= Arhuaco)-, die Zentral(= Chibcha)-, die West(= Cholo)-Gruppen; von den isolierten Sprachen Esmeraldas, Otomaco, Warauno, Saliba-Piaroa, Yarura, Guahibo, Andaqui, Uitoto, Juri, Pano-Sprachen, Tacana, Cayubaba, Itonama, Otuke-Bororo, Guato, Karaya, Cariri; von den Ges-Sprachen: Bugres (St. Catharina); von den Guarani-Tupi: Guarayo (+ *r*), Manitsaua-Yuruna, Cocama, Omagua, Miranya, Tupi, Guarani, Guayaki; von den Arawak-Sprachen: Maipure, Campa, Piro, Saraveca, Lapachu-Apolista, Bare, Yavitero, Uarekene, Karatana, Piapoko, Katapolitana, Ipeka, Siusi, Tariana, Yukuna, Uainuma, Yumana, Pane, Baniwa, Cauixana, Paressi-Kabissi, Ipurina, Paumari, Guana, Kanamari, Mehinaku, Kustenau, Waura, Yaulapiti; von den Kariben-Sprachen: Karib von S. Domingo, Yavitero, Tamanaco, Motilone (?), Carare, Bonari (+ *n* ?), Araguaya, Maquiritare, Carijona, Cariniaco, Trio, Hianakoto, Pauxi, Peba, Yameo, Yauapery, Sapara, Wayumara.

Es erhebt sich die schwierige Frage, zu entscheiden, welche Art von Auslaut den drei großen Sprachfamilien

der Guarani-Tupi, der Arawaken und der Kariben ursprünglich eigentümlich gewesen sei. Wenn es richtig ist, was ich anderswo (Kulturkreise und Kulturschichten in Südamerika, ZE, 1913, S. 1110) darzutun versucht habe, daß die Guarani-Tupi aus den Quellengebieten des Amazonas nach Süden und an die Ostküste und erst von dort aus nach Norden und über den Amazonas hinaus gelangt sind, so läßt sich wohl nur der reinvokalische Auslaut als ursprünglich für sie betrachten. Wenn man in gleicher Weise den Ausgangspunkt der Wanderung als maßgebend für die Arawaken- und Kariben-Sprachen sein ließe, so müßte man zu der Anschauung kommen, daß der einkonsonantische Auslaut für beide der ursprüngliche sei; denn er findet sich zumeist an der Nordostküste von Südamerika, von wo sie in das Innere eindrangen. Aber nicht nur ist in beiden Sprachfamilien die Zahl der Sprachen mit einkonsonantischem Auslaut auch in diesem Gebiet verhältnismäßig gering, auch die Zahl dieser Auslaute in jeder Sprache ist ziemlich unbedeutend, vielfach direkt selten. Da beides in womöglich noch höherem Grade von dem anliegenden Gürtel von Sprachen mit sonorem Auslaut gilt, so scheint nichts anderes übrig zu bleiben, als den reinvokalischen Auslaut auch für diese beiden Sprachfamilien als den ursprünglichen zu erklären. —

Bevor wir nun an die Zusammenfassung der Gesamtheit unserer Darlegungen über den Auslaut gehen, wollen wir im allgemeinen die Frage zu entscheiden suchen, die wir in einzelnen Gebieten schon entschieden haben, nämlich, ob die sonoren Auslaute selbständige Bedeutung haben, oder ob sie nur Übergangs- und Mischerscheinungen darstellen, hervorgegangen aus der Berührung und Überlagerung von Sprachen mit reinvokalischem Auslaut einerseits und einkonsonantischem Auslaut andererseits.

Für Südamerika haben wir diese Frage bereits im Sinne des letzteren Teils der Alternative entschieden. Für Mittel-, wie für Nordamerika spricht schon die sehr geringe Zahl der Sprachen mit diesem Auslaut für die gleiche Auffassung, gegen die auch aus den Lagerungsverhältnissen kein Einspruch abgeleitet werden kann. Für Afrika hatten wir uns ebenfalls der gleichen Auffassung zugeneigt, und nur

die Verhältnisse der Khoin-Sprachen hatten uns etwas zweifeln gemacht, für die wir schließlich aber ebenfalls eine Möglichkeit der Erklärung gefunden hatten. In den hamitischen Teilen Afrikas, dann in Europa und Asien finden sich die sonoren Auslaute auf eine Anzahl von Einzelgebiete aufgeteilt; aber wenn man den einzelnen nachgeht, so findet sich fast überall die eine Vorbedingung, unmittelbare Nähe von Gebieten mit reinvokalischem wie einkonsonantischem Auslaut, erfüllt. So bei Kaffa und Haussa, bei Baktrisch, bei den tibeto-chinesischen Gruppen Aka-Miri-Mes-Lamajen-Chinesisch. Schwierigkeiten könnte Japanisch bereiten, in dessen Nachbarschaft jetzt keine Sprache mit reinvokalischem Auslaut gefunden wird, ferner die dravidischen Tamil-Malayalam, da sie durch eine Gruppe mit reinvokalischem Auslaut von einer anderen Gruppe mit konsonantischem Auslaut abgesperrt sind. Vielleicht aber befanden sich in Japan früher Sprachen mit reinvokalischem Auslaut, wie die der Miao usw. in Südchina, und in Südindien Sprachen mit konsonantischem Auslaut als Sprachen der weddahartigen Urbewohner. Bei den Papua-Sprachen mit sonorem Auslaut zersplittert sich das Problem ebenfalls in eine Reihe von Einzelfragen, zu deren endgültiger Lösung wohl noch mehrere Einzeluntersuchungen nötig wären; die allgemeine Vorbedingung, Nachbarschaft von reinvokalischem wie von (ein)konsonantischem Auslaut, ist hier genügend erfüllt und läßt die für die anderen Gebiete mit sonoren Auslauten ausgesprochene Annahme auch hier als die aussichtsvollere erscheinen. Das gilt in noch höherem Maße von dem kleinen Gebiet des sonoren Auslautes inmitten der melanesischen Sprachen auf den Neu-Hebriden und den Gilbert-Inseln und den beiden Gebieten inmitten der süd- wie der nordaustralischen Sprachen.

So können wir als Gesamtergebnis den Satz aufstellen, daß überall auf der Erde der sonore Auslaut mit größerer Wahrscheinlichkeit als eine sekundäre Misch- und Kontakterscheinung aufzufassen ist, die an den Grenzgebieten der Sprachen mit reinvokalischem Auslaut einerseits und konsonantischem Auslaut andererseits sich bildete. Das entspricht auch ihrer physiologischen Bedeutung, denn die Liquida-Auslaute stellen gegenüber den reinvokalischen eine

Verminderung der Mundöffnung und die Nasalauslaute eine Verlegung des Luft- und Klangausströmens statt aus dem Munde in den Weg aus der Nase dar.

b) Zusammenfassung und Vergleichung.

Wenn wir jetzt zur Gesamtzusammenfassung der Auslautverhältnisse übergehen, so wollen wir zuerst den weitgehenden Parallelismus feststellen, der zwischen dem Vorkommen der mehrkonsonantischen Anlaute und dem der mehrkonsonantischen Auslaute besteht. Beide kommen in der Alten Welt (und Ozeanien und Australien) in ihren stärkeren, komplizierteren Formen, besonders in den *s*-Verbindungen, nur in den nordischen Gegenden vor. In den südlichen Gegenden finden sich nur wenige dieser Auslaute und dann meist nur die leichten Formen. Sie gehören dann aber beiderseits dort den ältesten Sprachen an; merkwürdig ist dabei die Entsprechung, daß, wenn der Anlaut Muta + Liquida (oder Nasal) aufweist, der Auslaut die umgekehrte Verbindung Liquida (oder Nasal) + Muta zeigt.

Dieses für die Alte Welt geltende Allgemeinergebnis wird nun für Amerika in mehrfacher Weise modifiziert. Ebenso oder noch stärker wie das Vorkommen der mehrkonsonantischen schwierigen Anlaute, wird auch das der gleichwertigen mehrkonsonantischen Auslaute im Norden, in Nordamerika potenziert. Aber so wie diese mehrkonsonantischen Anlaute im südlichen Mittelamerika (und nördlichen Südamerika) und südlichen Südamerika sich finden, so treten so ziemlich an den gleichen Stellen auch der gleichartige mehrkonsonantische Auslaut auf. Das verstärkt den Hinweis auf den arktischen Charakter dieser betreffenden mittel- und südamerikanischen Sprachen.

Die Tatsache aber, daß mehrkonsonantischer Auslaut in Südamerika sich auch in der Kordillerenkette bis zum Chaco findet, macht aufmerksam auf eine andere Ursache starker Mehrkonsonantigkeit in (Anlaut und) Auslaut: es ist der stark gebirgige Charakter der betreffenden Gegenden, der, wie es scheint, eine stärkere Energie der Atmungs- wie der Sprachorgane herbeiführt. So erklärt es sich auch, weshalb in Nordamerika der mehrkonsonantische An- und Auslaut am stärksten im Westen entwickelt ist:

es sind die Gebiete der der Westküste parallel sich hinziehenden Kette der Rocky Mountains, die hier mitspielen. In der gleichen Hinsicht mag betreffs der extremen Vielkonsonantigkeit der nordkaukasischen Sprachen auf die Hochketten und tiefen Täler des Kaukasus verwiesen werden, und auch in den Alpen macht sich ja in den Dialekten der deutschen wie der romanischen Sprachen ähnliches starkes Zusammenfallen der Konsonanten durch Wegfall der Vokale geltend.

Das stärkste Gegenteil des mehrkonsonantischen Auslautes ist der reinvokalische. Er bedeutet physiologisch, daß das Wortende den Hauch und den Klang frei und ungehindert aus offenem Munde entströmen läßt. Wenn er in den nördlichen Gebieten der Erde sowohl in der Alten als auch in der Neuen Welt so verhältnismäßig selten auftritt, aber auch im äußersten Süden wieder fehlt, so daß seine Hauptverbreitung in den Gürtel fällt, der beiderseits des Äquators bis etwas nördlich vom nördlichen und bis etwas südlich vom südlichen Wendekreis sich ausdehnt, so wird man kaum zweifeln können, daß auch hier klimatische Gründe mitgewirkt haben, in entgegengesetzter Weise wie bei ihren Gegenpolen, den mehrkonsonantischen Auslauten. Daß diese Verhältnisse aber nicht allein tätig waren, und daß sie nicht die primär schöpferischen Faktoren zu sein brauchen, sehen wir aus der Tatsache, daß in diesen Gegenden nicht nur Sprachen mit einkonsonantischen Anlauten zahlreich vorkommen, sondern daß eben dort die Sprachen mit dem leichteren zweikonsonantischen Auslaut (Liquida oder Nasal + Muta) die älteren bilden und daß nach ihnen zunächst Sprachen mit einkonsonantischem Anlaut zu rangieren scheinen. Deshalb ist es direkt auffallend, daß wir beim Tasmanischen vokalischen Auslaut finden. Gleiches haben wir innerhalb der älteren Stämme nur noch bei Klein-Andamanesisch und Bugres, beides Fälle, die gegenüber dem einkonsonantischen Auslaut von Groß-Andaman bzw. der übrigen Ges-Sprachen sicherlich als jüngere Bildung bezeichnet werden müssen.

Wenn, wie wir gezeigt haben, die klimatischen und geographischen Verhältnisse einen so weitgehenden Einfluß auf die Gestaltung des An- und Auslautes gewinnen können, so ist leicht ersichtlich, daß dadurch die histo-

rischen Zusammenhänge vielfach verwischt und schwerer kenntlich gemacht werden, was natürlich auch für die Behandlung der Frage der Zugehörigkeit bestimmter An- und Auslautformen zu einzelnen Kulturkreisen von ungünstigen Folgen ist.

In negativer Hinsicht möge zunächst mit ziemlicher Sicherheit festgestellt werden, daß der am leichtesten scheinende Auslaut, der reinvokalische, nicht der älteste ist, nicht in die Urkulturen hineingehört. Der eine Fall des Tasmanischen ist dagegen eine solche Ausnahme (siehe oben S. 310), daß sie, wenn sie freilich noch nicht genügend erklärt werden kann, doch gegen die Überzahl der anderen Fälle nicht ins Gewicht fällt. Positiv können wir den doppelkonsonantischen Auslaut der leichten Art (Liquida oder Nasal + Muta), besonders wo die gleiche Sprache auch Muta + Liquida im Anlaut hat, als Kennzeichen einer der Urkulturen bezeichnen. Aber auch einkonsonantischer Auslaut tritt in diesen auf, wie Groß-Andaman, Ainu, Penuti und Hoka, Ges-Tapuya und Yamana zeigen.

Man würde nun fragen, in welchem Kulturkreis der reinvokalische Auslaut zuerst auftrete. Angesichts der fast durchgängigen Verbreitung desselben in den Wule-Sprachen könnte man versucht sein, die „Bumerangkultur" dafür namhaft zu machen. Das wäre aber auch der einzige Fall, der dafür angeführt werden könnte. Alle anderen Belege bei der Bumerangkultur sprechen für einkonsonantischen oder auch, sekundär, nordisch-mehrkonsonantischen Auslaut; so Yuin-Kuri, nilotische Sprachen, Nama, Salish- und verwandte Sprachen. So wird der reinvokalische Auslaut der Wule-Sprachen auf die Übermacht, die dieser Auslaut in Afrika überhaupt, auch in dem südlich angrenzenden großen Gebiet der Bantu-Sprachen besitzt, zurückgeführt werden müssen.

Dagegen spricht vieles dafür, den reinvokalischen Auslaut dem vaterrechtlich-totemistischen Kulturkreis der höheren Jäger zuzuweisen. Schon in Australien weist das Süd-Narrinyeri neben wenigen sonoren Auslauten stereotypen *i*- und *e*-vokalischen Auslaut auf (der im Nord-Narrinyeri durch *u*-, *o*-Auslaut ersetzt wird), ähnlich wie die Aranda-Gruppe *a*-Auslaut aufweist. Totemistische oder mit Totemismus gemischte

Gebiete sind diejenigen Teile der indonesischen und melanesischen Sprachen — Malagasi-Bugis-Makassar, Roti, Flores, Kleine Molukken, Salomonen, Fidji, Britisch-Neuguinea, Api, Sesake, Santa Cruz, Lifu, Nengone, Duauru (Neukaledonien) und schließlich auch Polynesien —, die vokalischen Auslaut aufweisen. In Südasien sind es die Ostdravida-Sprachen, bei denen sich beides findet. Wie weit das der Fall ist bei der Nordassam- und Südchina-Gruppe mit vokalischem Auslaut (s. oben S. 298 f.), läßt sich noch nicht ersehen. In Afrika sind die Ngo-Nke-Sprachen mit ihren Ausstrahlungen in die Bantuiden- und Manfu-Sprachen hinein Träger des vokalischen Auslautes und der Totemkultur. Von der Mischung mit diesen Sprachen, aus der die Bantu-Sprachen entstanden sind, haben wohl auch diese ihren vokalischen Auslaut erhalten. In Nordamerika lassen Yuchi und Cheroki, dann Pueblo-Tewa ähnliche Zusammenhänge ahnen. Für Mittelamerika läßt sich ein positiver Nachweis derzeit nicht erbringen. In Südamerika mögen manche der isolierten Sprachen mit reinvokalischem Auslaut auch der totemistischen Kultur angehören; positiver läßt sich das von Bororo-Otuke behaupten.

Wenn nun die Sprachen mit sonoren Auslauten nur eine Mischung darstellen von Sprachen mit reinvokalischem Auslaut einerseits und von solchen mit ein- oder mehrkonsonantischem andrerseits, so müßten diese Sprachen auch ihrerseits ein Stück totemistischer Kultur in sich enthalten. Das ist auch der Fall in Australien bei den Wiradyuri-Kamilaroi-Sprachen, den Ost- und den Westsprachen; das ist das Gebiet der Vier-, Sechs- und Achtklassensysteme, wo totemistisches Vaterrecht und Zweiklassen-Mutterrecht sich mischen. Ähnliche Mischung findet sich bei den Süddravida Tamil-Malayalam, dann in Afrika bei verschiedenen Bantuiden- und Manfu-Sprachen. In Nordamerika ist das Gros der Pueblo-Sprachen hierher zu rechnen, in Südamerika manche der Kariben- und Arawaken-Sprachen nördlich des Amazonas.

Welche Auslautform käme denn der m u t t e r r e c h t l i c h e n p r i m i t i v e n H a c k b a u k u l t u r zu? Wenn man von den australischen Verhältnissen sich führen ließe, so würde man in die Irre gehen; hier weisen Nord- und Südzentralgruppe, die dort die Träger des Mutterrechts

sind, reinvokalischen Auslaut auf. Überall sonst finden wir zahlreicher den e i n k o n s o n a n t i s c h e n A u s l a u t mit Sprachen dieser Kultur in Verbindung stehen: So bei den melanesischen und indonesischen Sprachen, bei den austroasiatischen Sprachen, bei einem Teil der indochinesischen Sprachen, beim Koryäkischen, bei den japhetitischen und den Kanuri-Sprachen, bei den Manfu-Sprachen, bei den Dene-Sprachen und dem Haida, bei den Muskogi-Choctaw- und verwandten Sprachen, bei den voraztekischen Sprachen von Mexiko und Mittelamerika, bei den Maya-Sprachen, bei einem Teil der Chibcha-Sprachen, beim Quechua (-Aymara). Ich vermag nicht anzugeben, wodurch im einzelnen d i e s e r einkonsonantische Auslaut sich von dem ebenfalls einkonsonantischen mancher Sprachen der Urkulturen unterscheidet. E i n solcher Unterschied ergibt sich jedenfalls schon aus dem, was wir oben (S. 287) betreffs des Entstehens der Reibelaute festgestellt haben: da diese den Urkulturen überhaupt fehlen, werden sie auch nicht bei ihren Anlautkonsonanten zu finden sein.

Und welche Auslautform fiele schließlich der vaterrechtlich-großfamiliaren Kultur der n o m a d i s t i s c h e n V i e h z ü c h t e r zu? Ihr Kulturkreis ist primär in nördlichen Landstrichen bei den uralaltaischen Völkern entstanden. So treffen wir denn auch die sämtlichen uralischen und einen Teil der altaischen Sprachen mit den diesen Gegenden eigentümlichen komplizierten Formen m e h r k o n s o n a n t i s c h e n A u s l a u t e s, besonders der Verbindungen mit *s*. Diese Art des mehrkonsonantischen Auslautes findet sich aber auch bei der sekundären Gruppe dieser Kultur, den indoeuropäischen Völkern, und sie fehlt auch nicht bei den hamito-semitischen Völkern. Man darf sie also wohl als die diesem Kulturkreis eigentümliche Form des Auslautes bezeichnen. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß dieselbe mehr ein Produkt der klimatisch-geographischen Umwelt, als der Kultur als solcher ist und deshalb auch bei paläoasiatischen und bei einer so großen Zahl von nordamerikanischen und selbst bei mittel- und südamerikanischen Sprachen sich findet. Das Entstehen derselben muß deshalb auch schon in die arktische Kultur hineinverlegt werden, wie das auch bei dem mehrkonsonantischen Anlaut festzustellen war.

Wenn wir zum Schluß noch einmal der Vergleichung des Anlautes mit dem Auslaute uns zuwenden, so können wir betreffs des Verhältnisses des mehrkonsonantischen Anlautes zu den mehrkonsonantischen Auslauten folgendes nicht uninteressantes Doppelergebnis herausstellen:

1. Bei den leichteren Mehrkonsonanzen — Muta + Liquida (Nasal) im Anlaut = Liquida (Nasal) + Muta im Auslaut —, die auch stets nur Doppelkonsonanten sind, ist der Anlaut bedeutend häufiger als der Auslaut, d. h. es gibt bedeutend mehr Sprachen, die diese Doppelkonsonanz im Anlaut, als solche, die sie im Auslaut haben, und es gibt kaum Sprachen, die letzteren ohne den ersteren hätten, aber ziemlich viele, die den ersteren ohne den letzteren aufweisen.

2. Bei den schwereren Mehrkonsonanzen — Muta + Muta, Muta + Frikativa (besonders *s*) und umgekehrt —, die vielfach bis zu Tripel- und Quadrupelkonsonanzen sich steigern, ist das Verhältnis umgekehrt: sie sind im Auslaut häufiger als im Anlaut, d. h. es gibt mehr Sprachen, die sie im Auslaut, als die sie im Anlaut aufweisen, und es gibt wenig Sprachen, die sie bloß im Anlaut und nicht zugleich im Auslaut zeigen, während es viele gibt, die sie nur im Auslaut aufweisen.

II. Die Grammatik.

Es besteht auch hier nicht die Absicht, alle Teile der Grammatik in vergleichender Darstellung vorzuführen, sondern es sollen nur jene Teile derselben behandelt werden, bei denen Material von so vielen Sprachen und Sprachfamilien vorliegt, daß eine vergleichende Betrachtung von solchem Umfang angestellt werden kann, wie sie erforderlich ist, um die eventuellen Beziehungen der Spracherscheinungen zu den Kulturkreisen festzustellen.

Man sieht sehr leicht ein, daß die Schranken, die auf Grund dieses Erfordernisses bereits bei der Behandlung der Lautverhältnisse gezogen werden mußten, hier noch bedeutend mehr sich verengen werden. Denn manches über die Lautverhältnisse ließ sich bereits aus einfachen Wörterlisten herausarbeiten. Wo es aber an die Untersuchung der grammatischen Verhältnisse geht, wird natürlich mehr erfordert, und müssen Darstellungen der Grammatik der betreffenden Sprachen vorhanden sein, was aber betreffs allzu vieler nur ein *pium desiderium* bleibt. Der Mangel daran wird sich selbst bei den einzelnen Punkten, die hier zur Untersuchung ausgewählt werden, noch genügend bemerkbar machen; er wird mehrfach die Vollständigkeit ihrer Ergebnisse und damit auch, eben weil die Schlußkräftigkeit bei Feststellung der Beziehungen zu den Kulturkreisen wesentlich durch den umfassenden Charakter der Ergebnisse mitbedingt ist, diese Schlußkräftigkeit selbst schmerzlich beeinträchtigen. Es gilt also, sich vorläufig zu bescheiden, die Grenzen der derzeitigen Sicherheit abzustecken und wenigstens die wahrscheinlichen Aussichten endgültiger Lösungen aufzuzeigen.

1. Die Numerusbildung bei Pronomen und Nomen.

a) Die Verbreitung der Dual- und Trialbildung.

Die vielfachen Arten darzustellen und zu vergleichen, wie die Sprache den Ausdruck des Numerus zustande gebracht, oder auch wie weit sie davon Abstand genommen hat, ist bereits für sich eine umfassende Aufgabe, der wir uns hier nicht in vollem Maße unterziehen können. In dem Streben nach der Herausstellung nicht von elementargedanklichen Allgemeinerscheinungen der Sprache, sondern von solchen besonders charakteristischen Einzelheiten, die als gutes Formkriterium bei der Feststellung von kulturhistorischen Beziehungen verwendet werden können, richten wir unsere Aufmerksamkeit besonders auf solche Fälle, in denen die Sprache über den Gegensatz von Einzahl und Mehrzahl hinaus zu noch schärferen Präzisierungen des Zahlverhältnisses, zur Bildung eines Duals, Trials oder weiterer Numeri, vorgedrungen ist.

Die Numerusbildung ist überall zuerst vom Personalpronomen ausgegangen und hat sich dort am reichsten entwickelt. Es gehört deshalb auch zu den Ausnahmen — die semitischen Sprachen stellen eine solche dar —, daß eine reiche Entwicklung des Numerus beim Nomen vorhanden wäre, aber beim Personalpronomen fehlte. Die Regel ist vielmehr, daß die Entwicklung vom Personalpronomen ausgeht und auf das Nomen übergreift, vielfach in der Weise, daß die Numeri beim Nomen durch einfache Prä- oder Suffigierung der entsprechenden Formen der dritten Person des Personalpronomens an das Nomen gebildet werden. Diese Vorrangstellung der Personalpronomina bei der Numerusbildung erklärt sich auch aus ihrer Natur sprachpsychologisch vollkommen. Denn gerade bei der Erfassung der Person, besonders der ersten Person, tritt der Begriff der individuellen Einheit am stärksten hervor. Gerade die scharfe Erfassung der Einheit ist aber auch die notwendige psychologische Vorbedingung für die Herausarbeitung der Mehrheitsformen.

Wir führen zunächst die verschiedenen Formen der Numerusbildung in einer Übersicht vor.

Derjenige Teil der Erde, in dem die Numerusbildung am reichsten und breitesten sich ausgestaltet hat, ist zweifellos Australien und Ozeanien.

In Australien treffen wir auf die höchste Entwicklung im äußersten südöstlichen Winkel bei den dortigen ältesten Sprachen der Kurnai, Kuli, Buandik. Wir haben hier Singular, Dual, Trial und Plural, sowohl beim Personalpronomen als beim Nomen. Die Bildung des Dual und Trial vollzieht sich durch Anfügung von Formen in der Bedeutung von „zwei" und „drei" an den Plural, so daß also der Dual (= Mehrheit, und zwar zwei) und Trial (= Mehrheit, und zwar drei) nähere Bestimmungen des Plurals sind und erst nach ihm entstanden sein können. Alle übrigen australischen Sprachen kennen nur Singular, Dual und Plural beim Personalpronomen; auf das Nomen werden diese Numeri übertragen nur von Yuin-Kuri, Südzentralgruppe, Narrinyeri und Bangerang, Dhudhuroa. Der Dual stellt hier eine Verbindung des Zahlworts für „zwei" mit dem Singular dar, ist also eine Multiplikation desselben. Nähere Untersuchungen aber, die ich angestellt habe, und auf die ich weiter unten noch zurückkommen werde, ergeben, daß auch beim Personalpronomen der Dual nicht ursprünglich ist bei den Narrinyeri-Sprachen im Süden und den Wakka-Kabi-Sprachen im Osten, wie auch den Yuin-Kuri und benachbarten Sprachen im Südosten.

Das Tasmanische weist in dem jetzt vorliegenden Material sowohl der Personalpronomina wie der Nomina keinerlei Numerusbildung auf. Die Mangelhaftigkeit dieses Materials erlaubt uns aber nicht, diese Sachlage als endgültig zu betrachten. Aber auch nach der anderen Seite hin uns auszusprechen, fehlen uns hier die positiven Unterlagen, so daß wir diesen Fall als unentschieden bestehen lassen müssen.

Die bunte Mannigfaltigkeit der Papua-Sprachen in Neuguinea und auf den benachbarten melanesischen (und indonesischen) Inseln weist auch eine ziemlich reiche Entwicklung der Numerusbildung auf. Sie verbleibt aber zunächst nur in den Grenzen der Bildung von Singular, Dual, Plural beim Personalpronomen; die Übertragung derselben auf das Nomen findet sich nur bei den älter scheinenden Sprachen Monumbo in dem früheren Deutsch-Neuguinea.

Baining und Sulka auf Neupommern, Nasioi auf Bougainville. Die Bildung des Dual ist hier zunächst die, daß Dual wie Plural Beziehungen zum Singular erkennen lassen, also Multiplikationen desselben darstellen. Zur Trialbildung ist es nur in zwei Fällen gekommen, beim Yaraikana, das noch im nordöstlichen Australien liegt und in der Kap-York-Gruppe von den australischen zu den Papua-Sprachen überleitet, und im nicht weit entfernten Kiwai, bei welch letzteren auch die Übertragung des Dual, Trial und Plural auf das Nomen stattgefunden hat. Bei beiden Sprachen ist die Bildung des Dual und Trial die gleiche wie die der südostaustralischen Sprachen: Dual = *Plural* bestimmt durch „zwei“, Trial = *Plural* bestimmt durch „drei“. Es finden sich unter den Papua-Sprachen aber auch eine Anzahl, die es auch beim Personalpronomen bei der Bildung von Singular und Plural haben bewenden lassen, so Miriam, Elema, Kovio-Lopiko, Koiari, Domara, Valman, Halmahera-Sprachen, Savo. Ganz im allgemeinen müssen wir uns auch hier betreffs der Papua-Sprachen die große Mangelhaftigkeit wohl vor Augen halten, die unserer Kenntnis derselben sowohl in der Quantität als der Qualität noch anhaften.

Wir gelangen jetzt zu der großen Familie der *austronesischen Sprachen* und stehen hier vor der merkwürdigen Tatsache, daß wir in ihrer Stammgruppe, den indonesischen Sprachen, nur eine geringe Entwicklung des Numerus im Personalpronomen (und Nomen) vor uns haben, nur Formen des Singular und Plural, ausgenommen beim Ngadju- und Busang-Dayak, wo auch ein Dual entwickelt ist, und beim Sangir, wo auch ein Trial hinzugekommen ist. Dagegen tritt uns in den melanesischen und polynesischen Sprachen ein exzessiver Reichtum der Numerusbildung entgegen, der sozusagen *alle* diese Sprachen beherrscht. Wir könnten glauben, hier die ganze Stufenleiter der Entwicklung in allen ihren Graden vor uns zu haben, von der Form Singular, Plural zu der weiteren Form Singular, Dual, Plural, zu der noch höheren Form Singular, Dual, Trial, Plural und selbst zu der Form Singular, Dual, Trial, Quatral, Plural. Die Gruppierung dieser Bildungen sei im folgenden kurz dargelegt, wobei vorausgeschickt sei, daß überall die Bildung des Dual, Trial (und Quatral) nach der südostaustralischen Weise sich vollzieht, daß

also diese Formen nähere Bestimmungen des Plural darstellen.

Die Grundstufe der indonesischen Sprachen, nur Singular und Plural, findet sich hier nur mehr vereinzelt, so gleich ihnen angrenzend bei einer Reihe melanesischer Küstensprachen von Neuguinea, dann bei Urauava und Korau auf Bougainville, und in äußerster Entfernung von ihnen auf den Marshall-Inseln. Die zweite Stufe, Singular, Dual, Plural, ist nur in den entlegensten ältesten Sprachen anzutreffen, so in den Sprachen von Neukaledonien, Loyalitäts-Inseln und einigen Sprachen der Neu-Hebriden (Oba, Sesake, Fate), außerdem auf den Torres-Inseln und San Christoval in den Salomo-Inseln. Die dritte Stufe, Singular, Dual, Trial, Plural, ist die für die große Masse der melanesischen Sprachen charakteristische Form; sie findet sich auf Eromanga, Tanna, dem größten Teil der Neu-Hebriden und der Salomo-Inseln, auf den Banks-Inseln, Santa Cruz, Fidji, Bismarck-Archipel. Von dieser sind zwei Formen der vierten Stufe ausgegangen. Die eine läßt den Plural überhaupt fallen und macht den bisherigen Trial zu einem Plural (der kleinen Anzahl); das ist die typische Form der sämtlichen polynesischen Sprachen, die aber auch schon in den melanesischen Sprachen auftritt bei Aneitum, bei Malikolo-Api-Arag in den Neu-Hebriden, auf Rotuma, Ulawa-Malaita in den Salomo-Inseln. Die andere Bildung fügt zu den Formen Singular, Dual, Trial noch einen Quatral, eine Vierzahl hinzu und macht diese zum Plural; sie findet sich als Vorstufe in Ambrym und Marina auf den Neu-Hebriden und auf den Gilbert-Inseln, wo sie noch n e b e n dem alten Plural besteht, dann auf Gao in den Salomo-Inseln und in der Sprache von Duke of York-Insel.

Es entsteht nun die Frage, wie die Gesamtheit der austronesischen Tatsachen in der Numerusbildung zu beurteilen sei: Stellen die indonesischen oder stellen die melanesischen und polynesischen Sprachen den Anfangszustand der Entwicklung dar, oder mit anderen Worten: Ist diese reiche Numerusentwicklung den austronesischen Sprachen eigentümlich und ursprünglich, oder stammt sie in den melanesischen und polynesischen Sprachen aus anderen Quellen?

Es scheint, daß die Antwort auf diese Fragen schon

gegeben ist durch die Tatsache, daß der Dual und Trial in den melanesischen und polynesischen Sprachen ja gebildet wird durch Zufügung der Zahlwörter für „zwei“ und „drei“ an den Plural; dieser letztere mußte also früher einmal allein da sein mit dem Singular, was eben den Zustand der indonesischen Sprachen darstellt. Dagegen könnte man einwenden, daß aber doch auch innerhalb der indonesischen Sprachen beim Dayak und Sangir sich eine Dualbildung finde; der Zustand bei den übrigen indonesischen Sprachen könnte also eine Verarmung von dem Zustande einer früheren reicheren Numerusbildung sein. Diese Annahme ist aber nicht haltbar; es wäre nicht denkbar, daß eine frühere reichere Numerus-Entwicklung so radikal zusammengeschmolzen wäre und gerade nur in den wenig bedeutungsvollen Dayak und Sangir eine so unbedeutende Spur hinterlassen hätte. Wir werden also dabei bleiben müssen, daß die austronesischen Sprachen früher eine so reiche Entwicklung des Numerus nicht gekannt haben, und daß diese erst in den melanesischen Sprachen eingesetzt hat.

Bei der Frage nach den Ursachen dieser neuen Entwicklung können wir kaum in Zweifel sein. Die melanesischen Sprachen sind nichts anderes als alte indonesische Sprachen, die in das Gebiet der „Papua-Sprachen“ eindrangen, mit ihnen sich mischten und von ihnen den Antrieb zu reicherer Ausbildung des Numerus erhielten, der den Papua-Sprachen eigentümlich ist. Von den melanesischen Sprachen ging diese neue Entwicklung auf die polynesischen über, die ja aus bestimmten Gruppen der melanesischen Sprachen hervorgegangen sind.

Es erhebt sich nun die Frage, ob auch innerhalb der melanesischen Sprachen diejenigen mit Singular, Dual, Trial und Plural älter sind als diejenigen, die nur Singular, Dual und Plural aufweisen, so wie es innerhalb der australischen Sprachen der Fall ist, oder ob die Sache sich umgekehrt verhält. Wenn wir auch bei den melanesischen Sprachen die geographischen Lagerungsverhältnisse wie auch die innere Natur der Sprachen berücksichtigen, so müssen wir uns für die letztere Annahme erklären. Die Trialformen wären danach Produkte einer Entwicklung, die, durch die älteren papuanischen Sprachen angeregt, einmal

in Wirksamkeit, noch über diese Sprachen hinausging. Dafür spricht auch die Tatsache, daß in einigen melanesischen und in der Gesamtheit der polynesischen Sprachen der alte Plural ganz außer Kurs gesetzt und durch den neuen Trial ersetzt wurde, ein Entwicklungsstadium, zu dem es innerhalb der australischen Sprachen gar kein Analogon gibt.

Diese ganze Auffassung, daß in den austronesischen Sprachen die Dual- und Trialbildung nicht ursprünglich gewesen sei, erhält eine neue Stütze auch durch die Tatsache, daß in den mit ihnen verwandten austroasiatischen Sprachen der Trial nur beim Personalpronomen des Nikobar, und der Dual nur beim Personalpronomen von Bahnar, Palaung, Mundari, Santali und den übrigen Munda-Sprachen erscheint, während beide fehlen bei Khasi, Mon, Khmer und den Malakka-Sprachen. Die Bildungsweise des Dual (und Trial) ist hier verschieden: beim Nikobar und Bahnar wird Dual (und Trial) vom Singular abgeleitet, beim Palaung vom Plural, und bei Mundari-Santali gehen Dual und Plural auf den Singular zurück. Schon die wenig einheitliche Herstellung dieser Formen läßt auch für diese Sprachfamilie die Dual- und Pluralbildung nicht als schon Ursprüngliches zu. Wo sich Dual- und Trialformen finden, werden sie Mischungen mit älteren dort früher vorhandenen Sprachen sein.

So weist nach den neuen Feststellungen an Ort und Stelle bei den Jahai-Semang auf Malakka deren Sprache ebenfalls Singular, Dual und Plural auf.

Nur Singular- und Pluralformen kennt dagegen das Personalpronomen und das Nomen der Andamanesen-Sprachen.

Dasselbe gilt von der Gesamtheit der Dravida-Sprachen.

Auch bei der überwältigenden Mehrheit der tibeto-chinesischen — und der Jenissei-Ostiakischen — Sprachen besteht der gleiche Zustand, der nach der negativen Seite hin noch dadurch gesteigert wird, daß bei vielen Sprachen beim Nomen überhaupt keine besondere Pluralform besteht. Freilich besteht im Himalaja und in Assam eine Reihe kleinerer Gruppen, die sowohl beim Personalpronomen als beim Nomen Singular, Dual

und Plural bilden; es sind Lepcha (Rong), Kanawari-Gruppe, Vayu-Gruppe, Khamku-Gruppe, Limbu, Angami-Naga und Verwandte, Ao-Naga, Khyeng-Khami, Khamti. Da aber diese Eigentümlichkeiten mit noch mehreren anderen vergesellschaftet sind — Unterschied von Inklusiv und Exklusiv in der ersten Person Plural des Personalpronomen, Vigesimalsystem usw. —, die aber in den benachbarten Munda-Sprachen sich finden, so hat Sten Konow mit Recht diese Eigentümlichkeiten auf Mischung der tibeto-chinesischen Sprachen mit früher auch dort ansässigen Munda-Sprachen zurückgeführt (s. oben S. 131).

Unter den u r a l a l t a i s c h e n Sprachen kennen die sämtlichen altaischen Sprachen sowohl beim Personalpronomen als beim Nomen nur Singular und Plural. Unter den uralischen Sprachen gilt das auch vom Finnischen und Estnischen, vom Mordwinischen, Syrjänisch-Wotjakischen und Tscheremissischen. Dagegen weisen das Lappische, das Wogulische und Ostiakische, und in Spuren auch das Magyarische, beim Personalpronomen (und Nomen) Singular, Dual und Plural auf. Derselbe Zustand findet sich auch beim Samojedischen und beim Aleutisch-Eskimo.

Unter den p a l ä o a s i a t i s c h e n Sprachen weist nur das Koryäkische Singular, Dual und Plural beim Personalpronomen und Nomen auf. Das Ainu, das Tschuktscho-Itelmische, das Yukagirische kennen sämtlich nur Singular und Plural.

Der gleiche Zustand findet sich bei dem alleinstehenden B u r u s h a s k i.

Dagegen hat nicht nur das U r i n d o g e r m a n i s c h e beim Personalpronomen wie beim Nomen Singular, Dual und Plural gekannt, sondern diese Formen sind auch mehr oder minder erhalten geblieben im Altindischen, im Altbaktrischen, im Urslavischen, Litauischen, Gotischen, Griechischen. Der Dual ist verloren gegangen im Armenischen, Italischen, Britannischen und Germanischen; das wird seinen Grund haben in der stärkeren Vermischung dieser Sprachen mit vorindogermanischen, japhetitischen Sprachen.

Denn von den j a p h e t i t i s c h e n Sprachen ist keine über die Bildung von Singular und Plural hinausgegangen,

weder die kaukasischen Sprachen, noch Sumerisch, Elamisch, Mitanni, Hethitisch, Luvisch, Baskisch.

Anders liegt die Sache bei den hamito-semitischen Sprachen. Bei den semitischen Sprachen und beim Ägyptisch-Koptischen findet sich der seltene Zustand, daß beim Personalpronomen nur Singular und Plural, beim Nomen aber Singular, Dual und Plural entwickelt ist; nur das Altarabische (und Äthiopische) kennt den Dual auch beim Personalpronomen. Unter den hamitischen Sprachen ist es, außer dem Ägyptisch-Koptischen, nur mehr das wenig typische Kunama, das Singular, Dual, Plural beim Personalpronomen, aber beim Nomen nur Singular und Plural kennt.

Damit sind wir nach Afrika gekommen. Wir können bald feststellen, daß in diesem Erdteil die Numerusbildung am wenigsten sich entwickelt hat. Außer den genannten hamitischen Sprachen sind es nur noch im äußersten Süden das San und das Nama, die beim Personalpronomen wie beim Nomen Singular, Dual und Plural kennen, San beim Nomen auch Trial, während das Sandawe nur Singular und Plural zeigt. Außerdem zeigt das Kanuri eine Spur: der Plural des Personalpronomens ist = Singular + Zahlwort für „zwei". Keine von all den anderen Sprachfamilien, nicht die nilotischen Sprachen, noch die Bantuiden-, die Bantu-, die Manfu-, die Kanuri-, die Wule-, die Ngo-Nke-Sprachen, gehen über die Bildung von Singular und Plural hinaus. Diese geringe Entwicklung des Numerus mag zum Teil begründet sein in der Tatsache, daß bei einer Reihe von Sprachen, den Bantu- und den Bantuiden-Sprachen, der Gegensatz von Singular und Plural so eng mit dem komplizierten Wechsel der zahlreichen Klassen-Prä- oder Suffixe verbunden ist, daß eine Dual- oder gar Trialbildung hierin nur sehr störend hätte eingreifen können.

Stärker ist die Entwicklung des Numerus in Nordamerika. Zwar die Trialbildung wird nirgendwo erreicht; überall findet sich nur Singular, Dual, Plural. Auch beschränkt sich die Entwicklung zumeist auf das Personalpronomen. Im Osten finden sich Sprachen dieser Art mehr im Süden. Ansätze zum Dual neben dem Plural finden sich beim Irokesischen und Cheroki, dann voller Dual nebst Singular und Plural bei der Gruppe Muskogi-Tunika-Timukua

und beim Verbum des Tonkawa. Zweifelhaft ist die Sache betreffs der Sioux-Sprachen. Im Westen finden sich Ansätze zum Dual beim Personalpronomen der Dene-Sprachen, dann in voller Entwicklung beim Personalpronomen und Nomen des Chinuk und des Takelma, beim Personalpronomen des Siuslaw. In Kalifornien weisen unter den Penuti-Sprachen Wintun, Maidu, Yokuts, Dialekte von Miwok, also die Mehrzahl, Singular, Dual und Plural beim Personalpronomen, Maidu auch beim Nomen auf. Unter den Hoka-Sprachen zeigen Chimarico, Washo und Chumash, dann benachbarte Yuma- und Shoshonen-Sprachen Singular, Dual und Plural beim Personalpronomen, unter den Pueblo-Sprachen Tano auch beim Nomen, das isolierte Kaiowe beim (intransitiven) Verb und bei einigen Nomina.

Äußerst gering entwickelt erscheint die Numerusbildung in M e x i k o und M i t t e l a m e r i k a. Ich finde Singular, Dual und Plural nur beim Verb des Mazahua, beim Nomen des Matlatsinca und beim Personalpronomen des Lenca und Cuna.

Relativ noch schwächer steht S ü d a m e r i k a mit seinen weiten Gebieten und vielen Sprachen in der Numerusbildung da. Ich finde außer den Ansätzen zur Bildung des Dual bei der ersten und zweiten Person des Personalpronomens des Tacana die Bildung von Singular, Dual und Plural nur noch beim Personalpronomen des Cayapo, beim Personalpronomen und Nomen des Mapuche, des Tschon-Ona, des Yagan und des Alakaluf. Das letztere weist beim Verbum außerdem noch einen Trial auf.

Wenn wir uns auch bei Süd- wie bei Mittelamerika und teilweise auch bei Nordamerika unsere geringe Kenntnis der dortigen Sprachen vor Augen halten, die es möglich macht, daß bei manchen von ihnen später noch stärkere Numerusbildung sich feststellen läßt, so glaube ich doch nicht, daß dadurch sehr starke Änderungen in dem Gesamtbild von Amerika hervorgerufen werden. Es ist für Südamerika sehr bedeutungsvoll, daß bei der geringen Entwicklung des Numerus im allgemeinen die vorliegenden Fälle fast sämtlich sich finden in Sprachen der ältesten Stämme, bei einem Ges-Stamm und bei sämtlichen Stämmen von Feuerland (und dem benachbarten Mapuche).

Da die gleiche Erscheinung sich auch in Afrika wiederholt, und die kräftigste Entwicklung in Nordamerika bei den Altstämmen von Kalifornien sich findet, so ist damit jetzt auch die südostaustralische Tatsache in ihrer Bedeutung um so sicherer gestellt, die darin besteht, daß diese stärkere Entwicklung der Numerusbildung in die Urkulturkreise hineingehört. Speziell auch die Entwicklung bis zum Trial des Personalpronomen und des Nomen, die wir in Südostaustralien fanden, erhält ihre Bestätigungen durch den Trial des San beim Nomen und des Alakaluf beim Verbum.

Die Entwicklung bis zum Dual kann ihre Bekräftigung finden auch durch den Dual des Personalpronomens in älteren Sprachen der uralaltaischen Gruppe, Lappisch, Wogulisch, Ostiakisch, Samojedisch, dann auch im Aleutisch und Eskimo; das gleiche Vorkommen beim Korjäkischen berechtigt also wohl dazu, diese Entwicklung bis zum Dual auch dem arktischen Kulturkreise zuzuschreiben.

Unter den Urkulturen aber ist es die „Bumerangkultur", der man die reichere Entwicklung des Numerus von Haus aus nicht zusprechen kann. Das habe ich für die australischen Sprachen, wo es nicht so offen zutage liegt, in einer eigenen Untersuchung nachgewiesen. (Die Personalpronomina der australischen Sprachen, DAWW, Phil.-hist. Kl., Bd. 46, 1. Abhandl. 1919, S. 93 ff.). Das wird auch bestätigt durch das Fehlen dieser Entwicklung bei allen nilotischen und den Wule-Sprachen in Afrika und den Salish- und verwandten Sprachen in Nordwestamerika.

Auch der totemistischen Kultur habe ich in der oben genannten Abhandlung die Ursprünglichkeit einer Dualbildung abgesprochen (a. a. O., S. 95 f.). Das wird bestätigt durch ihre Abwesenheit bei den Ngo-Nke-Sprachen in Afrika, bei den totemistischen Sprachen von Nordwestamerika, bei Bororo-Otuke u. a. in Südamerika.

Dagegen habe ich für Australien der (älteren) mutterrechtlichen Kultur einen Dual, neben Singular und Plural, als ursprünglich zuerkannt (a. a. O., S. 96).

Dafür spricht sicherlich auch die Entwicklung des Dual bei manchen Papua-Sprachen, und hierher muß wohl

auch die Entwicklung des Numeruswesens bei den melanesischen und bei verschiedenen austroasiatischen (und tibeto-chinesischen) Sprachen im wesentlichen gewertet werden; für die ältesten Sprachen dieser Gruppen ist auch die Zugehörigkeit zu einer der Urkulturen nicht ausgeschlossen, so zwar, daß man vielleicht zu urteilen hätte, die Dual- und Trialformen dieser Sprachen gingen eigentlich doch auf nicht zu weit zurückliegende Antriebe aus der Urkultur zurück. Auch die Dualformen des mutterrechtlichen Kunama und des Kanuri, wie die von Dene und im Osten von Nordamerika gehören vielleicht hierher, dagegen scheiden die sämtlichen Sprachen von Stämmen mit Mutterrecht in Afrika wie auch in Mittel- (und Süd-) amerika hier aus, weil Mutterrecht überall dort, außer der Kanuri-Gruppe, jüngeren Charakters ist.

Ferner aber muß auch dem nomadistisch-viehzüchterischen Kulturkreis die stärkere Entwicklung des Numeruswesens als ursprünglich zuerkannt werden. Dafür sprechen die Tatsachen bei einem Teil der finnisch-ugrischen, bei den samojedischen und bei den indoeuropäischen und semito-hamitischen Sprachen. Der Umstand, daß in den Sprachen der primären Viehzüchter, der Uralaltaier, diese stärkere Entwicklung des Numerus nur bei den ältesten Sprachen sich findet, die den Urkulturen noch ziemlich nahe stehen oder selbst eine derselben, die arktische, mit zusammensetzen, läßt die Möglichkeit offen, daß auch in den Sprachen der sekundären und tertiären Viehzüchter, der Indoeuropäer und Semito-Hamiten, die Dualbildung mit ihren Wurzeln bis in die Urzeit zurückreicht.

In seinen ältesten Formen stellt sich der Dual (und Trial) nicht dar als eine Multiplikation des Singular, also eine Vor- oder Nebenform des Plural, sondern als eine Näherbestimmung des Plural (Dual = Plural und zwar zwei, Trial = Plural und zwar drei), also als eine Nachform und Ergänzungsform des Plural.

2. Der Unterschied von inklusiver und exklusiver Form in der 1. Person Plural (und Dual, Trial).

a) Die Verbreitung dieser Form.

In einer Reihe von Sprachen findet sich eine doppelte Form bei der ersten Person Plural (Dual, Trial). Die eine bezeichnet dann, daß der Redende in sein „wir“ die angeredete Person miteinschließt: die inklusive Form; die andere bringt zum Ausdruck, daß der Angeredete in dem „wir“ nicht enthalten ist: die exklusive Form. In diesen Sprachen gibt es also die undifferenzierte Form des „wir“ nicht; es muß immer entweder die inklusive oder die exklusive Form gewählt werden.

Wir werden sehen, daß die Verbreitung dieser Form weitgehende Übereinstimmung aufweist mit derjenigen der Dual- und Trialbildungen. Aber mehr noch als bei diesen müssen wir hier hervorheben, daß so viele Sprachen noch immer nicht genügend erforscht sind, um mit Sicherheit die An- oder Abwesenheit dieser Bildung von jeder einzelnen aussagen zu können. Denn diese Bildung wird bei bloß makroskopischer Besichtigung einer Sprache zweifellos in vielen Fällen nicht als solche erkannt; es gehört schon eine gewisse Vertrautheit und Sachkunde dazu, diese feinere Form richtig zu erfassen und als solche herauszuarbeiten. Wir werden deshalb noch mehr Vorsicht bei unseren Urteilen walten lassen müssen.

Eines der stärksten Verbreitungsgebiete dieser Bildung ist A u s t r a l i e n. Hier finden wir sie in den ältesten südostaustralischen Sprachen Kulin (-Kurnai), Buandik, dann in den an sie nach Nordosten anschließenden Yuin und Südkuri, ferner in den nördlich angrenzenden isolierten Sprachen am oberen Murray River, weiter in der dann nördlich folgenden Wiradyuri-Kamilaroi-Gruppe und den angrenzenden Ost-Sprachen Murrawari. Thangatti, Yukumbul, Pikumbul, Kumbainggeri, Kabi. Außerdem tritt sie hervor in der Nord- und Südzentralgruppe bei Dieri, Kurnu, Baddyeri, Kogai. Schließlich finden wir sie innerhalb der nordaustralischen Sprachen bei der Kings-Sound-Gruppe, bei der Daly River-Sprache und in der Kap York-Gruppe

bei Yaraikana und Ngerikkudi. Genauere Untersuchungen, die ich angestellt habe, lassen mich aber zu dem Schluß kommen, daß diese Bildung ureigentümlich ist nur der ältesten, der Gruppe der Kulin-Kurnai-Buandik-Sprachen, daß sie bei den Südsprachen (Narrinyeri usw.) noch jetzt fehlt, wie auch bei einer Reihe von Ostsprachen, und daß ihr jetziges Vorkommen bei Yuin-Südkuri, Wiradyuri-Kamilaroi, wie auch bei der Süd- und Nordzentralgruppe auf spätere Einflüsse der bereits genannten Sprachen zurückzuführen ist (a. a. O., S. 92, 94, 95, 96).

Auch in den Papua-Sprachen findet sich diese Bildung häufig. So bei Miriam, Bugi-Dabu, Dungerwab, Elema-Toaripi, Maisin, Yela, Mulaha (?), Binandele, Kai, Bongu. Wie man sieht, beschränkt sich diese Verbreitung auf Neuguinea, und dort ist ihre Südgruppe am meisten tätig.

Völlig beherrschend tritt diese Bildung bei (fast) allen Sprachen der großen austronesischen Familie auf, und zwar in jeder ihrer drei Gruppen, in den indonesischen, den melanesischen und den polynesischen Sprachen. Sie bilden das weitaus größte und stärkste Gebiet des Vorkommens dieser Bildung.

Dagegen ist in den mit ihnen verwandten austroasiatischen Sprachen diese Form nicht zu allgemeiner Annahme gelangt. Sie findet sich nur bei Bahnar, Palaung und den Munda-Sprachen, aber auch nach der neuesten Feststellung von P. Schebesta, bei Jahai-Semang auf Malakka.

Sie ist nicht zu treffen in den andamanesischen Sprachen.

Wohl aber weisen die Dravida-Sprachen in dem weitaus größten Teil ihres Gebietes sie auf. Sie fehlt nur bei Badaga, Kurumba, Yerukala, Kanara, Kolami, Nord-Gondi und Brahui, also im westlichen und nordwestlichen Teile, während der an die Munda-Sprachen anstoßende größere Teil bis tief in den Süden hinein sie besitzt.

Die tibeto-chinesische Sprachfamilie kennt sie in den weitaus meisten Sprachen nicht. Es ist nur eine bestimmte Gruppe von Sprachen im Himalaja, Westassam und Südchina, die sie aufweist: Tibetanisch, Kiranti-Gruppe, Dhimal-Gruppe, Garo, Naga-West, Naga-Bodo, Lolo, Khamti.

Es sind zum größten Teil jene Sprachen (s. oben S. 322 und unten S. 331), die auch in anderer Hinsicht Spuren der Beeinflussung von Munda-Sprachen aufweisen.

So ist hier im östlichen und nördlichen Teil von Vorderindien und nordwestlichen Teil von Hinterindien ein zusammenhängendes Gebiet des Exklusivs und Inklusivs, das gebildet wird von austroasiatischen, Dravida- und tibeto-chinesischen Sprachen und deren Kern- und Ausgangsgebiet zweifellos die ersteren, speziell die Munda-Sprachen sind.

In dem ganzen großen Gebiet der uralaltaischen Sprachen findet sich diese Bildung nur im Mandschu und dem ihm eng verwandten Tungusischen.

Dieses isolierte Vorkommen ist um so seltsamer, als auch in den paläoasiatischen Sprachen nirgendwo eine Spur davon vorhanden ist.

Ebenso weisen die indoeuropäischen und die japhetitischen Sprachen nichts davon auf. Nur in einigen kaukasischen Sprachen wird sie angetroffen, in den beiden nordkaukasischen Sprachen Awarisch und Tschetschenisch und in einer südkaukasischen, dem Swanisch.

Wiederum fehlt sie vollständig den semitischen Sprachen. In den hamitischen Sprachen weist nur das atypische Kunama sie auf, im Somali erscheint sie nur beim Possessivsuffix.

Eine noch größere Leere als wie bei der Numerusbildung weist das gesamte Afrika bei der Bildung des Inklusiv und Exklusiv auf. Ich finde nur zwei Sprachen, in denen sie auftritt, bei einer Gruppe der Manfu-Sprachen, den Kwakwa-Sprachen, und beim Nama, der Sprache der Hottentotten, außerdem nur noch fragliche Spuren beim Wandala.

Wiederum in Übereinstimmung mit dem stärkeren Vorkommen der entwickelten Numerusbildung in Nordamerika stehen auch die selbst noch zahlreicheren Sprachen, die dort den Inklusiv und Exklusiv aufweisen. Vielleicht ist ihre Zahl sogar im Osten größer als im Westen. Es finden sich da die große Familie der Algonkin-Sprachen, dann der Irokesen und Cheroki, der Sioux-Dakota, der Muskogi-Choctaw und der Timukua, so daß also fast der gesamte Osten von ihnen eingenommen ist.

Im Westen finden wir diese Bildung bei Kwakiutl, Chinuk, Siuslaw, Kus, dann in Kalifornien bei dem isolierten Yuki, bei den Penuti-Sprachen Wintun, Yokuts und Miwok, den Hoka-Sprachen Chiamarico und Washo, bei den benachbarten Shoshonen-Sprachen Shoshoni, Ute, Chimehuevi und der Pueblo-Sprache Tesuque (Tano). Es mag aber sehr wohl sein, daß bei fortschreitender besserer Erkenntnis sowohl der Mosanischen, als der Oregon- und Yakon-Gruppe, als auch der Penuti- und Hoka-Sprachen in noch mehr Sprachen diese Bildung entdeckt werden wird.

Mexiko-Mittelamerika wetteifert auch hier wieder mit Afrika in dem Leersein von der Bildung des Inklusiv und Exklusiv. Ich finde sie einzig im Chiapaneco, im Miskito und in den in das südliche Mittelamerika hineinreichenden Sprachen der Chibcha-Gruppe, dem Terraba und dem Bribri.

Dagegen zeigt Südamerika etwas größeren Reichtum als bei der Numerusbildung, und es ist recht gut möglich, daß bei Vervollkommnung unserer ja noch sehr lückenhaften Kenntnis der Sprachen gerade dieses großen Gebietes die Zahl der Sprachen sich, vielleicht sogar nicht unbedeutend, mehren wird, die diese Bildung aufweisen. Für jetzt zeigt sie sich im Westen bei Quechua und Aymara, im Osten nördlich des Amazonas bei den beiden Kariben-Sprachen Kalinga und Makuši (in Ansätzen), und südlich vom Amazonas bei einer anderen Kariben-Sprache, dem Bakairi, dann bei zwei isolierten Sprachen, Karaya, Kariri, der Ges-Sprache Cayapo (in Ansätzen), der Arawaken-Sprache Paressi-Kabissi, den Tupi-Sprachen eigentliches Tupi, Guarani, Guayaki und den beiden Mataco-Sprachen Nocten und Vejoz (?). Die Verbreitung ist eine sehr zersplitterte und deshalb schwierig zu deutende. Doch ist bemerkenswert die stärkere Verbreitung südlich des Amazonas und das Nichtvordringen nach Süden über den Chaco hinaus.

b) Zusammenfassung und Vergleichung.

Wenn wir jetzt eine zusammenfassende Übersicht über die ganze Verbreitung geben und von da aus Schlüsse ziehen wollen auf etwaige Zusammenhänge mit Kulturkreisen, so werden wir gut tun, dabei sowohl die in der

Tat auffallenden Übereinstimmungen mit der Verbreitung der entwickelteren Numerusform, als auch die gleichfalls nicht fehlenden bezeichnenden Unterschiede in der Verbreitung nicht außer acht zu lassen.

In Australien ist das weitgehende Zusammenfallen beider Gebiete bemerkenswert, es bleibt aber auch bezeichnend das offene Fehlen des Inklusivs und Exklusivs im Narrinyeri, in einer Reihe von Ostsprachen. Hieraus ergibt sich mit Sicherheit, daß in Australien der totemistische Kulturkreis nicht in Betracht kommt bei der Frage der Zuweisung dieser Bildung. Diesem Urteil widersprechen auch nicht die Tatsachen in den anderen Teilen der Erde. Das Vorkommen bei den östlichen und südlichen Dravida-Sprachen hatten wir in Verbindung gebracht mit dem bei den austroasiatischen Munda-Sprachen; auch Dr. Sten Konow (LSI, Vol. IV, S. 293 f., Calcutta 1906) ist der Meinung, daß diese Bildung den Dravida-Sprachen nicht ureigentümlich und vielmehr auf die Munda Sprachen zurückzuführen sei. In Afrika liegt keine gegenteilige Tatsache vor. In Nordamerika kann das Eintreten des Kwakiutl kaum eine Bedeutung haben, und ebenso nicht in Südamerika das Eintreten des Bororo. Wir können also den obigen Schluß vom Nichtinbetrachtkommen des totemistischen Kulturkreises mit ziemlicher Sicherheit auf die ganze Erde ausdehnen und damit einigermaßen endgültig machen.

Daß der Inklusiv-Exklusiv schon in einen der Urkulturkreise hineingehört, dafür legen Zeugnis ab die südostaustralischen Sprachen, die Penuti- und Hoka-Sprachen in Kalifornien; auch das allgemeine Vorkommen in den Algonkin-Sprachen zeigt wohl nach der gleichen Richtung. Es ist bezeichnend, daß, wenn in Afrika das Vorkommen so selten ist, doch das Nama der Hottentotten dabei sich findet; vielleicht wird die Bildung bei genauerer Forschung auch im San der Buschmänner noch entdeckt, das ja mit dem Nama auch die Dualbildung gemeinsam hat. Desgleichen ist es auffallend, daß in Südamerika unter den Ges-Sprachen das Cayapo sowohl die Dualbildung als die Ansätze zum Inklusiv und Exklusiv besitzt. Daß aber diese Bildung nicht die gesamten Urkulturen umfaßt, bezeugt das Fehlen nicht nur beim Anda-

manesischen, sondern auch bei den älteren Papua-Sprachen Baining, Sulka, Telei, Nasioi, obwohl sie teilweise die Dualbildung aufweisen, und bei den Feuerland-Sprachen Südamerikas, die diese letztere ebenfalls kennen.

Dazu kommt, daß genauere Untersuchungen die Inklusiv-Exklusivbildung auch der „Bumerangkultur" in Australien abzusprechen nötigen. Wie weit das überhaupt Geltung hat, läßt sich noch schwer feststellen. Das Fehlen bei den Wule-Sprachen und den nilotischen Sprachen in Afrika ist bei dem starken Fehlen in Afrika überhaupt vielleicht nicht so ganz beweiskräftig. In Nordamerika scheint das Vorkommen in der Mosanischen und in der Oregon- und Yakon-Gruppe doch etwas dafür zu sprechen.

Die Zugehörigkeit zur „Bumerangkultur" würde hier wie bei der Verbreitung der entwickelten Formen der Numerusbildung willkommen erscheinen bei der engen Verbindung, in der dieser Kulturkreis mit dem mutterrechtlichen Kulturkreis steht. Denn sowie wir schon bei der Numerusbildung einen Teil der entwickelteren Formen dem mutterrechtlichen Kulturkreis, und zwar den älteren Formen zugewiesen hatten, so müssen wir das auch hier bei der Bildung des Inklusiv und Exklusiv tun. In Australien, wo ich dem mutterrechtlichen Kulturkreis diese Bildung absprechen mußte (a. a. O., S. 96), kann dieses Fehlen seine Ursache in der dortigen stärkeren Geltung der alt- und neutotemistischen Kulturen haben.

Für das Zusammenfallen mit der älteren mutterrechtlichen Kultur spricht aber das durchgängige Vorkommen in den austronesischen Sprachen, wo jetzt also auch die indonesischen Sprachen eintreten, und in den austroasiatischen Sprachen, wo ebenfalls das Zusammenfallen mit der Verbreitung der entwickelteren Numerusbildung evident ist, da hier nur Nikobar fehlt, bei dem übrigens genauere Forschung vielleicht ebenfalls diese Form noch entdecken mag. Auch in dem Hineinreichen in das Himalaja- und Westassam-Gebiet der tibeto-chinesischen Sprachen zeigt sich das Zusammenfallen der Numerus und der Inklusiv-Exklusivbildung. Dagegen zeigt sich ein Überschreiten dieses Zusammenfallens in dem Vorkommen des Inklusivs-Exklusivs bis in die totemistischen und mutter-

rechtlichen Gebiete der Dravida-Sprachen hinein. Für Afrika ist es bezeichnend, daß unter den wenigen Sprachen, die dort die Bildung des Inklusiv-Exklusiv kennen, auch das mutterrechtliche Kunama sich befindet, das ja auch zu den wenigen afrikanischen Sprachen gehört, die den Dual entwickelt haben. In Nordamerika ist das Zusammenfallen im Osten: Irokesen-Cheroki, Dakota, Muskogi-Choctaw, Timukua, sehr frappant. Eine negative Bestätigung erhalten wir auch darin, daß, wie bei der entwickelteren Numerusbildung, so auch hier bei der Inklusiv-Exklusivbildung die beiden jüngeren mutterrechtlichen Gebiete von Afrika und Mittelamerika fast völlig fehlen.

Als bemerkenswerter Unterschied gegenüber der Verbreitung der entwickelteren Numerusbildung ist das völlige Fehlen bei den uralaltaischen, indoeuropäischen und semito-hamitischen Sprachen zu verzeichnen, so daß also der nomadistisch-viehzüchterische Kulturkreis hier außer Betracht bleibt.

Was die Entstehungsweise des Inklusiv-Exklusiv betrifft, so habe ich darüber bei den Personalpronomina der australischen Sprachen nähere Untersuchungen angestellt (a. a. O., S. 17 ff.). Es zeigt sich, daß zwei Wege beschritten wurden: entweder wird an eine Form, die als Inklusiv dient, eine von der dritten Person Singular abgeleitete oder mit ihr identische Form angefügt und das Ganze dann als Exklusiv verwendet = „wir und er" [nicht du], oder an eine Form, die als Exklusiv dient, wird die zweite Person Singular angefügt und das Ganze als Inklusiv verwendet = „wir und du". Der argentinische Ethnograph und Sprachforscher Lafone Quevedo (BIGA XVI, 1895, S. 57) meint, daß die Entstehung dieser Differenzierung zusammenhänge mit der Unterscheidung von Herrschenden und Beherrschten, von Eroberern und Besiegten, in einem Stamme: „El exclusivo sea de arrogancia ergo del conquistador, el otro queda para el conquistado o depreciado." Diese Erklärung kann jedenfalls keine durchgängige sein, denn sie fehlt gerade bei den Viehzüchternomaden, die nach der Eroberung und Besiegung der Ackerbauer und höheren Jäger sich über diese setzten als Aristokraten und Dynasten. Sie paßt jedenfalls auch nicht für die Urkulturen, in denen dieser soziale

und politische Unterschied überhaupt fehlt. Sie könnte aber wohl zutreffen bei demjenigen älteren Mutterrecht, wo der Stamm in zwei Heiratsklassen geteilt ist, und eine derselben sich höher stellt und vornehmer dünkt, als die andere.

3. Die verschiedenen Arten der Genusbildungen.

a) Allgemeines.

Die Sprache hat bei verschiedenen Völkern Versuche gemacht, die unübersehbare Menge der Begriffswörter der Nomina und Pronomina (personalia) in Gruppen zu gliedern. Es wäre wohl nicht richtig zu sagen, daß hier immer ein Ziel vor Augen geschwebt habe, in diese Vielheit Ordnung und damit bessere Übersichtlichkeit zu bringen, sondern es haben hier psychologische Antriebe gewirkt, die jedenfalls anfänglich solcher Ziele durchaus entbehrten. Vielmehr sind es sehr oft Vergleichungen gewesen, die von in der Wirklichkeit tatsächlich bestehenden Gruppierungen und Teilungen der Dinge ausgingen, von da aber durch wahre und falsche Analogien auch auf andere Dinge übertragen wurden.

Es ist ein sehr reiches und verwickeltes Gebiet, auf das wir uns jetzt begeben. Die Tatsachen sind hier mehr als anderswo erst zu einem geringen Teil bekannt, denn eben um zu den oft so komplizierten Klassifizierungen, die manche Sprachen entwickelt haben, vorzudringen, bedarf es schon einer genaueren Kenntnis dieser Sprachen, die ja für viele Gebiete, besonders von Australien, Neuguinea, Zentralafrika, Teile von Nord- und Mittelamerika und besonders Südamerika, noch in so weitgehendem Maße fehlt. Aber auch die bereits bekannten Tatsachen sind von einer so reichen Mannigfaltigkeit und teilweise auch Kompliziertheit, daß es schon schwierig ist, sie auch nur übersichtlich darzustellen.

Indes lassen alle diese vielfach so verschiedenen Formen sich doch auf vier Gruppen zurückführen:

1. Die Gruppierung in Belebte und Unbelebte, wobei das pflanzliche Leben zumeist der letzteren Kategorie zugewiesen wird. Diese Gruppierung erstreckt sich

in den allermeisten Fällen nur auf die Substantiva und nicht auf die Personalpronomina; noch weniger kommt es vor, daß sie in einer Sprache nur bei den letzteren auftritt. Wir wollen sie die Vitalitätskategorien nennen.

2. Die Gruppierung in (Personen) vernünftige Wesen und nichtvernünftige Wesen. Auch diese beschränkt sich zumeist auf die Substantive und erfaßt nicht die Personalpronomina, am wenigsten aber diese allein. Sie mögen die Personalkategorien genannt werden.

3. Die Gruppierung nach dem natürlichen Geschlecht der Lebewesen in männlich und weiblich. Diese umfaßt so gut wie immer nicht nur die Substantiva, sondern auch die Personalpronomina, ja es gibt eine Anzahl Sprachen, in denen diese Teilung nur bei den Personalpronomina zutage tritt. Sie mögen die Sexualkategorien heißen.

4. Die Gruppierung nach der äußeren Gestalt der Dinge. Diese tritt fast immer an Wörtern zutage, die in manchen Sprachen bei der Verbindung der Substantive mit Zahlwörtern gebraucht werden müssen. Wir nennen sie die Numeralkategorien.

5. Eine Anzahl besonders reicher und komplizierter Gruppierungssysteme, von denen noch zu untersuchen ist, ob sie durch Zusammenwirken zweier oder mehrerer der bis jetzt genannten Systeme oder aber selbständig, von eigenen Grundgedanken aus, zustande gekommen sind.

Wer evolutionistisch veranlagt ist, dem würden die oben aufgezählten Gruppen leicht zu einer ansteigenden Entwicklungsreihe zusammenwachsen. Die am weitesten greifende Einteilung in Belebte und Unbelebte sei als die augenscheinlichste und am leichtesten zu erfassende auch zuerst aufgestellt worden; der Unterschied des Menschen vom Tiere sei damals noch nicht erfaßt worden. Das sei erst auf der zweiten Stufe geschehen, wo die Personen, die Menschen, auch den Tieren und den anderen Dingen als selbständig gegenübergestellt wurden. Auf der dritten Stufe wurde dann der Unterschied bei den Menschen in männlich und weiblich gebildet, der dann vielfach auch auf die Tiere übertragen wurde.

Die Bestätigung für diese schöne Theorie könnte man besonders auch in einem Fall wie demjenigen der kaukasischen Sprachen sehen. Hier wäre zunächst sogar noch die Stufe vorhanden, auf welcher noch keinerlei Gruppierung gebildet war; sie wäre bei den **südkaukasischen Sprachen** zu erblicken. Bei den nordkaukasischen aber schiene die Gesamtheit aller oben aufgezählten Gruppen als geradesoviele Stufen eines Entwicklungsganzen in einer und derselben Sprachfamilie ein schönes Schulbeispiel der ganzen Entwicklungsreihe abzugeben, wie folgendes Schema zeigt, das ich der Güte des bekannten Kaukasisten Dr. **Bleichsteiner** verdanke:

				Tsch.	A.	Ar.	Aw. H.	T. Ab.
Nordkaukasische Sprachen.	Belebtes	Vernunftwesen	Geschlechtsreif, Männlich	I	I	I	I	I
			Geschlechtsreif, Weiblich	II	II	II	II	
			Nicht geschlechtsreif, Männlich / Weiblich	I II	I II	IV	I II	II
		Vernunftlose Wesen	Geschlechtsreif, Männlich / Weiblich	III IV	III	III	III	
			Nicht geschlechtsreif, Männlich / Weiblich			IV		
	Unbelebtes			III IV V VI	III IV	III IV		

Tsch. = Teschetschenisch, A. = Andisch, Ar. = Artschinisch, Aw. = Awarisch, H. = Hürkanisch, T. = Tabassarenisch, Ab. = Abchasisch

Bedenken gegen diese Theorie müßten schon daraus entstehen, daß, wie zum Teil schon bemerkt, die Aus-

dehnung der Gruppenbildung in jeder einzelnen „Stufe“ ganz verschieden an Ausdehnung wie an Art ist. Insbesondere fällt da schwer ins Gewicht, ob die Gruppenbildung bloß bei den in der Natur tatsächlich gegebenen Unterschieden stehen bleibt, so z. B. nur die wirklich belebten Wesen in eine Kategorie zusammenfaßt, oder ob sie aus psychologischen, richtigen oder falschen Analogien auch andere Substantiva hineingibt, die in Wirklichkeit nicht belebt sind. Hier begänne dann das sogenannte grammatische Geschlecht. Auch darin gibt es verschiedene Grade, je nachdem ob alle vorhandenen Substantiva oder ein großer Teil in die aufgestellten Kategorien eingeteilt werden. Den Gipfelpunkt der Ausdehnung und Intensität erreicht ein solches System, wenn es nicht nur die Substantiva und die Personalpronomina umfaßt, sondern auch die Demonstrativpronomina, die Adjektiva, Numeralia und Verba in ihren Affixen oder sonstigen Eigenheiten in Übereinstimmung, in „Konkordanz“ mit den Substantiven, bringt. Hier entstehen dann oft Systeme von einer solchen Kompliziertheit und doch so lückenloser Folgerichtigkeit und Geschlossenheit, daß sowohl deren Aufstellung als deren Handhabung in der täglichen Rede kein geringes Zeugnis für die Geisteskraft des betreffenden Volkes abstattet. Es gehört natürlich für einen Außenstehenden um so tieferes Eindringen in diesen komplizierten Organismus dazu, um ihn in seiner Grundidee und in seiner Entfaltung recht zu erfassen, wovon wir bei sehr vielen Sprachen dieser Art noch weit entfernt sind. Zumeist aber sind diese Systeme in ihren inneren Gründen undurchsichtig und dunkel geworden, und die eigentlichen Ausgänge ihres Entstehens sind um so schwieriger festzustellen, da im Laufe der Zeit, wie in einzelnen Fällen positiv nachgewiesen werden kann, oft weitgehende Verschiebungen der ursprünglichen Einteilungen stattgefunden haben.

All diese Tatsachen lassen es schon bei auch kurzem Eindringen als ganz aussichtslos erscheinen, hier eine einlinige Entwicklungsreihe durchzuführen. Wir werden uns aber um die Frage, ob innere Entwicklung, ob äußere Zusammenhänge, zunächst gar nicht kümmern, sondern, wie bisher, auch hier vor allem ein möglichst genaues und vollständiges Bild der Verbreitung der einzelnen For-

men zu gewinnen suchen. Wir folgen dabei der Reihenfolge, die wir oben bei der Aufstellung der Hauptgruppen aufgestellt haben, ohne daß dies für jetzt der tatsächlichen zeitlichen Reihenfolge ihrer Entstehung und Entwicklung irgendwie präjudizieren soll.

b) Die Vitalitätskategorie: Belebtes und Unbelebtes.

α) Die Verbreitung.

Die Einteilung der Gegenstände in belebte und unbelebte hat in Ozeanien-Australien und der Alten Welt, außer in Nordwestasien und Nordeuropa, keine große Verbreitung und keine kompakten Verbreitungsgebiete. Beides findet sie aber in Amerika.

In Ostaustralien ist hier das System des Minyung zu verzeichnen, das in ähnlicher Form auch bei dem benachbarten Kumbainggeri vorhanden zu sein scheint. Es teilt die Nomina ein in Lebewesen und Sachnamen; bei den ersteren unterscheidet es männliche Personen, weibliche Personen, Tiere, bei den letzteren erscheint keine weitere Teilung. Ob die Einteilung in männliche und weibliche Personen dem System selbst eigentümlich oder erst von außen übernommen ist, müßte noch festgestellt werden; in nächster Nachbarschaft befinden sich jedenfalls das Turubul und das Wakka-Kabi, die nur diese Einteilung der Nomina aufweisen. Ein Übergreifen auf die Pronomina erscheint hier nicht. In Nordaustralien zeigt die Sprache vom Daly-River eine Einteilung der Personalpronomina in Männlich, Weiblich, Lebend und Leblos.

Weder in den Papua-Sprachen noch in den gesamten austronesischen Sprachen tritt diese Einteilung auf. Sie fehlt auch im allgemeinen den mit der letzteren verwandten austroasiatischen Sprachen mit Ausnahme der Munda-Sprachen, wo sie sowohl beim Demonstrativpronomen als beim Substantiv charakteristisch ist.

In den tibeto-chinesischen Sprachen, die sonst nur noch die Einteilung nach der äußeren Form u. ä. bei Gebrauch der Zahlwörter kennen, ist sie nur wenig oder schwach vertreten; einige Sprachen, wie die Gruppe Dafla-Abor-Miri, das Maring u. a., weisen Pluralsuffixe nur bei

Lebewesen auf. Dagegen läßt das Jenissei-Ostiak diesen Unterschied hervortreten bei der Genitivkonstruktion und der Adjektivkopula.

Bei den östlichen paläoasiatischen Sprachen, die sonst keinerlei Einteilung zutage treten lassen, ist ebenfalls keine Spur zu erblicken.

Es ist bemerkenswert, daß von den uralaltaischen Sprachen, die ebenfalls keinerlei sonstige Gruppierung aufweisen, die uralische, die finnisch-ugrische Gruppe beim Interrogativpronomen und beim Relativ die Einteilung in Belebte und Unbelebte übt.

Wie weit, neben der Einteilung in Personen und Nichtpersonen, Männlich und Weiblich, auch die in Belebte und Unbelebte bei den nordkaukasischen Sprachen sich findet, ist oben (S. 336) schon dargelegt worden. Es ist bemerkenswert, daß auch von den japhetitischen Sprachen das Mitanni und das Elamische diese Einteilung bei den Nomina aufweisen, neben der in Personen und Sachen.

Die beiden großen Familien der indoeuropäischen und hamito-semitischen Sprachen mit ihrer durchgreifenden Einteilung in Männlich, Weiblich (und Sächlich) zeigen keinerlei Spuren der Einteilung in Belebte und Unbelebte. Über das Auftreten eines solchen Unterschiedes in neueren indoeuropäischen Sprachen an Stelle oder neben ihrer älteren Einteilung in Männlich, Weiblich, Sächlich werden wir weiter unten handeln. Hier sei schon das Auftreten der Klassifizierung in Belebt und Unbelebt bei völligem Verschwinden der Einteilung in Männlich, Weiblich und Sächlich im Singhalesischen erwähnt, das ja früher eine indoeuropäische Sprache war.

Ebenso weist das gesamte Afrika, dessen Sprachen, wie wir noch sehen werden, entweder die gleiche Einteilung in Männlich, Weiblich (und Sächlich) oder die in Personen und Sachen üben oder keinerlei Gruppierungen kennen, fast keine Sprache mit der Einteilung in Belebte und Unbelebte auf. Ich finde nur den einen Fall des Sandeh (Nyamnyam), das ihn bei der dritten Person Singular des Personalpronomens kennt.

Das Bild ändert sich vollständig in Amerika, besonders in Nord- und Mittelamerika. Denn hier ist sie

fast alleinherrschend — jedenfalls aber stark vorherrschend. Es kommt noch hinzu, daß, wo sie hier in einer Sprache auftritt, sie dort zumeist auch die alleinige ist, also reiner erfaßt werden kann.

In Nordamerika findet sie sich im Osten bei den Substantiven der Algonkinsprachen, des Irokesischen — neben der Einteilung in Männlich und Weiblich —, des Cheroki, wo sie auch auf das Possessivpronomen übergreift, der Sioux-Sprachen, der Tunika-Gruppe, wo auch eine in der zweiten und dritten Person Singular des Personalpronomens erscheinende Einteilung in Männlich und Weiblich hinzukommt. Im Westen ist sie stärker vertreten als im Südteile desselben; sie zeigt sich bei den Substantiven des Klamath, einigen Sprachen der Penuti-Gruppe und der Shoshonen-Sprachen Tübatulabal, Chemehuevi, Luiseño, Cahuilla, Serrano und der Pueblo-Sprache Tano, wo es zumeist nur die Lebewesen sind, die ein Pluralsuffix aufweisen.

Durch die Shoshonen-Sprachen sind wir schon mit Mexiko-Mittelamerika in Verbindung getreten. Hier treffen wir den gleichen Unterschied in derselben Funktion an in den beiden zur gleichen Sprachfamilie wie die Shoshonen gehörigen Sprachen Nahuatl und Cora. Außerdem findet sich diese Einteilung bei den Substantiven der Chiapaneco, Tarasco, Totonaco, Maya und Subtiaba. Beim Maya sind die Belebten wieder eingeteilt in Männlich und Weiblich. Im Chiapaneco tritt die Einteilung besonders bei der Anfügung an die Zahlwörter hervor; die Belebten werden noch einmal untergeteilt in Eigentlich Belebte (Gott, Menschen, Tiere) und Belebt Gedachte (Himmel, Sonne, Mond, Sterne, Erde usw.); die Unbelebten in „cosas pequeñas" und Ausdrücke für innere Affekte.

In Südamerika ist die Verbreitung der Einteilung in Belebte und Unbelebte bedeutend geringer, auch ist sie dort fast immer mit anderen Einteilungen vermischt. Das zur Chibchagruppe gehörige Paez weist, neben Einteilung in Männlich und Weiblich in der ersten und zweiten Person Singular des Personalpronomens, diese Einteilung bei den Substantiven auf. Bei dem isolierten Yunca (Mochica) tritt die letztere allein auf. Die kleine Gruppe Saliba-Piaroa(-Maku) hat das Gleiche und teilt die Belebten

wieder ein in Männlich und Weiblich, wo aber auch zu Männlich einige Unbelebte gehören. In den Arawaken- und einigen wenigen Kariben-Sprachen (s. unten S. 353) sind es nur die Lebewesen, die Genussuffixe zur Unterscheidung von Männlich und Weiblich zu sich nehmen. Außerdem weist die Kariben-Sprache Akawai nur für Belebte und Unbelebte ein Pluralsuffix auf. Überhaupt zeigen die Kariben-Sprachen überall Spuren einer Einteilung in Belebte und Unbelebte beim Demonstrativ- und Interrogativpronomen und Pluralsuffix. Ein gewisser Unterschied zwischen Belebt und Unbelebt zeigt sich schließlich auch noch bei dem den Matako-Sprachen zugehörigen Vejoz.

β) Zusammenfassung und Vergleichung.

Es scheint zunächst kaum möglich zu sein, mit abschließender Sicherheit festzustellen, ob die Verbreitungskonfiguration, die wir hier für die Gesamtheit der Fälle der Unterscheidung von Belebt und Unbelebt vorfinden, es gestattet, alle einzelnen Fälle auf einen großen Zusammenhang zurückzuführen, und noch schwieriger wird die Entscheidung darüber, welches der Kulturkreis sei, dem sie zugehören.

Charakteristisch ist jedenfalls, daß die Verbreitung auf der nördlichen Halbkugel der Erde bei weitem größer ist, als auf der südlichen; auch kommt sie auf der letzteren nie allein und selbständig vor.

In der Alten Welt ist im Süden nur das ganz isolierte Vorkommen in Australien bei Minyung(-Kumbainggeri) zu verzeichnen; bei Minyung wäre auf eine der Urkulturen zu deuten, bei Kumbainggeri aber auf älteres Mutterrecht. Auf der nördlichen Halbkugel ist in der Alten Welt vor allem das große zusammenhängende Verbreitungsgebiet hervorzuheben, das aus dem Jenissei-Ostiak und den uralischen Sprachen besteht und bis in die kaukasischen und die japhetitischen Sprachen hineinreicht, wo es zwei anderen Einteilungen, der in Personen und Sachen und der in Männlich und Weiblich, begegnet. Ein kleineres Gebiet ist das der Munda-Sprachen, an das die Gruppe aus den tibetanischen Sprachen sich vielleicht anschließt

Das erstere dieser beiden Gebiete würde wegen seiner

Flankierung einerseits durch das Jenissei-Ostiak, andrerseits durch kaukasische und japhetitische Sprachen auf eine frühe mutterrechtliche Kultur hindeuten. Auch das zweite würde dieser Deutung nicht widersprechen, und wenn die Verwandtschaft des Jenissei-Ostiak mit tibetochinesischen Sprachen berücksichtigt wird, so würde dadurch eine Brücke sichtbar, die beide Gebiete auch in diesem Punkte miteinander verbinden könnte.

Die Verbreitung in Nord- und Mittelamerika würde ebenfalls dieser Zuteilung nicht widersprechen, da die Verbreitung bei Algonkin- und Sioux-Sprachen recht gut durch Cheroki-Irokesisch und die Tunika-Gruppe vermittelt sein könnte, die ihrerseits mit jenen Sprachen in Mexiko und Mittelamerika in Verbindung stehen würden, die diese Einteilung aufweisen.

In Südamerika würde die Verbreitung des Paez und Mochica im Westen ebenfalls für älteres Mutterrecht sprechen. Die Verbreitung im Osten bei Arawaken- und Karibensprachen würde allerdings an sich auf jüngeres Mutterrecht hindeuten; die Einteilung könnte aber auch zu denjenigen Formen gehören, die diese Sprachen aus Mittel- oder Nordamerika mitübernommen hätten.

Im Ganzen genommen aber ist weder die Zahl der Fälle, noch die Art ihrer Verbreitung genügend, um die endgültige Zuweisung zu einem bestimmten Kulturkreis zu ermöglichen. Die Entscheidung muß also noch aufgeschoben werden, entweder bis neue Fälle der Verbreitung dieser Einteilungsart aufgebracht werden, was sowohl für Amerika, wie für Neuguinea noch gut möglich ist, oder bis die Verbindung mit anderen Formkriterien größere Klarheit und Sicherheit schafft. Bis jetzt spricht noch am meisten dafür, sie einer älteren mutterrechtlichen Kultur zuzuweisen.

c) Die Personalkategorie: Personen und Sachen.

α) Verbreitung.

Wenn wir uns jetzt der Verbreitung der Einteilung in Personen und Sachen zuwenden, so müssen wir voraufschicken, daß diese Einteilung selten in der Alleinheit und Klarheit vorkommt, wie sie sich bei den beiden anderen

Einteilungen findet, sondern daß sie zumeist nur ein Glied einer weiter ausgreifenden Klassifikation darstellt, so daß es zweifelhaft scheinen könnte, ob sie als selbständige Einteilungsart gelten dürfe. Dieser Zweifel wird verstärkt durch die bedeutend geringere Zahl des Vorkommens und die auch dadurch begründete Zerrissenheit und Zusammenhanglosigkeit der Verbreitung.

In Australien und Ozeanien ist sie bis jetzt nirgendwo zu erkennen, außer in den Papua-Sprachen von Halmahera, wo die dritte Person Singular des Personalpronomens und des Singulars des Artikels eine Teilung in Personen und Sachen erkennen lassen, die aber dadurch wieder unklar gemacht wird, daß die Personenklasse eine Teilung in Männlich und Weiblich aufweist. Eine schwache Äußerung dieser Einteilung offenbart sich bei einigen melanesischen Sprachen (Banks-Inseln, Torres-Inseln, Maewo und Yabim) darin, daß nur die Personenbezeichnungen ein Affix für Femininbezeichnung annehmen, und daß eine Reihe anderer Sprachen für Eigennamen von Personen auch einen eigenen Artikel kennen.

In Asien (-Europa) ist zunächst das ganz isolierte Vorkommen dieser Einteilung im Ainu zu verzeichnen, wo die Zahlwörter, je nachdem ob sie zu Personen oder Sachen treten, ein anderes Suffix annehmen. Dann findet sie sich bei den Dravida-Sprachen, wo sie als sekundäre Unterteilung die der Personenklasse in Maskulin und Feminin aufweist; sie fehlt hier bei dem ganz isoliert abgetrennten Brahui. Ferner tritt sie auf, mit der in Belebt und Unbelebt und der anderen in Männlich und Weiblich eng vermischt, in den nordkaukasischen Sprachen, und in ähnlicher Mischung in den beiden japhetitischen Sprachen, dem Mitanni und dem Elamischen; im Hethitischen findet sie sich allein.

Vielleicht gehen von diesem Verbreitungsgebiet Beziehungen hinüber — wenn freilich die überbrückenden Verbindungsglieder jetzt noch nicht zu sehen sind — sowohl zu dem der Dravida-Sprachen, als auch zu dem dritten, dem größten kompakten Gebiet dieser Einteilung. Es ist in Afrika das Gebiet der Bantu-Sprachen und der Bantuiden-Sprachen, welches fast die ganze süd-

liche Hälfte und einen Gutteil des Nordwestens von Afrika einnimmt. Hier aber ist die Personenklasse nur eine von den fünf bis zwölf Klassen, in welche die übrigen Substantive (Tiere, Pflanzen, Flüssigkeiten, Orte usw.) eingeteilt werden. Charakteristisch ist der Wechsel der Klassen Prä- oder Suffixe oder beider zugleich, um Singular und Plural auszudrücken, der sich teilweise auch in den kaukasischen Sprachen findet.

Von all den anderen Sprachen Afrikas ist es nur das San der Buschmänner, das in der dritten Person Plural des Personalpronomens eine Teilung in Personen einerseits und Tiere und Unbelebtes andrerseits aufweist.

In Nordamerika tritt diese Teilung beim Substantiv der Dene-Sprachen auf, so z. B. bei den Zahlwortendungen des Hupa. Im Bellacoola und im Tsimshian gibt es Klassensuffixe bei Verwendung der Zahlwörter, die eine Menschen-, eine Tier- und eine Anzahl Dingklassen schaffen. Dann begegnet uns diese Teilung wieder bei einigen Hoka-Sprachen, wo nur Personenbezeichnungen ein Pluralsuffix annehmen; bei dem hierhergehörigen Salina gibt es zahlreiche Suffixklassen für Personen einerseits, Tiere und Sachen andrerseits.

In Mexiko-Mittelamerika ist diese Einteilungsart nicht anzutreffen.

In Südamerika finde ich nur drei Fälle, bei isolierten Sprachen: beim Mobima und beim Cayubaba, wo der Artikel eine Teilung in Personen einerseits, Tiere und Sachen andrerseits aufweist, und beim Kariri, wo nur die Wörter für Personen und Verwandtschaftsbezeichnungen ein Pluralsuffix annehmen.

β) Zusammenfassung und Vergleichung.

Wenn das seltene Reinauftreten und die geringe Verbreitung und Zusammengehörigkeit dieser Einteilungsart Zweifel an ihrer eigenständigen Entstehung und Entwicklung aufkommen lassen, so würde sich die Frage erheben, aus welcher anderen Einteilungsart sie hervorgegangen sein könnte.

Wenn wir uns nun daraufhin nach den drei größeren Verbreitungsgebieten umschauen, so bemerken wir, daß das eine sich erstreckt in der Berührungs-

zone zweier großer Gebiete mit der Einteilung Männlich und Weiblich — das ist das nordkaukasisch-japhetitische zwischen den indoeuropäischen und den hamito-semitischen Sprachen. Das zweite — das Bantu-Bantuide — treffen wir an den westlichen Ausläufern dieser selben hamitischen Sprachen. Und das dritte — das der Dravida-Sprachen — findet sich an den östlichen Ausläufern der indoeuropäischen Völker. Die beiden äußeren Flügelgebiete — das der Bantuid-Bantu-Sprachen im Westen und das der Dravida im Osten —, in denen sich die Einteilung in Belebt und Unbelebt am stärksten zeigt, sind kulturell als Kontaktgebiete des totemistischen Kulturkreises der höheren Jäger mit den Ausläufern der Viehzüchternomaden zu betrachten. Auch bei dem mittleren, dem der nordkaukasisch-japhetitischen Sprachen, ist wohl die gleiche Zuerkennung zu machen, nur daß hier ein mutterrechtliches Element, das übrigens auch in den beiden Flügelgebieten nicht fehlt, noch stärker vorhanden ist. Es würde sich also der Schluß ergeben, daß die Einteilung in Personen und Sachen nichts anderes wäre, als eine Umwandlung der Einteilung in Männlich und Weiblich durch Sprachen vaterrechtlich-totemistischer Völker. Gegen diese Beteiligung der totemistischen Kultur würden weder die Fälle in Ozeanien, noch die in Amerika Widerspruch einlegen.

Sehen wir, ob wir auch von den Sprachen mit der Einteilung in Männlich und Weiblich selbst aus Bestätigungen dafür gewinnen können.

Hier scheint sich in der Tat ein Weg aufzutun, darin, daß manche Sprachen dieser Art nicht nur ein Maskulinum und Femininum bilden, sondern auch ein „Neutrum“, eine Sachklasse, so daß, wenn nun Maskulinum und Femininum zusammenfielen, schon die Teilung in Personen und Sachen da wäre. Oder anders: wenn die Femininklasse mit der Sachklasse zusammenfiele, hervorgehend aus der geringschätzigen Beurteilung der Frau als Sache, so wäre ebenfalls die Teilung in Personen und Sachen gebildet. Bevor wir uns über die Richtigkeit, Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit dieser Auffassung entscheiden können, müssen wir die dritte der drei großen Einteilungsarten, die Gruppierung der Wörter in Männlich und Weiblich, ihrer Verbreitung und ihrer Art nach näher kennen lernen.

d) Die Sexualkategorie: Männlich, Weiblich (Sächlich).

α) Allgemeines.

Sie ist von den drei Einteilungsarten diejenige, die die größte Verbreitung an sich, die klarsten Formen und die kompaktesten Verbreitungsgebiete aufweist.

Wir müssen hier noch wieder vier Unterarten dieser Einteilung unterscheiden:

1. eine solche, wo dieser Unterschied nur beim Personal (oder Demonstrativ)-Pronomen erscheint;
2. eine solche, wo er außerdem auch beim Substantiv auftritt, aber nur auf Personen (oder Tiere) sich bezieht;
3. eine solche, wo auch eine große Anzahl oder die Gesamtheit der nicht belebten Dinge in eine der beiden Klassen eingeteilt werden, und so das sogenannte grammatische Geschlecht zustande kommt;
4. wo neben der Maskulin- und Femininklasse noch eine dritte, eine Sachklasse oder Neutrum, gebildet und als solche äußerlich gekennzeichnet wird, eine Klasse, die solche Substantive umfaßt, die aus irgendeinem Grunde weder Maskulinum noch Femininum sind.

Wir werden in der nun folgenden Verbreitungsübersicht nicht jede dieser vier Arten gesondert vorführen, sondern sie zusammen behandeln, aber später bei der Zusammenfassung die Verschiedenheit dieser Unterarten schon genügend in Abschätzung bringen. Nur über die erste Art, oder über das Vorkommen dieser Einteilung bei den Personalpronomina überhaupt, sei noch einiges gesagt. Die weitaus größte Zahl der Fälle sind diejenigen, wo der Unterschied nur in der dritten Person hervortritt und dann zumeist nur in der dritten Person Singular; diese Tatsache kennzeichnet, daß in den weitaus meisten Fällen der Geschlechtsunterschied in der lebendigen Anrede nicht gemacht wird, sondern nur in dem Reden über Dritte.

Die Unterscheidung auch in der zweiten Person findet sich unter den austroasiatischen Sprachen beim Khasi, unter den nordkaukasischen beim Abchasischen, dann bei den gesamten semitischen und den nördlichen hamitischen (Ägyptisch, Koptisch, Bedja, Berberisch, Haussa) Sprachen, im Nama der Hottentotten, in der Tunika-Gruppe in Südost-Nordamerika, in Südamerika im Paez der Chibcha-Gruppe, in dem isolierten Itonama.

Noch bedeutend seltener ist der Fall, daß der Unterschied auch in der ersten Person gemacht wurde; es ist der Fall unter den australischen Sprachen beim Saibalgal, unter den Papua-Sprachen vielleicht beim Kunini, unter den semitischen Sprachen beim Hadramaut, unter den hamitischen beim Tamaschek, beim Nama im Dual und Plural, in Südamerika beim Paez und bei dem isolierten Mobima.

Gehen wir jetzt zur Darlegung der Gesamtverbreitung der Einteilung in Männlich und Weiblich über.

β) Verbreitung.

In Australien haben wir zunächst eine Anzahl Sprachen, bei denen der Unterschied nur in der dritten Person Singular des Personalpronomens erscheint. Es ist das Mittel- und Nord-Kuri im Südosten, das Dieri, Kana, Aranda, Bundyil-Mikado in der Mitte und die Kap-York-Gruppe im äußersten Nordosten. Außerdem ist es die Sprache vom Daly-River, die in der dritten Person Singular, Dual und Plural, den Unterschied in Männlich, Weiblich, Belebt und Leblos aufweist. Dann haben wir eine kleinere Gruppe, Turubul und Wakka-Kabi, im Osten, in denen der Unterschied beim Substantiv gemacht wird. Das Minyung, und vielleicht auch das Kumbainggeri, verbindet beide Arten, die beim Personalpronomen und beim Substantiv, miteinander und mischt sie noch mit zwei anderen Gruppierungen (s. oben S. 338). Mittel- und Nord-Kuri-, Turubul, Minyung (-Kumbainggeri) und Wakka-Kabi bilden die eine größere Verbreitungszone im Osten, Dieri-Kana, Aranda, Bundyil-Mikado, eine zweite in der Mitte, und beide treffen sich vielleicht irgendwie in der Kap-York-Gruppe bei dem Einfallstor der australischen Sprachenwanderungen im äußersten Nordosten.

Bei den Papua-Sprachen beschränkt sich diese Einteilung nie auf die dritte Person Singular des Personalpronomens — beim Telei umfaßt sie auch den Dual und Plural —, sondern sie greift stets — mit einziger Ausnahme des Kunini in Britisch-Neuguinea — auch auf das Substantiv über und bezieht in vielen Fällen auch noch das Adjektiv und das Verb mit ein, indem es deren Konkordanz mit dem Substantiv erfordert; beim Sulka findet sich die Unterscheidung dieser Einteilung beim Personalpronomen nicht. Ferner ist zu bemerken, daß bei den meisten von ihnen sich die Einteilung nicht auf die Schaffung von Maskulin- und Femininklassen beschränkt, sondern auch oft noch zahlreiche Klassen für andere Gruppen daneben setzt. Alles dieses bewirkt, daß wir gerade in diesen Papua-Sprachen einige der exzessivsten Entwicklungen der Einteilung vor uns haben, die es überhaupt nur geben mag. Das Monumbo in Deutsch-Neuguinea kennt beim Personal- und Demonstrativpronomen, wie beim Substantiv, Adjektiv, Numerale und Verb die Einteilung in Männlich, Weiblich, Kindlich, Sächlich und eine vierte nicht näher zu bestimmende Klasse. Das Valman eben dort begnügt sich bei den gleichen Wortarten mit der Einteilung in Männlich und Weiblich, dem vielleicht auch noch ein Neutrum hinzuzufügen ist. Von den Halmahera-Sprachen hatten wir schon gehört, daß die Haupteinteilung die in Belebte und Unbelebte ist, daß aber die Belebten wieder in Personen und Sachen untereingeteilt werden (s. oben S. 343). Im Baining auf Neupommern werden die genannten Wortarten eingeteilt in Männlich, Weiblich und Sächlich. Beim Sulka ebendort gibt es für die Substantive etwa zwölf Klassen und eine Menge Einzelbildungen, alle unterschieden durch die Verschiedenheit des Suffixplurals; irgendein regelnder Gesichtspunkt für die Bestimmung dieser Klassen konnte bis jetzt nicht aufgefunden werden. Deutlicher liegen die Gruppierungen vor beim Telei, Nasioi und Koromira auf Bougainville, wo außer einer Maskulin- und Femininklasse auch noch zahlreiche andere für große und kleine Vierfüßler, Vögel, Fische, Bäume, Früchte, Werkzeuge und viele andere Kategorien gebildet werden.

Fast vollständig frei von dieser Einteilungsart — die schwache Ausnahme in den melanesischen Sprachen

s. oben S. 343 — bleibt das große Gebiet der austronesischen wie der mit ihnen verwandten austroasiatischen Sprachen. Um so auffallender ist in den letzteren die voll und klar ausgebildete Ausnahme des Khasi, das bei der zweiten und dritten Person Singular des Personalpronomens und des Artikels und mit dem letzteren auch auf das Substantiv übergreifend einen Unterschied zwischen Männlich, Weiblich und Diminutiv ausgebildet hat. Es fragt sich, ob hier nicht doch ein Einfluß der von Westen hervordringenden arischen Sprachen vorliegt. Zu bemerken ist aber auch das Vorkommen im austroasiatischen Palaung, das, ähnlich wie die oben (S. 343) bezeichnete Gruppe der melanesischen Sprachen, bei Eigennamen besondere Präfixe für Maskulin und Feminin verwendet.

Sekundär findet sich der Unterschied von Männlich und Weiblich bei den Dravida-Sprachen als Untereinteilung der ersteren der beiden Hauptklassen Personen und Sachen (s. oben S. 343). Der Umstand, daß diese Untereinteilung sich am klarsten entwickelt, findet beim Tamil, Malayalam, Kanara, Kurumba, Badaga, Kurukh, Malto, also den westlichen und nördlichen Sprachen dieser Gruppe, während beim Kui, Gondi, Kolami, Bhili und Telugu die Feminina in die Sachklasse verwiesen sind, läßt die Vermutung aufkommen, daß bei der ersteren Gruppe, die ihrer Lage nach dem Einfluß der arischen Einwanderer am stärksten ausgesetzt war, auch in dieser Ausgestaltung des Genus eine Einwirkung der arischen Sprachen vorliege.

Keinerlei Spur einer Einteilung von Männlich und Weiblich liegt vor im Andamanesischen und in den paläoasiatischen Sprachen.

Im Jenissei-Ostiakischen finden sich beim Substantiv einzelne Fälle eines Suffixes von Maskulin und Feminin. Gänzlich entblößt dagegen von Spuren dieser Einteilung sind die beiden großen Sprachfamilien der tibetochinesischen und der uralaltaischen Sprachen in ihrem ganzen Umfange.

Das an der Grenze der arischen und iranischen Sprachen in Kashmir gelegene isolierte Burushaski dagegen kennt diese Einteilung in manchen Formen.

Beim Nomen kennt es eine Einteilung in Männlich und Weiblich, beim Zahlwort und Demonstrativ in: 1. Menschen; 2. Tiere und männliche Objekte; 3. weibliche Objekte; beim Verbum in: 1. männliche Personen; 2. männliche Objekte; 3. weibliche Personen; 4. weibliche Objekte.

Ein weites Gebiet der Herrschaft dieser Einteilung bilden dann die indoeuropäischen Sprachen, die beim Personal- und Demonstrativpronomen, beim Substantiv und Adjektiv und teilweise beim Numerale und Verb die Einteilung in Männlich, Weiblich und Sächlich (Neutrum) anwenden. Diese Einteilung bestand schon im Urindoeuropäischen. Schon in vorhistorischer Zeit hatten aber das Armenische, wie das Ossetische die drei Klassen eingebüßt. Daß das infolge Mischung mit einer den südkaukasischen Sprachen nahestehenden Sprache geschah, wird auch dadurch bestätigt, daß an Stelle derselben die Einteilung in Lebend und Leblos auftritt. Diese letztere ist auch in den slavischen Sprachen aufgetreten, die die alte Einteilung nicht fahren ließen. Das Litauische gab, ebenfalls in vorhistorischer Zeit, das Neutrum daran. Der letztere Vorgang trat auch im Afghanischen ein und unter den modernen indischen Dialekten im Urdu (Hindustani), in den meisten Dialekten des Hindi, ferner bei den modernen romanischen Sprachen und unter den germanischen Sprachen nicht nur im Englischen, sondern auch im gesprochenen Schwedisch und Dänisch. Vollständige Darangabe der drei Klassen findet sich auch in den beiden neuindischen Sprachen Bengali und Oriyu; es sind diejenigen, die an die Munda (und Dravida)-Sprachen anstoßen, die diese Einteilung ja nicht kennen. Die Einzelheiten dieser Daten entnehme ich einem Vortrage, den P. Royen auf dem XXI. Amerikanisten-Kongreß im Haag, August 1924, hielt, der nur einen Teil eines größeren Werkes „Die nominalen Klassifikationssysteme in den Sprachen der Erde" bildet, das im Laufe der Jahre 1925/26 erscheinen soll.

Mit anderen Einteilungsweisen zusammen findet sich die Einteilung in Männlich und Weiblich auch bei den nordkaukasischen Sprachen, sekundär vielleicht auch beim Mitanni, dann im Etruskischen. Sie fehlt aber in den übrigen japhetitischen Sprachen bis zum Baskischen hinaus.

Dagegen schließen an den Südostflügel der indoeuropäischen Sprachen die semito-hamitischen Sprachen an, die in ihrem ganzen Umfange in intensivster Weise, beim Personal- und Demonstrativpronomen — bei einigen teilweise bis in die zweite und selbst erste Person hinein (s. oben S. 347) —, beim Substantiv, Adjektiv, Numerale und Verb die Einteilung in Männlich und Weiblich üben. Ausgenommen sind allein die Sprachen der beiden offen mutterrechtlich organisierten Stämme Kunama und Barea, die keinerlei Spur dieser Einteilung aufweisen.

In der nach Westen anschließenden Gruppe der Kanuri-Sprachen weisen das Muzuk und das Bongo diese Einteilung beim Personalpronomen, ersteres auch beim Substantiv auf.

In der nach Südosten anschließenden Gruppe der nilotischen Sprachen findet sie sich in der dritten Person Singular und Plural des Personalpronomens und im Substantiv beim Bari und Masai, nur im Substantiv beim Nandi und Turkana (bei letzterem auch im Demonstrativ).

In den beiden letztgenannten Sprachengruppen dürfte das Vorkommen dieser Einteilung nichts anderes sein, als die äußerste Auswirkung der hamitischen Sprachen, die sich mit einzelnen Sprachen der beiden Gruppen mischten.

Man könnte versucht sein, dasselbe zu urteilen von dem Vorkommen dieser Einteilung bei dem an die nilotischen Sprachen in deren Süden gleich anschließenden Sandawe, das der Khoin-Gruppe angehört, aber diese Einteilung nur bei der dritten Person Singular und Plural des Personalpronomens kennt. Man wird aber etwas zweifelhaft, wenn das ebenfalls zu den Khoin-Sprachen gehörige Nama der Hottentotten nicht bloß die Einteilung in Männlich und Weiblich, sondern auch die Aufstellung einer dritten Klasse in so intensiver Weise bei erster Person Dual und Plural, bei zweiter und dritter Person Singular, Dual und Plural des Personalpronomens und des Substantivs übt. Wir verschieben unsere Entscheidung dieser Frage bis auf die allgemeine Zusammenfassung am Schluß.

In Amerika ist die Verbreitung dieser Einteilung nicht groß, und es kommt im allgemeinen nicht zu großen zusammenhängenden Verbreitungskomplexen.

In Nordamerika finden wir an der Nordwestküste einzig das Chinuk, das die Einteilung in Maskulin, Feminin und Neutrum sowohl in der dritten Person Singular des Personalpronomens als im Substantiv, durch Präfixe, ausübt. Auch im Chimaku und in einigen Küsten-Selish-Sprachen soll eine ähnliche Einteilung vorhanden sein. An der Ostküste findet sich diese Einteilung beim Substantiv des Irokesischen, wo es zwei Klassen gibt, eine, die Gott und die Männer, die andere, die die Frauen umfaßt; bei dem zu ihm gehörigen Tuscarora ist in der Haupteinteilung: 1. Personen; 2. Tiere; 3. Anderes, die Personenklasse in Männlich und Weiblich untereingeteilt. Das isolierte Yuchi kennt bei der dritten Person Singular des Personalpronomens eine Maskulin- und eine Femininklasse, in welcher die Yuchi-Indianer und -Indianerinnen eingeteilt sind, und eine Neutrumklasse, zu der die anderen Indianer, die Weißen, die Neger, die Tiere und die Sachen gehören. In der Tunika-Gruppe tritt in der zweiten und dritten Person Singular des Personalpronomens der Unterschied von Männlich und Weiblich und beim Substantiv noch dazu eine Klasse für das Unbelebte auf. Im Taensa soll eine Einteilung ähnlich der im Chinuk vorhanden gewesen sein.

In Mittelamerika findet sich die Einteilung in Maskulin und Feminin nur als Unterabteilung der Hauptklasse der Belebten beim Substantiv der Maya-Sprachen. In den Chibcha-Sprachen äußerst sich beim Bribri die gleiche Einteilung als durchgängiges grammatisches Geschlecht bei der Subjektposition der Verba und beim Suffix des Partizip Passiv.

In Südamerika tritt diese Einteilung zunächst bei einer Reihe von isolierten Sprachen in mehrfachen Formen auf. Das Saliba-Piaroa kennt die Einteilung der Substantiva in Männlich und Weiblich und Unbelebt, wobei von den unbelebten Dingen auch in den beiden ersten Klassen sich einige befinden. Das Yarura besitzt den Unterschied von Männlich und Weiblich bei der dritten Person des Personalpronomens. Das Gleiche weist auch das Uitoto auf: es dehnt diesen Unterschied aber auch auf die Verwandtschaftsbezeichnungen aus durch Suffixe. Auch die Tukano(Betoya)-Sprachen kennen den Unterschied von Männlich und Weib-

lich und Neutrum bei Personal- und Demonstrativpronomen; beim Substantiv gibt es zahlreiche Klassen, für die je nach Singular und Plural die Suffixe wechseln. Das Miranya (den Guarani-Tupi-Sprachen entfernt verwandt) übt den Unterschied von Männlich und Weiblich in der dritten Person Singular des Personalpronomens und im Substantiv. Beim Mobima haben wir den seltenen Fall dieser Unterscheidung nur bei der ersten Person Singular des Possessivsuffix. Das Itonama übt den Unterschied bei der zweiten und dritten Person Singular und beim Substantiv und Verb. Beim Chiquito üben die Männer diese Unterscheidung bei der dritten Person Singular und Plural des Personalpronomens, beim Possessivpräfix und bei den Nominalklassen; die Frauen gebrauchen immer nur die Femininformen. Schließlich treffen wir diese Unterscheidung bei den zur Waikuru-Gruppe gehörigen Sprachen der Mocovi und Abipon in der dritten Person Singular des Personalpronomens für Personen, Tiere und Verwandtschaftsbezeichnungen, und bei der Mataco-Sprache Vejoz, wo in der dritten Person Singular des Personalpronomens Männlich und Weiblich unterschieden werden.

Haben wir hier eine Reihe von einzelnen isolierten Sprachen, deren Gebiete aber, dem Fuße der nördlichen und mittleren Anden entlang sich hinziehend, doch einigermaßen eine räumliche Kontinuität bilden, so gibt es auch eine große Sprachfamilie, die der Arawak-Sprachen, bei der diese ihre Einteilung in Männlich und Weiblich zur Wesenscharakteristik zu gehören scheint, meistens für die dritte Person Singular des Personalpronomens und bei den Substantiven für Lebewesen. Derartiges ist bezeugt für Arawak und Piapoco (nicht im Personalpronomen), Bare, Achagua, Ipurina, Paressi-Kabissi und Moxo. Campa und Piro kennen bei Personalpronomen und Substantiv außerdem noch eine Neutrumklasse. Beim Uro-Puquina sollen sich Ansätze zum grammatischen Geschlecht finden. Das Jivaro weist keinerlei Spuren dieser Einteilung auf.

Wenn solche Tatsachen außerdem auch bei einigen Kariben-Sprachen des äußersten Nordostens sich finden, so ist das zweifelsohne ebenfalls auf Rechnung der Arawakensprachen zu setzen. So kennt das Karif am mittelamerikanischen Festland diese Einteilung in der

dritten Person Singular des Personalpronomens, das Inselkaribische beim Substantiv wie das Arawak. Das Karibische von San Domingo verbindet beides miteinander; beim Substantiv wird die Unterscheidung sowohl durch Prä-, als durch Suffix ausgedrückt. Außerdem weist es eine Eigentümlichkeit auf, die den Schlüssel zur Entstehung dieser Einteilung beim Personalpronomen überhaupt liefern zu können schiene. Wir haben bei diesem Stamm eine Vermischung von karibisch sprechenden Männern mit arawakisch sprechenden Frauen: beim Personalpronomen und Possessiv gebrauchen die Männer in der ersten und zweiten Person Singular karibische, die Frauen arawakische Formen; in der dritten Person Singular und im ganzen Plural gebrauchen Männer und Frauen beide Formen. Man könnte sich also denken, daß der Unterschied von Männlich und Weiblich zuerst auf ähnlichem Wege gebildet worden wäre.

γ) Zusammenfassung und Vergleichung.

Wenn wir nun die Gesamtverbreitung dieser Einteilung auf der ganzen Erde zunächst in großen Zügen überfliegen, so stellt sich bald heraus, daß es sich um zwei Gruppen handelt, die doch ziemlich stark voneinander verschieden sind.

Die eine Gruppe umfaßt die beiden ersten einfacheren Arten, die oben (S. 345) gekennzeichnet sind, wo diese Einteilung entweder nur beim Personalpronomen oder, wenn auch beim Substantiv, so doch nur bei Personen (und Tieren) verwendet wird; es ist dabei noch nicht zum eigentlichen „grammatischen" Geschlecht gekommen, denn die übrigen Substantive bleiben unberührt. Zu dieser Gruppe gehören die sämtlichen Fälle von Australien und Melanesien und von Amerika und Jenissei-Ostiak, Palaung und Dravida-Sprachen in Asien, wenn diese letzteren nicht in diesem Punkte von arischen Sprachen beeinflußt sind, wie wir oben (S. 349) vermutet haben. Für diese Gruppen scheint die Zugehörigkeit zu einer s e h r a l t e n S c h i c h t d e s M u t t e r r e c h t s sicher zu sein; sie fehlt deshalb auch in Afrika und Mittelamerika. Auch bei den Arawaken wäre ihr Vorkommen auf eine ältere Unterschicht zurückzuführen. Für ihre Entstehung könnten sich Fingerzeige der Erklärung ergeben aus den Tatsachen, die wir oben

(S. 353 und S. 354) bei Chiquito und Karibo von San Domingo sahen; es wäre aus einem Zweiklassensystem hervorgegangen, das aus der Verbindung einer erobernden Männerschicht mit einer ihrer Männer beraubten ansässigen Frauenbevölkerung sich gebildet hätte. Aber auch jene ältesten Zeiten des Mutterrechts können hier wirksam gewesen sein, wo die Männer in den Stamm der jetzt Bodeneigentümerinnen gewordenen Frauen hineinheirateten, in dem diese Männer Fremde waren und eine (oder mehrere) fremde Sprachen redeten. Diese Gruppe hat in der Alten Welt im wesentlichen ihre Verbreitung nur auf der südlichen Halbkugel der Erde.

Störend schiene für diese Auffassung das Nichtvorkommen dieser Einteilung in der übergroßen Mehrzahl der austronesischen Sprachen; man wird aber auch diese zwar zum Mutterrecht, aber nicht in allweg zu den ältesten Schichten desselben rechnen können. Die Art der oben (S. 349) gekennzeichneten melanesischen Sprachen und des Palaung würde übrigens sowohl in den austronesischen wie in den austroasiatischen Sprachen die ältere Schicht des Mutterrechts noch erkennen lassen.

Die andere Gruppe umfaßt, außer zwei Ausstrahlungszonen im äußersten Osten und (Süd-)Westen, zwei große und eine an ihrem Verbindungsknie sich befindende kleinere Sprachgruppe. Die beiden großen Zentralverbreitungsgebiete sind die indoeuropäischen und die semito-hamitischen Sprachen; die an ihrem Verbindungsknie befindliche kleinere Gruppe sind die nordkaukasischen und einige japhetitische Sprachen; das Ausstrahlungsgebiet im äußersten Südwesten sind die Fälle in den Kanuri- und den nilotischen Sprachen, das Ausstrahlungsgebiet im äußersten Osten ist das Vorkommen in einem Teil der Dravida-Sprachen und vielleicht im Khasi.

Jedenfalls liegt hier ein sehr großes kompaktes Verbreitungsgebiet vor, das von Vorderindien ausgehend ganz Westasien, jetzt fast ganz Europa und den Norden und Osten Afrikas umfaßt.

Das ist das eine große Verbreitungsgebiet. In diesem großen Gebiet ist die Einteilung von gleicher Natur. Sie umfaßt die beiden weiteren oben (S. 345) gekennzeichneten Arten, wo s ä m t l i c h e Substantiva in die zwei (bzw.

drei) Klassen des Maskulins und Feminins (und Neutrums) eingeteilt sind, und so das eigentliche grammatische Geschlecht zustande kommt. Hier ist die Zusammengehörigkeit mit einem bestimmten Kulturgebiet noch leichter zu erfassen: es ist jener sekundäre und tertiäre Teil des nomadistisch-viehzüchterischen Kulturkreises, in welchem, ebenfalls aus starker mutterrechtlicher Beeinflussung, die Zucht des Rindes und des anderen Hornviehes (Ziege und Schaf) zuerst zu stärkerer Entwicklung gelangte. Die ersteren Antriebe zur Bildung der Einteilung in Männlich und Weiblich mögen auch hier noch von der oben (S. 354) erwähnten mutterrechtlichen Kultur ausgegangen sein; aber die stärkere und umfassendere Durchführung mag gerade auch durch viehzüchterische Gedanken, die größere Beachtung des Geschlechts bei der Züchtung der Tiere, mitgefördert worden sein.

Es gibt noch zwei Gruppen von Fällen der Einteilung in Männlich und Weiblich, die noch nicht berücksichtigt worden sind. Die eine besteht aus den hierher gehörigen Papua-Sprachen (s. oben S. 348), die andere aus einigen mittel- und südamerikanischen Sprachen. Auf den ersten Blick könnte man sich versucht fühlen, sie zu der großen asiatisch-europäisch-afrikanischen Gruppe zu stellen, da auch sie ja das grammatische Geschlecht erreicht zu haben scheinen. Wenn man aber genauer zusieht, so entdeckt man, daß das höchstens vereinzelt und in Ansätzen der Fall ist, so z. B. beim Valman, beim Baining, beim Bribri, beim Saliba-Piaroa. Überall anderswo wird die große Kompliziertheit und Reichhaltigkeit, die das „grammatische Geschlecht" vortäuscht, nur erreicht durch äußere Mischung dieser Einteilungsart mit der ganz wesensverschiedenen Einteilung in Belebte und Unbelebte, in Personen und Sachen und in andere noch reichere Einteilungssysteme. Eine derartige Entwicklung finden wir in Südamerika z. B. bei den Tukano-Betoya-Sprachen. Wir werden also auch die Fälle dieser Papua- und diese amerikanischen Sprachen in ihrem hierher gehörigen Teil zu der ersteren Art der Einteilung in Männlich und Weiblich stellen und sie in bezug auf diesen Teil ebenfalls mit einer älteren mutterrechtlichen Kulturschicht in Verbindung bringen.

Nun wird es ersprießlich, noch einmal die Frage vorzunehmen, ob die Einteilung in Person und Sache in einer der Weisen aus der Einteilung in Belebtes und Unbelebtes hervorgegangen sei, wie wir sie oben (S. 345) darlegten. Es scheint in der Tat, daß das der Fall ist. Es sind drei Gebiete in Asien-Europa-Afrika, die mehr oder weniger deutlich mit vaterrechtlichem Totemismus und zugleich mutterrechtlichem Ackerbau durchsetzt sind, und die zugleich in den beiden äußersten Grenzen und im Kreuzungsgebiet der beiden großen Sprachgebiete mit der Einteilung in Männlich und Weiblich, der indoeuropäischen und der semito-hamitischen Sprachen, sich erstrecken, in denen diese Einteilungsform in Personen und Sachen sich findet: die Dravida-Sprachen, die nordkaukasischen Sprachen, die Bantuiden- und die aus ihnen hervorgegangenen Bantu-Sprachen. Man wird es wohl dem Einfluß des die Bedeutung der Frau in den Hintergrund drängenden vaterrechtlich-totemistischen Kulturkreises zuschreiben dürfen, wenn die besondere Beachtung der Frau, die in der Aufstellung einer Femininklasse sich ausspricht und die unter dem Einfluß des mutterrechtlichen Kulturkreises entstand, wieder rückgängig gemacht wird, indem er die Femininklasse fallen läßt, dadurch, daß er sie in der Sachklasse untergehen läßt. Unerklärt bleibt dann noch das Vorkommen der Einteilung in Personen und Sachen beim Ainu.

4. Die Zahlsysteme.

a) Allgemeines.

Einen wertvollen Gegenstand zu vergleichenden Untersuchungen größeren Stils bilden die einzelnen Zahlsysteme, jene verschiedenen Methoden, nach welchen die einzelnen Sprachen die Vielheit der Einzelzahlwörter zu einem systematischen Ganzen geordnet haben. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen zeigen sich hier doch große weitreichende Linien von Gemeinsamkeiten, die es aussichtsvoll erscheinen lassen, sie auf Zusammenhänge mit den großen Kulturgruppierungen, den Kulturkreisen, hin zu untersuchen. Das um so mehr, als gerade hier es offenbar ist, daß in jenen großen weitreichenden Linien ein historisches

Nacheinander von Entwicklungsstufen irgendwie uns entgegentritt.

Das leuchtet einigermaßen ein bereits bei der bloßen erklärenden Auseinandersetzung der betreffenden Termini, die wir zunächst voranschicken wollen.

Eine Sprache ganz ohne Zahlwörter gibt es nicht.

Die Begriffe von Einheit und Mehrheit sind überall wenigstens in der Bildung von Zahlwörtern für „eins" und „zwei" zum Ausdruck gebraucht, wenn dann auch bereits „zwei" mit „viel" identisch sein und sogleich schon den Abschluß des gerade erst begonnenen „Zählens" bilden kann. Wenn aber die Bildung von selbständigen Zahlwörtern auch noch weiter geht und bis „drei", „vier" und noch weiter fortschreiten würde, so bliebe die Entwicklung, wenn sie nicht irgendeine Zahl als Normale und Grundzahl unterlegte, doch noch immer auf der untersten Stufe, dem systemlosen Zählen, stehen.

Sobald aber eine solche Grundlegung erfolgt, beginnen die Zahlsysteme.

Das zuerst sich zur Verfügung stellende Zahlsystem ist das Paarsystem, welches das Paar, die kleinste Vielheit, dem Zählen zugrunde legt. Nach diesem System würden die ersten Zahlwörter lauten: für „drei" = zwei + eins, für „vier" = zwei + zwei, für „fünf" = zwei + zwei + eins, für „sechs" = zwei + zwei + zwei usw. Es gibt Sprachen, die in dieser Weise bis „zehn" gehen können, und die auch auf dieser Stufe stehen geblieben sind. Bei anderen ist das Paarsystem verbunden mit höheren Systemen, zu denen sie später fortgeschritten sind. Insbesondere bleiben die Formen für „sechs" und „acht" gern nach diesem System gebildet: $6 = 3 \times 2$, $8 = 4 \times 2$, wo dann 7 oft $= (3 \times 2) + 1$, $9 = (4 \times 2) + 1$ gebildet werden.

Eine innere Fortentwicklung des Paarsystems ist das Vierersystem. Es ist nur äußerst selten allein und in voller Konsequenz ausgestaltet worden. Nach demselben wäre $5 = 4 + 1$, $6 = 4 + 2$, $7 = 4 + 3$, $8 = 4 + 4$ oder 2×4, $9 = (2 \times 4) + 1$ usw., $16 = 4 \times 4$ usw. So in Kalifornien bei dem der Hoka-Gruppe angehörigen Salina und Spuren davon bei dem ihm nahe verwandten Chumash.

Ein anderes seltenes System ist das Sechsersystem, das in seiner Fortentwicklung zum Zwölfersystem das vollkommenste Zahlsystem gewesen wäre, da es die meisten und leichtesten Teilungen ohne Rest zuläßt. Wir finden es aber nur in Nordwestafrika entwickelt, am stärksten im Huku (vgl. M. Schmidt, Zahl und Zählen in Afrika, MAGW XLIV, 1915, S. 177 f., 192 f., 203 f.), dann im Bulanda in Senegambien, bei den Apho nördlich des unteren Benue; Spuren davon finden sich auch im Bube auf Fernando Po. Aber dieses System ist überall dort so ziemlich unterlegen im „Kampf ums Dasein" mit dem Dezimalsystem, so daß sich auch hier der Satz von dem „survival of the fittest" als brüchig erweist.

Von größerer Bedeutung sind diejenigen Systeme geworden, die aus der Beobachtung der Fünfzahl der Finger an der Hand und der Zehen am Fuße hervorgingen.

Das reine Quinarsystem ist aber wohl nirgends zur Annahme gelangt; ich kenne nur das Beispiel des Saraweka, einer südamerikanischen Arawakensprache, bei der z. B. 10 = 2 Hände, 25 = 5 Hände ist. Überall ist es vielmehr in Verbindung getreten entweder mit dem Dezimalsystem, das sich an die Zweiheit der Hände anschließt, oder dem Vigesimalsystem, das die Zweiheit der Füße noch dazu nimmt. Man war früher geneigt, das Quinarvigesimalsystem als das ältere von beiden zu betrachten. Wir sprechen uns hier noch nicht darüber aus, sondern halten die Möglichkeit offen, daß auch das Quinardezimalsystem unmittelbar aus dem systemlosen Zählen oder dem Paarsystem hervorgegangen sei.

Beim Quinardezimalsystem liegt der Gesamtreihe des Zählens nicht die Fünf, sondern die Zehn zugrunde, so daß also die nächst höhere Zahl nicht $5 \times 5 = 25$, sondern $10 \times 10 = 100$ ist. Aber jede Dekade ist quinar unterbrochen, und die Zahlen von 5 bis 10 sind zusammengesetzte Formen, entweder Additionen zu fünf, oder Subtraktionen von zehn, oder Bildungen des Paarsystems oder Mischungen von zweien oder dreien dieser Bildungsweisen. Auch die Zahl 10 selbst läßt oft genug noch einen zusammengesetzten Charakter $= 2 \times 5$ oder = zwei Hände erkennen.

Man mag theoretisch den Satz vertreten, daß die Zahlen von 5 bis 10 alle durch Zusammensetzung ent-

standen seien. Aber man muß dann auch jedenfalls den Satz gelten lassen, daß es jetzt Sprachen gibt, bei denen eine derartige Zusammensetzung nicht oder nur sehr beschränkt ersichtlich ist, oder wo eine früher bestehende Zusammensetzung derartig verwischt ist, daß sie von dem praktischen Sprachgefühl nicht mehr empfunden wird. Wir haben alsdann ein reines Dezimalsystem vor uns.

Wenn das Quinarsystem mit dem Vigesimalsystem verbunden ist, so entsteht das Quinarvigesimalsystem. Es gilt hier betreffs der Entstehung der Zahlen von 5 bis 10 dasselbe, was beim Quinardezimalsystem gesagt worden ist. Die Zahlen 10 bis 15 sind Zusammensetzung mit „zehn" in Additionsform, und auch die Zahlen von 15 bis 20 sind hier häufiger Additionsformen als bei den Zahlen von 5 bis 10. Oft aber beginnt bei „elf" auch schon die Zählung an den Zehen des Fußes: 11 = 1 am Fuß, 15 = ein Fuß (vollendet), 20 = (beide Hände und) beide Füße (vollendet), oder = ein Mensch.

Aber auch das reine Dezimalsystem kann mit dem Vigesimalsystem verbunden sein; das ergibt dann das Dezimalvigesimalsystem.

In den beiden konsequent durchgeführten Vigesimalsystemen ist die nächst höhere Einheit, analog $10 \times 10 = 100$ im Dezimalsystem, $20 \times 20 = 400$. Statt der Dekade liegen Eikosaden zugrunde: $30 = 20 + 10$, $40 = 2 \times 20$, $50 = (2 \times 20) + 10$, $60 = 3 \times 20$, $70 = (3 \times 20) + 10$ usw.

In Nordwestafrika an der Oberguineaküste hat sich auch ein Quadragesimalsystem gebildet, das auf einem Vigesimalsystem beruht. Dasselbe ist aber aus Handelsinteressen, aus der Vierzigzahl der Kauri-Muscheln an einer Schnur, der dort gebräuchlichen Münzeinheit, hervorgegangen.

Wir gehen nun dazu über, die Verbreitung der einzelnen Systeme über die ganze Erde hin zu verfolgen, um daraus ihre tatsächliche Aufeinanderfolge und ihren etwaigen Zusammenhang mit bestimmten Kulturkreisen kennen zu lernen.

b) Das systemlose Zählen und das Paarsystem.

Was die beiden niedrigsten Stufen, das systemlose Zählen und das Paarsystem betrifft, so kann kein Zweifel

bestehen, daß sie auch die ältesten sind. Das geht deutlich aus ihrer Verbreitung hervor. Wenn ich dieselbe im folgenden darlege, so halte ich die beiden Arten nicht strikt auseinander, weil es mir nicht recht möglich scheint. Denn nirgendwo hat das systemlose Zählen für sich eine gesonderte Verbreitung von einiger Größe und Bedeutung, sondern findet sich stets nur in engster Nachbarschaft mit Sprachen ganz verwandter Stämme, die das Paarsystem aufweisen. Dazu kommt, daß in sehr vielen Fällen es nur die auf Unkenntnis der Sprachen oder nicht genügender Länge der Untersuchung basierte Unfähigkeit der Beobachter ist, die das Paarsystem nicht entdeckte, wo es doch vorhanden war. Ja, es gibt gute Gründe, die stark daran zweifeln lassen können, ob wirklich das systemlose Zählen die älteste Stufe sei, oder ob es nicht vielmehr ein Verfallsprodukt aus den Paarsystemen oder auch jüngeren Systemen darstelle.

Das größte Verbreitungsgebiet und deshalb auch beste Beobachtungsfeld für diese beiden Stufen ist Australien. Sie beherrschen dort nahezu das ganze Gebiet. Alle anderen Formen erscheinen dort im Verhältnis dazu nur sporadisch und in schüchternen Anfängen und enthalten stets auch starke Spuren des Paarsystems in sich. Es ist deshalb auch nicht nötig, hier alle Sprachen aufzuzählen; es gehören alle australischen Sprachen hierher, die nicht später bei den quinardezimalen und quinarvigesimalen Systemen aufgezählt werden. In den südöstlichen, den Kulin-Kurnai-Sprachen, und den südlichen, der Narrinyeri-Gruppe, erscheint das Paarsystem am reinsten — nur für eins und zwei sind Zahlwörter entwickelt — und reichsten entwickelt, und ist das systemlose Zählen am seltensten; die Kulin-Kurnai-Sprachen zählen in Paarsystemen stilgerecht bis zehn hinauf. Die Yuin-Kuri, die Wiradyuri-Kamilaroi-, die Südzentral- und die Westsprachen haben auch für „drei" vielfach ein eigenes Zahlwort entwickelt, wenden aber das Paarsystem nicht so geläufig oder überhaupt nicht an. Die Nordzentral- und die Ostsprachen zeigen auch für „vier" ein eigenes Zahlwort, aber gerade bei den letzteren findet sich das systemlose Zählen am meisten, und auch sonst scheint nach anderen Zeugnissen der Zahlsinn dort am niedrigsten zu stehen. Da aber die Kulin-Kurnai-Sprachen

im Südosten mit ihrem reinen und geläufigen Paarsystem für Australien zweifellos als bedeutend älter gelten müssen denn die Ostsprachen, so ergibt sich daraus ein starkes Indizium für den sekundären und späteren Charakter des systemlosen Zählens der letzteren.

Auch das Tasmanische ist über keine dieser beiden Stufen hinausgekommen. Während dies durchaus sicher ist, läßt es sich, wegen des unklaren und ungenügend überlieferten Materials, nicht mit Sicherheit entscheiden, ob das Tasmanische Paarsystem oder systemloses Zählen aufweist. Die Formen, die von einigen Autoren für „fünf" oder gar „zehn" angeführt werden, bedeuten nichts als „viel", und wenn Ling Roth (2. ed., p. 134) *pugganna marah* = „fünf" als „Mann einer" übersetzt, was den Gedanken an ein Vigesimalsystem aufkommen lassen könnte, so ist das ein Irrtum von ihm; *pugganna* kommt hier von dem gleichlautenden Verb, das „hinzufügen" bedeutet, so daß die Form heißt: „hinzufügen eins" (zu vier), was einen gewissen Anhaltspunkt für ein Paarsystem ergäbe.

Auch in den Papua-Sprachen findet sich das Paarsystem, nicht aber das systemlose Zählen, ziemlich verbreitet, und zwar am meisten an der an der Torres-Straße gelegenen Küste, die der Nordostspitze von Australien gegenüberliegt. Ich finde es bei Tugeri, Miriam, Kiwai, Elema, Toaripi, Tauata-Afoa, Namau, Malaha. Teilweise, so bei Miriam, Kunini, Namau, ist es hier mit einem Reihezählen vergesellschaftet, das am kleinen Finger der linken Hand beginnt, die Finger abzählt, dann Wrist, Ellenbogen, Schulter, Ohr, Auge berührt, an der Nase oder dem Munde sich nach der anderen Seite wendet und in analoger Weise dort wieder abwärts geht. Ich finde diese eigentümliche Zählweise auf der ganzen Erde außerdem nur noch einmal wieder, in Victoria in Australien, bei dem Stamm der Wotjobaluk (A. W. Howitt, The Native Tribes of South East Australia, London 1904, S. 701). Das Paarsystem tritt außerdem noch bei einigen Sprachen auf in Verbindung mit Quinardezimalsystem, so bei Binandele, Kovio-Lopika, Kunini, und mit Quinarvigesimalsystem, so bei Kai und Mimika.

Das Andamanesische kennt ebenfalls nur Zahlwörter für „eins" und „zwei". Darüber hinaus werden

keine neuen Zahlwörter gebildet, sondern bei jeder neuen Einheit wird der Finger erhoben und *anka* „und dies“ gerufen. Bei „zehn“ werden beide Hände gezeigt mit dem Ausruf *ordura* „alle“. An den Zehen der Füße wird nicht weiter gezählt. Aber auch bei „fünf“ wird schon „alle“ gesagt. Wir hätten hier also die Anfänge des Quinardezimalsystems im Zählen, aber nicht in der Bildung des Zahlwortes.

Die Semang-Pygmäen und die Senoi-Pygmoiden auf Malakka kennen Zahlwörter nur für „eins“ und „zwei“.

Die Buschmänner zeigen deutliches Paarsystem: $3 = 2 + 1$, $4 = 2 + 2$, $5 = 2 + 2 + 1$. Bei einem Stamm, den !! Ai, zeigen sich die Anfänge des Quinardezimalsystems 5 = 1 Hand, 6 = 1 Hand + 1, 10 = 2 Hände. Fraglich oder auf Beeinflussung benachbarter Bantu, der Bakoba, zurückzuführen, ist der Ansatz zum Vigesimalsystem bei dem gleichen Stamm.

Zahlreicher bezeugt ist das Paarsystem wieder in Südamerika zunächst bei einigen einzelnen Stämmen. So beim karaibischen Trio, beim Zaparo, bei den Tupi-Guarani-Sprachen Shipaya und Guayaki, beim Yamana (Zahlwörter nur bis „drei“), beim Alakaluf (vielleicht Paarsystem, kein Quinar- oder Vigesimalsystem), vor allem aber bei den Ges-Tapuya-Sprachen Apinages, Aponegicran, Caraho, Cotoxo (überall Zahlwörter nur bis „zwei“, dann Zusammensetzung), Cayapo (bis „eins“), Chavantes-Cherentes, Bugres (bis „fünf“). Das Chiquito kennt Zahlwörter nur für „eins“ und „zwei“ und übt weder Reihen-, noch Systemzählen. Beim Mocovi und Toba verbindet sich Paar- und Vierersystem.

So ist es klar, daß das Paarsystem wirklich den Urkulturen angehört. Es findet sich jetzt nur auf der südlichen Halbkugel der Erde bezeugt, in zwei größeren Gebieten, Tasmanien-Australien-Neuguinea, und südliche Hälfte von Südamerika, besonders Osten derselben, bis in dessen südlichste Spitze. Auch in Afrika treffen wir es in der südlichsten Spitze; es hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß eine bessere Kenntnis der afrikanischen Pygmäensprachen das Gebiet der Geltung des Paarsystems in Afrika erweitern wird.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der psychologische Anstoß zur Bildung des Paarsystems, wie die spätere Bildung des Quinardezimal- und Quinarvigesimalsystems zeigt, zum großen Teil bei entsprechenden Körperteilen zu suchen ist, in diesem Falle bei paarweisen, wie Augen, Ohren, Hände, Füße. Es darf aber auch auf einen soziologischen Faktor hingewiesen werden, der wohl ebenfalls mitgewirkt hat. Es ist die in dem ältesten Kulturkreise herrschende Monogamie, die immer nur die feste Zweizahl der einander wirtschaftlich und sozial gleichstehenden Gatten und damit das „Paar" im eindrucksvollsten Sinne des Wortes beständig vorführt.

c) Die Vigesimalsysteme.

Wir wenden uns jetzt dem Vigesimalsystem zu.

Es ist bemerkenswert, daß das Quinarvigesimalsystem in Australien und bei den Papua-Sprachen stärker, bestimmter und in älteren Stämmen auftritt, als das Quinardezimalsystem. In Australien ergibt sich ein nahezu kompaktes Gebiet im mittleren Süden. Es beginnt wohl schon im Südnarrinyeri. Denn wenn dort auch die uns überlieferten Zahlwörter nur Paarsysteme erkennen lassen, so wird doch von Morundee bei Mannam am unteren Murray River, also zweifellos im Gebiet der Südnarrinyeri, berichtet, daß sie „up to twenty" zählen (Ewens bei G. Taplin, The Folklore of the South Australian Aborigines, Adelaide 1879, S. 30). Etwas nach Osten hin verbindet das angrenzende Westkulin bei Wimmera Paarsystem mit Vigesimalsystem; nach Westen hin tritt das Vigesimalsystem in den Yungar- und Mittelsprachen der Südwestgruppe auf; nach Norden hin ist im Nordmarowra 10 = 2 Hände, 20 = 2 Füße, bei den Dieri ist 20 = Hände und Füße. Von da nach Nordosten hin zeigt Pikumbul (Barwon und Balonne Rivers) ausgebildetes Quinarvigesimalsystem (5 = 1 Hand, 10 = 2 Hände, von da ab am Fuß gezählt, 20 = 2 Füße), die Zwischenzahlen nach dem Paarsystem. Unter den nordaustralischen Sprachen zeigt sich das Quinarvigesimalsystem im Norden bei Daly River-Sprache, bei Larakiya und bei Aranda, überall mit Paarsystem verbunden.

Unter den Papua-Sprachen zeigt sich das Quinar-

vigesimalsystem beim Dungerwab und Maisin, am stärksten aber an der (Nord-)Ostküste von Neuguinea bei Kai, Bonga-Bogadyim, Langtub, Panim, Tombenam, Monumbo, Mimika, dann im Sulka auf Neupommern und in den Zentral-, Nordost- und einem Teil der Westsprachen der Halmahera-Gruppe.

Im Gebiete der austronesischen Sprachen erscheint es nur bei den melanesischen, und zwar bei deren ältesten Gruppen, den Sprachen von Neukaledonien, Loyalitäts-Inseln, Aneitum-Eromanga, Tana, dann in solchen melanesischen Sprachen, die im Gebiet oder in der Nähe der Papua-Sprachen liegen, so in den melano-papuanischen Sprachen von Südost- und Nordost-Neuguinea, und im Mengen auf Neupommern.

In dem ganzen großen Gebiete von Asien-Europa ist die Verbreitung dieses Systems eine geringe und eine sporadische. Das einzige etwas größere und einigermaßen zusammenhängende Gebiet besteht aus den Munda-Sprachen mit Dezimalvigesimalsystem und den Gruppen Kiranti, Dhimal, Bodo, Naga-Bodo und in Spuren Kachin-Meithoi-Ahom der tibeto-chinesischen Sprachen im nordöstlichen Teile von Vorderindien, die teilweise Quinarvigesimal, teilweise Dezimalvigesimalsystem aufweisen. Außerdem sind nur noch zu erwähnen im Süden das zu den austroasiatischen Sprachen gehörige Nikobar, das bis „zehn" Paarzählen, von da vigesimales übt, im Nordosten das Quinarvigesimalsystem der paläoasiatischen Sprachen Ainu, Tschuktschisch, Korjäkisch, im Mittelwesten das isolierte Burushaski, im Nordwesten das Dezimalvigesimalsystem der nordkaukasischen Sprachen Abchasisch, Awarisch, Kürinisch, Udisch, Tschetschenisch und der südkaukasischen Sprachen (außer Swanisch). Vom Ainu sei noch hinzugefügt, daß es nicht nur für die Zahlen von 6 bis 10 die Subtraktion übt ($6 = 10 - 4$, $7 = 10 - 3$ usw.), sondern auch für die Dekaden ($30 = 40 - 10$, $50 = 60 - 10$ usw.).

Bei den indoeuropäischen Sprachen würde die Dualendung der Form für „zwanzig" = „die beiden zusammengehörigen Dekaden" (der Finger und der Zehen) als eine Spur früheren Vigesimalsystems gedeutet werden können. Im übrigen sind es

nur die äußerst westlichen Sprachen, die in der Formung der Dekaden ältere Einflüsse des (vorindoeuropäischen, japhetitischen) Vigesimalsystems erkennen lassen, die sich teilweise noch jetzt im Französischen erhalten haben: 70 = soixante-dix = 60 + 10, 80 = quatre-vingt = 4 × 20, 90 = quatre-vingt-dix = (4 × 20) + 10.

Die Tatsache, daß das Baskische volles (Dezimal-)Vigesimalsystem aufweist, und auch das Sumerische in reinem Dezimalsystem Spuren desselben zeigt, läßt nämlich wohl schließen, daß die japhetitischen Sprachen dieses System wenigstens teilweise mit sich geführt und so es den ersten ihnen in Europa nachfolgenden indoeuropäischen Sprachen übermittelt haben.

Die uralaltaischen Sprachen und die Aleuten-Sprachen kennen keinerlei Spur des Vigesimalsystems, aber die Eskimo-Sprachen führen sämtlich das Quinarvigesimalsystem.

In den semitischen Sprachen könnte nur die duale Form für „zwanzig", ähnlich wie in den indoeuropäischen Sprachen, als Spur eines früheren Vigesimalsystems gefaßt werden. In den hamitischen Sprachen tritt beim Kunama das Quinarvigesimalsystem neben dem Quinardezimalsystem auf, und auch das ihm nahe und damit von den übrigen hamitischen Sprachen in mehrfacher Hinsicht abseits stehende Barea zeigt Spuren des Vigesimalsystems.

Im übrigen hat in Afrika das Vigesimalsystem keine geringe Verbreitung, aber es konzentriert sich fast völlig auf den Nordwesten, auf Oberguinea und sein Hinterland vom Senegal bis zum Cross-Fluß. Es fehlt gänzlich in den nilotischen Sprachen und fast ganz in den Kanuri-Sprachen und den Wule-Sprachen; bei den letzteren tritt das Quinarvigesimalsystem nur im Sandeh, bei den vorletzten nur im Logone auf.

Seine eigentliche Verbreitung hat es in einem nahezu zusammenhängenden Gebiet, das gebildet wird von einem Teil der Bantuiden-, der Ngo-Nke-, der Manfu- und der nordwestlichen Bantu-Sprachen. Von den Bantuiden-Sprachen gehören hierher Dyola, Bullom-Temne, Kisi (?) in der Nordgruppe; Bassari, Akasele, Tem, Legba-Kauri, Gola in der Nordzentralgruppe; Atjulo usw., Borgu, Lefana (?) in der Süddtogo-Gruppe; alle mit Quinarvige-

simalsystem. Von den Ngo-Nke-Sprachen weisen Mende und Vei Quinarvigesimal-, Bambara (neben Dezimal-) Dezimalvigesimalsystem auf. Unter den Manfu-Sprachen zeigt sich bei Kru, Efe, Nupe, Ibo das erstere, bei Kwakwa, Yoruba, Edo das letztere. Bei den Nordwestbantu-Sprachen treffen wir das erstere beim Bube (Fernando Po), Isubu, Ngombe, Bua u. a., das letztere oder Spuren davon bei Yaunde, Kuambi, Kwisi.

Andere Vorkommnisse des Quinarvigesimalsystems sind zu verzeichnen in den Ostbantuiden-Sprachen bei Talodi (?), Eliri (?), Lafofu, Tumtum, des Dezimalvigesimalsystems ebendort bei Tagoy, Kawama ?). Vom ersteren weisen auch im Südosten des Bantu-Gebietes Konde und Sango klare Formen, das Tabwa Spuren auf.

Sehr spärlich ist das Vigesimalsystem in Nordamerika vertreten. Es besitzt ein kleines Gebiet von Quinarvigesimalsystem an der Nordwestküste, gebildet durch Tlingit (nach Fr. Müller; Swanton gibt Quinardezimalsystem an), Haida und Bellacoola; ein anderes, jetzt zerrissenes, in der Mitte, in den drei Gruppen der Caddo-Sprachen (Pani, Aricara und Wichita). Dann setzt es in Kalifornien ein; hier tritt es auf bei dem Huchnom-Dialekt des isolierten Yuki, in den Penuti-Sprachen bei Süd-, Nord- und Zentral-Wintun, bei einem Dialekt des Maidu, bei den Sierra-Dialekten des Miwok (Dezimalvigesimal), in den Hoka-Sprachen beim Yana und beim Nord-, Zentral-, Ost- und Südpomo.

Dagegen ist Mexiko-Mittelamerika nahezu völlig von Sprachen mit Vigesimalsystem angefüllt. Hier zeigt sich das Quinarvigesimalsystem bei fast allen sonoro-aztekischen Sprachen — nur bei einigen wenigen findet sich rein- oder quinardezimales System —, dann bei Otomi, Mangue, bei Chinanteco, Mazateco, Subtiaba, Mixe, Tarasco, Matlatsinco, Miskito-Sumo-Ulua-Jicaque und bei allen Maya-Sprachen. Dezimalvigesimalsystem treffen wir an bei Chiapaneco, Amusgo, Mixteco, Zapoteco, Totonaco, Paya.

Von dem nicht unbedeutenden Gebiet der Sprachen mit Paarsystem abgesehen, die wir oben (S. 363) aufgezählt haben, ist, da das Dezimalsystem in Südamerika keine große Rolle spielt, auch dieser Teil Amerikas

weit überwiegend von Sprachen mit Vigesimalsystem angefüllt. So zunächst eine Anzahl von Sprachen der Chibcha-Gruppe: Chibcha, Guanaco, Cuna, Guaymi, Terraba, alle mit Dezimalvigesimalsystem, Rama mit Quinarvigesimalsystem. Ausschließlich dieses letztere ist in Geltung bei den jetzt folgenden Sprachen. Zuerst eine Anzahl isolierter Sprachen: Saliba-Piaroa, Yarura, Guahibo, Puinave-Maku, Bororo (+ Paarsystem), Guato, Trumai, Karaya, Kariri; von den Guarani-Tupi-Sprachen: Emerillon, Kamayura (+ Paarsystem), Auetö, Miranya; Tupi, Guarani, Guaraya, Oyampi weisen Quinardezimalsystem auf. Von den Arawaken-Sprachen, von denen nur Goajiro Quinarsystem, Campa Ansätze dazu zeigen, haben folgende Quinarvigesimalsystem: Arawak (Spuren von Paarsystem), Siusi, Tariana, Uainuma, Piapoco, Atorai, Taruma, Mapidia, Baniwa, Mehinaku, Manitsaua-Yuruna (Ansätze zu Vigesimalsystem), Ipurina (Paarsystem, Ansätze zu Quinarvigesimalsystem); bei den Karibensprachen findet es sich in folgenden: Inselkariben, Makuši, Aparai, Kalinga, Galibi, Kumanagoto, Chaima, Tamanaco, Maquiritare, Motilone; andere Zahlsysteme treten hier nicht auf. Im Chaco treffen wir es noch bei folgenden Sprachen: Mbaya-Payagua (Spuren von Vigesimalsystem), Mascoi, Choroti, Nocten, Zamuco, Vilela. Weiter südlich findet es sich nicht mehr. Auch im Westen ist es selten (s. unten S. 378). —

Überblicken wir jetzt die G e s a m t v e r b r e i t u n g, so würde in Ozeanien und Australien die Verbreitungskonfiguration deutlich für ein Zusammenfallen des Quinarvigesimalsystems mit dem t o t e m i s t i s c h - v a t e r r e c h t l i c h e n K u l t u r k r e i s sprechen. In Australien ist dafür die Verbreitung in der Süd-Mitte, nördlich und nordöstlich davon, dazu im Osten, sehr gut passend, wie auch, daß seine Lagerung es für Australien als älter erweist denn die mutterrechtliche, und jünger denn die „Bumerang-Kultur". Bei den Papua-Sprachen legt die Verbreitungsart keinen Widerspruch ein gegen diese doppelte Auffassung, bei den melanesischen spricht alles positiv für beides.

In Asien muß zunächst das Vorkommen im äußersten Nordosten — Ainu, Tschuktschisch, Korjäkisch — in Verbindung gebracht werden mit dem in Nordwestamerika bei

Tlingit, Haida, Bellacoola. Überall hier zeigt sich ein mit Mutterrecht gemischter Totemismus; von hier aus kann auch das Eskimo sein Vigesimalsystem erhalten haben.

Dasselbe läßt sich sagen von dem größten südlichen Gebiet, den Munda-Sprachen und der von ihnen beeinflußten Himalaja-Gruppe der tibeto-chinesischen Sprachen. Auch hier bleibt jedenfalls bei den Munda-Sprachen der vaterrechtliche Totemismus. Daß aber auch ein starkes mutterrechtliches Element hier vorhanden ist, spricht sich in der Tatsache des Dezimal-Vigesimalsystems der Munda-Sprachen und eines Teiles der tibeto-chinesischen Sprachen aus; denn dieses scheint eine Mischung von Dezimal- mit Vigesimalsystem zu sein.

Auch bei den (nord)kaukasischen Sprachen spricht manches nach der Richtung, daß sie ältere Vertreter des totemistisch-vaterrechtlichen Kulturkreises sind.

Deutlicher tritt der Zusammenhang mit dem totemistischen Kulturkreis in Afrika hervor. Denn die ganze charakteristische Verbreitung in Nordwestafrika gruppiert sich um die den Totemismus aufweisenden Ngo-Nke-Sprachen und einen Teil der Manfu-Sprachen als um ihren Kern, von dem die Ausstrahlung in die Bantuiden- und die Bantu-Sprachen ausgeht. Die Ostbantuiden- und die Südostbantu-Sprachen schließen sich nach Norden und nach Süden an ein anderes, in Ostafrika befindliches Zentrum des Totemismus an.

Betreffs der Gruppe mit Quinarvigesimalsystem im Nordwesten Nordamerikas haben wir oben (S. 367) schon das Nötige gesehen. In Kalifornien aber bildet Miwok den Kern einer dortigen Totemismuszone, an die sich auch die Verbreitung des Quinarvigesimalsystems eng anschließt.

Etwas anders scheint die so überaus starke Verbreitung des Vigesimalsystems in Mexiko-Mittelamerika gedeutet werden zu müssen. Hier erlangte das Vigesimalsystem bei den herrschenden Kulturvölkern bald eine starke Geltung im ganzen Rechnungswesen, besonders auch in der Astronomie, und dies wird wohl stark mitgewirkt haben zu der alles beherrschenden Stellung, die es jetzt auch in den Zahlwörtern einnimmt; vgl. dazu die Bildung des Quadragesimalsystems in den Sprachen von Ober-

guinea in Afrika (s. oben S. 360). Die nicht unbedeutende Zahl von Sprachen mit Dezimal-Vigesimalsystem läßt auch hier auf eine Mischung mit früher hier vorhandenem Dezimalsystem schließen.

Die nicht minder starke Verbreitung des Quinarvigesimalsystems in Südamerika muß zum Teil wohl zurückgeführt werden auf das Einströmen der mit Mittelamerika über die Antillen so eng verbundenen beiden großen Sprachfamilien der Arawaken und Kariben. Denn die stärkste, durch sie hervorgerufene Verbreitung des Vigesimalsystems findet sich nördlich vom Amazonas; südlich vom Amazonas verflüchtigt es sich immer mehr in dem dort stärker auftretenden Paarsystem und kommt über den Chaco überhaupt nicht hinaus. Auch daß der Westen kein Vigesimalsystem aufweist, spricht nach derselben Richtung. Andrerseits wird ein Teil der Verbreitung, und zwar besonders der bei den isolierten Sprachen, auf Stämme des totemistisch-vaterrechtlichen Kulturkreises zurückgeführt werden müssen; in dieser Beziehung ist besonders das Dabeisein des Bororo charakteristisch.

Wir dürfen also, zusammenfassend, das (Quinar-) Vigesimalsystem, besonders wo es noch mit dem Paarsystem vergesellschaftet ist, mit dem totemistisch-vaterrechtlichen Kulturkreis der höheren Jäger in Verbindung bringen. Es ist derjenige Kulturkreis, der am meisten „Körperpflege" treibt und am meisten die volle menschliche Gestalt zu ihrer Geltung gelangen läßt, so z. B. auch in der Skulptur, in der Kleidung und im Körperschmuck. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, daß er auch bei der Bildung der Zahlwörter eine so lange Strecke, bis zu „zwanzig" hinauf, mit den Körperteilen zusammengeht.

Freilich ist diese Strecke zu lang, das System bleibt deshalb zu eng mit der materiell-sinnlichen Anschauung verknüpft und erhebt sich deshalb schwerer zu jener abstrakten Leichtigkeit, die ein Zahlwortsystem bei fortschreitendem Gebrauch der Zahlen erfordert. Auch sind die Zahlformen infolge der längeren Zusammensetzungen schwerfälliger; die Zahlgesamtheit, die dem Zählen zugrunde gelegt wird, die Eikosade, die Zwanzigzahl, ist gegenüber der Dekade, der Zehnzahl, etwas zu groß und deshalb unübersichtlich und schwierig. Wo Vigesimalsystem

und Dezimalsystem miteinander in Berührung treten, wird deshalb auch fast überall das erstere durch das letztere verdrängt. Auch diese Tatsache hat mitgewirkt, daß kein Volk mit Hochkultur in seiner Sprache das Vigesimalsystem belassen hat, wenn freilich noch mehr der Umstand hierbei mitgewirkt hat, daß fast alle Hochkulturen mehr mit den mutterrechtlichen und nomadistisch-viehzüchterischen Kulturkreisen in Verbindung standen, die beide das Vigesimalsystem nie gekannt haben. So ist es nur ganz besonderen Umständen zuzuschreiben, die oben (S. 369) schon erwähnt worden sind, daß der größte Teil der amerikanischen Hochkulturen, die der Azteken, die der Maya und die der Chibcha, Sprachen mit Vigesimalsystem aufweist.

Noch weniger also, daß das Vigesimalsystem aus einem früheren Dezimalsystem hervorgegangen sei, vertreten wir die Ansicht, daß überall und immer das Dezimalsystem aus einem früheren Vigesimalsystem hervorgegangen sei. Daß das erstere nicht notwendig der Fall zu sein braucht, sehen wir an einer Reihe von australischen Sprachen (s. oben S. 364), die unmittelbar aus dem Paarsystem heraus zur Erfassung der 5 und 10 gelangt sind, aber bis jetzt wenigstens zum Vigesimalsystem nicht weiter fortschritten. Im Baining ist „fünf" = Hand, 10 = 2 Hände, darüber hinaus wird aber nicht gezählt. Bei den Andamanesen ist 10 = „alle", aber es wird ausdrücklich berichtet, daß darüber hinaus an den Zehen nicht weitergezählt werde. Daß aber dem Vigesimalsystem nicht notwendig ein Dezimalsystem voraufgegangen sein müsse, werden wir im folgenden sehen, wenn wir uns den Sprachen mit Dezimalsystem zuwenden.

So stellt sich heraus, daß beide, das Vigesimalsystem wie das Dezimalsystem, unmittelbar aus dem Zustand des systemlosen oder Paar- oder Vierersystem hervorgegangen sein können, ohne voneinander abstammen zu müssen, daß sie also selbständige Parallelentwicklungen sind, die dann weiter auf ihren Wanderungen miteinander in Berührung traten, sich mischten und dadurch Bildungen hervorriefen, die den Schein innerer Entwicklungsreihen vortäuschten, in Wirklichkeit aber nichts als Produkte äußerer Wanderungen und Berührungen sind.

d) Die Dezimalsysteme.

Bei der jetzt folgenden Übersicht über die Verbreitung der Dezimalsysteme werde ich nicht zuerst die des Quinardezimalsystems vorführen und dann die des reinen Dezimalsystems. Es braucht ja auch das eine nicht immer notwendig erst aus dem anderen hervorgegangen zu sein. Daß das letztere in unzähligen Fällen nichts anderes ist als die Verschleifung des ersteren, ist durch die Forschung klar genug dargetan worden. Aber das schließt doch nicht aus, daß das reine Dezimalsystem auch selbständig entstanden ist in der Weise, daß sämtliche Zahlwörter von 1 bis 10, auch die von 5 bis 6, unmittelbar auch ohne Zusammensetzung gebildet wurden. Ich vermute sogar, daß dieses die dem nomadistisch-viehzüchterischen Kulturkreis ursprünglich eigentümliche Form des Zahlsystems war. Sie ist jedenfalls auch jetzt noch dort das weit überwiegende. Da es aber zurzeit auch bei Sprachen des mutterrechtlichen Kulturkreises vorkommt und bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung noch nicht überall sich feststellen läßt, ob wir es hier mit einem ursprünglichen reinen Dezimalsystem oder mit einem abgeschliffenen Quinardezimalsystem zu tun haben, so führe ich in Einer Übersicht die Verbreitung beider Systeme an, und gebe nur im einzelnen an, um welches von beiden es sich handelt.

So wie ich das reine Dezimalsystem als das dem nomadistisch-viehzüchterischen Kulturkreis ureigentümliche zu betrachten geneigt bin, so scheint mir das quinardezimale System das der mutterrechtlichen Hackbaukultur ureigentümliche zu sein, das dann freilich, je mehr das betreffende Volk zu höherer Kultur aufstieg und damit zu öfterem Gebrauch der Zahlwörter veranlaßt wurde, die schwerfälligen zusammengesetzten Formen der Zahlwörter von 6 bis 10 abschliff, so daß es immer mehr das Aussehen eines reinen Dezimalsystems bekam. Freilich kann dieser Vorgang auch durch äußere Berührung und Mischung mit dem reinen Dezimalsystem nomadistisch-viehzüchterischer Völker in Gang gebracht oder doch beschleunigt worden sein. Jedenfalls ist Tatsache, daß bei sämtlichen Hochkultur-

völkern, die mittelamerikanischen ausgenommen (s. oben S. 369), nicht nur kein Vigesimalsystem, sondern auch kein Quinardezimalsystem mehr zu finden ist.

Daß aber auch das letztere gegenüber dem ersteren das Spätere, ein Verfallsprodukt sein kann, dafür legt Zeugnis ab z. B. das moderne Khmer mit seinem offenen Quinardezimalsystem gegenüber dem alten Khmer mit seinem reinen Dezimalsystem. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß das jetzige Quinardezimalsystem eines gewissen Teiles der melanesischen Sprachen nichts anderes ist, als eine Verarmung des alten austronesischen praktisch genommen reinen Dezimalsystems, herbeigeführt bei der Einwanderung durch Mischung mit den „papuanischen" Ureinwohnern jener Gegend, die in ihrer damaligen Sprache das Quinardezimalsystem besaßen.

Wir beginnen unsere Übersicht wiederum mit A u s t r a l i e n. Das Quinardezimalsystem ist hier noch nirgends in voller Ausbildung, sondern nur in Ansätzen vorhanden, wo nur die Gleichheit von 5 = Hand, 10 = 2 Hände erfaßt wird, die übrigen Zahlwörter aber noch nach dem Paarsystem gebildet werden, so daß also von einem reinen Dezimalsystem noch viel weniger die Rede ist. Derartiges findet sich in folgenden Sprachen: Westkulin (Südostsprachen), Küsten-Yuin, Wailwun, Halifax Island (Ostsprachen), Ngerikudi und Saibalgal (Nordsprachen).

Auch in den P a p u a - S p r a c h e n findet sich nur eine derartige schwache und sporadische Verbreitung des Quinardezimalsystems, vorzüglich an der Südküste von Neuguinea bei Bangu, Kunini, Kovio-Lopika, Domara, Mailu, Binandele, dann im Baining auf Neupommern. Stärker entwickelt zeigt es sich auf den Salomo-Inseln bei Savo und bei Telei, Nasioi, Koromira auf Bougainville. Bei den noch nicht aufgezählten Gruppen (s. oben S. 365) der Halmahera-Sprachen tritt sogar schon reines Dezimalsystem auf. In den letzten Fällen wirkt offenbar die in dieser Beziehung höher stehende indonesische und melanesische Umgebung mit ein.

Derjenige Teil der a u s t r o n e s i s c h e n (melanesischen) Sprachen, der Vigesimalsystem aufweist, ist oben (S. 365) schon angegeben worden; es ist klar, daß hier überall Mischungen mit voraustronesischen Sprachen vor-

liegen. Denn daß das den austronesischen Sprachen eigentümliche Zahlsystem das dezimale, und zwar das rein dezimale ist, darüber kann kaum ein Zweifel sein. Es findet sich so in der Gesamtheit der indonesischen und der polynesischen Sprachen und in folgenden melanesischen: Ponape, Truk, Gilbert-Inseln, Pitmusuan (Neu-Mecklenburg), Salomo-Inseln und Fidji; die wesentliche Gleichheit der Zahlwörter, auch für die Zahlen von 6 bis 10, in allen diesen Sprachen verstärkt noch diese Auffassung. Freilich läßt eine tiefer eindringende Forschung erkennen, daß mindestens die Zahlwörter für 8 und 9 zusammengesetzt sind: $8 = 10 - 2$, $9 = 10 - 1$, so daß also auch hier ein altes Quinardezimalsystem hervortreten würde, das im Engano und einigen Sprachen der Kleinen Molukken auch offen zu sehen ist. Ein offenes Quinardezimalsystem tritt aber klar zutage in einer Reihe von melanesischen Sprachen; es sind gerade diejenigen, die stark mutterrechtlichen Gebieten oder unter deren nächsten Einflußzone liegen: in den Neu-Hebriden auf Api und Fate (wo auch $10 = 2 \times 5$), Ambrym, Sesake, Marina, dann auf den Banks und Torres-Inseln, auf Santa Cruz, im Bismarck-Archipel, auf den Marshall-Inseln, auf Yap und bei den melanesischen Sprachen von Süd- und Ost-Neuguinea, die kein Vigesimalsystem haben (s. oben S. 365).

In den a u s t r o a s i a t i s c h e n Sprachen weisen das Nikobar und die Munda-Sprachen zwar Vigesimalsystem auf; es kann aber auch hier kein Zweifel sein, daß Mischungen vorliegen, beim Nikobar mit älteren Sprachen, die auch noch Paarsystem besaßen, bei den Munda-Sprachen mit Sprachen des totemistischen Kulturkreises, wie sie in den Dravida-Sprachen angrenzen, die allerdings selbst jetzt das Dezimalsystem angenommen haben (s. unten S. 375). Die Tatsache, daß die Munda-Sprachen nicht quinares, sondern dezimales Vigesimalsystem aufweisen, läßt noch die Mischung mit einem alten Dezimalsystem zutage treten (s. oben S. 365). Die große Überzahl der austronesischen Sprachen aber, und zwar nicht nur die der Kulturvölker Khmer, Mon, Khasi, sondern auch die Waldstämme Palaung, Bahnar, Stieng, die verschiedenen „Moi"-Stämme, Bersisi usw., weisen sämtlich jetzt reines Dezimalsystem auf. Die Tatsache aber, daß von „sechs" angefangen die

Zahlwörter nicht mehr überall identisch sind, sondern in Gruppen auseinanderfallen, beweist deutlich, daß nicht das reine, sondern das quinare Dezimalsystem dieser Sprachfamilie ureigentümlich ist.

Reines Dezimalsystem weisen jetzt auch die sämtlichen Dravida-Sprachen auf. Die Tatsachen, daß Tamil, Kanara, Telugu, Tulu die Zusammensetzung von 8 = 10 — 2, 9 = 10 — 1, Malayalam, Badaga von 9 = 10 — 1 erkennen lassen, würde auf eine alte quinare Teilung hinweisen. Ganz ursprünglich aber, vermute ich, war das Vigesimalsystem diesen Sprachen zu eigen, das sie aber unter dem doppelten Einfluß des Mutterrechts und der höheren arischen und eigenen Kultur selbst daran gegeben, es aber den auf niederer Kulturstufe verbliebenen Munda-Völkern (s. oben S. 365) übermittelt haben.

Abgesehen von dem auf Munda-Einfluß zurückgehenden Vigesimalsystem der Himalaja-Gruppen (s. oben S. 365) weisen sämtliche tibeto-chinesischen Sprachen reines Dezimalsystem auf. Der Umstand aber, daß auch bei dieser Sprachfamilie gerade bei den Zahlwörtern über fünf hinaus eine weitgehende Verschiedenheit der Formen einsetzt, läßt deutlich erkennen, daß auch hier das quinare und nicht das reine Dezimalsystem das ursprüngliche ist.

Auch das isolierte, von den tibetochinesischen Sprachen umschlossene Lati zeigt jetzt reines Dezimalsystem.

In den uralaltaischen Sprachen könnte die Tatsache, daß nicht nur das Aleutische, sondern auch das Samojedische quinardezimales Zahlsystem besitzen, darauf hinweisen, daß dieses auch für die ganze Sprachfamilie ursprünglich war. Das um so mehr, als in den uralischen Sprachen das Lappische, Mordwinische, Permische, Ostiakische, Tscheremissische und auch das Samojedische selbst 8 = 10 — 2, 9 = 10 — 1 erkennen lassen. Alle anderen uralischen und sämtliche altaischen Sprachen weisen reines Dezimalsystem auf. Aber die ganze Frage kann hier nicht als einheitliche betrachtet werden, da wohl die uralischen Zahlwörter bis „sieben“ unter sich, die samojedischen bis „zehn“ Gleichheit aufweisen, in den altaischen Sprachen aber diese Einheit nicht einmal bis „fünf“ vorhanden ist.

um so weniger aber von einer Einheit der Zahlwörter der gesamten uralaltaischen Sprachen auch nur für die erste Pentade die Rede sein kann. Die Frage, ob reines, ob quinäres Dezimalsystem das Frühere gewesen, löst sich also in eine ganze Anzahl von Teilproblemen auf, zu deren gesamter Lösung die Forschung zweifellos heute noch nicht fähig ist.

Dagegen ist in den indoeuropäischen Sprachen die Einheit sämtlicher Zahlwörter auch der zweiten Pentade feststehend, so daß auch für das Urindoeuropäische das reine Dezimalsystem als gesichert gelten kann, wenn auch Einzelheiten, wie z. B. die Dualendung von „ὀκτω“, auf eine alte Zusammensetzung (hier $= 4 \times 2$ oder $10 - 2$) einzelner Zahlwörter hindeuten.

Von den kaukasischen Sprachen weist der größere Teil Dezimalvigesimalsystem auf (s. oben S. 365). Vier zeigen reines Dezimalsystem: die nordkaukasischen Sprachen Lakisch, Artschinisch, Hürkanisch, und von den südkaukasischen das Swanische. Die Gleichheit der Zahlwörter für „fünf“ und anderer in der ersten Pentade und die nach „fünf“ beginnende Verschiedenheit belehrt darüber, daß eine quinare Teilung auch hier ursprünglich vorhanden war.

Offenes Quinardezimalsystem — mit Spuren des Vigesimalsystems — zeigt das Sumerische.

Abgesehen von dem Vigesimalsystem des abseits stehenden Kunama (und Barea) weisen sämtliche hamito-semitischen Sprachen das Dezimalsystem auf, und zwar die übergroße Mehrzahl das reine Dezimalsystem. Offenes Quinardezimalsystem findet sich bei Bilin, Chamir, Bedauye. Daß aber auch hier die quinare Teilung ursprünglich überall vorhanden war, lehrt die Verschiedenheit der Zahlformen besonders über „fünf“ hinaus.

In fast allen anderen afrikanischen Sprachfamilien, die dezimales System aufweisen, finden sich beide Formen desselben, das reine und das quinare.

Nur in den Bantuiden-Sprachen ist das erstere so gut wie ausgeschlossen. Das quinare findet sich hier im Wolof, Padschada, Biafada, Serer, Pulo der Nordgruppe, im Gurma und Kögbörikö der Nordzentralgruppe, im Kandjaga, Tšam, Mossi, Dagomba usw. der Grussi-Mossi-

Gruppe, in den meisten Sprachen der Süd(-Togo)-Gruppe, im Kondjara und Kanderma (?) der Ostgruppe. Reines Dezimalsystem finde ich nur im Ahlo, Guang und Borado der Süd(-Togo)-Gruppe und im Tumale der Ostgruppe. Betreffs der Sprachen mit Vigesimalsystem (s. oben S. 366 f.).

Quinardezimalsystem ist auch deutlich das der Gesamtheit der Bantu-Sprachen Ureigentümliche. Die Einheit der Zahlwörter bis „fünf" und die von da an anhebende Verschiedenheit, in der bei manchen Sprachen die Zusammensetzung der Formen auch jetzt noch offen zutage tritt, liefern den Beweis dafür.

In den nilotischen Sprachen zeigen Schilluk und Nuer, Dinka, Bari, Turkana, Suk quinares, Masai, Nandi, Nuba reines Dezimalsystem, bei letzterem mit Spuren von Vigesimalsystem (20 = 1 Mann).

In den Wule-Sprachen findet sich quinares Dezimalsystem bei Gbea, Gbaya, Baja, reines bei Sango, Bango.

Die Ngo-Nke-Sprachen besitzen quinares Dezimalsystem bei Mandingo, Soso, reines bei Bambara (neben vigesimalem), Soninke, Songhai.

Die Manfu-Sprachen weisen Dezimalsystem nur bei Efe und Odschi auf, bei ersterem quinares, bei letzterem reines.

Bei den Kanuri-Sprachen ist das reine Dezimalsystem überwiegend. Das quinare findet sich nur bei Bagrimma-Bongo und Teda, das reine bei Mandala, Muzuk (mit Spuren von Dezimalsystem), Kanuri, Tuba, Maba.

Betreffs des Vorkommens von Vigesimalsystem bei allen diesen Gruppen s. oben S. 366 f.

Schließlich tritt reines Dezimalsystem auch noch beim Nama auf.

Sehr starke Verbreitung, die fast einer ausschließlichen Herrschaft gleichkommt — die Ausnahmen von Vigesimalsystem s. oben S. 366 — besitzt das Dezimalsystem in Nordamerika, und zwar weit überwiegend die quinare Form desselben. Das reine Dezimalsystem finde ich nur im Kwakiutl, Salish, Kutenai, einigen Dene-Sprachen, in den Penuti-Sprachen Yokuts und Dialekten des Miwok (Ebene und Mariposa), in der Hoka-Sprache Costano, im Irokesischen, im Tonkawa, also vorwiegend im Westen.

Das Quinardezimalsystem ist vorhanden im Tsimshian, im Tlingit, im Chinuk, im Walawala-Wailatpu, Molele-Klamath-Lutuami der Oregon-Gruppe, im Takelma (Spuren von Vigesimalsystem 20 = 1 Mann) - Kus - Kalapuya - Siuslaw der Yakon - Gruppe, in einer Reihe von Dene-Sprachen, im eigentlichen Yuki und Wappo-Yuki, in den Penuti-Sprachen Nordost- und Südmaidu, Mutsun, in den Hoka-Sprachen Süd- und Südost-Pomo, Shasta-Achomawi, Chimarico, Karok, Washo, Chumash (mit Spuren von Vigesimalsystem), Yuma, Seri. Im Osten gehören hierher die Algonkin-Sprachen, die Sioux-Sprachen, Cheroki, Muskogi, Choctaw, Tunika-Gruppe, Timukua.

Gerade umgekehrt ist das Dezimalsystem in Mexiko-Mittelamerika nahezu ausgeschlossen. Es findet sich in der quinaren Form nur in den südkalifornischen Shoshonen-Sprachen Gabrielino, Serrano, Cahuilla und in sämtlichen Pueblo-Sprachen. Auch im äußersten Süden zeigt sich reines Dezimalsystem bei Lenca, aber noch mit Spuren von Vigesimalsystem, das dieses ganze Gebiet nahezu völlig beherrscht (s. oben S. 367).

Auch in Südamerika ist die Verbreitung des Dezimalsystems keine große. Außer in den noch in Mittelamerika hineinreichenden oder an dasselbe angrenzenden Teilen der Chibcha-Gruppe — Dorasque, Bribri, Köggaba, Bintukua, Sinsiga, Tunebo, Chocho, alle mit reinem Dezimalsystem, und Colorado, Paez, Cayapa und dem arawakischen Goajiro mit quinarem — ist es dort fast gänzlich auf den Westen beschränkt. Hier findet sich reines Dezimalsystem beim Yunca, Quechua (mit Spuren von Vigesimalsystem), Mosetena, Uro-Puquina, Atacameño, Mapuche, quinares bei Aymara, Cayubaba, Yurucare, Guarayo. Im Osten findet sich Quinardezimalsystem bei Oyampi, Tupi-Guarani, von wo es auch wohl zu den Caingang-Coroados kam und Anstoß zu den Ansätzen der Botokuden gab (15 = 3 Hände), wenn diese Formen dort echt sind, was bezweifelt werden kann. Im Chaco und im Süden tritt quinares Dezimalsystem auf bei Sapibocono, Lule, Tschon-Ona und reines bei den Pampa-Pehuelche.

Daß das Dezimalsystem in ganz überwältigendem Umfang einerseits in den Sprachen der mutterrechtlichen Ackerbaukultur auftritt, andererseits

in derjenigen der nomadischen Viehzüchter, darüber kann nicht gut ein Zweifel bestehen. Für das erstere zeugen die große austrische (= austronesische — austroasiatische) Sprachfamilie, die tibeto-chinesischen Sprachen, die von beiden beeinflußten Dravida-Sprachen, die Kanuri- und Wule-Sprachen, die Bantu- und der Großteil der Bantuiden-Sprachen, das Cheroki-Irokesische, die Dene-Sprachen, die Muskogi-Choctaw-Tunika-Timukua-Gruppe. In Nordamerika ist die Verbreitung über diesen Kulturkreis, ursprünglich durch den Einfluß der arktischen Kultur, noch weiter hinausgegangen; in Mittel- und Südamerika haben besondere Gründe (s. oben S. 369) die Verbreitung eingeschränkt. Hinsichtlich der Verbreitung in den Sprachen der nomadistisch-viehzüchterischen Kultur genügt es auf die jetzige Herrschaft des reinen Dezimalsystems in den uralaltaischen, den indoeuropäischen und den hamito-semitischen Sprachen hinzuweisen, die augenscheinlich überall ziemlich alt ist. Wenn ein strikter Beweis für die Entstehung des quinären Dezimalsystems in den mutterrechtlichen, des reinen Dezimalsystems in der nomadistischen Kultur derzeit auch nicht geführt werden kann, so spricht doch vieles für die Bejahung dieser Auffassung. Dafür im folgenden noch ein weiterer Hinweis.

Wenn das quinare Dezimalsystem ein bedeutender Fortschritt gegenüber dem vigesimalen ist, so bedeutet das reine Dezimalsystem einen weiteren Fortschritt über das quinardezimale hinaus. Wir haben deshalb auch schon darauf hingewiesen (s. oben S. 371), daß alle Völker mit Hochkultur zum reinen Dezimalsystem vorgedrungen sind. Nun ist aber der Eintritt der eigentlichen Hochkulturen in der Alten Welt überall erst durch die Vermischung der Nomadenvölker mit den Ackerbauvölkern der mutterrechtlichen und den Stadt(Handwerk, Kunst, Handel)-Völkern der vaterrechtlich-totemistischen Kultur herbeigeführt worden, indem sie die Großstaaten und die großen wirtschaftlichen Verbände schufen, in denen die Eroberer-Nomaden die leitenden Aristokratien und Dynastien stellten. Es wird also dieser Hinzutritt der Viehzüchternomaden gewesen sein, der auch das reine Dezimalsystem mitbrachte.

Es waren vorzüglich wirtschaftliche Fort-

schritte, die auch den Fortschritt in der Bildung der Zahlwörter herbeiführten. In der mutterrechtlichen Hackbaukultur war es die jetzt größere Menge der Produkte des Pflanzenbaues, die aufgespeichert und in den Handel gebracht wurden und zu diesem Zweck eine genauere und schnellere Zählung forderten. Es sind besonders die austrischen und tibeto-chinesischen Sprachen, die zuerst bei der Zählung der Ackerbauprodukte jene Klassenwörter, verschieden nach der Art der Früchte, schufen, die dann zu allgemeinen Zahlwortaffixen wurden, die die Dinge je nach ihrer äußeren Gestalt (lang, rund, kurz, dick, flach usw.) klassifizieren (s. oben S. 335).

Eine noch stärkere Nötigung zum Zählen und zur Anwendung auch größerer Zahlen ergab sich bei der Herdenviehzucht der Nomadenvölker mit den oft Hunderten und Tausenden von Stück Vieh der verschiedenen Arten. Der in noch höherem Grade als bei den Produkten des Ackerbaues konstante Charakter der Herdenzuchtobjekte — daher auch die erhöhte Möglichkeit der Anhäufung, der „Thesaurierung" der *capita* — verschaffte damit auch der Zählung selbst und den von ihr geschaffenen Zahlwörtern eine größere Festigkeit, und so sind die nomadistischen Viehzüchter die ersten Begründer eines Naturkapitalismus gewesen, in deren Kulturkreis die Entwicklung der Zahlwörter und ihrer Systeme den höchsten Grad erreichte.

III. Die Syntax.

Einleitung.

Wie in den vorhergehenden beiden Abschnitten, so muß auch hier betont werden, daß nicht eine systematische Vollständigkeit der Teile der Syntax vorgeführt werden soll, sondern daß solche Teile herausgegriffen werden, die in ihrem Material wie in dessen Durcharbeitung derartig umfassend sind, daß sie es gestatten, zu den weiten Ausblicken vorzudringen, wie wir sie anstreben.

Hier nun war es möglich, scheinbar sich sogar auf einen einzigen Gegenstand zu beschränken, nämlich die Stellung des affixlosen Genitivs in bezug auf den Nominativ, den er näher bestimmt. Scheinbar, denn in Wirklichkeit schließen an diesen Gegenstand in psychologischer Notwendigkeit eine ganze Reihe von grundlegenden Elementen der Satzbildung sich an und werden durch ihn in weitgehendem Maße bestimmt und beeinflußt.

Es steht mit der Genitivstellung in engstem Zusammenhang die Bildung und Stellung des vom Personalpronomen abgeleiteten Possessivs.

Bei dessen tieferer Behandlung stößt man notwendigerweise auch auf das Problem der Form und Stellung des Personalpronomens als Subjekt der Sätze, insbesondere der Verbalsätze.

Nachdem in diesen beiden wichtigen Punkten die weitgehende Bedeutung der Genitivstellung zutage getreten ist, wirft sich bald auch die Frage auf, ob nicht auch bei einem anderen wichtigen Kasus, dem Akkusativ, seine Stellung zu dem Verb, von dem er abhängt, in enger Beziehung zu der des Genitiv stehe oder gar von ihr maßgebend bestimmt werde.

Die gleiche Frage drängt sich dann auch auf in bezug auf die Stellung des Adjektivs zu dem Substantiv, das es näher bestimmt.

So greifen wir also mit der gründlichen Untersuchung der Genitivstellung tief in die Nominal-, wie die Verbalsyntax hinein und werden wichtige Fragen derselben lösen können, wenn es uns gelingt, über jene erste Frage mehr Licht zu verbreiten.

Wenn diese erste Frage von so grundlegender Bedeutung ist, so hat man sicherlich das Recht zu fragen, warum man nicht schon früher an ihre Behandlung herangetreten ist. Ein wenig Antwort auf diese Frage möge die folgende Einführung geben, die ein kleines Stück ihrer Geschichte vorführt.

Wo W. Wundt im ersten Teil seiner „Völkerpsychologie", der „Die Sprache" behandelt, auf die Kasusbildung zu sprechen kommt, stellt er folgende Sätze auf: „Soweit wir in der Entwicklung der verschiedenen Sprachen zurückgehen mögen, mit wenigen Ausnahmen begegnet uns als ursprüngliche Ausdrucksform für die Kasus der äußeren Begriffsbeziehung die Suffixbildung . . . Wo in einer und derselben Sprache Suffixbildungen und Präpositionen als Ausdrucksmittel der Kasus vorkommen, da ist aber im allgemeinen das Suffix die ältere, die Präposition die jüngere Form" (W. Wundt, Völkerpsychologie, 1. Aufl., Leipzig 1900, Bd. II, S. 124 ff.; mit geringen Änderungen so auch 3. Aufl., Leipzig 1912, Bd. II, S. 131 ff.).

In einem in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft am 12. Mai 1903 gehaltenen Vortrag (abgedruckt in den MAGW XXXIII, 1903, S. 361—389) hatte ich in kritischer Behandlung dieser Sätze meine Auffassung in folgender Weise zum Ausdruck gebracht: „Ob die Kasusbezeichnungen, und bis zu einem gewissen Grade auch die Numerus- und Genusbezeichnungen, durch Prä- oder Suffixe, durch Prä- oder Postpositionen gegeben werden, ist meiner Auffassung nach abhängig von der Stellung des affixlosen Genitivs, und ich formuliere diese Abhängigkeit in folgender Regel: Steht der affixlose Genitiv vor dem Substantiv, welches es näher bestimmt, so ist die Sprache eine Suffixsprache eventuell mit Postpositionen, steht der Genitiv nach, so ist sie eine Präfixsprache eventuell mit Präpositionen; wenn Abweichungen von dieser Regel erscheinen, etwa: Vorkommen von Postpositionen mit Nachstellung des Genitivs, oder umgekehrt: Vorkommen von

Präpositionen mit Voranstellung des Genitivs, so liegt ein Übergangsstadium entweder im ersteren Falle von der Präfigierung in die Suffigierung oder im zweiten Falle die umgekehrte Entwicklung vor. Für die Beurteilung der Richtung, welche die Entwicklung der betreffenden Sprache in einem solchen Übergangsstadium verfolgt, ob sie sich von der Präfigierung zur Suffigierung oder von der Suffigierung zur Präfigierung wendet, dafür kommen besonders die Possessivaffixe in Betracht, da sie gewöhnlich am längsten in ihrer Stellung die alten Gesetze beobachten" (a. a. O. S. 381 f.).

Hier wird also die Entscheidung der Frage, ob Prä- ob Suffixbildung, auf die Stellung des affixlosen Genitivs, auf seine Nach- oder Voranstellung, als das Primäre zurückgeführt. Ohne diesen inneren Zusammenhang zwischen Genitivstellung und Affixbildung zu gewahren, hatte Wundt gemeint, daß sich ein Übergewicht für die Voranstellung des Genitivs ergebe (W. Wundt, a. a. O., 1. Aufl., S. 124 ff.; in der 2. Aufl., S. 97 hat Wundt meiner Kritik zum Teil Rechnung getragen. Doch verkehrt er das richtige Verhältnis geradezu ins Gegenteil, wenn er schreibt: „Doch übt hier außerdem offenbar die Stellung der sonstigen mit dem regierenden Substantiv verbundenen determinierenden Prä- oder Suffixe einen bestimmten Einfluß aus, indem Suffixsprachen den affixlosen Genitiv vor-, Präfixsprachen ihn nachzustellen pflegen"). Demgegenüber hatte ich betont: „Die (primäre) Stellung des Genitivs, ob sie nun Voranstellung oder Nachsetzung sei, muß für jede Sprache, beziehungsweise jede Sprachfamilie zunächst als etwas Gegebenes einfach hingenommen werden; es lassen sich sowohl für die Voranstellung als die Nachstellung psychologische Gründe anführen. Ich finde nicht, daß das Überwiegen der Voranstellung des Genitivs, wie Wundt meint, evident sei" (W. Schmidt, a. a. O., S. 382).

Daß Wundt diesen inneren Zusammenhang der Prä- oder Suffigierung mit der Stellung des Genitivs und die primäre Bedeutung der letzteren nicht gewahrte, liegt in der geringen Bedeutung begründet, die er, wie auch der größte Teil der Sprachforscher und Sprachpsychologen, bisher überhaupt der Genitivstellung zuteil werden ließ, während die Stellung des Objektskasus, des Akkusativs, zum

Verb sorgfältig berücksichtigt wird. Und doch hat ganz gewiß die Stellung des Akkusativs für den Gesamthabitus einer Sprache längst nicht die Bedeutung, welche dem Genitiv zukommt. Bei dem Objektivverhältnis sind doch Objekt und Verbum, jenes als Gegenstand, dieses als Tätigkeit — mag man auch noch so sehr von „gegenständlicher“ Auffassung des Verbums reden — als innerlich der Art nach verschieden empfunden, so daß auch eine Verwechslung ihrer Stellung im allgemeinen die innere Sprachempfindung des gegenseitigen Verhältnisses nicht wesentlich beeinträchtigt. Beim Genitivverhältnis dagegen stehen zwei Wörter nebeneinander, die beide Nomina sind, wo also der Unterschied von Bestimmtem und Bestimmendem nur durch die Stellung markiert sein kann und auch bleiben muß, solange nicht andere Mittel, wie eigene Genitivaffixe, hinzukommen. So könnte z. B. in der Genitivverbindung „Vater-Haus“ nicht der Genitiv „Vater“ nach Belieben dem Wort „Haus“ nachgestellt werden, „Haus-Vater“ würde für unser Sprachgefühl gleich eine ganz andere Bedeutung haben. All dem entspricht es nun, daß, wenn auch in den meisten Sprachen die Stellung des Akkusativs entweder vor oder nach dem Verbum fixiert ist, doch eine Reihe von anderen Sprachen ihn sowohl vor- als nachstellen können, während ich dagegen nur äußerst wenig Sprachen kenne, in welchen die Stellung des (affixlosen, possessiven) Genitivs eine derartige Freiheit hätte.

Darin offenbart sich die durchaus primäre Bedeutung der Genitivstellung und ihr unzertrennliches Eingewurzeltsein in das tiefste Sprachgefühl einer jeden Sprache. Diese größere Festigkeit der Genitivstellung sichert ihr auch eine gewisse assoziative Übermacht selbst über die Akkusativstellung: wie wir weiter noch sehen werden, wird die Voranstellung des Akkusativs vor das Verb in den weitaus meisten Fällen in solchen Sprachen geübt, die auch den Genitiv voranstellen, und ebenso findet sich Nachstellung des Objektes überwiegend in den Sprachen mit Genitivnachstellung. Auch auf die Stellung der Numerus- und eventuellen Genus- und sonstigen Klassifiziezierungsaffixe erstreckt sich die assoziative Einwirkung des Genitivs: überall dort gelangt mehr oder minder die

Suffigierung zur Herrschaft, wo der Genitiv voran-, die Präfigierung, wo er nachsteht.

Darüber hinaus erstreckt sich der Einfluß der Stellung des Genitivs aber auch noch auf das Verbum, indem auch hier die Suffixbildung überwiegt oder alleinherrschend ist, wo Genitivvoranstellung herrscht, und Präfixbildung, wo Genitivnachsetzung geübt wird. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist die Frage, ob die Stellung des Pronominalsubjektes beim Verbum immer die gleiche sei wie die des Genitivs beim Nomen, d. h. ob bei Genitivnachstellung stets auch Suffigierung des Pronominalsubjektes geübt werde, und bei Genitivnachstellung Präfigierung. Die Bejahung dieser Frage würde von großer Bedeutung sein für die Beantwortung der sprachpsychologischen Frage, ob der Verbalsatz ursprünglich nicht eine Possessivfunktion dargestellt habe, in der das Verbalsubjekt identisch gewesen sei mit dem Genitiv einer Possessivverbindung: „ich schlage" = „von mir das Schlagen" = „mein Schlagen".

Alle diese Gedanken hatte ich im wesentlichen schon damals in dem obengenannten Vortrag zum Ausdruck gebracht, und später hatte ich auf mehreren Sprachgebieten, so dem papuano-melanesischen (W. Schmidt, Die sprachlichen Verhältnisse von Deutsch-Neuguinea, ZAOS V und VI [1900, 1901]), dem westafrikanischen (W. Schmidt, in MSOS VIII, 1905, Abt. III, S. 251 ff., und Anthropos I, 1906, S. 944 f.), dem südostaustralischen (W. Schmidt, Die Gliederung der australischen Sprachen, Wien 1919, S. 7 f., 266 ff.), konkrete Anwendung von den hier aufgestellten Gesetzen machen können. Was aber die Aufklärung des Grundproblems, des primären Phänomens der Genitivstellung, betrifft, so war ich nicht hinausgekommen über das, was ich in dem genannten Vortrag schon darüber formuliert hatte: „Die Genitivstellung ist das Bestimmende, und es gibt fast gerade soviel Sprachen mit Voran-, wie solche mit Nachstellung derselben. Was aber das Ursprünglichere sei, Voran- oder Nachstellung, das läßt sich zwar bei e i n z e l n e n Sprachgebieten auf Grund sorgfältiger sprachgeschichtlicher Untersuchungen wohl feststellen, aber nicht für die Sprachentwicklung überhaupt. Bezüglich dieser muß es, wie ich schon sagte, zunächst

wenigstens, als eine gegebene Tatsache einfach hingenommen werden, daß einzelne Sprachen und Sprachfamilien den Genitiv voran-, andere ihn nachstellen. Möglich, daß auch dieser Rest vor einer späteren eindringenden Forschung noch schwindet, für jetzt aber muß er als noch unlösbar bezeichnet werden" (a. a. O., S. 384).

Zu der eindringenderen Forschung, die auch diesen letzten Rest des Problems noch lösen und dem Alter und der Entstehung der Genitivstellungen überhaupt nachgehen sollte, suchte ich seit langem mir die Zeit zu gewinnen; allerlei andere Aufgaben und das Jahrzehnt des Krieges und des nachfolgenden „Friedens" ließen mich lange nicht dazu kommen. Jetzt endlich ist es möglich gewesen, die dafür notwendigen Arbeiten zu leisten. Die Ergebnisse derselben sollen hier dargelegt werden. Diese Darlegung zerfällt in vier Teile.

Der erste Teil legt die diesbezüglichen Tatsachen der Genitivstellung und der eng damit zusammenhängenden Possessivbildung in der Gesamtheit der jetzt erreichbaren Sprachen der Erde dar und untersucht auch die Stellung des Subjektpronomens beim Verbum sowie die des Akkusativs und des Adjektivs.

Der zweite Teil faßt die Einzelergebnisse ihrem inneren Wesen nach zusammen und sucht zu den äußeren geographischen Gruppierungen derselben und zu ihren Kerngebieten und Ausstrahlungszonen vorzudringen.

Der dritte Teil sucht festzustellen, ob und mit welchem der ethnologischen Kulturkreise die einzelnen Gruppierungen Zusammenhänge aufweisen und zieht die soziologischen und sonstigen Verhältnisse dieser Kulturkreise heran zur Erklärung des Ursprunges der Genitivstellung.

Der vierte Teil erörtert die sprachlichen Auswirkungen der Genitivstellung auf die Stellung des Akkusativs und die des Adjektivs.

Ein fünfter Teil faßt die Ergebnisse zusammen und sucht die Frage zu beantworten, ob eine Änderung der Genitivstellung auch auf dem Wege rein innerer Sprachentwicklung zustande kommen könne.

Bevor wir in die Darlegung eintreten, möge eine Frage der Terminologie kurz berührt und geklärt werden. Bei einigen Sprachforschern, besonders auf dem Gebiete

der amerikanischen Sprachen, hat sich die Gewohnheit herausgebildet, die Sprachen, je nachdem, ob die Possessiva dem Nomen prä- oder suffigiert werden, als Prä- oder Suffixsprachen zu bezeichnen; so werden z. B. die Arawak-Sprachen in Südamerika, die das Possessiv präfigieren (daher die Benennung Karls von den Steinen: Nu-Aruak), als Präfixsprachen bezeichnet.

Diese Benennung ist eine irrige und irreführende. Als Prä- und Suffixe im eigentlichen formalen Sinne des Wortes können nur diejenigen Formen bezeichnet werden, die selbst keinerlei inhaltliche Bedeutung mehr haben, sondern nur dazu dienen, formale, grammatische Beziehungen der Wörter zum Ausdruck zu bringen. Die Possessiva aber, die nichts anderes als die Genitive der Personalpronomina sind, haben eben dadurch eine inhaltliche Bedeutung: sie drücken die Personen, die redende (erste), die angeredete (zweite) und die beredete (dritte) aus, wenn auch freilich nur ihre Existenz, ihr Daß-Sein, so daß sie dadurch den reinen Formalelementen sich nähern, aber doch nicht völlig in sie übergehen. Irreführend ist jene Bezeichnungsweise insofern, als gerade umgekehrt die Sprachen mit Possessivpräfixen keine prä-, sondern suffigierende Sprachen sind, da sie den Genitiv voranstellen; und ebenso sind Sprachen mit Possessivsuffixen nicht suf-, sondern präfigierende Sprachen, da sie den Genitiv nachstellen.

A. Genitivstellung, Possessivbildung, Stellung des Pronominalsubjektes in den Sprachen der Erde.

1. Die Sprachen von Europa und West- und Mittelasien.

Die so gut durchforschten indogermanischen Sprachen bieten für unsere Fragen aus besonderen Gründen wenig zahlreiches und wenig klares Material.

Der Ausdruck des Genitivs durch einfache Voranstellung ohne Genitivaffix ist in vielen Sprachen selten, so im Altindischen, im Griechischen, Lateinischen, Slavischen, häufiger ist sie nur im Germanischen und Litauischen; aus allen Fällen ist aber klar, daß Genitivvoranstellung geübt wurde. Das wirkt auch wohl noch in den weit zahlreicheren Fällen nach, wo der Genitiv ein eigenes Suffix hat; im Altindischen, Iranischen, Germanischen steht auch dieser Genitiv habituell vor, nur im Altnordischen habituell nach; im Litauischen und Slavischen steht der qualitative (und possessive) Genitiv vor, der partitive im Litauischen nach, im Slavischen ist die Sache schwankend; im Lateinischen und Griechischen herrscht große Freiheit. Die Beziehungen des Possessiv zum Genitiv sind gerade in den indogermanischen Sprachen geschwächt: sie sind weder Prä- noch Suffixe, sondern Adjektive und teilen mit diesen die wechselnde Stellung. Das Pronominalsubjekt wird in allen indogermanischen Sprachen suffigiert. Im übrigen sind die indogermanischen Sprachen durchaus suffigierende Sprachen. So sind auch die Kasusbezeichnungen stets Suffixe. Dementsprechend weist die Ursprache zur Bezeichnung der übrigen (räumlichen) Beziehungen nur Postpositionen auf, so in den ältesten Phasen des Altindischen, des Avesta, des Griechischen, des Umbrisch-Oskischen und Lateinischen. In den späteren Phasen dieser Sprachen setzt aber die Präposition ein, die im Irischen, Germanischen und Baltoslavischen die Regel ist. Der Akkusativ steht im Urindogermanischen regelmäßig unmittelbar vor dem Verb. Beim attributiven Adjektiv wurde unterschieden: das qualifizierende wurde vor-, das spezifizierende nachgesetzt.

Im Pamirgebiet, dort, wo in Dardistan die indischen Sprachen von den iranischen sich abzweigen, ist das Gebiet der völlig isoliert dastehenden Einzelsprache Burushaski (Khadžuna). Diese hat Genitivvoranstellung. Auch das Possessiv wird präfigiert, das Pronominalsubjekt am Verbum dagegen suffigiert. Im übrigen ist es eine durchaus suffigierende Sprache mit Kasussuffixen und Postpositionen. Wie der Genitiv, so wird auch der Akkusativ dem Verbum und das attributive Adjektiv dem Nomen vorangesetzt.

Nördlich und östlich von den indogermanischen Sprachen dehnt sich das Gebiet der *uralaltaischen Sprachen* aus. Überall wird hier *Genitivvoranstellung* geübt, im Türkisch-Jakutischen und Eskimo zugleich mit Possessivsuffixen. Aber das *Possessiv* wird überall suffigiert, mit Ausnahme des äußersten Ostens der altaischen Sprachen, wo im Japanischen, Koreanischen, Mandschu und Mongolischen das Personalpronomen (im Genitiv) vorangesetzt wird; im äußersten Westen, im Lappischen, Mordwinischen, Permischen, Tscheremissischen, Ugrischen ist die Suffigierung des Possessiv mit Voranstellung des Pronomens verbunden; in der Mitte, im Samojedischen, Türkisch-Jakutischen und Tungusischen, ferner im Eskimo ist bloße Suffigierung des Possessiv, im Aleutischen entweder bloße Suffigierung oder Voranstellung des vollen Pronomens im Gebrauch. Das Wort für „Selbst" wird in allen finnisch-ugrischen Sprachen, mit Ausnahme des Wogulischen, mit Possessivsuffixen verbunden, ebenso die Präpositionen. Daneben kommen aber eben dort statt Präpositionen auch Intrapositionen vor, eine Zwischenstellung zwischen Präposition und Postposition: der „Position" wird das Pronominalelement sowohl prä- als suffigiert. Das *Subjektpronomen* steht wiederum im äußersten Osten — Japanisch, Koreanisch, Mandschu, Mongolisch — vor oder nach; im Aleutischen wird dasselbe entweder suffigiert oder steht als volles Pronomen nach; in allen übrigen Sprachen wird es suffigiert, so im Eskimo, Tungusischen, mongolische Dialekte, Kalmükischen, Burjätischen, Jakutisch-Türkischen, Samojedischen und in allen finnisch-ugrischen Sprachen. Der *Akkusativ* steht vor im ganzen Osten: Eskimo (mit Objekt*suffix*), in allen altaischen Sprachen, im Samojedischen; er steht nach in den finnisch-ugrischen Sprachen, mit Ausnahme des Magyarischen, wo er voransteht. Das attributive *Adjektiv* steht überall vor, nur im Eskimo nach. Im übrigen sind diese Sprachen durchgehends suffigierende Sprachen.

Das von den uralaltaischen Sprachen völlig umschlossene *Jenissei-Ostjakische* am oberen Jenissei weist *Genitivvoranstellung* auf. Sowohl das Kottische als das eigentlich Jenissei-Ostjakische verwenden

Possessivpräfixe, das letztere verwendet aber bei „selbst“ Possessivsuffixe, wie die uralaltaischen Sprachen. Das Subjektpronomen wird im Jenissei-Ostjakischen entweder präfigiert oder zugleich prä- und suffigiert, in Nominalsätzen nur suffigiert; im Kottischen wird es meist suffigiert, selten präfigiert. Die Stellung des Akkusativs ist aus dem Castrénschen Material nicht ersichtlich. Das attributive Adjektiv steht vor. Auch diese Sprache ist durchgehends suffigierend mit Kasussuffixen und Postpositionen.

Während die uralaltaischen Sprachen sich nach Norden und Osten von dem Gebiet der indogermanischen Sprachen ausdehnen, breitet dasjenige der hamito-semitischen Sprachen sich nach Südwesten hin aus. Die Genitivstellung ist in diesen Sprachen keine einheitliche. Genitivnachstellung herrscht in der ganzen östlichen und (nord)westlichen Gruppe, bestehend aus den semitischen Sprachen, dem Ägyptisch-Koptischen, dem Berberischen (und dem Haussa). Von den niederkuschitischen Sprachen zeigt das Galla Genitivnachsetzung mit Spuren früherer Vorsetzung, das Somali manchmal Genitivnachsetzung mit Possessivsuffixen; das Saho und Afar zeigen nur Genitivvoranstellung. Ausschließlich das letztere weisen auch die hochkuschitischen Sprachen (Agau, Kaffa, Barea-Kunama) auf; das Bilin stellt den Genitiv nach, aber mit Adjektivsuffix versehen. Fast, aber nicht ganz gleich so ist die Verbreitung der Possessivform. Possessivsuffixe finden sich bei den semitischen Sprachen, dem Ägyptisch-Koptischen, Berberischen, Galla, Somali, Bedauye, zuweilen auch Kaffa; das Kunama hat mittelbare Präfigierung, stellt das Ganze aber nach. Alle übrigen, also Bilin-Agau, Barea, Saho, Afar, üben Präfigierung des Possessivs. Sehr mannigfaltig ist auch die Stellung des Subjektpronomens beim Verbum: nur Suffigierung üben Bilin-Agau, Barea, Ägyptisch-Koptisch; nur Präfigierung Kaffa (volles Pronomen), Kunama, Bedauye, Haussa; Prä- und Suffigierung üben Semitisch (im Perfekt Suffix, im Imperfekt Prä- und Suffixe), Berberisch (1. Singular 3. Plural Suffix, 1. Plural 3. Singular Präfix, 2. Singular und Plural Prä- und Suffix), Saho (Verba mit Vokalanlaut Präfix, mit Konsonantenanlaut Suffix), Afar (primäre Verba

Präfix, denominative Verba Suffix), Somali und Galla (früher Präfixe, davon jetzt nur noch Reste und im ganzen jetzt Suffixe). Auch die Stellung des Akkusativ und des Adjektiv weisen weitgehende Mannigfaltigkeit auf. Der Akkusativ steht nach in semitischen Sprachen, Ägyptisch-Koptisch, Berberisch, Kunama (?), Agau-Bilin (?), Haussa; er steht vor in semitischen Sprachen, im Bedauye, Barea, Afar, Saho (meist); er steht vor und nach im Hebräischen, Aramäischen und Kaffa. Das Adjektiv steht nach im Semitischen, Ägyptisch-Koptischen, Berberischen, Haussa, Kunama, Barea, Bilin; vor nur im Agau; vor und nach im Kaffa, Bedauye, Saho, Afar.

Zwischen das Gebiet der indogermanischen Sprachen und das der hamito-semitischen Sprachen legt sich, von Südpersien beginnend, durch Mesopotamien, Kaukasus, Kleinasien, Balkan, Italien, Spanien hindurch eine Reihe von Sprachen, die unter dem Namen japhetitische Sprachen zusammengefaßt werden. Wir müssen aber zunächst die Verhältnisse jeder einzelnen Gruppe getrennt darstellen und beginnen mit dem äußersten Osten.

Hier weist das Elamische Genitivnachstellung auf, sowie Suffigierung beim Possessiv wie beim Subjektpronomen. Das Adjektiv steht ebenfalls nach.

Das Sumerische zeigt beim Genitiv sowohl Voran- als Nachstellung. Delitzsch hält die erstere für die ältere, aber auch die Nachstellung gilt ihm als sehr alt. Beim Possessiv wird Suffigierung geübt, bei Betonung steht das Personalpronomen vorauf; beim Subjektpronomen gilt Präfigierung. Der Akkusativ steht vor, das Adjektiv fast immer nach.

Bei den kaukasischen Sprachen tritt eine größere Mannigfaltigkeit zutage. In den west- und ostkaukasischen Sprachen steht der (meist mit Kasussuffix versehene) Genitiv vor, im Altgeorgischen nach, im Modern-Georgischen vor und nach, ebenso im Swanischen. Beim Possessiv tritt im Westkaukasischen Nachstellung auf, in allen übrigen Sprachen wird der Genitiv des Personalpronomens (mit Kasussuffix) gebraucht, der im Ostkaukasischen, im Lazischen und Swanischen gewöhnlich vor, im Georgischen und Mingrelischen gewöhnlich nachsteht; es muß aber bemerkt werden, daß auch dort, wo der

Genitiv nachsteht, derselbe stets ein Kasussuffix aufweist und durch dieses schon kenntlich gemacht ist. Beim Subjektpronomen steht im Ostkaukasischen das Personalpronomen vor; im Südkaukasischen wird in der 1. Singular und Plural präfigiert, in der 3. Singular und Plural suffigiert, in der 2. Singular und Plural fehlt beides. Der Akkusativ steht gewöhnlich nach. Das Adjektiv wird im Ostkaukasischen nach-, in allen übrigen Gruppen vorangestellt.

Bei den alten vorarischen und vorsemitischen Sprachen Kleinasiens ist das Material vielfach noch so ungeklärt, daß es über die Fragen, die wir hier an dasselbe richten, nur ungenügende Auskunft erteilen kann.

Im Hethitischen (Kanesischen) steht der Genitiv vor. Beim Possessiv aber, wie beim Subjektpronomen wird Suffigierung geübt.

Auch im Luvischen steht der Genitiv (mit Kasussuffix) vor. Auch hier aber wird beim Possessiv und vielleicht auch beim Subjektpronomen Suffigierung geübt.

Durchaus unklar ist die Sachlage noch beim Protochattischen. Welches die Genitivstellung ist, läßt sich noch nicht ersehen. Das Possessiv schiene Präfigierung zu üben. Aber der Umstand, daß der größte Teil der grammatischen Beziehungen durch Präfixe ausgedrückt wird, daß es z. B. Pluralpräfixe gibt und Präpositionen, würde doch auf mehr oder minder stark ausgeprägte Genitivnachstellung schließen lassen.

Im Lydisch-Lykischen steht der Genitiv vor. Beim Possessiv aber und beim Subjektpronomen wird Suffigierung geübt.

Im Etruskischen steht der Genitiv nach. Die Stellung des Possessiv ist nicht ersichtlich. Beim Subjektpronomen wird Suffigierung geübt.

Im Baskischen wird der Genitiv vorangestellt; wenn er mit Kasussuffixen versehen ist, auch nach. Beim Subjektpronomen tritt Präfigierung auf bei intransitiven, Suffigierung bei transitiven Verben. Das Adjektiv steht nach.

2. Die Sprachen von Afrika.

Von den Sprachen Afrikas haben wir bereits die den Norden und Nordosten erfüllenden hamitischen (und semitischen) Sprachen behandelt.

Wir begeben uns jetzt in den äußersten Süden des Erdteiles, wo wir die Gruppe der Khoin-Sprachen antreffen, bestehend aus dem San der Buschmänner, dem Nama der Hottentotten, denen sich in Ostafrika noch das Sandawe anschließt. Hier herrscht überall Genitivvoranstellung; im Nama schiene auch Nachstellung vorzukommen, doch ist diese Auffassung wohl nur zum Teil richtig; der Genitiv kann wohl dem Nominativ auch nachgestellt werden, dann folgt aber noch das auf den Nominativ bezügliche Personalpronomen, dem dann also der Genitiv vorangeht, z. B. Frauen Mann sie = des Mannes Frauen. Die Possessivbezeichnung ist in dieser Gruppe nicht einheitlich: im San wird eine kurze Pronominalform vorgesetzt; im Nama steht entweder volles Personalpronomen vor — Planert hält das für älter —, oder ein Possessivsuffix wird dem Wort *a* „Besitz“ angefügt und das Ganze nachgesetzt; im Sandawe treten Possessivsuffixe auf, im Laut nicht identisch mit den Subjektsuffixen, oder auch das volle Pronomen tritt vor das Verb. Das Subjektpronomen wird beim San vorgesetzt; beim Nama tritt entweder volles Pronomen vor oder das Possessivsuffix wird angefügt; auch im Sandawe treten Subjektsuffixe an, in Nominalsätzen aber auch das volle Pronomen vor. Der Akkusativ steht im San nach, im Nama und Sandawe vor. Die Adjektive, deren es im San wenige gibt, stehen dort meist nach, im Nama vor.

In dem großen Gebiet der Bantu-Sprachen, das nach Osten und Norden anschließt, herrscht in allen Punkten weitgehende Einheitlichkeit. Überall besteht hier Genitivnachstellung. Beim Possessiv wird im allgemeinen mittelbare Suffigierung geübt, d. h. das Pronominalsuffix wird zuerst einer Partikel angeheftet, das Ganze dann dem Substantiv nach- oder vorgesetzt; bei den Verwandtschaftsnamen wird das Possessiv unmittelbar suffigiert. Das Pronominalsubjekt beim Verbum geht voran. Akkusativ und Adjektiv stehen nach.

Fast ähnlich gleichartig liegen die Verhältnisse bei den nördlich anstoßenden Wule-Sprachen. Der Genitiv steht nach. Beim Possessiv wird bei Verwandtschaftsnamen und Körperteilen unmittelbare Suffigierung geübt, bei den übrigen Substantiven mittelbare. Das Subjektpronomen beim Verbum steht vor. Der Akkusativ folgt dem Verbum. Das Adjektiv steht im Sango und Banziri ebenfalls nach, im Sandeh und Gbaya vor.

Nicht ganz so einheitlich liegen die Verhältnisse bei den nordwestlich angrenzenden Manfu-Sprachen. Genitivnachstellung wird geübt bei der Ostgruppe: Edo, Ibo, Nupe, Yoruba; Spuren davon finden sich bei der Mittelgruppe: Oji (Ewe); Genitivvoranstellung herrscht in der Westgruppe: Kwakwa- und Kru-Sprachen. Ähnlich ist die Verbreitung beim Possessiv: in der Ostgruppe herrscht Suffigierung; bei Ewe ist sie noch vorhanden in der 1. und 2. Singular; Präfigierung wird geübt bei Odschi, Kwakwa, Kru. Das Pronominalsubjekt wird überall vorgesetzt; nur beim Ibo findet in der 1. Singular Suffigierung statt. Der Akkusativ steht fast überall nach, nur bei Kru kann er auch vorstehen.

Große Einheitlichkeit herrscht auch bei den nordwestlich angrenzenden Ngo-Nke-Sprachen. Überall wird Genitivvoranstellung geübt, bei Namen für Körperteile und Verwandtschaftsgrade unmittelbare. Ebenso steht das Possessivpronomen überall vor, wiederum bei Körperteilen und Verwandtschaftsgraden unmittelbar. Auch das Subjektpronomen steht überall vor. Beim Akkusativ findet sich größere Mannigfaltigkeit: er steht vor im Vei und Mandingo, vor und nach im Soninke, nach nur im Bambara. Dagegen steht das Adjektiv überall nach.

Etwas Mannigfaltigkeit zeigt sich dagegen wieder bei den östlich angrenzenden Kanuri-Sprachen. Beim Genitiv herrscht überwiegend Nachstellung, so im Bagrimma, Muzuk, Kanuri, Wandala, Tubu; Nach- und Voranstellung soll sich im Logone und Teda finden; Voranstellung findet sich beim Maba mit Spuren von Nachstellung. So wird auch fast überall Suffigierung des Possessiv geübt: bei Bagrimma, Muzuk, Kanuri, Wandala, Teda, Tubu,

Logone; bei Maba gilt Präfigierung an eine Partikel, das Ganze wird nachgesetzt. Dagegen herrscht beim Subjektpronomen Nachstellung nur bei Tubu; bei Kanuri und Teda wird zugleich Suf- und Präfigierung geübt; bei allen übrigen — Bagrimma, Wandala, Muzuk, Logone, Maba — herrscht Präfigierung oder Voranstellung des Pronomens. Der Akkusativ steht nach bei Bagrimma, Muzuk, Kanuri (stets mit Suffix); vor bei Teda, Tubu, Maba. Das Adjektiv steht überall nach.

Stärkere Mannigfaltigkeit tritt zutage bei den westlich angrenzenden Bantuiden-Sprachen. Beim Genitiv wird Nachstellung geübt in der ganzen Nordgruppe, also der Senegalgruppe, der Bullom-Temne-Gruppe, der Nordostgruppe; dann auch bei der ganzen Ostgruppe, also den Tagoy-, Kanderma- und Talodi-Sprachen; Voranstellung findet statt bei der ganzen Zentralgruppe, also den Gurma-, Tem-, Grussi- und Mossi-Sprachen; ferner bei der Südgruppe (Togo-Sprachen); Vor- und Nachstellung bei dem eigenartigen Gola (Liberia). Ähnlich ist die Verteilung beim Possessiv: Suffigierung herrscht bei der Nord- und Ostgruppe und beim Gola, Präfigierung bei der Zentral- und Südgruppe; nur daß von den letzteren das Santrekofi Possessivsuffixe aufweist. Einheitlicher ist die Sachlage betreffs des Pronominalsubjektes: fast überall herrscht Präfigierung oder Voranstellung; nur im Serer findet im Singular Suffigierung, im Plural Präfigierung statt, im Pula-West tritt Suffigierung in der 1. und 2. Singular und 1. Plural ein, im Wolof findet sich ebenfalls Prä- und Suffigierung. Der Akkusativ steht fast überall nach; im Bargu (Atjulo) und einem Teil der Ostgruppe geht er voran. Das Adjektiv steht überall nach.

Die nilotischen Sprachen im Osten weisen dagegen wieder eine ziemliche Einheitlichkeit auf. Der Genitiv steht überall nach, nur im Nuba vor. Ebenso wird beim Possessiv überall Suffigierung oder Nachstellung des vollen Pronomens geübt; nur beim Nuba steht es vor. Erst beim Subjektpronomen tritt größere Verschiedenheit zutage: Nachstellung findet sich nur beim Nuer; Präfigierung oder Voranstellung des Personalpronomens wird geübt bei Dinka, Bari, Masai, Nandi, Turkana, Tegele; beides zugleich wird angetroffen bei Schilluk

(im Präsens Suffigierung, im Perfekt oft Präfigierung), bei Suk (1. und 2. Singular Suffigierung, bei 3. Singular Präfigierung). Der Akkusativ steht nach bei Schilluk, Nuer, Bari; im Dinka steht er im Präsens nach, im Futur, Perfekt, Negativ vor; bei Nuba (und Tegele?) steht er vor. Das Adjektiv steht überall nach.

3. Die Sprachen von Ost- und Südostasien.

Im äußersten Nordosten beginnend treffen wir hier die Sprachen der paläoasiatischen Völker, die in drei voneinander unabhängige Gruppen zerfallen.

Im Yukagirischen steht der Genitiv vor; wenn er mit dem Kasussuffix *lä* versehen ist, auch nach. Zum Ausdruck des Possessivs wird das Personalpronomen vorgesetzt; aber wenn das Pronomen der Partikel *lä* präfigiert ist, kann das Ganze auch nachgesetzt werden. Das Pronominalsubjekt wird suffigiert, in Formen, die mit dem Personalpronomen keinen Zusammenhang haben. Sowohl Akkusativ als Adjektiv stehen vor.

In den Tschuktscho-Kamtschadal-Sprachen steht der Genitiv ebenfalls vor. Im Possessiv wird das Personalpronomen einer Partikel präfigiert, das Ganze vor- oder nachgesetzt Beim Pronominalsubjekt wird Suffigierung geübt, in der 1. Singular und Plural zugleich mit Präfigierung. Akkusativ und Adjektiv stehen überall vor.

Auch im Ainu steht der Genitiv vor. Sowohl das Possessiv wie das Pronominalsubjekt werden präfigiert, in ganz gleichen Formen. Auch Akkusativ und Adjektiv stehen vor.

In der Südhälfte von Vorderindien ist das jetzige Gebiet der Dravida-Sprachen, das sich früher weiter nach Nordwesten erstreckte, wie das zu ihnen gehörige Brahui in Nordwestindien beweist. Hier steht überall der Genitiv vor. Beim Possessiv findet überall Voranstellung — mit oder ohne Kasussuffix des Genitivs — statt; nur im Malto findet sich 1. und 2. Singular Suffigierung, was wohl auf Beeinflussung von seiten des austroasiatischen Santali zurückzuführen ist. Beim Subjektpronomen

herrscht überall Suffigierung, nur im Malayalam und Badaga wird das Pronomen vorgesetzt. Akkusativ und Adjektiv stehen überall vor.

Das auf einer Inselgruppe im Indischen Ozean gesprochene Andamanesische übt Genitivvoranstellung. Auch das Possessiv wird an bestimmte Partikeln präfigiert und das Ganze dem Substantiv vorgesetzt; das Personalpronomen selbst stellt schon eine Präfigierung an die Partikel *ol* dar. Ebenso steht das Subjektpronomen vor dem Verb. Desgleichen der Akkusativ. Dagegen folgt das Adjektiv dem Substantiv.

Ungeheure Räume von Inner- und Ostasien füllt die tibeto-chinesische Sprachfamilie aus. Um so bemerkenswerter ist bei dieser weiten Verbreitung die verhältnismäßige Einheitlichkeit der Formen. Der Genitiv wird in der ganzen Westhälfte, also der tibeto-birmanischen Gruppe, dann aus der Osthälfte beim Minkia, Lamajen, Moso, Lolo, Chinesisch vorangestellt; die Nachstellung wird geübt bei den sämtlichen Thai-Sprachen (Miao, Shan, Dioi, Li auf Hainau, Laos, Siamesisch) und der Annam-Muong-Gruppe. Damit fällt auch genau die Gruppierung beim Possessiv zusammen: Voranstellung in der ganzen Westhälfte und dem nördlichen Teil der Osthälfte, Nachstellung bei der Thai- und der Annam-Muong-Gruppe. Gänzlich anders dagegen gestaltet sich die Gruppierung beim Subjektpronomen: er steht überall vor, außer bei einer kleinen Untergruppe der Tibeto-Himalaja-Gruppe und der Mittel- und Südassam-Gruppe, nämlich den Kiranti- und Dhimal-Dialekten und dem Ost-Naga und Old-Kuki. Wieder ein anderes Bild bietet die Gruppierung der Stellung des Akkusativs: er steht nach in der ganzen Westhälfte, den tibeto-birmanischen Sprachen, und vor in der Osthälfte: Si-lo-ma-Gruppe, Karenisch, Thai-Sprachen, Annam-Muong, nur daß Chinesisch und Lolo sich hier zur Westhälfte stellen, und Ahom und Khamti neben der Nachsetzung auch die Voransetzung üben. Noch wieder verschieden gestaltet sich die Gruppierung der Adjektivstellung: Voranstellung wird geübt nur vom Tibetanischen (?), Kiranti, Teilen des Dhimal, Naga-West, Chinesisch; Vor- und Nachstellung von anderen Teilen des

Dhimal, Nordassam, Bodo, Naga-Bodo, Meithei, Südchin, Burma; alle anderen üben Nachstellung.

Zersprengte Teile von Nordost-Vorderindien und ganz Hinterindien nebst Nikobar-Inseln nehmen die austroasiatischen Sprachen ein. Hier stellt sich die westliche Gruppe, die der Munda-Sprachen, zumeist den übrigen gegenüber. Nur diese Munda-Srachen stellen den Genitiv vor, alle übrigen stellen ihn nach. Ähnlich scheint auf den ersten Blick die Gruppierung beim Possessiv zu sein: Präfigierung bei den Munda-Sprachen, Suffigierung bei allen übrigen (nur beim Palaung auch Voranstellung); aber auch die Munda-Sprachen weisen unmittelbare Suffigierung auf bei den Verwandtschaftsbezeichnungen und teilweise mittelbare Suffigierung (Substantiv + Partikel *ta* + Possessivsuffix) auch bei anderen Substantiven. Anders gestaltet sich die Gruppierung beim Subjektpronomen: es steht überall vor, zumeist das volle Pronomen; nur im Bahnar und Palaung steht es in Nebensätzen, im Khasi in Passivsätzen nach und bildet so eine Art Genitivus Absolutus; in den Munda-Sprachen steht es vor und nach. Beim Akkusativ und Adjektiv macht sich wieder eine ähnliche Gruppierung geltend wie beim Genitiv: der Akkusativ steht vor bei den Munda-Sprachen, nach bei allen übrigen; das Adjektiv steht vor bei den Munda-Sprachen, außerdem beim Nikobar (aber mit Präfix nach), bei allen übrigen nach.

4. Die Sprachen von Austronesien und Australien.

In verwandtschaftlicher Beziehung zu den austroasiatischen Sprachen des asiatischen Festlandes stehen die austronesischen Sprachen, welche die Inselwelt des Stillen Ozeans erfüllen. Trotz dieser ungeheuren Ausdehnung herrscht eine verhältnismäßig große Einheitlichkeit in den Punkten, die uns hier beschäftigen, und wo Unterschiede sind, ist die Gruppierung leicht zu erfassen. Der Genitiv wird in dieser ganzen großen Gruppe nachgesetzt: Voransetzung findet sich in folgenden Einzelgruppen, die auch äußerlich wie innerlich miteinander zu-

sammenhängen: Ostgruppe der indonesischen Sprachen (Kleine Molukken), Papuano-melanesische Gruppe der melanesischen Sprachen (Mischsprachen) der Ostküste Neuguineas und der vorliegenden Inseln und einige Sprachen von Neupommern und Bougainville, die gesamten polynesischen Sprachen, die neben der Nachstellung (z. B. *le fale o le ali'i* das Haus von dem Häuptling) auch Voranstellung (z. B. *lo le ali'i fale* das des Häuptlings Haus) üben; ähnlich findet sich auch im Tagalischen neben Nachsetzung auch Vorsetzung (*ang sa hering bonay* das des Kindes Haus). Was das Possessiv betrifft, so herrscht in den indonesischen Sprachen unmittelbare Suffigierung an alle Substantive: in der Ostgruppe dieser Sprachen steht dabei das verstärkende Vollpronomen vor; im Formosischen wird unmittelbar das Possessiv an eine Partikel suffigiert, das Ganze dann vorgesetzt; in den melanesischen Sprachen wird unmittelbare Suffigierung bei den Nomina für Körperteile und Verwandtschaftsbezeichnungen geübt, mittelbare bei den übrigen; bei den melano-papuanischen Sprachen wird dabei das verstärkende Vollpronomen zumeist vorgesetzt; in den polynesischen Sprachen wird bei allen Nomina unmittelbar das Suffix zunächst an eine Partikel suffigiert, das Ganze kann dann sowohl vor- als nachgesetzt werden. Sehr mannigfaltig sind die Verhältnisse in der Stellung des Subjektpronomen: unter den indonesischen Sprachen üben Tagalo, Ilocano, Chamorro, Palau, Malagassi Nachstellung; Battak, Malayisch, Javanisch, Dayak setzen im Aktiv vor, im Passiv meist nach; Makassar und Bugis üben Vor- und Nachsetzung; die melanesischen Sprachen üben alle Präfigierung oder (auch und) Voransetzung des vollen Personalpronomens (einige neukaledonische Sprachen setzen im Intransitiv nach, im Aneitum wird überall bei Präfigierung zugleich auch volles Pronomen nachgesetzt); in den polynesischen Sprachen steht das Subjektpronomen vor und nach. Absolute Einheitlichkeit herrscht betreffs des Akkusativs und des Adjektivs: beide stehen im ganzen austronesischen Sprachgebiete nach.

In den sonst so mannigfaltigen Papua-Sprachen von Neuguinea und Teilen von Neupommern, Bougainville und Savo herrscht in unseren Punkten weitgehend große

Einheitlichkeit. Überall wird der Genitiv vorangestellt. Dementsprechend ist auch beim Possessiv durchgehends Voranstellung bzw. Präfigierung in Geltung; nur im Maisin und Mulaha (?) herrscht Suffigierung, im Monumbo und Dagur-Kavu kann Suffigierung mit Voranstellung des Pronomens verbunden werden, bei Mimika geschieht es immer. Ebenso herrscht bei der großen Mehrzahl Präfigierung des Subjektpronomens; Suffigierung findet sich bei Tauata-Afon, Mailu, Binandele, Kai (Kate), Bongu (— Pronomen vor), Nasioi-Koromira, Telei (Suffigierung bei intransitiven, Präfigierung bei transitiven). Der Akkusativ steht überall nach mit Ausnahme von Baining, Sulka, Valman; bei den ersteren steht er vor, bei dem letzten vor und nach. Dagegen treten beim Adjektiv neben zahlreiche Stämme, bei denen Voranstellung geübt wird, auch ziemlich zahlreiche andere, bei denen Nachstellung stattfindet.

In den australischen Sprachen wird der Genitiv in der übergroßen Mehrzahl der Sprachen vorangestellt; Nachstellung findet sich nur in einer einzigen Gruppe im äußersten Südosten, bei den Kulin-Kurnai-Sprachen. Dagegen wird beim Possessiv die Suffigierung geübt außer beim Kulin-Kurnai auch bei einer Reihe (nord-östlich und nördlich angrenzender Sprachen: Yuin-Südkuri, Wiradyuri - Wongaibon - Ngeumba - Wailwun, Marowra - Baddyeri, Murrawari; bei der auch jetzt noch übergroßen Mehrzahl der australischen Sprachen herrscht Präfigierung oder Voranstellung des vollen Personalpronomens. Noch etwas weiter breitet sich die Suffigierung beim Subjektpronomen aus; außer bei denjenigen, die sie beim Possessiv üben, auch noch beim Kurnu, Parnkalla, Bangerang, Dhudhuroa, Yukumbul, Pikumbul, bei den drei ersten ist Suffigierung verbunden mit Voranstellung des vollen Personalpronomens; bei allen übrigen australischen Sprachen herrscht, soweit sie bekannt sind, Präfigierung oder Voranstellung des Personalpronomens.

Im Tasmanischen steht der Genitiv vor. Beim Possessiv wird Suffigierung angewendet, wenigstens bei den Wörtern für Körperteile und Verwandtschaftsgrade, die übrigen Beispiele sind zweifelhaft. Beim Subjektpronomen übt der Südost-Dialekt stets Präfigierung, der-

Mittelost-Dialekt Präfigierung in Nominalsätzen, Suffigierung in Verbalsätzen, von den übrigen Dialekten fehlt das Material. Akkusativ und Adjektiv stehen nach.

5. Die Sprachen von Amerika.

a) Nord- und Mittelamerika.

Wir beginnen unseren Rundgang im Nordosten. Hier treffen wir die große Sprachfamilie der Algonkin-Sprachen. Der Genitiv steht hier überall vor. Auch beim Possessiv herrscht überall Präfigierung, nur beim Arapaho treten zu den Präfixen (im Singular) auch noch Suffixe hinzu. Für das Subjektpronomen wird in den Indikativformen zumeist Präfigierung geübt, in allen anderen Fällen Suffigierung; bei Arapaho, Micmac und Wiyot (Yurok) wird nur Suffigierung geübt. Der Akkusativ steht zumeist vor. Dasselbe ist durchgehends der Fall beim Adjektiv; im Micmac und Wiyot steht es nach.

Die große Sprachfamilie, die mehr den Westen von Nordamerika beherrscht, ist die der Dene (Athapasken)-Sprachen. Auch hier herrscht überall Voranstellung des Genitivs. Bei den eigentlichen Dene-Sprachen, so weit sie auch voneinander getrennet seien, wird, auch beim Possessiv überall die Präfigierung geübt; das ist auch der Fall beim Haida und Tlingit, aber beim Haida wird das Pronominalelement einer Partikel vorgefügt, das Ganze kann bei gewöhnlichen Nomina (nicht bei Verwandtschaftsnamen) sowohl vor als nachgesetzt werden; beim Tlingit kann zu der Präfigierung des Personalpronomens an das Nomen hinzu auch Nachstellung des vollen Personalpronomens kommen, und es gibt Fälle, wo das letztere allein stattfindet und die Präfigierung ganz wegfällt. Das Subjektpronomen wird überall präfigiert. Das Adjektiv steht in den eigentlichen Dene-Sprachen vor, im Hupa und im Haida und Tlingit nach.

Südlich von dem Gebiet der Algonkin-Sprachen breitet sich dasjenige der Irokesen aus. Im eigentlichen Irokesischen, wo derartige Zusammensetzungen selten sind, soll die Stellung des Genitivs schwankend sein, sowohl Vor- als Nachstellung soll vorkommen; im Cheroki herrscht nur die erstere. Beim Possessiv findet sich überall nur

Präfigierung, ebenso beim Subjektpronomen. Akkusativ und Adjektiv stehen im eigentlichen Irokesischen nach, im Cheroki vor.

In den Muskogi-Sprachen steht überall der Genitiv vor. Beim Possessiv herrscht Präfigierung. Beim Subjektpronomen wird diese nur bei neutrischen Verben geübt, bei aktiven Verben aber Suffigierung. Der Akkusativ steht im Choctaw vor, das Adjektiv in der Tunika-Gruppe vor, im Choctaw, Natchez und Chetimacha nach.

Das Timukua in Nord- und Mittelflorida stellt den Genitiv vor, aber das regierende Wort nimmt ein entsprechendes Possessivsuffix an. Beim Possessiv herrscht eben Suffigierung. Das Subjektpronomen wird präfigiert, in Fragesätzen suffigiert. Der Akkusativ steht vor, das Adjektiv nach.

In der noch wenig erforschten Familie der Caddo (Pawnee)-Sprachen scheint der Genitiv überall vorzustehen. Das Possessiv wird suffigiert, das Verbalsubjekt präfigiert. Akkusativ und Adjektiv stehen nach.

Bei dem westlich zwischen den beiden großen Gruppen des Caddo sich erstreckenden Kaiowe steht der Genitiv vor, wie auch das Subjektpronomen. Akkusativ und Adjektiv stehen nach.

Die Sioux-Gruppe stellt den Genitiv vor mit oder ohne Possessivpräfix am regierenden Wort. Im Possessiv findet Präfigierung statt, bei Lebewesen und Teilen derselben unmittelbare, bei den anderen mittelbare; im letzteren Falle steht das aus Pronominalelement + Partikel gebildete Ganze nach. Beim Subjektpronomen wird Präfigierung geübt. Der Akkusativ steht vor, das Adjektiv nach.

Wenn wir uns jetzt an den Nordteil der Westküste begeben, so treffen wir dort das Tsimshian an. Hier steht der Genitiv nach. Beim Possessiv wird Suffigierung geübt; auch das Personalpronomen ist nichts anderes als eine Partikel, an die das Pronominalelement gebunden wird. Das Subjektpronomen wird in transitiven Sätzen prä-, in intransitiven suffigiert. Der Akkusativ steht nach, das Adjektiv vor.

In der südlich angrenzenden Mosanischen Gruppe, bestehend aus den Wakash (Kwakiutl)-, Chimakua- und Salish-Sprachen, steht ebenfalls der Genitiv nach, aber es gibt wenig derartige Zusammensetzungen; in einigen Salish-Sprachen kommt auch Voranstellung des Genitivs vor. Das Possessiv wird bei Wakash und Chimakua suffigiert: nur in den Salish-Sprachen wird präfigiert in der 1. und 2. Singular, suffigiert in der 3. Singular, 2. und 3. Plural, prä- und suffigiert in der 1. Plural; im Bellacoola werden alle Formen präfigiert. Das Subjektpronomen wird suffigiert im Kwakiutl, präfigiert in den Salish-Sprachen, in einigen derselben auch suffigiert. Der Akkusativ scheint überall nachzustehen. Das Adjektiv steht im Kwakiutl vor (und nach), in den Salish-Sprachen vor.

Im östlich anstoßenden Kutenai steht der Genitiv nach und vor. Das Possessiv weist Suffigierung, das Subjektpronomen Präfigierung auf. Der Akkusativ steht nach, das Adjektiv meist vor.

Das südwestlich an die Mosanische Gruppe angrenzende Chinuk übt Voranstellung des Genitivs, hat aber wenig derartige Zusammensetzungen. Possessiv wie Subjektpronomen werden präfigiert. Das Adjektiv steht vor.

Von der weiter östlich und südlich angrenzenden Oregon-Gruppe (Sahaptin-Wailatpu-Lutuami) ist die Stellung des Genitivs nur vom Klamath (Lutuami) bekannt, er steht dort vor. Beim Possessiv wird in derselben Sprache das Pronominalelement in der 1. und 2. Singular einer Partikel suffigiert, in der 3. Singular und im ganzen Plural präfigiert und das Ganze dem Substantiv vorangestellt; in Walawala (Sahaptin) findet sich nur Präfigierung. Das Subjektpronomen wird im Walawala prä- und suffigiert. Akkusativ und Adjektiv stehen im Lutuami vor.

Wiederum weiter nach Süden angrenzend ist das Gebiet der Yakon-Gruppe. Hier steht im Takelma und Kus der Genitiv vor, aber im Takelma hat das regierende Wort das entsprechende Possessivsuffix. So wird auch im Takelma beim Possessiv Suffigierung geübt, wobei aber die Suffixe keine Verwandtschaft mit den Personalprono

mina aufweisen; im Kus wird das Personalpronomen vorgesetzt. Auch das Subjektpronomen wird im Takelma suffigiert, im Kus steht das Personalpronomen vor dem Verb. Der Akkusativ steht im Takelma vor, aber das Verb nimmt das entsprechende Objektsuffix an. Das Adjektiv steht im Takelma nach.

Das vielleicht zur Yakon-Gruppe gehörende Siuslaw setzt den (mit Kasussuffix versehenen) Genitiv vor. Im Possessiv wendet es Suffigierung an, ebenso im Subjektpronomen. Der (ebenfalls mit Kassussuffix versehene) Akkusativ kann nach und vor stehen. Das Adjektiv steht vor.

Damit kommen wir jetzt nach Kalifornien, dessen früher so buntes Sprachgewirr infolge der neueren Entdeckungen einer bedeutenden Vereinheitlichung Platz gemacht hat. Nur die beiden Sprachfamilien der Hoka- und der Penuti-Sprachen samt dem isolierten Yuki sind dort jetzt verblieben.

Wir wenden uns zuerst den Penuti-Sprachen zu. Hier scheint überall Voranstellung des Genitivs geübt zu werden. Beim Possessiv findet sich im Wintun, Maidu, Rumsien Voranstellung des Personalpronomens; im Yokuts kann Voran- oder Nachstellung geübt werden, oft findet sich beides vereint; in den Berg- und Ebenen-Dialekten des Miwok, wo aber die Pronominalstämme teilweise ganz verschieden sind von dem eigentlichen Personalpronomen, gilt nur Suffigierung, in dem Südküsten-Dialekt Präfigierung. Das Subjektpronomen wurde im Wintun früher suffigiert, im Maidu ist Schwanken, ebenso im Yokuts, im Rumsien herrscht Präfigierung, ebenso im Südküsten-Dialekt des Miwok, während in den Berg- und Ebenen-Dialekten des Miwok Suffigierung geübt wird. Das Adjektiv steht im Wintun, Yokuts, Mutsun und Miwok vor.

Das zwischen den Penuti- und den Hoka-Sprachen sich erstreckende alleinstehende Yuki stellt den Genitiv vor. Beim Subjektpronomen wird das volle Personalpronomen ebenfalls vorgesetzt. Der Akkusativ steht vor und nach, das Adjektiv nach.

In den Hoka-Sprachen steht der Genitiv vor bei (Ost-)Pomo, Shasta-Achomawi, Chimariko, Karok, Washo.

Yuma-Sprachen; er steht nach bei Yana, Salina, Chumash; beides findet sich bei Esselen. Das Possessiv weist Präfigierung auf bei Esselen, (Ost-)Pomo, Karok, Washo, Chumash, Süd-Yana und den Yuma-Sprachen; Suffigierung findet sich bei Yana (+ verkürzten Präfixen), Shasta-Achomawi, Chimariko (bei akzidentellem Besitz, dagegen Präfigierung bei inhärierendem), Salina (bei der 3. Person, dagegen Präfigierung bei der 1. und 2. Person). Das Subjektpronomen weist Präfigierung auf bei Chimariko (transitive Verben), Karok, Washo, Yavasupai, Chumash, dagegen Suffigierung bei Yana, Shasta-Achomawi, Chimariko (bei intransitiven Verben, wo aber auch Präfigierung vorkommt), Salina (volles Pronomen nach, bei Temporal- und Interrogativsätzen in der 1. und 2. Person Präfigierung). Der Akkusativ steht vor bei Pomo und Washo, vor oder nach bei Chimariko; von den übrigen Sprachen liegt mir Material nicht vor. Betreffs des Adjektivs ist mir von Shasta-Achomawi, Esselen, Chimariko, Washo Voranstellung, von Chimariko, Karok, Washo, Pomo, Yuma Nachstellung, bekannt.

Im Süden Kaliforniens treffen wir bereits einzelne der Shoshoni-Gruppe angehörige Sprachen der großen Uto-aztekischen Sprachfamilie, deren Gebiet sich von da an durch ganz Mexiko bis nach Mittelamerika hinzieht. Hier steht der Genitiv überall vor; zweifelhaft ist die Sache nur bei Cahuilla. So herrscht auch beim Possessiv überall die Präfigierung; nur bei Tübatulabal, Ute, Chemehuevi findet sich Suffigierung. Beim Subjektpronomen herrscht ebenfalls überall Präfigierung bzw. Voranstellung des Personalpronomens; nur beim Tepehuano findet sich in einigen Verbalformen Suffigierung. Das Adjektiv steht im Nahuatl und Shoshoni vor.

Unter den Pueblo-Sprachen weist das Tano Voranstellung des Genitivs und Präfigierung beim Possessiv und Subjektpronomen auf. Auch der Akkusativ steht vor. Das Adjektiv scheint im Tano nachzustehen.

Ganz das Gleiche liegt auch beim Zuñi vor.

Ich reihe hier zunächst die Sprachen der zentral-amerikanisch-pazifischen Gruppe an, die mit den Hoka-Sprachen Zusammenhänge aufweisen: das Seri, die

Coahuilteca-Sprachen, das Tlappaneco, das Chontal (Tequistlateco), das Xinca, das Subtiaba-Maribio. Ich nehme sie einzeln vor, soweit ich Material über sie besitze.

Vom Seri läßt sich Voranstellung des Genitivs berichten.

Vom Tlapaneco kenne ich nur Suffigierung des Possessivs.

Das Xinca setzt den Genitiv nach. Beim Possessiv weist die 1. Singular Präfigierung auf, die 2. und 3. Prä- und Suffigierung, der ganze Plural nur Suffigierung. Beim Subjektpronomen ist Suffigierung verbunden mit Voranstellung des vollen Personalpronomens. Das Adjektiv kann vor oder nach stehen.

Auch das Subtiaba übt Nachstellung des Genitivs. Beim Possessiv wird Suffigierung geübt, ebenso beim Subjektpronomen, wo aber auch Voranstellung des vollen Personalpronomens geübt wird. Der Akkusativ steht nach, ebenso gewöhnlich das Adjektiv.

Wir schreiten vor zur Otomi-Mangue-Gruppe, der außer den beiden genannten äußersten Sprachen noch angehören das Chorotega, das Chiapaneco, das Chinanteco, das Mazateco, das Izcateco, das Otomi, das Chocho-Popoloca (Olmeco), das Trique. Hier herrscht fast überall Nachstellung des Genitivs, so im Otomi, Chinanteco, Mazateco, Chiapaneco, Mangue. Auch beim Possessiv findet sich Suffigierung bei Chinanteco, Mazateco, Chiapaneco (Pronominalelement suffigiert an Partikel *se*, das Ganze vor); Präfigierung tritt nur beim Otomi und vielleicht auch beim Mangue auf. Beim Subjektpronomen wird Suffigierung geübt beim Chiapaneco (statt dessen aber öfter Voranstellung des vollen Personalpronomens); Präfigierung wenden an Otomi, Mazateco. Der Akkusativ steht nach beim Otomi, Chinanteco. Das Adjektiv steht nach beim Mangue, vor beim Otomi, vor und nach beim Chiapaneco.

Wir treten jetzt zu der Mixe-Lenca-Gruppe heran, zu der das Mixe-Zoque, das Huave, das Tapachulteco I, das Aguacateco II, das Xinca I (mit dem Jicaque ?) und das Lenca gehören. Hier herrscht im Genitiv fast überall Voranstellung, so im Mixe, Zoque, Tapachulteco, Lenca; Nachstellung weist nur das Xinca auf. Im Possessiv gilt Präfigierung beim Zoque, Suffigierung beim

Mixe und Xinca (= Voranstellung des Personalpronomens), teils Prä-, teils Suffigierung beim Tapachulteco (Präfigierung bei 1. und 2. Person, Suffigierung bei 3. Person) und Xinca (1. Singular Präfigierung, 2. und 3. Singular Prä- und Suffigierung, 1., 2. und 3. Plural Suffigierung); Prä- und Suffigierung zugleich beim Lenca. Für das Subjektpronomen liegt mir Material nur vor vom Lenca, wo Suffigierung + Präfigierung auftritt, und vom Xinca, wo Suffigierung und Voransetzung des vollen Personalpronomens geübt wird. Das Adjektiv steht nach beim Lenca, vor und nach beim Xinca, vor beim Mixe-Zoque.

Wir wenden uns jetzt der noch immer nicht unbeträchtlichen Reihe der alleinstehenden Sprachen von Mexiko und Mittelamerika zu und treffen da, von Norden beginnend, zuerst auf das Tarasco (Michoaco). Die Stellung des Genitivs ist mir nicht bekannt geworden aus der Darstellung von Pimentel. Das Possessiv ist der vorgesetzte Genitiv des Personalpronomens. Das Subjektpronomen steht nach.

Weiter nach Süden folgen die zusammengehörigen Mixteco und Zapoteco. In beiden steht der Genitiv nach. Beim Possessiv herrscht Suffigierung. Dieselbe gilt auch beim Subjektpronomen; beim Mixteco kommt statt derselben auch Voransetzung des vollen Personalpronomens vor. Der Akkusativ steht beim Zapoteco nach, ebenso das Adjektiv beim Mixteco.

Zwischen Tarasco und Mixteco, an der Golfküste liegt das Gebiet des Totonaco. Auch dieses stellt den Genitiv nach und präfigiert zugleich das entsprechende Possessiv dem regierenden Substantiv. Im Possessiv herrscht Präfigierung. Beim Subjektpronomen wird entweder Prä- und Suffigierung zugleich geübt, oder nur Suffigierung. Der Akkusativ steht meist nach, das Adjektiv steht vor.

Gleich östlich vom Gebiet des Zoque beginnt das Gebiet der Maya-Sprachen. Hier steht ebenfalls der Genitiv nach, verbunden mit Präfigierung des Possessivs an das regierende Nomen. Das Possessiv wird überall präfigiert; aber das Personalpronomen selbst besteht im Maya und Cakchiquel aus einer Partikel + suffigiertem

Pronominalelement. Beim Subjektpronomen suffigieren Tzeltal, Maya, Mame, Ixil, präfigieren Pokomam, Pokonchi, Quiche, Cakchiquel, Tz'utukil; der Akkusativ steht nach, das Adjektiv vor.

Beim Matlatsinco steht der Genitiv zwar vor, und im Possessiv wird Präfigierung geübt; aber das Personalpronomen besteht aus der Partikel *ka* und dem suffigierten Personalelement.

Wir kommen zu der Gruppe Miskito-Xinca, zu der außer diesen beiden äußersten Grenzsprachen noch gehören: Jicaque, Paya, Lenca, Sumo, Tauachka, Matagalpa. Der Genitiv steht hier überall vor, nur im Xinca nach. Beim Possessiv gibt sich eine große Mannigfaltigkeit kund: Präfigierung herrscht im Paya und Jicaque, Präfigierung oder Prä- + Suffigierung beim Lenca, Prä- oder Suffigierung beim Xinca (s. oben S. 407); Suffigierung tritt auf bei Matgalpa (?), bei Sumo (auch Suffigierung + volles Personalpronomen vor); Infixe treten auf bei Miskito (bei Körperteilen und Verwandtschaftsnamen Suffigierung), Sumo, Cacaopera (Infix + Suffix). Beim Subjektpronomen wird Präfigierung geübt bei Paya (+ Suffix?) und Jicaque, Suffigierung bei Miskito und Lenca; bei Sumo-Ulua, Cacaopera, Xinca vereinigt sich die Suffigierung mit Voranstellung des Personalpronomens. Das Adjektiv steht im Miskito, Lenca nach, beim Xinca vor und nach.

Wir sind jetzt zu den Chibcha-Sprachen gelangt, mit denen wir aus dem Süden Mittelamerikas in den Norden Südamerikas gelangen.

b) Südamerika.

In den Chibcha-Sprachen steht, von der Nordgruppe (Miskito-Xinca s. oben S. 408) abgesehen, der Genitiv überall vor; nur Rama setzt ihn nach, sowie auch Köggaba, wenn er mit *ci*-Suffix versehen ist. Beim Possessiv wird überall Präfigierung geübt, auch im Rama, wo nur in der 3. Singular auch Suffigierung vorkommt. Auch beim Subjektpronomen herrscht im allgemeinen Präfigierung oder Voranstellung des Personalpronomens; im Chiripo (-Bribri), Colorado und Paez auch

Suffigierung, im Choco Suffigierung mit Voranstellung des Personalpronomens. Der Akkusativ steht überall vor, beim Köggaba auch nach. Das Adjektiv steht nur beim Colorado vor, beim Rama, Terraba, Cuna, Köggaba, Chibcha (meist) nach.

Südwestlich vom Gebiet der Südwestgruppe der Chibcha-Sprachen findet sich das isolierte Esmeraldas. Es stellt den Genitiv nach und übt sowohl beim Possessiv als beim Subjektpronomen Suffigierung.

Südlich vom Busen von Guayaquil war das Gebiet des jetzt ausgestorbenen Yunca (Mochica). Es stellt den Genitiv vor, weist aber im Possessiv Suffigierung, im Subjektpronomen Suffigierung und Präfigierung auf. Den Akkusativ stellt es vor, das Adjektiv nach.

Östlich und südlich von diesen Küstenvölkern breitet sich das Gebiet des Quechua (Ketšxua) aus. Es stellt ebenfalls den Genitiv vor, weist aber im Possessiv wie im Subjektpronomen Suffigierung auf mit Formen, die einander ganz gleich sind. Es stellt den Akkusativ wie das Adjektiv vor.

Fast gerade so ist die Sachlage beim Aymara (Kolya). Auch hier steht der Genitiv (mit Kasussufix) vor. Aber beim Possessiv wie beim Subjektpronomen wird Suffigierung geübt, aber mit jedesmal verschiedenen Formen. Das Adjektiv steht vor.

Wir übergehen die zu den Arawaken-Sprachen gehörige Gruppe Uru-Puquina und gelangen dann zum Cunza (Atacameño). Die Genitivstellung ist hier nicht ersichtlich. Beim Possessiv wie beim Subjektpronomen wird Präfigierung geübt, in fast gleichen Formen.

Nach dem Norden von Südamerika zurückkehrend, nehmen wir zunächst eine Reihe isolierter Sprachen oder kleiner Gruppen vor, die sich in den großen Ebenen östlich von den Kordilleren befinden. Wir geben die geographische Lage der einzelnen hier nicht näher an, da sie sich vielfach ganz vereinzelt und zerstreut im Gebiet größerer Sprachfamilien finden; man wird sich über diese Lage näher orientieren können im I. Teil oben (S. 218 ff.).

Im äußersten Osten ist hier das Gebiet des Warrau (Guarauno). Die Genitivstellung ist nicht ersichtlich. Im Possessiv scheint Präfigierung zu herr-

schen, doch findet sich auch Suffigierung. Das Adjektiv steht nach.

Von der Saliba-Piaroa-Gruppe ist ebenfalls die Stellnug des Genitivs nicht festzustellen. Im Possessiv herrscht Präfigierung, beim Subjektpronomen wenigstens in manchen Fällen Suffigierung.

Beim Yarura läßt sich die Genitivstellung wiederum nicht erkennen. Im Possessiv wie im Subjektpronomen wird Suffigierung geübt. Das Adjektiv steht vor.

Im Guahibo steht der Genitiv vor, das Possessiv wird präfigiert.

Auch im Puinave-Maku steht der Genitiv vor. Das Possessiv wird präfigiert, ebenso im Puinave das Subjektpronomen.

Bei den Sprachen der Schiriana, Auake, Kuliana, Maku läßt sich aus dem spärlichen Material nur die Präfigierung des Possessiv dartun.

In den Tukano-(Betoya)-Sprachen steht der Genitiv vor. Im Possessiv herrscht Präfigierung, im Subjektpronomen Suffigierung.

Fast das Gleiche läßt sich von den Uitoto-Sprachen feststellen: Voranstellung des Genitivs, Präfigierung oder Voranstellung des Personalpronomens beim Subjektpronomen. Akkusativ und Adjektiv stehen vor.

Aus dem spärlichen Material des Juri läßt sich nur die Präfigierung des Possessivs feststellen.

Beim Mura steht der Genitiv vor; das Possessiv übt Präfigierung, das Subjektpronomen Suffigierung.

Das Zaparo übt Voranstellung des Genitivs und präfigiert das Possessiv.

In der Cahuapana-(Jebero)-Gruppe steht der Genitiv vor. Das Possessiv besteht in dem nachgesetzten Personalpronomen. Beim Subjektpronomen wird Suffigierung geübt.

In den Pano-Sprachen herrscht Voranstellung des Genitivs und Präfigierung des Possessivs wie des Subjektpronomens mit gleichen Formen. Bei der

bolivischen Gruppe herrscht Suffigierung des Subjektpronomens.

Auch in der Takana-Gruppe wird der Genitiv vorangestellt. Beim Possessiv wird Präfigierung oder Voranstellung des vollen Personalpronomens geübt. Auch beim Subjektpronomen herrscht Präfigierung, in der 1. und 3. Singular auch Suffigierung.

Das Leka übt Voranstellung des Genitivs und Präfigierung des Possessivs.

Beides gilt auch vom Mosetena; Possessiv ist der vorangestellte Genitiv des Personalpronomens.

Das Mobima scheint den Genitiv nachzustellen. Beim Possessiv übt es Prä-, aber auch Suffigierung. Das Subjektpronomen wird präfigiert, oder das volle Pronomen vorgesetzt. Der Akkusativ steht nach.

Beim Cayubaba gilt Nachstellung des Genitivs. Bei Possessiv und Subjektpronomen wird Präfigierung geübt.

Auch das Kanichana scheint den Genitiv nachzustellen. Bei Possessiv und Subjektpronomen findet sich Präfigierung mit ganz gleichen Pronominalelementen.

Deutlich zeigt sich Nachstellung des Genitivs beim Itonama. Bei Possessiv und Subjektpronomen herrscht auch hier Präfigierung. Das Adjektiv steht vor.

Ebenso weist auch das Chiquito deutliche Nachstellung des Genitivs auf. Beim Possessiv findet sich in 3. Singular und Plural Suffigierung. Auch beim Subjektpronomen findet sich dies, aber mehr noch Präfigierung. Der Akkusativ steht nach, das Adjektiv vor.

Das Yurucare übt Voranstellung des Genitivs, Präfigierung beim Possessiv und beim Subjektpronomen des Verbum intransitivum und reflexivum, dagegen Suffigierung beim Verbum transitivum. Der Akkusativ steht vor, wie auch das Adjektiv.

Östlich von diesen letzteren Sprachen ist das ziemlich stark zersplitterte Gebiet der Bororo-Otuke-Gruppe. Der Genitiv steht bei beiden vor. Das Possessiv wird ebenfalls bei beiden präfigiert. Vom Bororo ist Präfigierung auch des Subjektpronomens be-

kannt. Der (affixlose) Akkusativ steht im Bororo vor. Das Adjektiv steht ebendort zumeist nach.

Das Guato, dessen Gebiet zwischen dem des Bororo und des Otuke liegt, übt Nachstellung des Genitivs.

Im Araguaya-Xingu-Gebiet finden sich die beiden isolierten Sprachen Trumai und Karaya. Das Trumai übt Voranstellung des Genitivs und Präfigierung des Possessivs.

Das Karaya stellt ebenfalls den Genitiv vor und übt Präfigierung beim Possessiv und Subjektpronomen, wobei aber die beiderseitigen Pronominalelemente verschieden voneinander sind. Der Akkusativ steht vor.

In der östlich und südlich vom Karaya sich ausbreitenden Gruppe der Ges-Tapuya-Sprachen wird überall Voranstellung des Genitivs geübt und Präfigierung bei Possessiv und Subjektpronomen. Der Akkusativ scheint vorzustehen, das Adjektiv steht nach.

Nordöstlich von den Ges-Sprachen befindet sich das Gebiet des vereinzelt dastehenden Kariri. Es übt Nachstellung des Genitivs. Beim Possessiv übt es Präfigierung, auch beim Subjektpronomen, bei letzterem aber auch Nachstellung des Personalpronomens. Das Adjektiv steht nach.

Die so weit ausgebreitete und auseinandergerissene Sprachfamilie der Guarani-Tupi weist in den uns hier beschäftigenden Punkten bei ihren zahlreichen Sprachen und Dialekten weitgehende Einheitlichkeit auf. Der Genitiv steht überall vor. Im Possessiv wie im Subjektpronomen wird Präfigierung bzw. Voranstellung des Personalpronomens geübt; von letzterem gibt es nur zwei Ausnahmen, das Guarani (bei Restivo) stellt in Nominalsätzen das Pronomen nach, und im Shipaia kann das Subjektpronomen vor oder nach stehen. Der Akkusativ steht überall vor, nur im eigentlichen Tupi auch nach. Das Adjektiv steht nach im Tupi, Shipaia (meist), Guayaki; es steht vor im Cocama und Omagua.

Mannigfaltiger gestalten sich die Verhältnisse in der anderen großen Sprachfamilie Südamerikas, in den arawakischen Sprachen. Der Genitiv steht auch

hier im allgemeinen vor, aber der Abweichungen sind beträchtlich viele: in der Nordgruppe bei Goajiro, Inselarawaken, Paranhano, ferner im Ticuna (?) und im Macas-Dialekt des Jivaro, in der prä-andinen Gruppe beim Campa, und Chapacura, in der bolivianischen Gruppe beim Moxo Baure, beim Uru-Puquina (?), in der Südgruppe beim Guana. Beim Possessiv herrscht im allgemeinen Präfigierung oder Voranstellung des vollen Personalpronomens: Suffigierung findet sich beim Jivaro, beim Lapachu (neben Präfigierung); außerdem findet sich das stellvertretende Possessivsuffix *ta, ti, či* bei Uru-Puquina, Ipurina, Campa (?), Guana, Paressi, Chapacura. Beim Subjektpronomen gilt im allgemeinen ebenfalls Präfigierung oder Voranstellung des Personalpronomens; Suffigierung tritt auf bei Moxo-Baure (wenn das Prädikat ein Nomen), im Arawak (bei intransitiven Verben), Goajiro, Jivaro, Ipurina. Der Akkusativ steht vor im Jivaro und Ipurina, dagegen nach bei Goajiro, Arawak, Moxo-Baure, Lapachu, Guana, Wapisiana. Das Adjektiv steht vor bei Arawak, Uru-Puquina, Wapisiana, Jivaro, Campa, dagegen nach beim Goajiro.

Einheitlicher stellt sich wieder die dritte große Sprachfamilie von Südamerika, die der Kariben-Sprachen, dar. Der Genitiv steht überall vor; Nachsetzung findet sich nur bei Inselkariben, Galibi; bei den Kariben auf Domingo tritt beides auf. Beim Possessiv herrscht Präfigierung; beim Bakairi dazu auch Suffigierung (?); außerdem kommt eine Art Possessivsuffix *re, ri* vor bei Inselkariben, Kumanagato, Chaima, Pimenteira, Paravilhana, Makiritare, Hianakoto, Bakairi, Cariniaco, Apiaca. Beim Subjektpronomen scheint Präfigierung das ausschließlich Geltende zu sein; nur im Bakairi wiegt Suffigierung vor.

Indem wir jetzt in das Gebiet des Gran Chaco eintreten, stoßen wir dort zunächst auf die Waikuru-Sprachen. Hier steht der Genitiv vor. Beim Possessiv wird Präfigierung geübt, bei 2. und 3. Singular und Plural zugleich auch Suffigierung. Ähnlich wird auch beim Subjektpronomen Präfigierung und Suffigierung zugleich geübt. Der Akkusativ steht nach, das Adjektiv vor.

Im Samuco Chamacoco steht der Genitiv vor. Possessiv und Subjektpronomen weisen Präfigierung auf.

Ebenso ist die Sachlage bei den Maskio-Sprachen.

In den östlich von den Maskoi-Sprachen sich erstreckenden Mataco-Mataguayo-Sprachen wird ebenfalls Voranstellung des Genitivs und Präfigierung bei Possessiv und Subjektpronomen geübt.

In der südlich angrenzenden Lule-Vilela-Gruppe herrscht ebenfalls Voranstellung des Genitivs. Aber sowohl beim Possessiv als beim Subjektpronomen wird Suffigierung geübt. Auch das Personalpronomen des Vilela besteht aus einer Demonstrativpartikel und suffigiertem Pronominalelement. Das Adjektiv steht nach, der Akkusativ im Lule vor.

Noch weiter südlich weist die Sprache der Puelche (Pampa) Genitivvoranstellung und Präfigierung des Possessivs auf. Das Adjektiv steht nach.

Jenseits der Kordilleren in Chile stellt das Mapuche, die Sprache der Araukaner (und seine Abzweigungen im Osten der Kordilleren), den (mit Kasussuffix versehenen) Genitiv meist vor, in einfachen Zusammensetzungen aber nach. Beim Possessiv herrscht Präfigierung, beim Subjektpronomen Suffigierung. Das Adjektiv steht vor.

Südlich vom Rio Negro östlich von den Kordilleren erstreckt sich das Gebiet der Patagonier oder Tsoneka (Tschon) oder Tehuelche, zu denen auch die Ona auf Feuerland sprachlich gehören. Ihre Sprache weist Voranstellung des Genitivs, Präfigierung des Possessivs und Subjektpronomens auf. Der Akkusativ steht vor, das Adjektiv vor oder nach.

Im Yamana (Yagan), der Sprache des anderen Feuerlandstammes, wird ebenfalls Voranstellung des Genitivs geübt, verbunden mit Anfügung des Suffixes *n* an das Determinatum. Beim Possessiv wie beim Subjektpronomen herrscht Präfigierung, aber mit verschiedenen Pronominalformen. Der Akkusativ steht meist vor, das Adjektiv stets vor.

Beim Alakaluf, der Sprache des dritten Feuerlandstammes, läßt sich ebenfalls Voranstellung des Genitivs und Präfigierung des Possessivs feststellen.

B. Feststellung der Verbreitungszentren der Genitivstellung und ihrer Ausstrahlungszonen.

1. Methodologische Grundsätze.

Es wird praktisch förderlich sein, wenn wir im folgenden zunächst und zumeist der Verbreitung der Genitivnachstellung nachgehen; die Frage der Verbreitung der Genitivvoranstellung erledigt sich damit *via negationis* ebenfalls zum größten Teile.

Der Gesamtüberblick, den wir jetzt über die Verbreitung der Genitivstellungen gewinnen können, läßt deutlich hervortreten, daß diese Verbreitung nicht eine solche von einer Unmenge isolierter Einzelpunkte ist, die sich in verwirrender Vielfältigkeit über die Erde hinbreiten, sondern daß, wenn strichweise auch diese Verbreitungsart nicht fehlt, doch andererseits viel stärker die Verbreitung in größeren zusammenhängenden Gebieten sich geltend macht, an deren Rändern dann auch jene strich- und punktförmige Verbreitung auftritt. Wir bekommen damit den Eindruck von Verbreitungszentren, die ihren Einfluß über bestimmte zusammenhängende Gebiete ausüben, der am Rande derselben dann vielfach sich abschwächt und verzettelt.

Dieser Eindruck wird bestärkt und begründet, wenn wir nun auch der Frage des Grades dieses Einflusses nachgehen. Die Genitivstellung tritt zunächst und am deutlichsten beim Substantiv auf. Aber in den allermeisten Sprachen der Welt — man darf sie vielleicht auf über 90 % schätzen — ist auch das Possessiv nichts anderes als ein Genitiv des Personalpronomens. Die Sachlage, daß das Possessiv ein Adjektiv darstellt, wie in den indoeuropäischen Sprachen, ist verhältnismäßig selten; auch hier fehlen überdies die Beziehungen zum Genitiv nicht, insofern in manchen Sprachen die Affixe des Genitivs und die des Adjektivs ineinander überspielen. Gehören also für gewöhnlich Genitiv (des Nomens) und Possessiv (des

Pronomens) so eng zusammen, so ist offenbar in einer Sprache oder Sprachengruppe eine bestimmte Genitivstellung um so stärker, wenn sie in gleicher Weise beim Nominalgenitiv und beim Pronominalpossessiv zur Geltung kommt, wenn also die Genitivvoranstellung bei beiden herrscht, oder die Genitivnachstellung bei beiden. Eine Sprache, die beim Nomen Genitivvoranstellung aufweist, beim Possessiv Nachstellung (Präfigierung), oder umgekehrt, läßt damit erkennen, daß die Kraft der betreffenden Genitivstellung geteilt und deshalb gebrochen ist. Ich werde also im folgenden die Fälle, wo die Genitivstellung des Nomens mit der des Possessivs übereinstimmt, als „volle" Genitivstellung bezeichnen; die anderen Fälle, wo eine Verschiedenhit obwaltet, nenne ich „gebrochene" Genitivstellung. Dabei nehme ich die Benennung von der Stellung des Nominalgenitivs her, so daß z. B. eine Sprache mit Nachstellung des Nominalgenitivs und Präfigierung des Possessivs als eine Sprache „mit gebrochener Genitivnachstellung" bezeichnet wird.

Es erhebt sich die Frage, welche Genitivstellung in einem solchen Falle der Teilung für diese Sprache die ältere und ursprünglichere ist, die beim Genitiv des Nomens oder die beim Possessiv des Pronomens. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß überall dort, wo das Possessiv in der Form von mehr oder minder abgeschliffenen Affixen (Prä- oder Suffixen) auftritt, seine Stellung die für diese Form relativ ältere Genitivstellung aufweist. Denn diese Affixe haben sich bereits so eng mit dem Substantiv verbunden, daß sie für das Sprachgefühl nicht mehr losgetrennt werden konnten und deshalb in ihrer Stellung erhalten blieben, wenn auch bei dem freien Nomen die Stellung des Genitivs aus irgendwelchen Gründen sich änderte.

Daß diese Änderung ganz besonders bei Eintritt der rein äußeren, historischen Tatsache der Mischung mit anderen Sprachen von gegensätzlicher Genitivstellung sich vollzieht, liegt in einer großen Anzahl von Fällen klar zutage, wie wir noch sehen werden. In all diesen Fällen, wo dann die Stellung des Nominalgenitivs verschieden ist von der Stellung des Possessivs, ist es klar, daß für diese

(Misch-)Sprache als Ganzes die Stellung des Nominalgenitivs die ältere ist. Hier hat das ältere Sprachgefühl standgehalten, weil es sich gegen etwas Neues eben mit seinem Gefühl wachsam zur Wehr setzen, nicht „überrumpelt“ werden konnte, während die Stellung des Possessivs „ahnungslos“ übernommen wurde, da man in ihm keine Genitive als solche mehr fühlte. Diese Possessivstellung ist aber für diese Sprache etwas Fremdes und erweist sich damit als etwas Jüngeres und Späteres.

Ob eine Sprache auch in rein innerer Entwicklung zur Änderung ihrer Genitivstellung gelangen kann, dieser nicht leichten Frage werden wir erst zum Schluß unserer Untersuchung nähertreten.

Es entsteht die weitere Frage, ob die Stellung des Subjektpronomens beim Verbum ebenfalls hier schon bei der Frage der Abschätzung des Grades der Stärke einer Genitivstellung mitherangezogen werden sollte, je nachdem nämlich, wenn in einer Sprache Genitivstellung beim Nomen, Stellung des Possessivs und Stellung des Subjektpronomens die gleichen wären, also z. B. Voranstellung des Genitivs und Präfigierung des Possessivs und Subjektpronomens, oder anders: Nachstellung des Genitivs und Suffigierung des Possessivs und Subjektpronomens. Mir will scheinen, daß das methodisch unzulässig wäre. Ob ein innerer Zusammenhang der Genitivstellung mit der des Subjektpronomens bestehe, ist uns ja noch eine Frage und ein Gegenstand der Untersuchung, die wir erst später vornehmen werden. Wir müssen also die Stellung des Subjektpronomens zunächst beiseite lassen. Aus denselben und noch stärkeren Gründen gilt das auch von der Stellung des Akkusativs und des Adjektivs. Die Darlegung der äußeren Verbreitung der beiden Stellungsarten des Subjektpronomens werden wir dagegen aus praktischen Gründen schon gleich jedesmal im Zusammenhang mit der der Genitivstellung der betreffenden Sprache vornehmen.

Überblicken wir jetzt in den einzelnen Erdteilen die Verbreitung der Genitivnachstellung, so gewahren wir bald, daß sie dort eine ganz ungleich große ist.

2. Zentren der Genitivnachstellung in Australien.

Der kleinste Erdteil Australien weist auch die kleinste Verbreitung, ein ganz kleines Gebiet, im äußersten Südosten mit voller Genitivnachstellung auf, umgeben von fast allen Seiten mit einem Randgebiet von Sprachen mit gebrochener Genitivvoranstellung, in das sich nach Süden hin auch die tasmanischen Sprachen einzugliedern scheinen. Das Kerngebiet, das Verbreitungszentrum der Genitivnachstellung, bilden hier die Victoria-Sprachen; nicht nur beim Nomen steht der Genitiv nach, auch das Possessiv wird suffigiert, was ebenfalls vom Subjektpronomen (und Objektpronomen) gilt. Wo aber der Genitiv durch eines der jetzt vorhandenen Kasussuffixe gebildet wird, steht er vor. In den Grenzdialekten Ostnordwest-Kulin und Piangil wird aber das Possessiv präfigiert. Am Oberlauf des Murray River an der Nordgrenze des Kerngebietes haben sich dann eine Anzahl isolierter Sprachen, Bangerang, Dhudhuroa, Pallangamiddah, Emu-Mudjug (?), alle mit voller Genitivvoranstellung behauptet.

Aber gleich nach Norden hin breitet sich ein größeres Ausstrahlungsgebiet aus, in der gebrochene Genitivvoranstellung, Suffigierung nur mehr des Possessivs, herrscht, um so schwächer, je weiter vom Kerngebiet entfernt (s. darüber meine „Gliederung der australischen Sprachen", S. 271 f.): Yuin, Süd-Kuri, Wiradyuri, Wongaibon, Ngeumba, Wailwun, Marowra, Baddyeri, Murrawari. Überall in dieser Ausstrahlungszone scheint auch Suffigierung des Subjektpronomens zu herrschen. Sie findet sich außerdem gerade und nur noch in Gebieten, die diesem Randgebiet anlagern: im Süden Bangerang, Dhudhuroa, im Osten Yukumbul, Pikumbul, im Westen und Nordwesten (Parnkalla und) Kurnu.

Als südliches Ausstrahlungsgebiet würde dann Tasmanien erscheinen. Denn es finden sich in demselben alle (drei) Punkte, die auch das nördliche und nordöstliche Ausstrahlungsgebiet charakterisieren: Voranstellung des Genitivs beim Nomen, Suffigierung beim Possessiv und dazu auch bei einem Teil des Subjektpronomens (in Verbalsätzen der MO.-Sprache). Ein bedeutungsvoller äußerer

Umstand bildet hier aber einen Unterschied: das nördliche und östliche Ausstrahlungsgebiet ist dem Kerngebiet in unmittelbarem räumlichen Kontakt angegliedert, zwischen dem Kerngebiet Victoria und der Insel Tasmanien liegt die trennende Bass-Straße. Daß das kein absoluter Gegengrund sein kann, ist wohl aus der Tatsache zu ersehen, daß die Tasmanier ihren Weg nach Tasmanien seinerzeit doch wohl kaum anders als von Victoria aus angetreten haben. Ein stärkerer Grund ist der, daß die Sprachen des nördlichen und östlichen Ausstrahlungsgebietes auch eine Reihe innerer Beziehungen in Wortschatz und Grammatik zu dem Kerngebiet aufweisen, die, jedenfalls in diesem Umfange, bis jetzt zu den tasmanischen Sprachen hinüber nicht nachgewiesen sind.

Alle übrigen australischen Sprachen weisen volle Genitivvoranstellung auf: Voranstellung des Genitivs beim Nomen, Präfigierung oder Voranstellung des vollen Personalpronomens bei Possessiv (und Subjektpronomen).

Wie ist nun diese ganze Sachlage zu deuten?

Eine Sprachgruppe mit voller Genitivnachstellung hat vom äußersten Norden von Kap York aus den Osten Australiens durchwandert und gelangte, entweder frei wandernd oder von nachfolgenden Stämmen weiter geschoben, bis in den äußersten Südosten. Sie nahm dort das ganze Gebiet von Victoria und dazu denjenigen Teil von Neu-Südwales ein, der dem Gebiet der Yuin und (Süd-)Kuri und der Wiradyuri-Kamilaroi die ganze Länge des Darling-River entlang entspricht. Diese Gruppe bewahrte ihre volle Genitivnachstellung im heutigen Victoriagebiet, wenn freilich auch dort eine alte Genitivvoranstellung (mit Kasussuffixen) daneben in Kraft steht, die Zeugnis davon ablegt, daß auch in Victoria vor dem Eintreffen von Sprachen mit Genitivnachstellung bereits solche mit Genitivvoranstellung vorhanden waren. Überall anderswo aber gelangte die Genitivnachstellung überhaupt nicht mehr zur vollen Geltung, sondern setzte sich nur in den unverstandenen Formen der Possessiva (und Subjektpronomina) durch.

Diese Sachlage hätten wir auch in Tasmanien vor uns. Eine Sprache mit (voller) Genitivvoranstellung

wäre das Älteste in Tasmanien gewesen. Später drang eine Sprache mit (voller) Genitivnachstellung ein. Es gelang ihr nicht, diese letztere auch in Tasmanien zur vollen Geltung zu bringen, weil die Anzahl der herübergekommenen neuen Sprachmenschen keine allzu große war und nicht durch beständigen Nachschub gestützt wurde, auch weil sie wahrscheinlich vorwiegend Männer umfaßte. Nur beim Possessiv konnte die (als solche) unverstandene neue Genitivnachstellung sich einführen. Mit dieser gebrochenen Genitivstellung trafen die Europäer die tasmanische Sprache an.

3. Zentren der Genitivnachstellung in Austronesien und Austroasien.

Lange Zeit schien es, als ob das ganze weite Gebiet von Ozeanien ausschließlich Sprachen mit Genitivnachstellung umfasse, da die (mikronesisch-)melanesischen und polynesischen Sprachen, die man bis dahin dort kannte, nur diese aufzuweisen schienen. Seitdem aber durch S. H. Ray (von 1890 an) und W. Schmidt (von 1900 an) auf Neuguinea die Existenz von Sprachen nachgewiesen wurde, die von den austronesischen radikal verschieden sind, die sogenannten Papua-Sprachen, war zunächst schon hier auf dieser großen Insel ein Gebiet von Sprachen mit Genitivvoranstellung aufgedeckt. Seitdem W. Schmidt den Nachweis gleichgearteter Sprachen auch innerhalb des Gebietes der kleinen melanesischen Inseln für Neupommern (1904) und Bougainville (1909) führte, ergab sich die hohe Wahrscheinlichkeit, daß überhaupt diese Inselwelt vor der Einwanderung der austronesischen Sprachen ganz oder zum Teil von sogenannten Papua-Sprachen eingenommen war.

So stark nun auch die einzelnen Papua-Sprachen voneinander verschieden sind — und bis jetzt ist kein Nachweis einen inneren Zusammenhanges möglich —, so sind doch alle darin einander gleich, daß sie volle Genitivvoranstellung aufweisen. Nur für das Possessiv machen sich ganz wenige Ausnahmen bemerkbar: Maisin (südliches Neuguinea) hat Suffigierung, Monumbo (Nordostküste von Neuguinea) hat Voranstellung des Personalpronomens mit oder

ohne Suffigierung, ebenso die benachbarten Dagur-Kavu und Mimika. Auch für das Subjektpronomen besteht durchweg Präfigierung; nur in Südost-Neuguinea besteht eine kleine Gruppe (Tauata-Afo*v*, Mailu, Binandele) mit Suffigierung, ebenso im Kai-Bong ı (Nordostküste von Neuguinea) neben Voranstellung des Pronomens, und auf Bougainville bei Telei und Nasioi-Koromira.

Bei den austronesischen (mikronesisch-melanesischen und polynesischen) Sprachen der Südsee, und diese nehmen den bei weitem größeren Teil des Gebietes ein, scheint volle Genitivnachstellung zu bestehen (wir werden weiter unten (S. 424) sehen, daß hier betreffs der polynesischen Sprachen eine Einschränkung zu machen ist). Da nun die melanesischen und polynesischen Sprachen in enger Verwandtschaft stehen mit den indonesischen, die die gesamten großen und kleinen Sundainseln und außerdem im Westen Madagaskar, im Norden die Philippinen und Formosa umfassen, Sprachen, die alle ebenfalls volle Genitivnachstellung aufweisen, so wäre damit schon in dieser austronesischen Sprachfamilie allein bereits eines der räumlich größten Gebiete mit Genitivnachstellung nachgewiesen.

Nun stehen aber auch die austronesischen Sprachen, noch wieder in Verwandtschaft zu den austroasiatischen Sprachen, mit denen zusammen sie die austrische Sprachfamilie ausmachen. Die austroasiatischen Sprachen, die jetzt freilich in Hinterindien und Nordost-Vorderindien nur mehr eine strichweise, abgerissene Verbreitungsweise zeigen, haben früher einmal wohl ganz Hinterindien und Nord(ost)-Indien bis an die Westenden des Himalaja eingenommen. Fügt man nun diesem großen Kontinentalgebiet der austroasiatischen Sprachen noch das Inselgebiet der austronesischen Sprachen hinzu, so wird auch die Genitivvoranstellung auf der ganzen Erde kein räumlich so großes zusammenhängendes Gebiet aufweisen können, wie es hier die Genitivnachstellung in der austrischen Sprachfamilie besitzt.

Es ist, wenn wir die beiden gleich noch zu besprechenden Randgebiete im äußersten Nordwesten und Südosten zunächst beiseite lassen, volle Genitivnachstellung, die wir hier antreffen: Nachstellung des Genitivs

beim Nomen und Suffigierung des Possessivs. Bei der Größe und Bedeutung dieses Gebietes ist es von besonderem Interesse zu sehen, wie es sich hier mit der Stellung des Subjektpronomens verhält. In den melanesischen Sprachen herrscht durchwegs Präfigierung oder Voranstellung des Pronomens, nur im äußersten Süden (Neukaledonien und Loyalty-Inseln) zeigt sich vereinzelte Nachsetzung. In den indonesischen Sprachen aber, die gegenüber den melanesischen als ältere Formen anzusehen sind, kommt die Nachstellung stärker zur Geltung. Die beiden äußersten Flügel im Westen und Nordosten und Osten: Malagassi, Tagala-Ilocano, Palau, Chamorro, weisen überall Nachstellung auf; im Makassar und Bugis ist Vor- und Nachstellung verbunden, in den übrigen Sprachen herrscht im großen und ganzen das Gesetz, daß beim aktiven Verbum das Pronominalsubjekt vorangeht, im Passiv (meist) nachfolgt, so daß also das Zustandsverbum, das dem Nomen näher steht, ebenso wie bei dem Genitiv Nachsetzung übt, während das eigentliche, das aktive Verbum Voranstellung anwendet. Im ganzen aber neigt die Wagschale sich zu der Auffassung, daß in den indonesischen Sprachen das Subjektpronomen ursprünglich nachgestellt worden sei. Sehen wir uns jetzt bei den austroasiatischen Sprachen um, so herrscht hier fast überall Voranstellung des Subjektpronomens. Die Nachstellung fehlt aber nicht, so im Khasi bezeichnenderweise ebenfalls in Passivsätzen, im Bahnar und Palaung in Nebensätzen als eine Art Genitivus absolutus, also ebenfalls als Zustand gewertet.

Die Kraft der Genitivnachstellung in den austrischen Sprachen zeigt sich auch darin, daß das eigentliche Kerngebiet, in welchem die volle Genitivnachstellung herrscht, ein ungemein großes ist und den weit überwiegenden Teil des großen Sprachgebietes umfaßt. Die Ausstrahlungsgebiete, in denen nur eine gebrochene Genitivstellung herrscht, fehlen allerdings nicht.

Eines derselben befindet sich im äußersten Nordwesten, es sind die Munda-Sprachen in Nordost-Vorderindien. Hier ist, wohl ziemlich sicher von den zugrunde liegenden Dravida-Sprachen aus, beim Nomen die Genitivvoranstellung in Herrschaft geblieben; selbst beim Possessiv hat sie sich noch erhalten, indem hier das Pro-

nominalelement einer Partikel präfigiert und das Ganze dem Nomen vorangestellt wird. Aber bei den Verwandtschaftsnamen, bei denen die Verbindung mit dem Possessivsuffix eine besonders enge war, findet stets noch (unmittelbare) Suffigierung statt, und auch sonst wird ein Possessiv gebildet durch Suffigierung der Pronominalelemente an die Partikel *ta*, und das Ganze kann dem Nomen nach-, aber auch vorgesetzt werden. Das Subjektpronomen steht in den Munda-Sprachen vor und nach.

Über zwei andere Gebiete, der Mischung mit tibetochinesischen Sprachen, ebenfalls an der Nord- und Nordwestgrenze, werden wir weiter unten (S. 426) noch sprechen.

Das andere Randgebiet mit gebrochener Genitivstellung befindet sich im Südosten: es beginnt bei den Kleinen Molukken, setzt sich an der Nordostküste Neuguineas und einem Teil der Südküste fort und zeigt sich auch auf Neupommern und Bougainville. Daß auf diesen Inseln und auf Neuguinea überall ein Einfluß von benachbarten Papua-Sprachen vorliegt, glaube ich in verschiedenen Arbeiten Die Yabim-Sprache [SBAWW 1901], Die sprachlichen Verhältnisse von Deutsch-Neuguinea [ZAOS V—VI, 1900—1901) dargetan zu haben. Daß auch in den Kleinen Molukken die Anwesenheit früherer Papua-Sprachen — die in denen von Ternate und Tidore übrigens noch heute vorhanden sind (diese von mir schon 1901 vertretene Ansicht wird jetzt bestätigt durch H. van de Veen „De Nord-Halmaheranse Taalgroep tegenover de austronesiese Taalen", Leiden 1915) —, wurde zwar früher bestritten, wird mir jetzt aber im wesentlichen von J. C. Q. Jonker in seiner Abhandlung „Kan man bij de talen van den Indischen Archipel eene westelijke en eene oostelijke afdeeling onderscheiden" (Versl. Meded. K. Akad. d. Wetensch., Afd. Letterkunde 4e reeks, deel XII, Amsterdam 1914, S. 314—317) zugegeben.

Bei den melanesischen Randsprachen auf Neuguinea und den Inseln ist es offenbar, daß die Melanesier mit ihrer Genitivnachstellung das einwandernde Element gegenüber den Papua mit ihrer Genitivvoranstellung waren. Es gelang den Melanesiern, in diesen Randsprachen einen großen Teil ihres Wortschatzes und einen Teil der Grammatik zur Geltung zu bringen, aber das tiefere innere Sprach-

gefühl, das in der Genitivstellung liegt, vermochten sie in diesen Mischstämmen überall dort nicht zu wandeln, wo das papuanische Element, besonders durch lebendigen Kontakt mit anwohnenden unberührten Papua-Stämmen, der stärkere Teil blieb. Überall dagegen, wo ein solcher Kontakt nicht vorhanden war, wo diese reinen Papua-Stämme ganz verdrängt oder vernichtet wurden, da kam dann die austronesische Genitivnachstellung auch beim Substantiv zur Geltung, und so entstanden die jetzigen melanesischen Sprachen. Auch bei diesen äußert sich die vorhanden gewesene Einwirkung des papuanischen Elementes darin, daß, im Unterschied zu den indonesischen Sprachen mit ihrer unmittelbaren Suffigierung der Possessiva an alle Substantiva, diese unmittelbare Suffigierung jetzt nur mehr bei den Wörtern für Verwandtschaftsgrade und Körperteile gebraucht wird.

Man hat keinen Grund, in Zweifel zu ziehen, daß der Vorgang, der sich an der Südostgrenze der austrischen Sprachen vollzog, in gleicher Weise nicht auch im Nordwesten stattgefunden habe, daß nämlich auch dort austrische Stämme, hier die Munda-Völker mit ihrer Genitivnachstellung, in das Gebiet der Dravida mit ihrer Genitivvoranstellung eingedrungen seien. Dafür spricht auch noch eine Reihe anderer Gründe, wie die Ausbreitung des Ackerbaues, die mutterrechtlichen Kulte, besonders die Shiva-Shakti-Verehrung, die von Nordost-Indien von altem austronesischem Gebiet aus, sich nach Südwesten, in das Gebiet der Dravida-Stämme hinein, vollzog (s. darüber meine Darlegungen in „Anthropos“ XIV—XV, 1919/20, S. 1138—1146).

Aber die austrischen Sprachen besitzen im äußersten Südosten noch ein anderes Ausstrahlungsgebiet, das bisher nicht als solches erkannt und gewertet wurde. Es sind die polynesischen Sprachen. Sie weisen zwar beim Nomen die Genitivnachstellung auf: *Lo fale o le ali'i* das Haus von dem König; aber daneben auch die andere Ausdrucksweise: *Lo le ali'i fale* das des Häuptlings Haus. Man wird nicht umhin können, diese letztere Form als eine Genitivvoranstellung zu betrachten. Wir hätten also in den polynesischen Sprachen sowohl Nachstellung als Voranstellung des Genitivs. Das äußert sich auch in ganz

analoger Weise beim Possessiv, sowohl Nachsetzung: *Te kaina o tana* das Haus von uns-beiden, als auch Voransetzung: *To (= te o) tana kaina* das von uns-beiden Haus. Auch beim Subjektpronomen zeigt sich Ähnliches, es wird sowohl Prä- als Suffigierung, Vor- als Nachsetzung des Pronomens geübt.

Der Vorgang, welcher die Sachlage der polynesischen Sprachen bewirkte, wird nicht in allweg der gleiche gewesen sein, wie in den übrigen Ausstrahlungsgebieten. Insbesondere ist die Auffassung abzulehnen, als habe die Mischung sich erst in Polynesien selbst vollzogen mit Sprachen, die noch vor den polynesischen dort ansässig waren. Dieses letztere soll nicht geleugnet werden, im Gegenteil. Aber die große Uniformität, welche die bei den polynesischen Sprachen vorhandene Mischung aufweist, legt es nahe anzunehmen, daß sie dieselbe bereits nach Polynesien mitbrachten. Und da ist es nicht schwer festzustellen, wo auf ihrer Hinwanderung sie vorher diese Mischung schon angenommen haben könnten. Wie ich in meiner Arbeit „Über das Verhältnis der melanesischen Sprachen zu den polynesischen und untereinander“ (SBAWW, Phil.-hist. Kl. CXLI, 1899) gezeigt habe, sind die polynesischen Sprachen hervorgegangen aus den melanesischen, und zwar besonders aus zwei Gruppen derselben, denen der mittleren (und südlichen) Salomo-Inseln und denen der Südküste von Neuguinea. Nun aber gibt es dort an beiden Stellen, was damals noch nicht bekannt war, nicht nur eigentliche Papua-Sprachen, sondern auch melanesische Sprachen, die in der Annahme der Genitivvoranstellung ebenfalls sich als Mischungen darstellen. Als eine Gruppe derartiger Mischsprachen, in der aber die melanesische Genitivnachstellung neben der „papuanischen“ Genitivvoranstellung bestand, sind die Muttersprachen der jetzigen polynesischen Sprachen zu betrachten.

Zwei weitere Ausstrahlungsgebiete der austrischen Sprachen werden wir im folgenden Abschnitt noch kennen lernen.

4. Zentren der Genitivvoranstellung in Ostasien.

Mit den austroasiatischen Sprachen sind wir schon bis in Asien hineingelangt. Im ganzen genommen scheint zunächst die Verbreitung der Sprachen mit Genitivnachstellung in diesem größten aller Kontinente nicht sehr groß zu sein.

Denn nicht nur das kleine Sprachgebiet der andamanesischen Sprachen im Indischen Ozean und das größere der Dravida-Sprachen in Vorderindien, sondern auch das noch viel ausgedehntere der tibeto-chinesischen Sprachen weist durchgehends volle Genitivvoranstellung auf. Was die Frage der Stellung des Subjektpronomens bei diesen drei Sprachfamilien betrifft, so weisen die andamanesischen Sprachen Voranstellung, die Dravida-Sprachen aber, mit Ausnahme nur von Malayalam und Badaga, sämtlich Suffigierung auf. Die tibeto-birmanischen Sprachen wiederum zeigen in ihrer ungeheuren Mehrheit Voranstellung und nur in einer kleinen Gruppe im Himalaja und Assam — Kiranti, Dhimal, Ost-Naga und Old-Kuki — Suffigierung oder Nachstellung. Da in ungefähr den gleichen tibeto-chinesischen Sprachen auch ein Dual, ein Exklusiv und Inklusiv, das Vigesimalsystem usw. vorkommen, Dinge, die nicht dieser Sprachfamilie als solcher, sondern mehr den Munda-Sprachen eigentümlich sind, so wurden diese „pronominalized languages", wie Sten Konow sie nannte, von ihm in seiner Abhandlung „On some Facts connected with the Tibeto-Burman Dialect spoken in Kanawar" (ZDMG LIX, 1905, S. 117—123) als Nachwirkungen eines früheren Vorhandenseins der Munda-Sprachen auch in diesen Gebieten hingestellt, so daß wir hier noch ein neues Ausstrahlungsgebiet der austrischen Sprachen vor uns hätten. Ob also auch die Suffigierung des Subjektpronomens in den Dravida-Sprachen als Ausstrahlung der Munda-Sprachen angesehen werden könnte? Die Sache erscheint zunächst zweifelhaft, da andere Berührungspunkte außer dem Vorkommen der inklusiven und exklusiven Form hier nicht vorkommen.

Aber ein nicht unbeträchtliches neues Ausstrahlungs-

gebiet der austrischen Sprachen eröffnet sich uns etwas weiter südlich an der Nordwestgrenze ihres Gebietes, wo sie ganz von Sprachen der tibeto-chinesischen Sprachfamilie umschlossen sind. Diese letztere zeigt, wie ich vorhin sagte, im allgemeinen allerdings volle Genitivvoranstellung auf. Aber in ihrer östlichen Hälfte, den thai-chinesischen Sprachen, gibt es eine große umfassende Gruppe, die nicht nur gebrochene, sondern sogar volle Genitivnachstellung: Nachstellung des Genitivs beim Nomen, Possessivsuffigierung, Subjektpronominalsuffigierung, aufweist. Es sind die sämtlichen Thai- und die Anam-Sprachen, zu welch ersteren gehören Miao, Khamti, Shan, Ahom, Li (auf der Insel Hainan), Dioi, Thö, Man-Laqua, Laos, Siamesisch, zu welch letzterem das eigentliche Anamitisch und das Muong gehören.

Wenn nun die Frage ernstlich in Betracht zu ziehen ist nach dem Wert der neuen Entdeckung von A. Conrady — in seinen beiden Abhandlungen „Eine merkwürdige Beziehung zwischen den austrischen und den indonesischen Sprachen" (Aufsätze zur Sprach- und Kulturgeschichte vornehmlich des Orients, zu E. Kuhns 70. Geburtstag, Breslau 1916, S. 475—504) und „Neue austrisch-indochinesische Parallelen" (Hirth Anniversary Volume London 1920, S. 23—66); vgl. dazu W. Schmidt (Anthropos XII bis XIII, 1917/18, S. 702—706) —, daß die beiden an sich schon so großen Sprachfamilien, die der austrischen und die der tibeto-chinesischen, zu einer noch größeren zusammenzufügen wären, so würde sich die Frage erheben, ob nicht diese Thay-Anam-Sprachen die Urgruppe von beiden darstellten, von welcher aus die übrigen tibeto-chinesischen Sprachen einerseits und die austrischen Sprachen andrerseits dann ihre selbständige Entwicklung angetreten hätten. Ich glaube diese Frage entschieden verneinen zu sollen. Denn der Wortschatz der Thai- und Anam-Sprachen ist derartig umfassend identisch mit demjenigen der anderen Sprachen der Osthälfte der tibeto-chinesischen Sprachen, und die Wörter, die mit denjenigen der austroasiatischen Sprachen identisch sind, tragen für sie derartig den Charakter von „Fremdwörtern", daß man diese Sprachen nicht als embryonalhafte Grundsprachen für tibeto-chinesische wie für austroasiatische Sprachen betrachten kann, sondern

sie als bereits charakteristisch fertige Gruppe der tibeto-chinesischen Sprachen ansehen muß.

So sind also die Gemeinsamkeiten, die sie jetzt mit den austrischen Sprachen aufweisen, wirklich nur als Ergebnisse einer Mischung aufzufassen. Diese kam zustande, als die Thai- und Anam-Völker als erste Welle der tibeto-chinesischen Völkerfamilie in Hinterindien einzogen, das bis dahin von den austroasiatischen Völkern besetzt gehalten worden war. Weil damals dieser ersten Welle gegenüber die austroasiatischen Völker noch die stärkeren waren, sowohl numerisch, als auch kulturell in der peguanischen und der kambodschanischen Kultur, so gelang es ihnen damals noch, diesen anrückenden Sprachen den Stempel ihrer eigenen Genitivnachstellung aufzudrücken. Bei den späteren Wellen der Burma- und Naga-Völker wurden die Austroasiaten allmählich geschwächt und zersplittert, und es war ihnen nicht mehr möglich, einen beherrschenden Einfluß auf die Neuankömmlinge auszuüben, die infolge dessen ihre tibeto-chinesische Eigenart in Sprache und Kultur ziemlich treu aufrecht erhalten konnten. —

Das winzig kleine Sprachgebiet des isoliert dastehenden La-ti ist, an der chinesisch-tongkinesischen Grenze irgend, ganz von tibeto-chinesischen Sprachen umschlossen. Es weist volle Genitivnachstellung auf und schließt sich darin den Thai-Annam-Sprachen an, denen es südlich angrenzt.

5. Die Sachlage bei den uralaltaischen Sprachen.

Nördlich und nordwestlich von dem Gebiet der tibeto-chinesischen Sprachen breitet sich das noch weit umfangreichere Gebiet der uralaltaischen Sprachen aus, das fast ganz Nordasien erfüllt und bis tief in Ost- und Nordeuropa hineinreicht. Hier haben wir es mit der merkwürdigen Tatsache zu tun, daß eine so weit ausgebreitete Sprachfamilie keine volle, sondern nur eine gebrochene Genitivstellung aufweist. Und zwar wäre die Sachlage so, daß nicht ein Kerngebiet, ein Verbreitungszentrum mit voller, entschiedener Genitivstellung vorhanden wäre, an das nach den Grenzen hinzu Ausstrahlungsgebiete mit ge-

brochener Genitivstellung sich anschlössen, sondern daß es sich hier geradezu umgekehrt verhielte: volle Genitivstellung an den beiden äußersten Enden im Osten und im Westen und gebrochene Genitivstellung in der Mitte.

Betrachten wir die hier vorliegenden Einzeltatsachen näher. In allen uralaltaischen Sprachen steht der Genitiv des Nomens vor. Aber beim Possessiv übt die übergroße Mehrzahl der Sprachen, das Finnische, Samojedische, Türkische, Jakutische, Burjätische, Tungusische, Eskimo, Suffigierung. Das wird bei den uralischen (finnisch-ugrischen) Sprachen noch dadurch verstärkt, daß bei ihnen auch an die Präpositionen und an die Bezeichnung für „Selbst" Pronominalsuffixe gefügt werden. Dagegen wird im äußersten (Süd-)Osten, im Japanischen, Koreanischen, Mandschu, Mongolischen Voranstellung des Possessivs, d. h. des (Genitivs des) Personalpronomens geübt; in einer anderen Sprache des (Nord-)Ostens, dem Aleutischen, wird entweder Suffigierung oder Voranstellung des Personalpronomens geübt, und in einer Anzahl Sprachen des äußersten (Nord-)Westens, dem Lappischen, Mordwinischen, Tscheremissischen, Permischen, Wogulischen, Ostjakischen, Magyarischen (?) wird Suffigierung des Possessivs und Voranstellung des Personalpronomens zugleich geübt. Dazu kommt, daß in allen finnisch-ugrischen Sprachen neben Präpositionen mit Suffigierung des Pronominalelements auch Intrapositionen angewendet werden, die Prä- und Suffigierung des Pronominalelementes zugleich aufweisen. Mit dieser Sachlage der Possessiva würde auch die der Subjektpronominà zum großen Teil übereinstimmen. Denn wiederum herrscht bei der großen Mehrzahl der Sprachen Suffigierung: so diesmal auch bei allen finnisch-ugrischen Sprachen, ferner bei Samojedisch, Türkisch, Jakutisch, Burjätisch, Kalmükisch, Mongolen-Dialekten und Eskimo. Es ist hier nur der äußerste Osten, der wieder abweicht: Japanisch, Koreanisch, Mandschu üben nur Voranstellung des Personalpronomens, Mongolisch übt Prä- wie Suffigierung, und Aleutisch übt Suffigierung des Possessivs oder Voranstellung des Personalpronomens.

Wie ist diese ganze Sachlage zu beurteilen? Müssen wir urteilen, daß die uralaltaischen Sprachen die Genitivnachstellung früher auch beim Nomen gekannt, also v o l l e

Genitivnachstellung geübt hätten, daß also die an den beiden äußersten Flügeln auftretende Voranstellung auch der Possessiva auf unabhängige Mischung mit dort vorhandenen Sprachen mit Genitivvoranstellung zurückzuführen wäre, als welche im Osten die tibeto-chinesischen, im Westen die indoeuropäischen Sprachen aufgezeigt werden könnten? Auf diese Weise wäre ein ursprüngliches Verbreitungszentrum der Genitivnachstellung in der Mitte des ganzen Gebietes vorhanden gewesen, das an den beiden äußersten Enden seine Ausstrahlungsgebiete mit gebrochener Genitivstellung gehabt hätte.

Dagegen aber spricht sehr stark schon die große Tatsache, daß nirgendwo in dem ganzen weiten Gebiet dieser Sprachfamilie auch beim Nomen Genitivnachstellung erscheint, sondern überall nur Genitivvoranstellung. Dazu kommt noch eine andere Erscheinung in der Art und Weise, wie die Pronominalelemente beim Possessiv dem Nomen angefügt werden, ob sie nämlich vor die Kasussuffixe zu stehen kommen oder erst nach denselben. Im letzteren Falle wäre es deutlich, daß die Possessive gegenüber den Kasus*suffixen* — die mit Genitiv*voranstellung* zusammenhängen — das Spätere sind und nicht vermocht haben, diese aus ihrer schon engen Verbindung mit dem Nomen zu trennen. Die vorliegenden Tatsachen sind hier die folgenden: *nach* den Kasussuffixen steht das Possessiv im äußersten Westen bei Lappen und Suomi (?), *vor* und *nach*, also ähnlich wie bei den Intrapositionen in einer unentschiedenen Mittelstellung, im Mordwinischen, Tscheremissischen und Permischen, *vor* im Magyarischen, Türkischen, Jakutischen, wiederum *nach* im Samojedischen, Burjätischen, Tungusischen; im Mandschu, Mongolischen, Koreanischen, Japanischen wird die Frage nicht praktisch, da ja das Possessiv hier vor dem Nomen steht. Zusammenfassend also läßt sich sagen, daß in dieser ganzen Frage das Gebiet einer engen, unmittelbaren Verbindung des Possessivs noch kleiner ist als dasjenige, wo ausschließlich Possessiv*suffixe* auftreten.

So drängt sich also vielmehr die gleiche Erklärung auf, welche auch bei den Randgebieten der austronesischen Sprachen sich als richtig herausstellte. Auf die Mitte des Gebietes der uralaltaischen Sprachen ist eine Zeitlang

ein ziemlich starker Einfluß einer Sprachgruppe mit Genitivnachstellung ausgeübt worden. Dieser Einfluß war naturgemäß um so schwächer, je weiter entfernt von dem unmittelbaren Einflußgebiet, also nach den beiden äußersten östlichen und westlichen Grenzen hin. Es gelang der einwirkenden Sprachgruppe von der Mitte aus in einem Teil der uralaltaischen Sprachen bis nach Westen hin, weniger weit nach Osten hin, ihre Genitivnachstellung beim Possessiv durchzusetzen. Beim Nomen aber blieb die ursprüngliche Genitivvoranstellung der uralaltaischen Sprachen geltend. Bei den gesamten finnisch-ugrischen Sprachen, bei denen die Verbindung des Possessivs nirgendwo eine enge geworden war, gelang es auch beim Possessiv, die alte Genitivvoranstellung wenigstens neben der Nachstellung in Geltung zu erhalten, mit Ausnahme des Finnischen. Es sind nur das Samojedische, das Türkisch-Jakutische, das Burjätische und Tungusische, bei denen im Possessiv n u r die Nachstellung erhalten ist. Beim Tungusischen wie beim Burjätischen mag das späte Einwirkung des Türkisch-Jakutischen sein, denn sie haben dieselbe lose Verbindung des Possessivsuffixes mit dem Nomen wie die finnisch-ugrischen Sprachen, sie setzen sie erst nach den Kasussuffixen. Dazu stimmt, daß das Mandschu und Mongolische beim Possessiv ja keine Suffigierung kennen, sondern nur Voranstellung des (Genitivs des) Personalpronomens, wie auch das Koreanische und das Japanische.

Jetzt aber erhebt sich die große Schwierigkeit, welche Sprachgruppe mit Genitivnachstellung es denn gewesen sein könnte, die jene Einwirkung auf die uralaltaischen Sprachen ausgeübt hätte. Diese Einwirkung könnte nur vom Süden ausgegangen sein. Dort aber sind jetzt im Osten nur tibeto-chinesische, im Westen indoeuropäische Sprachen, beide mit voller Genitivvoranstellung anzutreffen. Doch am oberen Jenissei finden sich spärliche Reste einer anderen Sprachgruppe, die wahrscheinlich früher mächtiger gewesen ist und eine größere Ausdehnung gehabt hat. Es ist das Jenissei-Ostjakische und das Kottische. Aber auch diese liefern nicht in genügendem Maße die erforderlichen Tatsachen; denn beim Nomen findet sich Genitivvoranstellung. Auch beim Possessiv ist dieselbe in Ge-

brauch. Nur das Wort zur Bezeichnung für „Selbst“ nimmt Possessivsuffixe an, wie es auch bei der finnisch-ugrischen Sprache geschieht. Dazu käme, daß im Jenissei-Ostjakischen auch beim Subjektpronomen in Nominalsätzen Suffigierung geübt wird, die im Kottischen überhaupt bei allen Verben das bei weitem häufigere ist. Aber all das genügt nicht, um einen so starken Einfluß einer Sprache mit Genitivnachstellung auf die uralaltaischen Sprachen zu erklären. Wir lassen vorläufig die Sache in Schwebe und gehen weiter; wir werden später wieder auf sie zurückkommen und vielleicht anderswoher Mittel zur Lösung des hier vorliegenden Problems mitbringen.

6. Zentren der Genitivvoranstellung und Genitivnachstellung in Europa, Westasien und Nordafrika.

Westlich und südwestlich von dem Gebiet der uralaltaischen Sprachen dehnt sich dasjenige der indoeuropäischen Sprachen aus. Die eigentümliche Sachlage derselben in bezug auf unsere Fragen ist früher (s. oben S. 432) schon hervorgehoben worden. So können wir hier nicht recht entscheiden, ob diesen Sprachen die volle Genitivvoranstellung zuzusprechen sei. Daß beim Substantiv die Voranstellung geübt wurde, ist klar. Beim Possessiv aber liegt wegen dessen Adjektivcharakters die Sache unklar. Wenn wir die Stellung des Subjektpronomens hier schon in die Wagschale werfen könnten, so würde dessen Suffigierung für die Nachstellung des Genitivs zu sprechen scheinen. Aber das ist vorläufig von keiner Bedeutung, und die Wagschale sinkt doch mehr nach der Entscheidung zu, daß die indoeuropäischen Sprachen im Beginn Genitivvoranstellung übten. Wenn aber in ihren späteren Entwicklungsphasen aus den Postpositionen Präpositionen werden, so setzt hier eine Entwicklung ein, die, wie es schiene, auf rein inneren Wegen, ohne äußere Einwirkung von anderen Sprachen mit Genitivnachstellung, doch zu jenen Fällen der Genitivnachstellung führte, wie sie in den romanischen Sprachen, zuerst in einigen typischen Wörtern (italien. *capo* [*di*] *stazione*, französ. *timbre*

[*ee*] *poste* usw.), dann von diesen ausgehend immer mehr auch bei andern Substantiven in Aufnahme kommen. Ob hier nun wirklich eine rein innere Entwicklung vorliegt, dieser Frage wollen wir erst später näher treten (s. unten S. 491 ff.).

Dort, wo die iranischen Sprachen an die arisch-indischen anstoßen, befindet sich, von indoeuropäischen Sprachen ganz umschlossen, das Gebiet des isoliert dastehenden Burushaski (Khadžuna). Es ist in bezug auf die uns hier interessierenden Fragen von den indoeuropäischen Fragen nicht unterschieden. Es weist volle Genitivvoranstellung auf: Voranstellung des Genitivnomens, Präfigierung des Possessivs. Das Subjektpronomen wird suffigiert.

Die japhetitischen Sprachen, die von Südpersien angefangen quer durch Mesopotamien, Kaukasus, Balkan, Italien bis Spanien sich hinzogen, und vor der Ankunft der indoeuropäischen Sprachen auch noch andere Teile Europas inne hatten, weisen in bemerkenswertem Umfang Genitivnachstellung auf. Volle Genitivnachstellung üben die beiden östlichen Glieder, das Elamische und das Sumerische, letzteres allerdings daneben auch Genitivvoranstellung beim Substantiv. Im Südkaukasischen, im Hethitischen, im Luvischen, Protochattischen (?), Lykisch-Lydischen finden wir gebrochene Genitivvoranstellung. Nur im äußersten Westen, im Baskischen, würde kaum von einer irgendwie bedeutenden Geltung der Genitivnachstellung gesprochen werden können. Im ganzen aber kann für diese Sprachen die Genitivnachstellung als das Ursprüngliche und Ureigene bezeichnet werden; nur müßten die jenseits der Höhenkämme des Kaukasus liegenden nordkaukasischen Sprachen hier beiseite gelassen werden. Wenn im Südkaukasischen, Hethitischen, Luvischen, Protochattischen, Lykisch-Lydischen beim Nomen die Genitivnachstellung sich nicht findet, so ist das wohl auf die Einwirkung entweder von noch älteren oder von indogermanischen Sprachen zurückzuführen. Von welcher Bedeutung die Aufdeckung dieser weitreichenden Sprachgruppe mit ihrer Genitivnachstellung für die Aufhellung so mancher wichtiger Probleme ist, werden wir weiter unten noch sehen. Aber auch gleich bei der folgenden Sprachfamilie tritt das schon zutage.

Es sind die hamito-semitischen Sprachen. Die mangelnde Einheitlichkeit dieser Sprachen in bezug auf ihre Genitivstellung wirft interessante und wichtige Probleme auf. Volle Genitivnachstellung tritt zutage in dem breiten Gürtel von Sprachen, der sich von den Euphratländern durch Kleinasien und Palästina bis nach Ägypten hineinzog und weiter die ganze afrikanische Küste entlang: die semitischen Sprachen, das Ägyptisch-Koptische, das Berberische und das Haussa. Nach dem Südosten hin sind es nur zwei Sprachen, das Galla und das Somali, die, mehr oder minder schwankend, ebenfalls die Nachstellung üben. Aber Praetorius hat in seiner Auffassung (Fr. Praetorius, Zur Grammatik der Galla-Sprache, Berlin 1893, S. 72 ff., 159 ff., 268 ff., 285 ff.) durchaus recht, daß in diesen beiden Sprachen früher Genitiv voranstellung geherrscht habe. An die hamito-semitischen Sprachen mit voller Genitivnachstellung legt sich noch ein Streifen mit gebrochener Genitivstellung: außer den ersteren zeigt auch das Bedauye Possessivsuffixe, Bilin und Agau setzen das mit Adjektivendung versehene Possessiv auch nach, und ähnliche Einwirkungen finden sich im Kaffa, Kunama. Das alles kann aber nichts an dem Urteil ändern, daß der ganze südliche und stärkere Flügel der hamitischen Sprachen Genitivvoransetzung übte, und es wird somit wahrscheinlich, daß diese überhaupt in den hamitischen Sprachen das ältere war.

Da nun aber die hamitischen Sprachen als Ganzes in der Gemeinschaft der hamito-semitischen Sprachen gegenüber den semitischen Sprachen die ältere Entwicklungsform darstellen, so würde es damit auch für die semitischen Sprachen wahrscheinlich, daß auch sie früher die Genitivvoranstellung geübt haben. Es müßte denn sein, daß der Ursprung und die Eigenart der semitischen Sprachen gerade darin gelegen wäre, daß sie mit der Genitivnachstellung ins Leben getreten und dadurch, von den hamitischen Sprachen sich absondernd, als eigene Sprachgruppe sich konstituiert hätten. Aber auch wenn dem so wäre, so würden sie doch in den Resten der Numerus-, Genus- und Kasussuffixe und der Postpositionen, die sie, die einen mehr, die anderen weniger, mit sich führen, noch die Belege einer früheren Genitivvoranstellung vorweisen. Indes,

da auch das Ägyptisch-Koptische und das Berberische jetzt die Genitivnachstellung zeigen, so kann diese nicht ein spezifischer Grund der Entstehung der semitischen Sprachen allein sein. Es müßte also eine Ursache von breiterer Wirkung hier gesucht werden.

Diese nun finden wir, wenn wir uns an die japhetitischen Sprachen erinnern, die von Südpersien durch Mesopotamien und Kleinasien sich hinziehen. Denn ein Arm ging dann über den Balkan zu den beiden anderen großen südeuropäischen Halbinseln, der appenninischen und der pyrenäischen, hinüber. Ein anderer Arm aber muß auch über Syrien, Palästina, Suez-Enge nach Nord- und Mittelafrika gegangen sein, wenn Drexels Aufstellung einer Verwandtschaft von Bornu (Kanuri) und Sumer (A. Drexel, Bornu und Sumer, Anthropos XIV—XV, 1919/20, S. 215 bis 294) richtig ist. Dieser ganzen Strömung aber war, wie wir gesehen, volle Genitivnachstellung eigentümlich. Wir werden sehen, wenn wir jetzt zu der Betrachtung der afrikanischen Sprachen übergehen, daß das auch für den anderen, nach Afrika abbiegenden Teil der Strömung in voller Geltung blieb. Diese Strömung nun berührte gerade und nur die Gebiete, die auch durch die semitischen und hamitischen Sprachen mit voller und sicherer Genitivnachstellung eingenommen werden. Wir werden nicht fehlgehen in der Annahme, daß diese hamito-semitischen Sprachen ihre Genitivnachsetzung der Mischung verdanken, die sich vollzog, als sie in jene Gebiete von japhetitischen Sprachen mit Genitivnachsetzung nachrückten.

7. Zentren der Genitivnachstellung im übrigen Afrika.

Afrika, in das wir mit den hamitischen Sprachen schon eingetreten sind, ist derjenige Erdteil, der von seinem ganzen Raum den Sprachen mit Genitivnachsetzung den stärksten Verhältnisanteil zur Verfügung stellt, der auch absolut genommen groß genug ist und nach der Zahl der zu ihm gehörigen Sprachmenschen gemessen, wohl als die stärkste zusammenhängende Gruppe solcher Sprachen bezeichnet werden muß. Denn außer den hamitischen Sprachen, die wir bereits erwähnt haben, sind es in ganz

Afrika von ganzen Sprachfamilien nur zwei, beide nicht zu den größeren gehörend, die volle Genitivvoransetzung aufweisen: die Khoin-Sprachen, und auch diese nicht ungemischt, und die Ngo-Nke-Sprachen mit einer Anzahl in ihrem Ausstrahlungsgebiet liegenden Manfu- und Bantuiden-Sprachen.

Volle Genitivnachstellung herrscht zunächst bei den Kanuri-Sprachen. Die Voranstellung neben der Nachstellung, bei Logone und Teda, wenn sie überhaupt richtig ist, kennzeichnet sich als die der Ausstrahlungszone eigentümliche Abschwächung, die bei dem noch mehr exzentrisch gelegenen Maba, mit seiner Voranstellung des Nomens und der Präfigierung des Possessivs an eine Partikel, das Ganze aber doch nachgestellt, noch stärker hervortritt. Beim Subjektpronomen allerdings herrscht in der großen Mehrzahl der Sprachen dieser Gruppe Voranstellung des Personalpronomens. Das ist ein Charakteristikum, das wir bei fast allen afrikanischen Sprachen mit Genitivnachstellung antreffen.

Das gilt auch von den südlich ihnen angrenzenden Wule-Sprachen, die ebenfalls volle Genitivnachstellung üben, und von den noch weiter südlich so weit sich erstreckenden Gruppe der Bantu-Sprachen, gleichfalls mit voller Genitivnachstellung.

Gegenüber dieser so große Räume erfüllenden weitgehenden Einheitlichkeit bietet der westliche Sudan und die Küste von Ober-Guinea ein ganz anderes Bild von der größten Mannigfaltigkeit dar. Diese Mannigfaltigkeit ist hervorgerufen durch das Zusammenwirken einer Sprachgruppe mit voller Genitivvoranstellung, die Ngo-Nke-Sprachen, auf solche mit ursprünglicher voller Genitivnachstellung, die Manfu-Sprachen und die Kanuri-Sprachen.

Die Ngo-Nke-Sprachen selbst bieten ein Bild vollkommener Geschlossenheit dar, es herrscht lückenlos bei ihnen die volle Genitivvoranstellung. Das Subjektpronomen steht auch hier überall vor.

Anders steht es mit den Manfu-Sprachen. Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß die Genitivnachstellung, nachdem die Spuren davon als das unleugbar Ältere sich auch in ihrer Mittelgruppe zeigen, und die ganze Ostgruppe volle Genitivnachstellung übt, ursprünglich für alle

Manfu-Sprachen in voller Geltung stand. Wenn die Westgruppe jetzt volle Genitivvoranstellung aufweist, so rührt das daher, daß sie zum Ausstrahlungsgebiet der Ngo-Nke-Sprachen gehört und mit diesen in Mischung eingetreten ist. Das Subjektpronomen wird übrigens in allen drei Gruppen vorgesetzt.

Die größte Mannigfaltigkeit findet sich in den Bantuiden-Sprachen; das tritt noch stärker hervor, wenn wir auch die je nach Singular und Plural wechselnden Affixklassen mit in die Betrachtung hereinziehen. So tritt es dann auch nur um so besser zutage, daß wir es hier nicht mit einer bloß einseitigen aktiven Wirkung der Genitivvoranstellung der Ngo-Nke-Sprachen auf Sprachen mit Genitivnachstellung, nämlich auf Sprachen, die ursprünglich der Kanuri-Gruppe angehörten, handelt, sondern daß auch umgekehrt das Suffixsystem der Ngo-Nke-Sprachen durch die Einwirkung der Genitivnachstellung der Kanuri-Sprachen in Präfixklassen umgewandelt worden ist, und anderswo das Gleichgewicht der Einwirkung der beiden Genitivstellungen zu Sprachen mit Prä- und Suffixklassen geführt hat. So ergibt sich nun folgendes äußerst interessante und instruktive Gesamtbild:

Die Ngo-Nke-Sprachen bilden ein kompaktes Zentrum von Sprachen mit voller Genitivvoranstellung, das von allen Seiten von Sprachen mit (ursprünglicher) Genitivnachstellung umgeben ist.

Nach Norden hin erweist sich ihr Einfluß als sehr schwach, hier herrscht bei allen dortigen Bantuiden-Sprachen volle Genitivnachstellung.

Am allerschwächsten ist der Einfluß nach Nordwesten hin; denn die dortigen Sprachen, die Senegal- und Bullom-Temne-Gruppen, weisen auch regelrechte Präfixsysteme auf.

Serer, Kisi und das weiter nach Osten sich erstreckende Pula haben ebenfalls Genitivnachstellung, aber statt der Präfixsysteme haben sie Suffixsysteme. Aber es ist hinzuweisen auf die Anlautveränderungen je nach Singular und Plural, die sich in diesen drei Sprachen finden: diese sind sicherlich nichts anderes als Reste älterer Präfixsysteme, die auch ihrer Genitivnachstellung entsprechen. Da sie diese letztere aber behalten haben und trotzdem jetzt Suffixsysteme aufweisen, so

wird das nichts anderes sein als eine mehr äußerliche Herübernahme von den Mossi- und Grussi-Sprachen her, an die sie nach Osten hin angrenzen.

Diese nach Osten von den Ngo-Nke-Sprachen sich erstreckenden Sprachen sind diejenigen, in denen der Einfluß der Ngo-Nke-Sprachen am stärksten sich geltend gemacht hat, sie haben Genitivvoranstellung, und damit in Übereinstimmung hat hier die Klassifizierung der Substantive in einem nach Singular und Plural wechselnden S u f f i x system sich vollzogen.

Geringer ist der Einfluß bei der Südgruppe, bei den Bantuiden-Sprachen von Togo: hier ist wohl überall die Genitivvoranstellung beim Nomen und die Präfigierung beim Possessiv (mit Ausnahme des Santrekofi) durchgedrungen. aber es besteht kein Suffix-, sondern ein Präfixsystem jener Klassifizierung. Das weist darauf hin, daß so wie im Norden, so auch hier im (Ost-)Süden ursprünglich Genitivnachstellung herrschte, die sich das ihr entsprechende Präfixsystem bildete.

Von ganz besonderem Interesse sind die Fälle, wo P r ä f i x systeme der Klassifizierung z u g l e i c h mit S u f f i x systemen in Einer Sprache sich vereint finden.

Einer dieser Fälle liegt schon bei den Nordsprachen Serer-Kisi-Pula vor, da ihr Konsonantenwechsel im Anlaut ein früheres Präfixsystem darstellt; hier würde also das Vorkommen b e i d e r Systeme in Einer Sprache verbunden sein mit Genitivnachstellung. Das würde, wie ich schon sagte, darauf hinweisen, daß das jetzige Suffixsystem von außen her übernommen, nicht von innen heraus entwickelt wäre.

Anders liegt die Sache bei den Sprachen der Nordgruppe, den Gurma- und Tem-Sprachen. Denn hier findet sich jetzt noch miteinander vereinigt mehr oder minder klares Präfixsystem und Suffixsystem und damit verbunden Genitivvoranstellung. Auch hier, in dem Durchdringen der Genitiv v o r a n s t e l l u n g in diesen beiden Gruppen, offenbart sich, daß der Einfluß der Ngo-Nke-Sprachen am stärksten sich nach Osten hin geäußert hat. Hier hat die Genitiv v o r a n s t e l l u n g auch die Ausbildung eines damit übereinstimmenden S u f f i x systems zur Folge gehabt. Andrerseits aber gehörte die Gurma-Gruppe auch zu den

Nordsprachen, bildete deren äußerste Verlängerung, teilte mit ihnen früher die Genitivnachstellung und das aus dieser hervorgegangene Präfixsystem. Die Genitivnachstellung ist jetzt der Genitivvoranstellung gewichen, aber das alte Präfixsystem ist noch neben dem neuen Suffixsystem bestehen geblieben.

Ebenso gehört das Tem in jene Südgruppe der Bantuiden-Sprachen von Togo, in denen auch nach Eintritt der Genitivvoranstellung doch das alte Präfixsystem noch stehen geblieben ist; nur geht hier der Einfluß der Ngo-Nke-Sprachen noch einen Schritt weiter, indem er auch das der neuen Genitivvoranstellung entsprechende Suffixsystem verwirklichte.

Am interessantesten aber gestaltet sich die Sachlage beim Golah, einer Sprache an der Nordwestgrenze des Ngo-Nke-Gebietes. Hier können wir dieses Entgegenwirken der beiden Genitivstellungen noch jetzt förmlich auf frischer Tat ertappen. Denn es findet sich hier nicht nur ein Präfix- mit einem Suffixsystem vereinigt, sondern auch die beiden Genitivstellungen selbst, die Voranstellung und die Nachstellung, sind noch aktuell im Gebrauch. Daß aber die Genitivnachstellung hier das ältere ist, ergibt sich deutlich nicht nur daraus, daß beim Possessiv Suffigierung angewendet wird, sondern daß die Klassensuffixe erst nach dem Possessiv angefügt werden, wie denn überhaupt diese Klassensuffixe mit dem Nomen nur lose verbunden sind, indem Adjektiv, Pronomen, Zahlwort, selbst ein ganzer Satz zwischen sie und das Substantivum treten können.

Alle diese Erscheinungen in den Sprachen des westlichen Sudans und Oberguineas zusammenfassend, wird man sagen dürfen, daß dieses Gebiet für das Studium der Bedeutung der Genitivstellungen und ihrer Gegenwirkungen aufeinander stets ein *locus classicus* bleiben wird. Ergänzend sei noch hinzugefügt, daß gegenüber der bunten Mannigfaltigkeit der Spracherscheinungen, die wir bis jetzt hier sehen, die Einheitlichkeit in der Stellung des Subjektpronomens um so stärker auffällt: von gewissen Fällen der Suffigierung bei Serer, Pula und Wolof abgesehen, wird überall Präfigierung bzw. Voranstellung des vollen Personalpronomens geübt.

Bedeutend geringer ist die Mannigfaltigkeit bei den Ostbantuiden-Sprachen. Das liegt einmal schon an der bedeutend geringeren Zahl dieser Sprachen, dann aber auch daran, daß keine so starke Sprachengruppe mit Genitivvoranstellung in ihrer Mitte sich befindet. So treffen wir hier auch, soweit das vorhandene Material reicht, überall volle Genitivnachstellung; nur Kondjara hat beim Nomen Genitivvoranstellung, beim Possessiv aber Suffigierung des Pronominalelementes an eine Partikel, das Ganze vorangestellt. Das dieser Bantuiden-Gruppe Eigentümliche besteht darin, daß sie den Plural nicht nur durch Klassenpräfixwechsel, sondern auch durch Anfügung von Suffixen herstellt, die für die verschiedenen Klassen gleich sind. Wenn man diese als Reste von Personalpronomina der 3. Plural bezeichnen kann, so läge darin eine Einwirkung der Kanuri-Sprache, die keinen Präfixwechsel, sondern nur diese Pluralsuffixe kennt. Aber auch hier wieder ist zu bemerken, daß beim Subjektpronomen überall Präfigierung oder Voranstellung des Personalpronomens herrscht und nur das Eliri Suffigierung aufweist.

Bei den nördlich von dieser Bantuiden-Gruppe und östlich von den Kanuri-Sprachen sich erstreckenden Gruppe der nilotischen Sprachen herrscht, von dem Nuba abgesehen, in dem Hauptpunkt ebenfalls große Einheitlichkeit: überall besteht volle Genitivnachsetzung. Dagegen zeigt sich hier größere Mannigfaltigkeit beim Subjektpronomen. Zwar die größere Zahl zeigt auch hier, dem allgemeinen afrikanischen Charakteristikum folgend, Präfigierung oder Voranstellung des Pronomens; aber das Umgekehrte findet sich bei Nuer, und beides, Präfigierung und Suffigierung, bei Schilluk und Suk. Vielleicht äußert sich hier der Einfluß der hamitischen Sprachen. Auch das Nuba verwendet beim Subjektpronomen zugleich Voranstellung des Pronomens und Suffigierung. Im übrigen stellt sich das Nuba durch seine volle Genitivvoranstellung von allen Sprachen dieser Gruppe stark abseits. Auch darin liegt wohl althamitischer Einfluß vor.

Nun sind noch die Khoin-Sprachen im äußersten Süden von Afrika zu betrachten, zu denen auch das Sandawe gehört. Hier ist keine rechte Einheitlichkeit in den uns hier berührenden Punkten vorhanden, was aber auch

nicht zu verwundern ist. Eine klare Genitivstellung hat nur das San der Buschmänner, nämlich volle Genitivvoranstellung; auch das Subjektpronomen steht vor. Das Sandawe hat Genitivvoranstellung zunächst nur beim Nomen, und auch da findet sich, wenn auch selten, Nachstellung. Beim Possessiv herrscht Suffigierung, daneben aber steht auch volles Pronomen vor. Das letztere trifft auch zu für das Subjektpronomen in Nominalsätzen, sonst wird auch hier Suffigierung angewendet. Diese ganze Zwiespältigkeit ist wohl auf den Einfluß der umgebenden Bantu-Sprachen mit ihrer Genitivnachstellung zurückzuführen. Das Nama der Hottentotten stellt den Genitiv beim Nomen ebenfalls vor, hat aber daneben eine Art, die Nachstellung mindestens andeutet (s. oben S. 393). Im Possessiv, wie im Subjektpronomen tritt die gleiche Zwiespältigkeit auf, doch ist auch hier Voranstellung des Pronomens das ältere. Hier ist die Zwiespältigkeit wohl zurückzuführen auf die alte Mischung mit Buschmann-Sprachen, die Genitivvoranstellung zeigen, mit einer von jenen Hamiten-Sprachen, die Genitivnachstellung übten; vielleicht aber wirken auch hier die Einflüsse der benachbarten Bantu-Sprachen mit.

8. Die Genitivstellung in Nordostasien.

Wir wenden uns jetzt zum äußersten Nordosten von Asien zu den dortigen paläoasiatischen Sprachen, um von dort aus dann den Weg nach Amerika anzutreten.

Hier übt zunächst das Ainu volle Genitivvoranstellung; auch im Subjektpronomen gilt Präfigierung.

Das gilt auch vom Yukagirischen; man wird kaum darin, daß der Genitiv und das Possessiv, wenn sie mit dem (Kasus-)Suffix *lä* versehen sind, auch nachstehen, eine Spur von eigentlicher Genitivnachstellung sehen können. Dagegen kann es auffällig scheinen, daß beim Subjektpronomen Suffigierung gilt.

Im Tschuktscho-Kamtschadalischen steht beim Nomen der Genitiv überall vor. Beim Possessiv könnte die Tatsache, daß zwar das Pronominalelement einer Partikel präfigiert, das Ganze aber dann nachgestellt wird, eine Spur von Genitivnachstellung scheinen; leider fehlen

mir Nachrichten über das Possessiv im Korjäkischen und Itelmischen. Beim Subjektpronomen wird in der 1. Singular und Plural Suffigierung mit Voranstellung des Personalpronomens, bei Nominalsätzen ausschließlich Suffigierung geübt.

Die Genitivnachstellung ist also in den paläoasiatischen Sprachen, wenn überhaupt, dann jedenfalls nur in äußerst schwachen Spuren vertreten.

Anders steht es dagegen mit dem Aleutischen und den Eskimo-Sprachen, mit denen wir nach Amerika hinübergelangen. Zwar steht der Genitiv beim Nomen vor. Aber beim Possessiv wird Suffigierung geübt, die auch beim Subjektpronomen gilt. Beides üben auch die Eskimo-Sprachen im äußersten Norden Amerikas.

9. Die drei Zentren der Genitivnachstellung in Nordamerika.

Wenn wir zunächst Nordamerika bis zur nördlichen Grenze von Mexiko betrachten, so kann hier das Gebiet von Sprachen mit Genitivnachstellung weder dem räumlichen Umfang noch der Zahl der zu ihr gehörigen Personen nach als groß und bedeutend bezeichnet werden. Es gibt hier zwei solcher Gebiete, eines im Osten, eines im Westen, beide sozusagen auf Küstenstrecken beschränkt. im Westen im höheren Grade als im Osten.

Aber im Osten besteht die Genitivnachstellung in viel schwächerer Geltung; denn sie erscheint hier nirgendwo als volle Genitivnachstellung.

Wir haben hier im Norden das Irokesische, das beim Nomen neben Genitivvoranstellung auch Nachstellung verwendet, aber beim Possessiv — wie auch beim Subjektpronomen — nur Präfigierung kennt.

Im Süden haben wir gebrochene Genitivstellung, Suffigierung des Possessivs bei Voranstellung des Genitivs am Nomen, so bei Timukua. Dazu kommt bei Tunika und Muskogi Suffigierung beim Subjektpronomen. Leider wissen wir über alle diese Punkte nichts bei der Coahuilteca-Gruppe. Da nun die hohe Wahrscheinlichkeit besteht, daß sowohl Tunika wie Timukua mit Muskogi ver-

wandtschaftlich zusammengehören, so würde sich hier am Golf von Mexiko eine nicht unbedeutende Gruppe ergeben, in der sich eine Einwirkung der Genitivnachstellung deutlich offenbart.

Nach Westen (und Norden) würde sich dieses Gebiet vergrößern, wenn es sich bestätigt, daß auch die Caddo-Gruppe in ihrer gebrochenen Genitivvoranstellung eine derartige Einwirkung aufweist.

Ob dieses südliche Gebiet auch mit dem nördlichen der Irokesen irgendwie zusammenhängt, läßt sich jetzt nicht ersehen; das zwischen ihnen beiden liegende Cheroki könnte in dieser Beziehung kein Bindeglied sein, da es nur volle Genitivvoranstellung aufweist.

Es ist klar, daß diese gebrochene und wenig ausgedehnte Nachstellung des Genitivs an der Ostküste nur zu verstehen ist als Ausstrahlungsgebiet eines starken Kerngebietes mit voller Genitivnachstellung. Wo dieses zu finden wäre, wollen wir später noch untersuchen; nur so viel sei schon hier angedeutet, daß dieses Kerngebiet nicht in Nordamerika selbst liegt.

Begeben wir uns jetzt zum Westen, so ist es hier noch nicht möglich, ein in jeder Beziehung klares Bild zu bekommen, da uns von einer Anzahl von Sprachen die diesbezüglichen Angaben noch nicht bekannt sind. In großen Zügen aber läßt sich doch ein ziemlich bestimmtes Bild entwerfen. Es gibt im Nordwesten ein stärkeres zusammenhängendes Gebiet voll ausgeprägter Genitivnachstellung: das Tsimshian, die Mosanische Gruppe und das Kutenai; dieses hat nach Norden hin, zum Haida (und Tlingit), nur ein schwaches Ausstrahlungsgebiet. Stärker, innerlich und räumlich, ist das nach Süden in die Oregon-Gruppe, Yakon-Gruppe, Siuslaw gehende Ausstrahlungsgebiet. Dieses reicht auf diese Weise bis nach Kalifornien an die dortigen beiden kleineren Gebiete mit voller Genitivnachstellung hinan: ein nördliches (Yana) und ein südliches (Salina-Chumash), die durch kleinere Ausstrahlungsgebiete auch ihrerseits miteinander verbunden sind.

Diesen allgemeinen Überblick über den Nordwesten müssen wir noch etwas näher auseinandersetzen.

Das nordwestliche Kerngebiet mit voller Genitivnachstellung besteht aus dem Tsimshian, der

mosanischen Gruppe (Wakash-Sprachen = Nutka, Kwakiutl, Heiltsuk; Chimakua, Salish-Sprachen) und Kutenai.

Die Einwirkungen, die von da nach Norden ausgehen, sind im Haida die Tatsache, daß beim Possessiv zwar Präfigierung an eine Partikel stattfindet, das Ganze aber nicht nur vor-, sondern auch nachgesetzt werden kann. Noch schwächer sind dieselben beim Tlingit, wo ebenfalls beim Possessiv wohl Präfigierung stattfindet, daneben aber, mit und ohne Präfigierung, Nachsetzung des Subjektpronomens geübt wird.

Nach Süden hin ist zunächst die Abschwächung zu verzeichnen, die im Südteil des Kerngebietes selbst schon einsetzt: in der ganzen mosanischen Gruppe geringe Anzahl der nachgesetzten Genitive und beim Kutenai Vorkommen der Voransetzung neben der Nachsetzung; beim Possessiv Vorkommen der Präfigierung neben der Suffigierung in den Salish-Sprachen und dem Kutenai; sehr mannigfaltig ist die Stellung des Subjektpronomens; beim Tsimshian in transitiven Sätzen Prä-, in intransitiven Suffigierung, im Kwakiutl Suffigierung, bei den Salish-Sprachen Präfigierung, in einigen Suffigierung, und beim Kutenai Präfigierung. Weiter nach Süden finden sich in der gleich angrenzenden Oregon-Gruppe beim Latuami Suffigierung des Possessivs, ebenso weiter südwestlich in der Yakon-Gruppe beim Takelma, und ebenso in dem mit der Gruppe vielleicht verwandten Siuslaw. Aber von einer ganzen Reihe von Sprachen dieser Gruppen wissen wir überhaupt noch nichts, und von zweien, Walawala in der Oregon-Gruppe und Kus in der Yakon-Gruppe, wird auch beim Possessiv Präfigierung bzw. Voranstellung gemeldet. Da Nachstellung des Genitivs beim Nomen in keiner Sprache dieser letzteren Gruppen, sondern stets nur Genitivvoranstellung bezeugt wird, so ist im ganzen genommen in diesem südlichen Ausstrahlungsgebiet die Geltung der Genitivnachstellung keine sehr starke. Beim Subjektpronomen gilt Suffigierung bei Walawala (nebst Präfigierung), Takelma, Siuslaw.

Stärker tritt die Genitivnachstellung wieder in Kalifornien auf. Zwar in den isolierten Yuki (?) und in der Penuti-Familie herrscht im allgemeinen volle Genitiv-

voranstellung; nur in Ausstrahlungsgebieten, die dem Einfluß der Hoka-Familie unterliegen, findet sich auch Suffigierung des Possessivs.

Eigentlicher Träger der Genitivnachstellung ist die Hoka-Familie mit zwei Zentren voller Genitivnachstellung, einem nördlichen und einem südlichen.

Das nördliche wird gebildet vom Yana, wo nicht nur beim Nomen Genitivnachstellung und beim Possessiv Suffigierung, sowie auch beim Subjektpronomen Suffigierung geübt wird, sondern auch das Personalpronomen besteht aus einer (Demonstrativ-)Partikel + suffigiertem Pronominalelement. Beim Possessiv wird zur Suffigierung hinzu auch Präfigierung geübt, die im Süd-Yana allein gilt. Im nördlichen Ausstrahlungsgebiet dieses Nordkerns befinden sich, mit Suffigierung des Possessivs, Shasta-Achomavi, Chimariko (bei akzidentellem Besitz, Präfigierung bei dauerndem).

Der südliche Kern besteht aus dem Salina mit voller Genitivnachstellung, auch bei Subjektpronomen Nachstellung, zum Teil auch Präfigierung. Das nördliche Ausstrahlungsgebiet des Südkerns, durch welche der Süd- mit dem Nordkern fast in Verbindung gesetzt wird, besteht, mit Suffigierung des Possessivs, bei den Berg- und Ebenen-Dialekten des Miwok und beim Yokuts (neben Präfigierung). Nach Süden hin ist Nachstellung des Genitivs beim Nomen des Chumash zu verzeichnen; vielleicht gehört auch die Suffigierung des Possessivs bei den Shoshonen-Dialekten Ute, Chimehuevi, Tübatulabal hierher. Suffigierung des Subjektpronomen ist zu finden bei Shasta-Achomawi, Wintun (früher), Maidu (?), Karok, Chimariko, Berg- und Ebenen-Dialekten von Miwok.

Der weitaus größere Teil von Nordamerika wird von Sprachen mit (voller) Genitivvoransetzung beherrscht. Hierher gehören vor allem die großen Sprachfamilien der Algonkin-, Na-Dene(Athapasken)-, Sioux-Sprachen, der Großteil der Muskogi- und Caddo-Sprachen. Von kleineren Gruppen und einzelstehenden Sprachen sind zu nennen das Chinook, die Oregon-Gruppe (?), die Yakon-Gruppe (?), das Yuki, die Penuti-Gruppe, das Kaiowe (?), das Yuchi, die Yuma-Sprachen, das Seri (?).

10. Die Zentren der Genitivnachstellung in Mittelamerika.

Mit einer anderen großen Sprachfamlie, die ebenfalls volle Genitivvoranstellung übt, der uto-aztekischen (speziell im Nahuatl scheint aber auch Genitivnachstellung daneben vorzukommen), gelangen wir von Nordamerika tief nach Mexiko und Mittelamerika hinein, wo sie ein ziemlich bedeutendes Gebiet einnimmt; wir wissen aber, daß ihre Einwanderung in das Gebiet von Mexiko und Mittelamerika erst aus jüngerer Zeit datiert.

Unter den älteren Sprachen dieses Gebietes dagegen ist die Genitivnachstellung sehr stark vertreten; ja man muß sagen, daß hier das größte und stärkste zusammenhängende Gebiet von Sprachen mit voller Genitivnachstellung von ganz Amerika vorliegt. Noch mehr: fast alle älteren Sprachen Mexikos und Mittelamerikas weisen die Genitivnachstellung auf.

Es sind nur die folgenden, bei denen (volle) Genitivvoranstellung herrscht: die Pueblo-Sprachen Tano und Zuñi im Nordwesten, dann weiter nach Südosten das Tapalchuteco, das Zoque, das Tarasco (?), das Matlatsinco.

Endlich ist auch hervorzuheben, daß die ganze lange Reihe der Sprachen mit Genitivnachsetzung ein nahezu kontinuierliches Ganzes bildet, das nur an ganz wenigen Stellen durch (jüngere) Einschübe besonders sonorischer Sprachen unterbrochen wird. Diese Einheit ist so kompakt gleichmäßig, daß man hier kaum den Unterschied von einem Kern und von Ausstrahlungszonen machen kann.

Diese Gruppe beginnt mit dem Otomi, das Nachsetzung des Genitivs beim Nomen und Präfigierung bei Possessiv und Subjektpronomen aufweist. Rechts schließt sich an das zu den Maya-Sprachen gehörige, von ihnen abgesprengte Huaxteco, welches die gleichen Erscheinungen aufweist. An dieses nach Süden fügt sich das Totonaco mit Nachstellung des Genitivs beim Nomen, Präfigierung des Possessivs und teils Prä-, teils Suffigierung oder ausschließlich Suffigierung des Subjektpronomen. In diesem Gebiet ist also volle Genitivnachstellung nicht vorhanden.

Gleich darauf ist dann eine Strecke Nahuatl-Sprachen eingedrungen, die den vollen Zusammenhang mit den

folgenden Sprachen nicht zustande kommen läßt. Nach Südwesten hin erstreckt sich das Gebiet des Zapoteco und Mixteco, die beide volle Genitivnachstellung und beim Subjektpronomen teils Suf-, teils Präfigierung üben. Auch das Mazateco weist volle Genitivnachstellung auf, aber beim Subjektpronomen herrscht nur Präfigierung. An der Ostgrenze liegt das Gebiet des Chinanteco, das ebenfalls volle Genitivnachstellung gebraucht. Südlich davon weist das Mixe zwar Genitivvoranstellung beim Nomen, aber Suffigierung beim Possessiv auf. Jetzt folgen die drei Sprachen Zoque, Populuco (?), Tapachulteco mit voller Genitivvoranstellung. Weiter nach Osten und Nordosten hin breitet sich das weite Gebiet der Maya-Sprachen aus; hier herrscht Nachsetzung des Genitivs beim Nomen, Präfigierung und teilweise Prä- und Suffigierung des Possessivs und beim Subjektpronomen Präfigierung in transitiven, Suffigierung in intransitiven Sätzen. Gleiches liegt bei dem südöstlich angrenzenden kleinen Xinca vor.

Durch das Pipil (von San Salvador) und das Lenca, beide mit voller Genitivvoranstellung, abgetrennt, beginnt wieder eine neue Strecke von Genitivnachsetzung: Mangue mit Genitivnachstellung des Genitivs beim Nomen, aber Präfigierung beim Possessiv; Subtiaba mit voller Genitivnachstellung, während beim Subjektpronomen entweder Präfigierung oder Voransetzung des Personalpronomens geübt wird.

Auch wenn wir die Stellung des Genitivs nicht nur nach den einzelnen Sprachen, sondern auch nach den größeren zusammengehörenden Sprachfamilien betrachten, ergibt sich ein sehr starkes Vorherrschen der Genitivnachstellung. In der zentralamerikanischen Gruppe tritt sie auf bei den Hoka-Sprachen, vielleicht bei Coahuilteco, deutlicher wieder bei Tlapaneco, Xinca, Subtiaba. Dasselbe gilt von der Gruppe Otomi-Mangue: hier treten die Merkmale der Genitivnachstellung mehr oder minder deutlich auf bei Chiapaneco, Mazateco, Izcateco, Otomi, Mangue. Die Herrschaft der Genitivnachstellung in diesen beiden Sprachgruppen verstärkt auch ihrerseits die Zahl der Beweise, die zur Aufstellung dieser Sprachgruppe geführt haben.

Als letzte Gruppe von Mittelamerika bleibt die Miskito-Xinca-Gruppe übrig. Im allgemeinen herrscht hier Genitivvoranstellung, aber es liegen doch auch starke Spuren von Genitivnachstellung vor: im Xinca beim Possessiv nur in der 1. Singular Präfigierung, in der 2. und 3. Singular Prä- und Suffigierung, im ganzen Plural nur Suffigierung; hier hat also der Prozeß der Umbildung schon eingesetzt; im Subjektpronomen herrscht Suffigierung zugleich mit Voransetzung des Personalpronomens. Auch beim Lenca zeigt sich das letztere, und im Possessiv neben bloßer Präfigierung auch Prä- mit Suffigierung. Bloße Suffigierung scheint das Matagalpa im Possessiv aufzuweisen. Bei Miskito, Sumo-Ulua und Cacaopera stehen im Possessiv Suffixe oder Infixe (die ein Mittelding zwischen Prä- und Suffixe bedeuten), im Subjektpronomen nur Suffigierung. In dieser Gruppe liegt also der letzte Ausklang der starken Herrschaft der mittelamerikanischen Genitivnachsetzung vor.

11. Die Zentren der Genitivnachstellung in Südamerika.

Denn wenn wir jetzt in Südamerika eintreten und dort zuerst auf die weit ausgebreitete Gruppe der Chibcha-Sprachen stoßen, die, wie sich herausgestellt hat, auch nach Mittelamerika so weit hineinreichen, so tritt uns dort bereits ein anderes Bild entgegen. Nur in dem noch in Mittelamerika liegenden Teil finden wir beim Rama Nachstellung des Genitivs beim Nomen, zu dem sich für das Possessiv nur in der 3. Singular Suffigierung gesellt. Überall sonst herrscht in der ganzen Gruppe volle Genitivvoranstellung. Deshalb ist auch die Suffigierung des Subjektpronomens, die im Chiripo (Bribri), Colorado, Paez, Choco auftritt, nicht von besonderer Bedeutung.

Dagegen bilden die alten Küstensprachen des Westens, zugleich mit den beiden großen Sprachen der Andengebiete, Quechua und Aymara, eines der südamerikanischen Gebiete mit Genitivnachstellung, das allerdings jetzt nicht sehr stark ist. Volle Genitivnachstellung zeigt nur das Esmeraldas, das auch beim Subjektpronomen Suffigierung übt. Dagegen stellen Yunca (Mochica), Quechua und Aymara beim Nomen den Genitiv vor, üben

dann aber beim Possessiv wie beim Subjektpronomen Suffigierung. Vielleicht müssen aber auch die hier auftretenden Arawaken-Sprachen: Jivaro mit seiner vollen Genitivnachstellung, Ticuna, Chapacura und Cahuapana mit ihrer Suffigierung bei Possessiv und Subjektpronomen, noch in diese Gruppe gerechnet werden.

Das zweite Zentrum der südamerikanischen Genitivnachstellung befindet sich im Nordosten; es ist ebenfalls kein sehr starkes. Hier tritt bei Goajiro Nachstellung des Genitivs beim Nomen auf; beim Possessiv wird zwar Präfigierung geübt, aber das verstärkende Pronomen wird nachgesetzt; das Subjektpronomen zeigt Präfigierung. Auch eine andere nördliche Arawak-Sprache, das Paranhano, übt nur beim Nomen Genitivnachstellung, bei Possessiv und Subjektpronomen dagegen Präfigierung. Dieselbe Sachlage ergibt sich beim Insel-Karibisch, wo dazu nur beim Subjektpronomen teilweise auch Suffigierung eintritt. Dagegen zeigt sich beim Galibi volle Genitivnachsetzung, da auch beim Possessiv Nachsetzung des vollen Personalpronomens geübt wird, allerdings auch Präfigierung. Zu all diesem kommt noch, daß bei vielen Kariben-Sprachen — so bei Insel-Kariben, Kumanagoto, Chaima, Pimenteira, Paravilhana, Apiaca, Maquiritare, Hianakoto, Cariniaco, Bakairi — neben Präfigierung ein Possessivsuffix *re, ri* vorkommt, das im Tamanaco auch ohne Präfigierung gebraucht wird.

Deshalb ist es abermals von besonderer Bedeutung, wenn ungefähr am äußerst entgegengesetzten Ende der Arawakenwanderungen, ebenfalls wieder, das dritte südamerikanische Gebiet der Genitivnachstellung, diesmal im Südwesten, sich findet, wo Arawaken-Sprachen mit einer Anzahl einzelstehender isolierter Sprachen in der Genitivnachstellung sich zusammenfinden. Dieses ist sowohl räumlich als innerlich das stärkste südamerikanische Gebiet mit Genitivnachstellung. Allerdings die Arawaken-Sprachen weisen auch hier nicht volle Genitivnachstellung auf: Moxo-Baure, Campa, Chapacura üben wohl Nachstellung des Genitivs beim Nomen, aber Präfigierung beim Possessiv; beim Lapachu (Apolista) und Guana findet sich das letztere, aber nicht das erstere. Dagegen weisen unter den alleinstehenden Sprachen die folgenden volle

Genitivnachstellung auf: Mobima (hier ist die Stellung des Genitivs beim Nomen noch zweifelhaft) und Chiquito; letzteres übt auch beim Subjektpronomen Suffigierung. Bei Itonama und Guato ist vorläufig nur Nachstellung des Genitivs beim Nomen, nicht aber Possessivsuffigierung bezeugt.

Weiter nach Süden tritt im allgemeinen weder volle Genitivnachsetzung, noch auch die Nachsetzung beim Nomen mehr auf. Nur Suffigierung beim Possessiv wird noch geübt beim Lule-Vilela und Waikuru (hier nur in 2. und 3. Singular und Plural und verbunden mit Präfigierung). Um so bemerkenswerter ist es also, daß das Mapuche, das den mit Kasussuffixen versehenen Genitiv im allgemeinen voranstellt, in einfachen Zusammensetzungen Nachstellung übt. Dazu stimmt es auch, daß es beim Subjektpronomen Suffigierung übt.

Südlich vom Amazonas ist auch noch zu erwähnen die Nachstellung des Genitivs beim Nomen, die das alleinstehende Kariri übt, das beim Possessiv Präfigierung verwendet, ebenso beim Subjektpronomen, wo aber auch Nachsetzung des vollen Personalpronomens auftritt.

Nördlich des Amazonas sind noch zwei Sprachen zu nennen, von denen die Stellung des Genitivs beim Nomen nicht bekannt ist, die aber sowohl beim Possessiv als beim Subjektpronomen Suffigierung üben: Saliba-Piaroa-Maku und Yarura. Beides ist auch der Fall beim Cahuapano (Jebero), das beim Nominalgenitiv Voranstellung übt. Da dort ebenfalls noch eine Anzahl von Sprachen sich finden, die zwar sowohl beim Nominalgenitiv als beim Possessiv Voranstellung, beim Subjektpronomen aber Suffigierung üben, so haben wir es hier vielleicht mit einem vierten Zentrum der Genitivnachstellung zu tun.

Überhaupt ist im ganzen über Südamerika zu sagen, daß, weil wir es hier in weitem Umfange noch vielfach mit lückenhaftem und unsicherem Sprachmaterial zu tun haben, die Untersuchung noch nicht als abgeschlossen bezeichnet werden kann. Es ist deshalb sehr gut möglich, daß das hier entworfene Bild in nicht unwesentlichen Punkten sich noch ändern wird. Dieses vorausgeschickt, läßt sich aber wohl folgendes feststellen: 1. die

Verbreitung der Genitivnachstellung ist in Südamerika keine sehr ausgedehnte und besonders die Geltung nirgendwo eine sehr intensive; 2. alles zusammengefaßt, ist sie auch in Südamerika, so wie wir es schon in Nordamerika festgestellt haben, weitaus am stärksten im Westen vertreten, wenn auch die Küstengegenden hier weniger in Betracht kommen.

Was die Sprachfamilien betrifft, die als besondere Träger gewisser Genitivstellungen in Betracht kämen, so ist es bemerkenswert, daß in Südamerika keine der älteren Sprachgruppen, weder die der Ges-Tapuya-, noch der Feuerland-Sprachen, irgendwelche Genitivnachstellung kennen. Von den jüngeren Sprachfamilien weisen die Tupi-Guarani-Sprachen ebenfalls nur volle Genitivvoranstellung auf. Das gleiche ist auch zu sagen von den Chibcha-Sprachen, Tukano(= Betoya)-Sprachen, den Pano-Sprachen und sämtlichen Sprachgruppen des Chaco, der Pampas und Patagoniens. Die Frage ist, ob nicht die Kariben- und die Arawaken-Sprachen als Träger der Genitivnachstellung bezeichnet werden können. Für die erstere will es mir zweifelhaft erscheinen, da sie nur in Einem Zentrum, dem des Nordostens, als Träger auftreten, und auch dort hat es, der Gesamtverbreitung nach, den Anschein, als ob nicht sie, sondern die Arawaken-Sprachen die ursprünglichen Träger wären. Diese Vermutung erhielte eine Bekräftigung dadurch, daß auch im Südwestzentrum die Arawaken als Träger auftreten. Dagegen spräche nur, daß weder im Nordosten, noch im Südwesten Arawaken-Sprachen volle Genitivnachsetzung aufweisen. Dafür spricht aber, daß gerade sowohl am Einfallstor, wie am Endpunkt der Arawakenwanderungen die Genitivnachstellung so stark auftritt. Bemerkenswert bleibt aber immer das Vorkommen voller Genitivnachstellung gerade bei isolierten Sprachen im Südwestzentrum.

Der Lösung der hier noch verbleibenden Ungewißheit werden wir näherkommen, wenn wir jetzt noch einen abermaligen Rückblick auf die in Mexiko und Mittelamerika vorliegenden Tatsachen werfen. Es tritt uns hier nämlich eine Tatsache entgegen, die uns früher nirgendwo, weder in Nordamerika (vielleicht doch im Irokesischen und im Chumash), noch auch in der ganzen Alten Welt

und in Ozeanien-Australien begegnet ist: das Vorkommen von Sprachen mit gebrochener Genitiv n a c h s e t z u n g, d. h. Sprachen mit Nachsetzung des Genitivs beim Nomen und Präfigierung des Possessivs (und Subjektpronomens). Das ist also eine besondere Art der gebrochenen Genitivstellung, gegensätzlich verschieden von derjenigen, die wir früher ausschließlich antrafen: Voransetzung des Genitivs beim Nomen und Suffigierung des Possessivs (und Subjektpronomens) (= gebrochene Genitiv v o r a n s t e l l u n g). Diese neue Art der gebrochenen Genitivstellung finden wir in Mexiko und Mittelamerika beim Otomi, Huaxteco, Totonaco, Maya-Sprachen (zum Teil), Xinca (zum Teil), Mangue, Rama. In Südamerika finden wir sie beim Goajiro, Paranhano, Inselkaribisch, teilweise auch beim Galibi, dann beim Moxo-Baure, Campa, Chapacura, Kariri.

So wie wir nun diejenige Art der gebrochenen Genitivstellung, wo der Genitiv des Substantivs voransteht, der des Possessivs aber nachgesetzt wird, als die ersten Spuren des Wiederaufkommens oder als das letzte Durchhalten einer älteren Genitiv v o r a n s t e l l u n g bezeichnet haben, so müssen wir die in der Neuen Welt jetzt konstatierte Art des gebrochenen Genitivs, bei der der Genitiv des Substantivs nachsteht, der des Possessivs aber vorgesetzt wird, als den Beginn des Zurückkommens oder als das letzte Beharren einer älteren Genitiv n a c h s t e l l u n g werten.

Nach dieser Richtung hin ist vielleicht auch die bei den Arawaken-Sprachen Südamerikas festgestellte Sachlage zu erklären: die Arawaken-Sprachen sind nicht an sich Träger der Genitivnachstellung, aber gerade die Gebiete, auf die sie sich werfen, hatten früher Sprachen mit Genitivnachstellung, und diese letztere beginnt dort vielfach wieder emporzukommen oder hält sich noch in ihren letzten Spuren.

C. Untersuchung eines Zusammenhanges der Genitivstellung mit bestimmten Kulturkomplexen (Kulturkreisen).

Nachdem wir erkannt haben, daß die Genitivnachstellung nicht in kleinen zusammenhanglosen Gebieten in Form einer regellosen Zersplitterung auftritt, sondern jedesmal größere Gebiete einnimmt, die gewöhnlich ein Kerngebiet und mehrseitige Ausstrahlungszonen oder Abflachungsgürtel umschließen, liegt es nicht mehr so ferne, zu untersuchen, ob diese größeren linguistischen Verbreitungsgebiete nicht zusammenfallen mit bestimmten kulturellen Komplexen, insbesondere mit den von der kulturhistorischen Forschung herausgearbeiteten „Kulturkreisen".

1. Die Genitivvoranstellung der Sprachen der Urkultur, ausgenommen der Bumerangkultur.

Wir richten unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die ältesten Kulturkreise, die sogenannten Urkulturen, die Kulturen der Sammelstufe, welche die auch sonst als ethnologisch älteste erkannten Völker umfassen; von diesen lassen wir zunächst den jüngsten Kulturkreis, die sogenannte Bumerangkultur, beiseite.

Bei den noch verbleibenden ältesten wird unsere Untersuchung einigermaßen beeinträchtigt durch den Umstand, daß bis jetzt bei einer Reihe von Pygmäenvölkern, so den Negrillen Afrikas, den Negritos der Philippinen, keine eigene Sprachen, sondern nur altertümliche Formen der Sprachen der sie umwohnenden großwüchsigen Völker festgestellt werden konnten (s. oben S. 6 ff.), so daß also über die ihnen selbst eigentümliche Genitivstellung nichts ausgesagt werden kann.

Müssen wir also die Entscheidung hier vorläufig in der Schwebe lassen, so können wir doch bezüglich aller übrigen

Stämme, die hierher gehören, mit Sicherheit den allgemeinen Satz aufstellen, daß ihre Sprachen die Nachstellung des Genitivs in keiner Weise kennen, sondern volle Genitiv voranstellung, ja auch beim Subjektpronomen die Voranstellung üben. Das ist der Fall im Andamanesischen, im San der Buschmänner, im Ainu, in den Penuti-Sprachen, in den Ges-Tapuya-Sprachen, im Yamana und Alakaluf. Im Sandawe und den paläoasiatischen Sprachen sind die Spuren von Genitivnachstellung wohl nur auf rezente Beeinflussung von umgebenden anderen Sprachen zurückzuführen. Das trifft vielleicht auch für die Hoka-Sprachen zu; denn unter den beiden Sprachen mit voller Genitivnachstellung befindet sich auch das Chumash, dessen, von äußerer Beeinflussung stammender Sondercharakter auch auf ethnologischem Gebiete bezeugt ist (s. W. Schmidt, Die Altstämme Nordamerikas [Festschrift zu E. Seelers 70. Geburtstag], München-Breslau 1916, S. 498).

Die große Gegeninstanz gegen die allgemeine Aufstellung über die Urstämme scheint aber im Vorkommen der Genitivnachstellung gerade bei den ältesten Stämmen von Australien, den südostaustralischen Kulin und Kurnai, zu liegen, mit dem auch der Fall der Tasmanier zusammenhängen würde. Wir verschieben die Untersuchung desselben bis später (s. unten S. 459 f.), wo wir auch die der Sprachen der Bumerangkultur aufnehmen werden.

2. Die Genitivvoranstellung der Sprachen der beiden vaterrechtlichen Primär- und Sekundärkulturen.

Treten wir jetzt in die sogenannten primären Kulturkreise ein, wo die Sammelstufe der eigenen planmäßigen Bearbeitung der Natur in Pflanzenbau, Viehzucht und Hochjagd weicht, und so die drei Kulturkreise der mutterrechtlichen Hackbauer, der vaterrechtlich-großfamilialen Viehzüchternomaden und der gleichfalls vaterrechtlich clangruppierten totemistischen höheren Jäger entstehen, so ist es ebenfalls leicht darzutun, daß in den beiden letztern, den vaterrechtlichen Kulturkreisen die Genitivnachstellung ihre ursprüngliche Heimat nicht gehabt hat und, von einem

Teile der Semito-Hamiten abgesehen, in dominierender Weise auch später nicht erlangte.

Am deutlichsten liegt das betreffs der vaterrechtlichen, also der reintotemistischen Jägerstämme zutage. Das gilt in ausgesprochenem Maße selbst auch von den australischen Stämmen mit älterem Totemismus, so den Narrinyeri im Süden und den Wakka-Kabi-Stämmen im Mittelosten. Auch Neuguinea wird dafür wohl noch viele Belege liefern. In Vorderindien sind die Ost-dravida-Stämme der Toda, Telugu, Tulu und Nordkanara — und ursprünglich wohl alle Dravida-Stämme —, dann mehrere Munda-Stämme hier zu nennen. In Afrika gehören hierher die Stämme mit Ngo-Nke-Sprachen und ein Teil der West-Manfu- und der Bantuiden-Sprachen. Für Nordamerika ist es noch unklar, ob ein Teil der West-Sioux und der Süd-Algonkin-Sprachen hierher zu rechnen sind. In Südamerika sind die Bororo zu nennen.

Was die Sprachen des vaterrechtlichen Kulturkreises der nomadischen Hirtenvölker betrifft, so hatten wir oben (S. 430 ff.) bereits gesehen, daß die uralaltaischen Sprachen, deren Sprachvölker den primären Kern dieses Kulturkreises bilden, ursprünglich volle Genitivvoranstellung übten, die auch jetzt noch in den östlichen Sprachen, dem Mongolischen, Mandschu, Koreanischen und Japanischen, in Kraft steht. Ebenso weist die Gesamtheit der indoeuropäischen Sprachen, deren Völker den sekundären Ring dieses Kulturkreises bilden, die ursprüngliche volle Genitivvoranstellung noch jetzt auf. Von den hamitosemitischen Völkern, die den dritten und jüngsten Ring dieses Kulturkreises ausmachen, sind allerdings die sämtlichen semitischen und die nördlichen hamitischen Völker zu voller Genitivnachstellung übergegangen, die auch bis in die südlichen hamitischen Völker hinein ihre Spuren aufweist. Da aber bei den letzteren die Voranstellung doch als die ältere Form erscheint und zum Teil jetzt noch voll in Kraft steht — sie könnte auch aus keiner äußeren Beeinflussung erklärt werden, da es Sprachen mit Voranstellung des Genitivs in der ganzen Umgebung nicht gibt —, so erscheint damit die Genitivvoranstellung für die hamitischen Sprachen überhaupt als das ältere. Da aber gegenüber den semitischen Sprachen die hamitischen als die

älteren betrachtet werden müssen, so würde die Genitivvoranstellung damit für die gesamten hamito-semitischen Sprachen als das Ältere sich erweisen. Die jetzige Herrschaft der Genitivnachstellung hatten wir aus dem Einfluß der japhetitischen Sprachen mit ihrer Genitivnachstellung erklärt (s. oben S. 435).

So wie bei den primären vaterrechtlichen Kulturkreisen die Genitivnachstellung nicht (primär) auftritt, steht sie auch in den sekundären Kulturkreisen mit Vaterrecht nur in schwacher oder gar keiner Geltung: so nicht in den zentral- und nordostaustralischen Sprachen, in den polynesischen Sprachen, in den tibeto-chinesischen Sprachen, in den Sonora-Sprachen.

3. Die Genitivnachstellung der Sprachen der älteren mutterrechtlichen Kultur.

Ein ganz anderes Bild als in den bisher behandelten Kulturkreisen bieten gleich auf den ersten Blick die mutterrechtlichen Kulturkreise dar. Man könnte nicht sagen, daß überall dort, wo sich Mutterrecht findet, auch Genitivnachsetzung anzutreffen wäre. Es gibt vielmehr deutlich eine ganze Reihe mutterrechtlicher Gebiete, in denen sie sich nicht findet. Aber es scheint, daß auch da nicht regellose Willkür waltet, sondern jedesmal ganz bestimmte Gründe obwalten.

Zunächst einmal scheinen die Gebiete mit den jüngeren Formen des Mutterrechtes, die sogenannte freimutterrechtliche Kultur (Gräbners melanesische Bogenkultur), vielfach keine Genitivnachstellung aufzuweisen: so die Westdravida-Sprachen (Tamil, Malayalam, Tulu, Südkanara), gewisse Stämme von Tibet, Nordostindien und Südchina, ferner die Muskogi- (und Pueblo)-Sprachen in Nordamerika, die (Arawaken- und) Kariben-Sprachen in Südamerika.

Dagegen ist in der Südsee, wo sie zuerst als solche erforscht wurde, das Gebiet der „melanesischen Bogenkultur" völlig eingebettet in das Gebiet der melanesischen Sprachen mit ihrer vollen Genitivnachstellung, wie auch in Indonesien und Hinterindien in das Gebiet der indonesischen, austroasiatischen und Thai-Anam-Sprachen mit

ebenfalls voller Genitivnachstellung. Es muß aber weiter betont werden, daß in diesem großen Gebiet der austroasiatischen Sprachen mit den ihnen vorgelagerten Thai-Anam-Sprachen und in den austronesischen Sprachen alle Formen des Mutterrechts, die ältesten wie die jüngsten, auftreten, so daß die austrischen Sprachen mit ihrer vollen Genitivnachstellung und ihrem ungeheuren Gebiet geradezu als die Träger der charakteristischesten Formen des Mutterrechtes bezeichnet werden können.

Wenn wir nun betrachten, daß die Spuren der austrischen Sprachen bis in den Westen des Himalaja reichen, wo auch die Spuren des Mutterrechtes noch auftreten, und daß in Südwestpersien mit dem Elamischen, die bis tief in Europa und Nordafrika hineinreichende Gruppe japhetitischer Sprachen anhebt, deren Sprachvölker ebenfalls überall volles Mutterrecht oder Spuren desselben aufweisen, so haben wir hier eine zweite große Sprachengruppe vor uns, wo volle Genitivnachstellung mit Mutterrecht zusammen sich finden. Vergrößert wird dieses Gebiet nach Süden und Westen hin noch ganz beträchtlich durch das Gebiet der semitischen und nördlichen hamitischen Sprachen mit voller Genitivnachsetzung und besonders im Osten immer stärker auftretenden Äußerungen des Mutterrechtes. In kontinuierlicher Verbindung damit stehen in Afrika die Kanuri-, die nördlichen Bantuiden- und die mittleren und östlichen Manfu-Sprachen und die aus ihnen hervorgehenden, so große Strecken der Südhälfte Afrikas einnehmenden Bantu-Sprachen; in diesem ganzen Gebiet — und in Afrika *nur* in diesem Gebiet — mit voller Genitivnachstellung finden sich sowohl die stärksten Gruppen mit vollem Mutterrecht, als auch die mannigfaltigsten Mischformen desselben vereinigt.

Diese beiden, jedes für sich so gewaltig großen Gebiete, wo volle Genitivnachstellung mit Mutterrecht sich vereinigt, das austrische im Osten einerseits und das westasiatisch-südeuropäisch-afrikanische andrerseits, sind voneinander geschieden nur durch das Pamirplateau und Südost-Persien. Es wird wohl niemand zweifelhaft sein, daß hier ursprünglich eine Verbindung bestand, die beide große Gebiete zu einem noch größeren einzigen vereinigte, eine Verbindung, die wohl erst verhältnismäßig spät durch

das Vordringen indoeuropäischer und uralaltaischer Viehzüchternomaden von Norden her gesprengt wurde.

Denkt man sich diese Brücke wiederhergestellt und verfolgt die Herkunft jener Eindringlinge nach Norden hin, so tritt auch die Verbindung zu einem anderen alten Gebiet mutterrechtlicher Kultur (in Ostturkestan und) am oberen Jenissei mit ihrem Ackerbau, ihrem Kanalsystem, ihrer Töpferei usw. hervor. Dieses Gebiet, jetzt fast ganz zerstört durch die von allen Seiten hervorgedrungenen Viehzüchternomaden, bildete damals ein großes Reich und den Kern, den wir oben (S. 431 f.) rein sprachlich nur postulieren konnten, von dem die Einwirkungen der Genitivnachstellung in den Possessivsuffixen und der Nachstellung des Verbalsubjektes in sämtliche finnisch-ugrischen, in die samojedischen und die westlichen altaischen Sprachen ausging, mit denen soziologisch-mutterrechtliche Wirkungen, deren Spuren jetzt noch bei Samojeden und Ostjaken zu finden sind, Hand in Hand gingen. Daß dieses große nördliche Ausstrahlungsgebiet zugleich der Genitivnachstellung wie des Mutterrechtes mit dem großen Kerngebiet des Mutterrechts im südlichen und südöstlichen Asien in Verbindung steht, ergibt sich auch aus den Forschungen meines Freundes und Schülers Prof. Dr. Gahs, der den Nachweis erbringt, daß das gesamte Schamanentum der Nordvölker in engstem Zusammenhang steht mit einer mutterrechtlichen Strömung, die mit der Rinderzucht in Beziehung steht und auf den Süden hinweist. Eine weitere Bestätigung liegt in der sprachlichen Verwandtschaft des Jenissei-Ostjak mit der Sprache der Tanguten (Hi-sia, Hakka), die ihrerseits der Sprache der Moso und Lolo am nächsten steht und damit in das Kerngebiet alten Mutterrechts hineinführt (s. oben S. 134).

Wenden wir uns jetzt nach Amerika, so ist gerade hier wieder die wichtige Tatsache hervorzuheben, daß in Nord-, Mittel- und Südamerika die Genitivnachstellung ihre größte Verbreitung, wie ihre stärksten Zentren an der Westseite hat. Das trifft, wenn wir das Mutterrecht der Seengebiete, der Caddo-Stämme im Innern und der Golfstämme in Nordamerika abrechnen, auch für das Mutterrecht zu; die genannten Abweichungen werden diese Regel nicht entkräften, wenn, wie neuerdings von den Ethnologen immer mehr angenommen wird, ihr Mutterrecht erst in jüngeren

Perioden aus dem Süden, aus Mexiko und Mittelamerika gekommen ist (das der Seengebiete, insofern es Zwei- und Vierklassensystem ist, auch von der Nordwestküste). In dem immer schmaler werdenden Gebiete Mittelamerikas stoßen allerdings Ost- und Westküste bald zusammen.

Die Westseite Amerikas ist nun aber die Asien zugewandte. Und so wie Mutterrecht (und Genitivnachstellung) im Nordwesten Amerikas über die Aleuten deutlich nach Nordostasien weisen, wie eine Reihe von Kulturelementen der Nordwestküste und Altkaliforniens mit Mutterrecht und Genitivnachsetzung, ebenso wie der Westküste Südamerikas auf Südseekulturen deuten, so läßt auch das älteste und stärkste Gebiet der Genitivnachstellung und des Mutterrechtes in Amerika, dasjenige von Mittelamerika (s. oben (S. 446 f.), deutlich seine Beziehungen zu Südostasien, besonders Hinterindien, und seinem stärksten Zentrum der Alten Welt mit der Genitivnachstellung und Mutterrecht erkennen.

Jedenfalls ist es auch für Amerika zutreffend, daß die eigentlichen Kerngebiete voller Genitivnachstellung in mutterrechtliches Gebiet eingebettet liegen, so im Nordwesten, vor allem aber in Mittelamerika, und auch an der südamerikanischen Küste. Für dasjenige Gebiet starker Genitivnachstellung, das vom Südostabhang der Anden an den Quellflüssen des Rio Madeira sich ausbreitet (s. oben S. 449 f.), ist das Vorkommen des Mutterrechtes zwar etwas weniger deutlich bezeugt; das liegt aber vielleicht nur an unseren mangelhaften Informationen betreffs der dort wohnenden Stämme überhaupt.

4. Die Genitivnachstellung der Sprachen der Bumerangkultur.

Andrerseits aber muß doch auch anerkannt werden, daß gerade in Amerika am deutlichsten mehrfach der Fall auftritt, wo sowohl volle Genitivnachstellung, als auch noch öfter das Ausstrahlungsgebiet derselben nicht mit mutterrechtlichem Gebiet zusammenfällt, sondern in der Kontaktzone desselben liegt. Das gilt an der Nordwestküste eigentlich schon vom Tsimshian, noch mehr von den mosanischen und Salish-Sprachen, von denen das erstere und

ein Teil der mittleren nur mehr den Rand des mutterrechtlichen Gebietes bedecken — während der bei weitem größere Teil des mutterrechtlichen Gebietes, Haida und Tlingit und Dene-Stämme, davon freibleibt —, und die südmosanischen und Salish-Stämme völlig außerhalb desselben fallen. Dasselbe gilt von Kalifornien, wo keines der beiden Sprachgebiete mit Genitivnachstellung, weder das Yana, noch das des Salina-Chumash, mit dem auch nur schwach mutterrechtlichen Gebiete (der Pomo) zusammenfällt, sondern eher im Nordosten und Südwesten es nur berührt. Auch in Mittelamerika werden sich bei genauerer Kenntnis wohl noch solche Fälle deutlicher herausstellen. In Südamerika könnten die Fälle des Manta und des Chimu von dieser Art sein, und auch an den Quellflüssen des Rio Madeira scheint etwas Ähnliches vorzuliegen.

Wenden wir uns der Alten Welt zu, so ist ein deutlicher Fall dieser Art der der Wule-Sprachen in Afrika. Sie weisen volle Genitivnachstellung auf, zeigen aber kaum besondere Spuren von Mutterrecht, sondern liegen am Südrande der Kanuri-Gruppe, am Ostrande der Manfu-Gruppe, beide mit Mutterrecht oder Spuren desselben ausgestattet, ausgebreitet. Auch die nilotische Gruppe, die ebenfalls — mit Ausnahme des Nuba — volle Genitivnachstellung, aber kein irgendwie deutliches Mutterrecht aufweist, gehört hierher: sie zieht sich aber vom nordhamitischen in Bantu-Gebiet hinein und berührt Kanuri-Sprachen, die alle drei mutterrechtlich infiziert sind.

Für Asien und Austronesien ist mir kein Fall dieser Art bekannt. Hier gibt es zwar mutterrechtliche Gebiete, die keine Art der Genitivnachstellung aufweisen, so die Westdravida und die Kamtschadalen, aber kein Gebiet mit (voller) Genitivnachstellung, das nicht auch (mehr oder minder) deutlich mutterrechtlich wäre.

Dagegen erscheint ein ganz deutlicher Fall dieser Art in Australien. Es ist der der Südostaustralier, mit dem derjenige der Tasmanier zusammenhängt. Hier haben wir die eigentümliche Sachlage, daß dort, wo deutliches Mutterrecht vorhanden ist, Genitivnachstellung nur in der Possessivstellung sich durchgesetzt hat, während dort, wo kein Mutterrecht mehr gilt, bei den Kulin und Kurnai, volle Genitivnachstellung einsetzt, und dann wieder im

Tasmanischen, wo ebenfalls kein Mutterrecht erscheint, doch Genitivnachstellung in den Possessivsuffixen zu treffen ist. Abschwächend muß hier freilich in Erinnerung gebracht werden, einerseits, daß bei Kulin und Kurnai neben der vollen Genitivnachstellung doch auch die Voranstellung eines mit „Kasus"suffix ausgestatteten Genitivs geübt wird, und andrerseits die sämtlichen Kulinstämme, wenn auch kein volles Mutterrecht, so doch ein Zweiklassensystem (mit Vaterfolge) und eine Mythologie aufweisen, die eingestandenermaßen auf mutterrechtliche Formen zurückgehen. Aber auch so noch bleibt das Gewicht des Falles der Kulin in ziemlicher Schwere und der der Kurnai und der Tasmanier in voller Schwere vorhanden.

Was ist also zu all diesen Fällen in Amerika, Afrika und Australien zu sagen, wo die Genitivnachstellung nicht im gleichen Gebiete wie das Mutterrecht, sondern mehr in der Kontaktzone desselben sich findet?

Hier bekommen wir Gelegenheit, die bisher zurückgestellte Frage des Verhältnisses der Bumerangkultur zu der Genitivnachstellung (s. oben S. 453) in Untersuchung zu ziehen. Sowohl in Nordwestamerika als in Kalifornien gehört ein Teil jener Kontaktzone des Mutterrechts, in welchem volle und mehr noch gebrochene Genitivnachstellung sich findet, dem Gebiete von Urkulturen an, in denen sicherlich auch eine der Bumerangkultur ähnliche Kultur eine Rolle spielt. Vielleicht gilt das auch von den mittel- und den südamerikanischen Fällen. Deutlich gilt das in Afrika von den Wule-Sprachen, die durchaus im Gebiet der Bumerangkultur liegen, und ziemlich deutlich von den nilotischen Sprachen, in deren Gebiet die Bumerangkultur jedenfalls eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Ebenso ist es in Südostaustralien klar, daß ein Teil der Sprachen mit Possessivsuffixen in ausgesprochenem Bumerangkulturgebiet liegen, so das Yuin, Süd-Kuri und Südost-Wiradyuri. Und auch in dem Gebiet der vollen Genitivnachsetzung haben Elemente der Bumerangkulturströmung sich festgesetzt, wie verschiedene Teile der materiellen Kultur und der Pronominalformen in mehreren Kulin-Dialekten (?) und besonders im Kurnai bezeugen.

Steht also auch die Bumerangkultur in einem besonderen Verhältnis zur Genitivnachstellung? Wenn das

bejaht werden muß, so wäre das durchaus kein Gegensatz zu dem engen Verhältnis, in welchem, wie wir dargetan haben, Mutterrecht und Genitivnachstellung zueinander stehen. Im Gegenteil, Graebner hat ja zuerst nachgewiesen (Fr. Graebner, Die melanesische Bogenkultur, Anthropos IV, 1909, S. 779 f.), daß ihrerseits auch Bumerangkultur und Mutterrechtkultur in besonderen Verhältnissen zueinander sich befinden, und dieser Satz ist seitdem noch mehrfach bestärkt worden. Ja noch mehr. Wenn wir oben (S. 456) feststellten, daß bei dem jüngeren, dem (exogamie-)freien Mutterrecht, ein besonderer Zusammenhang mit der Genitivnachstellung nicht mehr zu bestehen scheint, so wird es um so weniger befremden, wenn jetzt festgestellt wird, daß dagegen gerade mit den frühesten Formen des Mutterrechts und dann auch mit der sogenannten Bumerangkultur, die sozusagen bis jetzt als die allerälteste, die Vater- und Ausgangsform des Mutterrechtes erscheinen mußte, ein derartiger Zusammenhang auftritt.

Das ist in der Tat das Charakteristische der Zusammenhänge der Genitivnachstellung: diese gehen zum Mutterrecht hinüber, besonders aber in seine ältesten Formen und selbst bis in die Formen derjenigen Urkultur hinein, die zu dem Mutterrecht die engsten Beziehungen hat, die Bumerangkultur. Wie erklären sich diese merkwürdigen Zusammenhänge, und worin liegt ihr tieferer Grund?

5. Die Erklärung des Eintritts der Genitivnachstellung aus den sozialen Wirkungen des Mutterrechts.

Hier müssen wir zunächst die neuen wirtschaftlichen Tatsachen ins Auge fassen, aus den die sozialen Formen des Mutterrechts organisch hervorgingen (s. die näheren Ausführungen bei Schmidt-Koppers, „Völker und Kulturen“, Regensburg 1924, S. 256 ff., 539 ff.).

Die Frau steigerte hier die Aufgabe des Pflanzensammelns, die ihr in der Urkultur oblag, zur Pflanzenzucht. Die bedeutende Sicherung, Verbesserung und Verbreitung der vegetabilischen Nahrung, die sich daraus ergab, sicherte den Stämmen, welche zu dieser Stufe fortschritten, eine

beträchtliche wirtschaftliche Überlegenheit über diejenigen Stämme, die noch auf der Urstufe verblieben, und steigerte ihr auf diesen Reichtum gestütztes Ansehen bei diesen. Während hier nun das erste Privateigentum am Grund und Boden entstand, ging damit das Stammeseigentum zurück, um so mehr, da jetzt das eigentliche Mutterrecht entstand, das auch die Stammesrechte zum großen Teil den neuen Privatbodeneigentümern, den Frauen, übertrug. Da die von den verschiedenen fremden Stämmen einheiratenden Männer kein inneres Verhältnis zu dem Stamme der Frau bekamen, sondern im Gegenteil bald in Geheimgesellschaften sich zusammenschlossen, die der Stammesverfassung und der Stammesautorität vielfach entgegenarbeiteten, so verfiel hier Stammesart und damit auch Stammesgrenze immer mehr. Zwei Ursachen drängten nun auch noch weiter über diese verfallenden Grenzen hinaus: eine wirtschaftliche, der „Landhunger", das Streben, immer mehr ackerbaufähigen Boden anzugehen, und eine soziale, religiöse, die Geheimgesellschaften, die die intensive Propaganda für ihre Riten und Praktiken weit über die Stammesgrenze hinaus ausübten.

Alles dieses gibt uns die innere Erklärung für die Tatsache, die man auch rein äußerlich leicht feststellen kann: daß zum ersten Male in der Menschheitsgeschichte in den mutterrechtlichen Kulturen weite Wanderungen angetreten sind, und Sprachfamilien mit weitesten Gebieten auftreten.

In den Urkulturen war, soweit sich bis jetzt überschauen läßt, die Verbreitung der einzelnen Sprachengruppen eine mittlere. Das soll heißen, daß die äußerst weitgehende Sprachzersplitterung n i c h t das Charakteristikum der Urstufe ist. Zeugen dafür sind z. B. die zumeist bereits auf den ersten Blick als solche zutage tretende Einheitlichkeit der tasmanischen, der andamanesischen, der Buschmann-, der Ges-Sprachen. Dagegen sind es die totemistischen Gebiete, in denen sich die stärkste Sprachzersplitterung findet, so in Nordwestamerika (und Kalifornien), in Neuguinea, in Nordwestafrika, in Nordkaukasien. Wo aber das Mutterrecht auftritt, da gibt es auch gleich weiterreichende Sprachgruppen, so die austroasiatischen und austronesischen Sprachen, die Süd- und

Nord-Zentralgruppe in Australien, die Kanuri-Sprachen, die Bantu-Sprachen, die japhetitischen Sprachen, die Caddo-Irokesen-Sprachen u. a.

Hier also mußte es sich auch zum ersten Male ereignen, daß Sprachen mit völlig andersartigem Charakter miteinander in Berührung gerieten. Diese Berührung mußte am unvermitteltsten, am wenigsten ausgeglichen sein bei den ältesten, den „Spitzentrupps" der neuen Völkerbewegung. Die unvermittelte Berührung zweier ganz verschieden gearteter Sprachen und Sprachgruppen bewirkt aber immer und überall eine Zerstörung, eine Auflösung der Eigenart, des Aufbaues beider. Der Grad davon bei jeder der beiden Sprachen wird sich richten nach der Stärke, die jede von ihnen selbst innerlich und äußerlich besitzt. Diese Auflösung besteht aber u. a. auch in der Umwandlung der organisch-psychologisch gewachsenen Genitivvoranstellung in die analytisch-rationalistisch erdachte und gemachte Genitivnachstellung. Diese letztere hat also hier ihren seelichen Untergrund, der mit wirtschaftlich-sozialen Tatsachen eng verknüpft ist.

Die Genitivvoranstellung ist in der Tat etwas organisch-psychologisch Gewachsenes. Der Genitiv stellt in dem ganzen Organismus der Begriffsentwicklung die *differentia specifica* dar, durch welche aus der Allgemeinheit des *genus* die neue *species* sich konstituiert. So ist z. B. in dem Begriff „Haus-Schlüssel" das Wort „Schlüssel" das allgemeine *genus* für a l l e Arten von Schlüsseln; der voranstehende Genitiv „Haus" aber ist die *differentia specifica*, durch deren Hinzufügung zum *genus* eine neue *species*, eine neue Sonderart des allgemeinen Genus „Schlüssel" sich bildet. Das *genus* ist dabei naturgemäß das schon bekannte ältere. Die *differentia specifica* ist das bis dahin Unbekannte, das aber jetzt als Neues die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Es steht deshalb in der naiven, natürlichen, spontan warmen Denkweise bei der Wortbildung, eben als „Genitiv", v o r a n. In der kühleren, konstruktiven, „logischen" Denkweise steht der Genitiv eben weil er die *differentia specifica*, das Spätere, das N a c h h e r i g e zum Ausdruck bringt, auch n a c h, so z. B. in der wissenschaftlichen Bezeichnungsweise der zoologischen und botanischen Genera und Spezies.

Bei jener aus Sprachauflösung und Sprachmischung neu anhebenden Sprachbildung scheint nun die Genitivbildung mehr in die Bahnen der „logischen" Denkweise eingelenkt zu sein. Und zwar wird es in dieser Zeit, wo der Eigentumsbegriff durch das erste Auftreten des individuellen Bodeneigentums eine so folgenschwere Umbildung erfuhr, gerade auch der sogenannte „*genitivus possessivus*" gewesen sein, der am ersten diese Bahnen einschlug. Das geschah vielfach auf die Weise, daß statt der einfachen Voransetzung des Genitivs der psychologischen Denkweise vor das zugehörige Substantiv jetzt dieses letztere, das „*genus*", zuerst gesetzt, dann in analytisch-periphrastischer Weise ein Wort, welches „Eigentum", „gehörig", „besitzend" u. ä. bedeutet, eingestellt und dann erst der Genitiv angefügt wurde, so z. B. aus früherem „Vater-Haus" jetzt wurde: „Haus gehörig Vater". Gerade wenn in der analytisch-periphrastischen Weise zuerst nur ein Substantiv oder Adjektiv in der Bedeutung „Eigentum", „gehörig" u. ä. angefügt werden sollte und die Nachstellung des Genitivs an sich gar nicht intendiert gewesen wäre, so hätte diese letztere schon bei Gebrauch des periphrastischen Substantivs oder Adjektivs zwangsläufig eintreten müssen, da das Substantiv als Apposition und das Adjektiv in den Sprachen ursprünglich, und so auch gewiß damals noch, nachgesetzt wurden, wie weiter unten noch dargetan werden wird (S. 486 ff.).

Noch eine andere Tatsachenreihe wirkte wohl ebenfalls mit zu dieser Wandlung der Genitivstellung.

Hier in den mutterrechtlichen Kulturen sind es die Männer, die am meisten fremde Sprachen zu lernen genötigt werden. Einmal dadurch, daß sie jetzt aus ihrem Stamme hinaus in den Stamm der bodenbesitzenden Frau heiraten und dort ansässig werden, oder doch längere Zeit bei den Schwiegereltern im fremden Stamm sich aufhalten wegen der jahrelangen Arbeiten, mit denen sie sich ihre Frauen erwerben müssen. Zweitens als Mitglieder der Geheimgesellschaften, mit und in denen sie Propagandareisen zu fremden Stämmen machen. Die Art des Mannes bei Aneignung fremder Sprachen drängt aber vielmehr als die der Frau zur „rationalen" Zersetzung und Umwandlung der fremden Sprache, die sie sich aneignen.

Sozusagen den ältesten Vortrab nun des Mutterrechtes bildet die „Bumerangkultur“, und so erklärt es sich, weshalb auch bei ihr schon Genitivnachstellung auftritt, und zwar auch mit einer gewissen Häufigkeit. Denn gerade hier ist der Gegensatz der einzelnen Sprachen, die infolge der anhebenden Wanderung miteinander in Berührung kommen, ein besonders ausgesprochener, weil noch am wenigsten ausgeglichener.

Von da aus wirft sich auch die Frage auf, ob nicht die Bumerangkultur nicht so sehr ein eigener Kulturkreis, sondern die aus den ältesten Berührungen der Urkulturen mit dem ankommenden Mutterrecht hervorgegangene Reaktion der ersteren sei, so zwar, daß diese manches von der neuen mutterrechtlichen Kultur angenommen, anderes neugestaltet hätten, im wesentlichen aber noch vaterrechtlich geblieben wären. Das Verhältnis der Bumerangkultur zu der des Mutterrechtes (s. oben S. 462) würde dann also nicht eine aufsteigende Entwicklung sein, sondern eine Kontakt- und Mischungserscheinung zweier verschiedenartiger Kulturen: so z. B. die Stabkeulen und Schmalschilde der Bumerangkultur wären Anähnlichungen der Stöcke und Parierschilde der „altaustralischen“ (geschlechtstotemistischen) Kultur an die Kolbenkeulen und Breitschilde der mutterrechtlichen Kultur usw. Ein Grund von einigem Gewicht für diese Annahme liegt darin, daß fast überall, wo die sogenannte Bumerangkultur sich findet, sie in der Kontaktzone einer Urkultur mit einer mutterrechtlichen Kultur auftritt, während die totemistische Kultur dabei ausscheidet. So die Wule-Sprachen in Zentralafrika, die Salish-Sprachen in Nordwestamerika, die Yuin-Kuri-Sprachen in Südostaustralien. Es ist klar, daß diese wichtige Frage nicht so leicht zu lösen sein wird; hier möge es genügen, sie aufgeworfen zu haben, wir werden später noch einmal zu ihr zurückkehren.

Nach all dem hier Dargelegten ist es jetzt auch leichter, die Verhältnisse in Südostaustralien richtig zu erfassen. In ganz Südostaustralien herrschte ursprünglich volle Genitivvoranstellung, während sie jetzt in den Wiradyuri- und Yuin-Kuri-Sprachen zwar beim Substantiv, aber nicht beim Possessiv geübt wird. Bei diesem letzteren kam durch eine neue Strömung mit Genitivnachsetzung die Suffigierung zur

Einführung. Bei den Kulin-Sprachen und dem Kurnai, bis wohin der erste und stärkste Stoß der ganzen Strömung gelangt war, kam auch beim Substantiv die Genitivnachstellung zur Herrschaft, neben der bestehenbleibenden alten Genitivvoranstellung. Noch über die Kulin-Kurnai hinausgehend, gelangte die Strömung auch in Tasmanien zur Herrschaft, hier aber nur mehr beim Possessivum, während beim Nomen die alte Genitivvoranstellung standhielt.

D. Die sprachlichen Auswirkungen der Genitivstellung.

1. Die Stellung des Pronominalsubjekts beim Verbum.

Bereits mehrfach ist auch die Frage der Stellung des Pronominalsubjekts berührt worden. Zunächst ist dargestellt, wo überall auch hier die Nachstellung vorhanden ist, und mit welcher Art von Genitivnachstellung, ob voller, ob gebrochener, sie verbunden erscheint. Es gilt auch hier, der doppelten Frage nachzugehen:

1. Ist die Verbindung der Nachstellung des Pronominalsubjekts mit der Nachstellung beim Substantiv und Possessiv eine innere, gesetzmäßige oder nur eine zufällige?

2. Wenn ja, worauf beruht diese Verbindung?

Indem wir diese Untersuchung durchführen, lösen wir zugleich die wichtige Frage, ob die Sprache den Unterschied des Begriffes und des Urteils, den des Nomens und des Verbalsatzes, schon gleich ursprünglich erfaßt und dargestellt habe irgendwie durch einen Unterschied der Stellung der Pronomina beim Nomen und beim Verbum.

a) Die Voranstellung in den Sprachen der Urkulturen und der totemistischen Kultur.

Hier mag nun zuerst festgestellt werden, daß, so wie in allen Sprachen der Urkulturen — mit Ausnahme wiederum der Bumerangkultur —, ferner in allen Sprachen der

totemistischen Kultur beim Genitiv Voranstellung geübt wird, so auch das Pronominalsubjekt beim Verbum vorangestellt oder präfigiert wird. Hier ist es also klar, daß die Sprache einen Unterschied zwischen Nomen und Verbum, zwischen Begriff und Urteil durch die Stellung des Pronomens ursprünglich nicht gekannt hat. Man dürfte dann aber nicht folgern, zunächst einmal, daß auch das Denken ursprünglich den Unterschied zwischen der Begriffs- und der Satzbildung nicht gemacht habe.

Es wäre aber auch ferner unrichtig, daraus ohne weiteres den Schluß zu ziehen, daß die Sprache in diesem Stadium alle Sätze als Nominalbildungen betrachtet habe; mit demselben Recht — oder Unrecht — könnte man urteilen, daß sie damals die Nominalbildungen als Sätze, die Begriffsbildungen als Urteile betrachtete. Das Richtige ist, anzunehmen, daß hier vielmehr ein äußerer Ausdruck vorliegt, der, was die Stellung der Pronomina betrifft, noch eine unentschiedene Mitte innehält und noch nicht sich differenziert hat für die Form der Begriffsbildung und diejenige der Satzbildung. Wohl aber ist auch in Sprachen dieser Stufe der Unterschied oft genug markiert durch Verschiedenheit in der äußeren Form des Personalpronomens.

b) Die Nachstellung bei den Sprachen der nomadistischen Kultur.

Die Sachlage ändert sich aber, es tritt ein Unterschied in der Stellung des Genitivs beim Nomen und der des Pronominalsubjektes beim Verbum ein, wenn wir zu den Sprachen der Völker des nomadistischen Kulturkreises gelangen. Sie alle weisen, wie wir früher gesehen, ursprünglich volle Voranstellung des Genitivs beim Nomen auf, aber beim Verbum steht das Pronominalsubjekt derzeit überall mehr oder minder nach. Am stärksten ist dieser Unterschied durchgedrungen bei den uralaltaischen und den indoeuropäischen Sprachen, während bei den semitischen und hamitischen vielfaches Schwanken herrscht.

Es fragt sich, ob dieser Unterschied aus inneren Gründen, eben um den Bedeutungsunterschied herzustellen, herbeigeführt wurde, so daß er also eine „höhere“ Stufe

der Sprachentwicklung darstelle, oder ob er auf rein äußere Gründe zurückgeführt werden müsse. In Hinsicht auf die erstere Möglichkeit ist noch zu bemerken, daß die uralaltaischen Sprachen beim Possessiv aber ebenfalls die Nachstellung üben, so daß also der Unterschied des Verbalausdruckes zum Nomen dadurch wieder illusorisch gemacht würde, da, wenn es auf die Stellung des Pronominalelements allein ankäme, wieder die Möglichkeit vorläge, daß ein Ausdruck wie z. B. unser verbales „ich schlage" nicht genügend auseinander gehalten wäre von dem nominalen „mein Schlagen". Zugunsten der zweiten Möglichkeit muß daran erinnert werden, daß wir für die uralaltaischen Sprachen es mindestens wahrscheinlich gemacht haben, daß ihre Suffigierung des Possessivs auf Einwirkung von Sprachen mit voller Genitivnachsetzung zurückzuführen sei; dann legt es sich aber auch mindestens nahe anzunehmen, daß auch die Suffigierung des Pronominalsubjektes auf dieselbe Ursache zurückzuführen ist. Das Gleiche wäre dann betreffs der hamito-semitischen Sprachen zu sagen, wie auch von allen anderen Sprachen der Erde, bei denen wir Ähnliches festgestellt haben, wie z. B. dem Hethitisch-Luvisch-Lykischen, dem Nama-Sandawe, dem Timukua, dem Lenca-Miskito-Sumo-Ulua-Cacaopera, dem Yunca-Quechua-Aymara, dem Jivaro-Ipurina, dem Waikuru, dem Lule-Vilela.

Schwieriger liegt die Sache bei den indoeuropäischen Sprachen, wo nicht nur beim Substantiv, sondern auch beim Possessiv die Voranstellung geübt und damit auch der Gegensatz zur Nachstellung des Pronominalsubjektes beim Verbum voll durchgeführt wird. Die gleiche Sachlage haben wir noch bei einer Reihe anderer Sprachen, so bei den Dravida-Sprachen, bei einer bestimmten Himalaja-Gruppe der tibeto-chinesischen Sprachen (s. oben S. 397), bei den paläoasiatischen Sprachen, dem Baskischen, den Algonkin-, den Muskogi-Sprachen, den Tukano-Sprachen, dem Uitoto, dem Yurucare, dem Mapuche. Rührt auch bei diesen die Nachstellung des Pronominalsubjektes beim Verbum von einer Beeinflussung durch Sprachen mit Genitivnachstellung her? Ehe wir uns an die Lösung dieser nicht leichten Frage heranwagen, wollen wir zuschauen, wie es denn mit den Sprachen mit Genitivnach-

stellung bestellt ist in Hinsicht auf die Stellung des Pronominalsubjektes beim Verbum, ob überhaupt bei ihnen für dieses letztere die Nachstellung wirklich das Charakteristische ist.

In der Tat können Zweifel darüber auftauchen, ob das der Fall ist: denn eine ganze Reihe von Sprachen mit voller Genitivnachstellung weisen klare Voranstellung des Verbalpronominalsubjektes auf. Das ist geradezu die Charakteristik für Afrika, das am stärksten von Sprachen mit Genitivnachsetzung angefüllt ist. Fast alle den Genitiv nachsetzenden Sprachen weisen hier Voranstellung des Pronominalsubjektes auf; so die sämtlichen Bantu-, Manfu- und Wule-Sprachen. Auch in Asien treffen wir Gleiches an bei einem bedeutenden Teil der austroasiatischen Sprachen und bei den Thai-Anam-Sprachen. In Austronesien sind es die melanesischen Sprachen, die Gleiches darbieten. In Amerika ist dieser Typ seltener; er fehlt aber nicht ganz, so z. B. im Mazateco und Zapoteco. Dafür aber tritt dort ein anderer Typ besonders in Mittelamerika häufiger auf, bei dem nämlich beim Pronominalsubjekt des Verbums beides geübt werden kann, entweder Vor- oder Nachsetzung oder auch beides zugleich; so beim Xinca, Subtiaba, Chiapaneco, Mixteco, Totonaco. Auch hier würde sich ja die Frage aufwerfen: was ist hier das Ältere und Ursprüngliche, die Vor- oder die Nachsetzung?

c) Der ursprüngliche Zusammenhang der Stellung des Pronominalsubjekts mit der des Genitivs.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, sowie in den ältesten Sprachen der Erde mit der Genitivvoranstellung des Nomens auch die Voranstellung des Pronominalsubjektes beim Verbum Hand in Hand geht, so auch in den Sprachen mit Genitivnachsetzung, sobald sie später eingetreten ist, auch die Stellung des Pronominalsubjektes beim Verbum sich ändert, und daß in diesen Sprachen die Nachsetzung das Ältere und Ursprünglichere ist. Dafür lassen sich eine Reihe von gewichtigen Gründen anführen:

1. Die (ausschließliche) Nachstellung des Pronominalsubjektes findet sich gerade bei sehr alten Sprachgruppen dieser Art am deutlichsten; so bei den südostaustralischen

und den nilotischen Sprachen, den in Betracht kommenden Hoka (und Penuti)-Sprachen. Insbesondere die südostaustralischen Sprachen liefern einen durchschlagenden Beweis. Da Australien in der übergroßen Mehrzahl seiner Sprachen volle Genitivvoranstellung und kongeniale Voranstellung des Pronominalsubjektes aufweist, da aber die Nachstellung des letzteren genau mit dem Gebiet der Genitivnachstellung und seiner Einflußzone zusammenfällt, so ist nicht daran zu zweifeln, daß sie mit dieser auch innerlich zusammenhängt.

2. Nachstellung des Pronominalsubjektes findet sich in der großen Mehrzahl der Gebiete mit Genitivnachstellung, während die Voranstellung nur auf einzelne Gebiete beschränkt ist. So findet sich die Nachstellung in den austronesischen und austroasiatischen Sprachen, in den japhetitischen Sprachen, in den nordwestamerikanischen Sprachen, in den mittelamerikanischen und den südamerikanischen Sprachen.

3. Dazu kommt, daß es dort auch die älteren Sprachen sind, die die Genitivnachstellung aufweisen, und daß man leicht die Ursachen des Eintritts der abweichenden Fälle mit Voranstellung nachweisen kann bei den Sprachen, wo diese letztere sich findet.

So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß für die austronesischen Sprachen die Nachstellung des Pronominalsubjektes das Ältere ist. Denn sie findet sich in zwei voneinander unabhängigen Gebieten ganz allein, so in den philippinischen Sprachen Tagalo, Ilocano, Chamorro, Palau und im Malagassi; auch daß im Makassar-Bugis und im Polynesischen Vor- und Nachsetzung bei allen Verben geübt wird, muß hierher gewertet werden. Wenn bei Battak, Malaiisch, Javanisch, Dayak eine Schwächung eingetreten ist und die transitiven Verba Voranstellung aufweisen, so ist der Grund bald ersichtlich: alle diese Sprachen liegen im Zentrum gelagert um die Kleinen Molukken, auf denen die Sprachen mit Genitivvoranstellung einsetzen, die auch beim Makassar-Bugis und noch deutlicher beim Polynesischen die Ursache der Voranstellung neben der Nachstellung sind. Beim Melanesischen ist die Einwirkung dieser „Papua"-Sprachen noch weiter vorangeschritten, da hier nur Voranstellung des Pronominalsubjektes geübt wird.

Ähnlich liegen die Sachen bei den *austroasiatischen Sprachen*, nur daß hier die Stufe, wo *nur* Nachsetzung des Pronominalsubjektes geübt wird, nicht mehr vorhanden ist, zweifellos, weil diese Sprachtrümmer der Übermacht der eindringenden indochinesischen Sprachen nicht so standhalten konnten. Dagegen finden wir noch beim Khasi-Palaung und beim Bahnar eine Stufe, die ganz gleich der austronesischen bei Batak, Malaiisch, Javanisch, Dayak ist.

Ähnlich kann auch bei der *nordwestamerikanischen Gruppe* mit Genitivnachsetzung wohl kaum ein Zweifel sein, daß die vorkommenden Fälle des Voranstellens des Pronominalsubjektes bei Tsimshian (neben Nachstellung), Salish, Kutenai auf späteren Kontakt mit Dene-Sprachen zurückzuführen sind, so wie bei den Hoka-Sprachen (Salina usw.) die Berührung mit Penuti (und Yuki) die Ursache davon ist.

In den *mittelamerikanischen Sprachen* gibt sich der rezente Charakter der Voranstellung des Pronominalsubjektes darin kund, daß die Voransetzung mit dem jetzigen vollen Pronomen geübt wird, während die Suffixe offensichtlich ältere abgeschliffene Formen darstellen, so im Xinca, Subtiaba, Chiapaneco, Mixteco, Sumo-Ulua, Cacaopera, Paez.

Auch in *Südamerika* weist die weite Verbreitung von Typen wie Yunca, Aymara, Yarure, Jivaro, Ipurina (Campa), Waikuru, Lule-Vilela auf das Gleiche hin, und das höhere Alter von Esmeraldas und Chiquito, mit voller Genitivnachstellung und Nachstellung des Pronominalsubjektes, kann nicht angezweifelt werden. Im übrigen weist freilich Südamerika die meisten Fälle von gebrochener Genitivnachstellung auf, in denen dann auch die Voranstellung des Pronominalsubjektes durchgedrungen ist; es ist das charakteristisch für das Zentrum und den (Nord)-Osten, so Mobima, Cayubaba, Kanichana, Itonama, Uru-Puquina (?), Kariri, Inselarawaken (?), Inselkariben, Galibi. Das Zusammentreffen beider Gebiete in diesem Punkte liefert auch die Erklärung: es ist ein rezenter Einfluß von Arawaken und Kariben auf Sprachen mit voller Genitivnachstellung und (ursprünglicher) Nachstellung des Pronominalsubjektes. Auch in Mittelamerika finden sich einige

Sprachen dieses Typs, der in anderen Weltteilen selten ist; so Otomi, Totonaco, ein Teil der Maya. Die Antillen mit den Inselkariben und Inselarawaken bilden die Verbindung beider Gebiete.

So kann es also nicht wohl einem Zweifel unterliegen, daß die Sprachen mit Genitivnachstellung ursprünglich auch beim Pronominalsubjekt Nachstellung eintreten ließen, und daß, wenn bei ihnen sich Voranstellung des Pronominalsubjekts findet, dieses jüngere Formen sind. Um so zuverlässiger können wir also jetzt den Satz aufrecht erhalten, daß in den Sprachen, bei denen zwar Voranstellung des Nominalgenitivs, aber Nachstellung des Possessivs geübt wird, auch die bei ihnen sich findende Nachstellung des Pronominalsubjekts auf die Beeinflussung durch Sprachen mit Genitivnachstellung zurückzuführen ist.

d) Aufklärung der Nachstellung des Pronominalsubjekts bei Sprachen mit Possessivvoranstellung.

Jetzt, nachdem wir diesen Ausgangspunkt gesichert haben, können wir auch mit größerem Vertrauen an die Frage herantreten, ob auch bei den Sprachen, die keine Nachstellung oder Suffigierung des Possessivs kennen, die Nachstellung oder Suffigierung des Pronominalsubjektes, wenn sie bei ihnen sich findet, dem Einfluß von Sprachen mit Genitivnachstellung zuzuschreiben sei.

Wenn es der Fall ist, so muß dieser Typ wohl als die schwächste Form dieser Beeinflussung, als ein letztes Ausklingen derselben betrachtet werden, die an den äußersten Randgebieten ihrer Einflußsphäre sich vollzieht. Denn es gibt wohl eine Menge Fälle, wo keine Genitivnachstellung des Nomens, aber Nachstellung des Possessivs mit Nachstellung des Pronominalsubjektes verbunden ist, aber so gut wie gar keine Fälle, wo die letztere mit Genitivnachstellung, aber Voranstellung des Possessivs verbunden wäre. Ich kenne hier nur den Fall des Goajiro (und Moxo-Baure), und eines Teiles der Maya-Sprachen. Wenn also dieser Typ die schwächste Form der Beeinflussung von Sprachen mit Genitivnachsetzung ist, der auch am weitesten entfernt von deren Kerngebiet sich vorfindet, so sieht man leicht, daß hier oft genug eine absolute Sicherheit nicht zu er-

zielen ist, sondern man mit mehr oder minder großen Wahrscheinlichkeiten sich begnügen muß.

Das ist z. B. der Fall hinsichtlich der indoeuropäischen Sprachen. Ihre ursprüngliche Verbreitung ging den Rand der westlichen uralaltaischen Sprachen entlang, von denen sie nur geschwächte Einflüsse von Genitivnachstellung erhalten konnten. Ob stärkere, ob schwächere, derartige Einwirkungen mochten sie auch erhalten von den „japhetitischen" Sprachen, die sie in Kleinasien und Europa bei ihrer Einwanderung antrafen. Hier finden wir denn auch in Kleinasien das Kanesische und das Luvisch-Lykische mit Nachsetzung auch des Possessivs.

Ähnlich ist der Fall der paläoasiatischen Sprachen. Sie liegen zwischen den altaischen und den Aleutisch-Eskimo-Sprachen, die beide Nachsetzung des Possessivs und des Pronominalsubjektes üben.

Die Dravida-Sprachen (und das Burushaski) werden ihre Nachsetzung des Pronominalsubjekts von austroasiatischen Sprachen empfangen haben, die, wie bei den Munda-Sprachen, nach Vorderindien vordrangen. Diese sind es ja mit Sicherheit, die auch in einem Teil der tibeto-birmanischen Sprachen (s. oben S. 426) die Nachstellung des Pronominalsubjektes eingeführt haben.

Das Baskische mit seiner teilweisen Nachstellung des Pronominalsubjekts liegt am äußersten Randgebiete der japhetitischen einerseits und jener hamitischen Sprachen andrerseits, die volle Genitivnachstellung üben.

In Nordamerika können die Algonkin-Sprachen ihre teilweise Nachstellung des Pronominalsubjekts erhalten haben von Sprachen der Nordwest-Gruppe mit Genitivnachstellung (Mosanische Gruppe), mit denen sie früher in Kontakt standen, und von denen sie losgerissen wurden durch die nach Süden vordringenden Dene und die nach Norden vordringenden Sioux, durch die sie von ihren ursprünglichen Wohnsitzen im Südwesten ihres jetzigen Gebietes mehr nach Osten und Norden abgedrängt wurden. Dazu stimmt es, daß zwei der Sprachen, die nur Nachstellung des Pronominalsubjekts üben, sich im Südwesten finden: Arapaho und Wiyot, von denen das erstere ja auch Suffigierung beim Possessiv aufweist.

Die teilweise Nachstellung des Pronominalsubjekts der

Muskogi-Sprachen läßt sich mit ziemlicher Sicherheit auf Zusammenhang oder Kontakt mit Sprachen wie Timukua oder Caddo zurückführen, die auch beim Possessiv Nachstellung üben.

In Mittelamerika fehlt unser Typ nahezu ganz, ein Beweis des intensiven Charakters der dort herrschenden Genitivnachstellung.

Dagegen findet sich in Südamerika ein ganzes fast zusammenhängendes Gebiet solcher Sprachen. Es sind die Tukano(Betoya)-Sprachen (das Uitoto), das Mura, das Cahuapano (Jebero), das bolivianische Pano (das Takana). Die Lage ihres Gebietes unmittelbar östlich von Quechua, Aymara, Jivaro und nördlich von dem Zentralgebiet mit Genitivnachsetzung (s. oben S. 449) läßt auch ihre Form leicht als letztes Ausklingen von Sprachen mit Genitivnachsetzung erscheinen. Ebenso ist der Fall Mapuche, soweit er hierher gehört, zu werten in seinem Anstoßen nach Nordosten an Lule-Vilela und Waikuru, vielleicht auch noch nach Norden an Quechua oder gleichartige Sprachen.

Aber einen Fall gibt es, der ganz überzeugend den Zusammenhang dieses Typs mit Sprachen, die Genitivnachsetzung üben, hervortreten läßt: das ist der südostaustralische. Hier legt sich um das Kerngebiet mit voller Genitivnachstellung der Kulin-Kurnai-Sprachen zunächst ein Gebiet mit Possessivsuffigierung der Tasmanischen Sprachen, dann Yuin-Südkuri, Wiradyuri-Gruppe, Marowra-Baddyeri, Murrawari. Beide diese Gebiete üben Nachstellung auch beim Pronominalsubjekt des Verbums. An sie schließen sich in mehr oder minder enger Berührung eine Anzahl Sprachen, bei denen sich nur das Letztere findet: Parnkalla, Kurna, Bangerang, Dhudhuroa, Yukumbul-Pikumbul. Die Tatsache, daß hier wirklich nichts anderes vorliegt als letztes Ausströmen von Genitivnachstellung, wird dadurch erhärtet, daß außer den jetzt aufgezählten Fällen in dem ganzen übrigen Australien, in den sonstigen zahlreichen Sprachen mit Genitivvoranstellung, nirgendwo noch Nachstellung des Pronominalsubjektes sich findet. Da dieser südostaustralische Fall ziemlich alte Verhältnisse darbietet, reicht seine Beweiskraft in etwa auch zu den übrigen Fällen hinüber.

So kann also mit genügender Sicherheit jetzt der allgemeine Satz aufgestellt werden, daß wo immer in Sprachen mit voller oder gebrochener Genitivvoranstellung sich Nachstellung des Pronominalsubjektes findet, diese letztere nicht aus inneren Gründen gebildet worden ist, etwa um eine Differenzierung der Stellung gegenüber dem Substantivgenitiv herbeizuführen, sondern daß hier überall (äußere) Einwirkungen von Sprachen mit Genitivnachsetzung vorliegen. Daraus folgt auch, daß nirgendwo Typen dieser Art vor und außer dem Eintritt der Genitivnachsetzung und des Mutterrechts sich finden, daß sie also ausgeschlossen sind in reinen Sprachen der Urstufe, wie auch in reinen Sprachen der totemistischen und der nomadistischen Kultur.

e) Sprachen mit differenzierter Stellung des Pronominalsubjekts.

Auch die Fälle, wo in einer Sprache sowohl die Vor-, als die Nachstellung des Pronominalsubjektes geübt und diese Differenzierung dann verwendet wird, um Bedeutungsunterschiede beim Verbum zu markieren, sind nicht aus rein innerer Entwicklung hervorgegangen. Sondern das Ältere sind auch hier rein äußere Kontakt- und Mischungsfaktoren, deren Auswirkungen erst nachträglich zu dem genannten Zweck herangezogen wurden. Ein kurzer Überblick über die hier vorliegenden Fälle zeigt das zur Genüge; übrigens sind sie auch nicht so zahlreich, daß sie schwer ins Gewicht fallen könnten:

	Genitiv-stellung	Posses-siv-stellung	Pronominal-subjekt
I. Bahnar-Palaung	nach	nach	Nebensätze nach, alle anderen vor
Khasi	„	„	Passivsätze nach, alle andern vor
Zentral-Indonesisch	„	„	Passivsätze nach, alle andern vor
Tsimshian	„	„	Intransitivsätze nach, Transitivsätze vor
Salina	„	„	die meisten nach, Temporal- und Fragesätze vor
Moxo-Baure	„	vor	Nominalsätze nach, andere Sätze vor

		Genitiv-stellung	Posses-siv-stellung	Pronominal-subjekt
II a.	Baskisch	vor	vor	Transitivsätze nach, Intransitivsätze vor
	Muskogi	„	„	Transitivsätze nach, Neutralsätze vor
	Yurucare	„	„	Transitivsätze nach, Intransitiv-, Neutralsätze vor
	Tasmanisch	„	nach	Verbalsätze nach, Nominalsätze vor
II b.	Jenissei-Ostiak	„	vor (u. nach)	Nominalsätze nach, andere vor
	Telei	„	vor	Intransitivsätze nach, Transitivsätze vor
	Guarani	„	„	Nominalsätze nach, andere vor
	Arawak	„	„	Intransitivsätze nach, Transitivsätze vor
II c.	Algonkin	„	„	Alle nach, Indikativsätze vor
	Timukua	„	nach	Alle nach, Fragesätze vor.

Auch in diesen wenigen Fällen ist es zu keiner einheitlichen Entwicklung gekommen. Ein Ansatz dazu findet sich bei den Sprachen mit Genitivnachstellung (I); fast überall hier ist beim Aktiv oder Transitiv, Formen, die also den eigentlichen Verbalcharakter viel stärker an sich tragen, die Nachstellung des Pronominalsubjektes wieder in Voranstellung umgewandelt worden. Ein größeres kompaktes Gebiet dieser Art bieten also nur die austrischen Sprachen; die anderen sind isolierte Fälle in Amerika.

Bei den Sprachen mit Genitivvoranstellung spielt zwar auch Differenzierung in Transitiv-Aktiv-Nominal einerseits, Intransitiv - Neutral - Verbalsätze andrerseits eine Rolle, aber die Entwicklung führt zu zwei ganz entgegengesetzten Gruppen. Die Gruppe II a gestaltet umgekehrt als bei Gruppe I und erreicht dadurch geradeso wie diese den Unterschied der Genitivstellung von der des Pronominalsubjektes. Die Gruppe II b gestaltet gerade so wie bei Gruppe I und verfehlt dadurch jenen Unterschied. Beide Gruppen sind nur bunt zusammengewürfelte kleine Haufen und können deshalb keine durchgreifenden sprachpsycho-

logischen Entwicklungslinien repräsentieren. Addiert man I und II a, so fällt der Nachdruck auf den Unterschied, der beide Male erreicht wird, zwischen Nominal- und Verbalstellung in der betreffenden Sprache. Addiert man aber I und II b, so tritt in den Vordergrund der Unterschied zwischen Aktiv-Transitiv-Verbal und Passiv-Intransitiv-Nominal, und die Addierung würde ergeben, daß die Voranstellung für die erstere, die Nachstellung für die zweite gemacht wäre.

Schließlich ist noch festzustellen: 1. daß fast keine der Sprachen mit gebrochener Genitivstellung den Unterschied zwischen der Stellung des Nominal-Genitivs und der des Pronominalsubjekts zur Unterscheidung verschiedener Bedeutungen benutzen; 2. daß Sprachen dieser Art in ganz Afrika unbekannt sind.

Wenn also der Unterschied der Genitivstellung von der Stellung des Pronominalsubjekts nicht aus inneren Gründen hervorgeht und also keinen „höheren" Typus von Sprachen schafft, so braucht doch nicht in Abrede gestellt zu werden, daß, nachdem der Unterschied — aus äußeren Gründen — einmal hergestellt war, er nicht ungeeignet ist, den wichtigen Unterschied zwischen Nominal- und Verbalbegriff sprachlich festzulegen. Daß das für die Entwicklung des Denkens ohne Bedeutung gewesen sei, wird niemand zu behaupten wagen. Es ist da jedenfalls nicht ohne Interesse, daß dieser Unterschied sich findet bei den indoeuropäischen und den meisten hamito-semitischen Sprachen, dem Sumer, den Dravida-Sprachen, einem Teil der Maya-Sprachen, dem Quechua, dem Aymara, den Bantu-, Wule-, Manfu-Sprachen, also alles Völker, die zu einer mehr oder minder hohen Kultur gelangt sind. Von Hochkulturvölkern sind es nur die Sprachen der Ostasiaten: der Großteil der tibeto-chinesischen Sprachen, das Mongolische, Mandžu, Koreanische, Japanische, die den Unterschied nicht entwickelt haben. Sie stehen damit auf ganz gleicher Stufe wie die urkulturlichen Sprachen der Ainu, der Andamanesen, der Feuerländer-, der Ges-Tapuya-Sprachen.

2. Die Stellung des Akkusativs und ihr Verhältnis zu der des Genitivs.

Nicht nur der Genitiv, auch der Akkusativ wird in sehr vielen Sprachen nicht durch ein besonderes Prä- oder Suffix, sondern einzig durch die Stellung bestimmt, die er zum Verbum einnimmt. Wenn der Akkusativ bereits durch ein Affix genügend gekennzeichnet ist, so ist seine Stellung gewöhnlich eine freiere, obwohl auch in diesem Fall in manchen Sprachen die Stellung festgelegt bleibt, so daß der Akkusativ dann nur e i n e Stellung einnimmt und entweder nur vor oder nur nach dem Verbum steht, zu dem er gehört. Völlig trifft das aber zu für die zahlreichen Fälle, wo der Akkusativ nicht durch ein besonderes Affix kenntlich gemacht ist. Hier muß die Stellung eine feste sein, weil sonst das Objektverhältnis zum Verbum nicht klar genug zum Ausdruck käme.

Nachdem wir nun schon gesehen, in welch engem Zusammenhang die Stellung des Genitivs beim Substantiv und Possessiv mit der des Pronominalsubjekts beim Verbum steht, legt es sich nahe, zu untersuchen, ob ein ähnlicher Zusammenhang der Genitivstellung auch zur Stellung des affixlosen Akkusativs hinüber bestehe. Um diese Frage zu klären, habe ich eine Übersicht der Akkusativstellung der einzelnen Sprachen und Sprachfamilien gemacht in Gegenüberstellung zu ihrer Genitivstellung, nach welch letzterer ich vier Gruppen aufstelle. Es ist zu beachten, daß das Material betreffs der Akkusativstellung im einzelnen vielfach noch mangelhafter und lückenhafter ist als das der Genitivstellung:

a) Stellung des Akkusativs.

α) Bei Sprachen mit voller Genitiv v o r a n stellung:

Indogermanische Sprachen	vor	
Burushaski	vor	
Kunama, Agau-Bilin		nach
Barea, Afar	vor	
Kaukasische Sprachen	vor, mit Kasussufix (meist)	nach
San (Buschmänner)		nach
Nama	vor	
Sandawe	vor	

Ngo-Nke: Vei, Mandingo	vor	
Ngo-Nke: Bambara	vor	nach
Ngo-Nke: Soninke	vor	und nach
Maba	vor	
Bantuiden (Zentral- u. Südgruppe)		nach
Nuba	vor	
Yukagirisch	vor	
Tschuktscho-Kamtschadalisch	vor	
Ainu	vor	
Dravida-Sprachen	vor	
Andamanesische Sprachen	vor	
Tibeto-Chinesische Sprachen: Tibeto-Birman. Sprachen		nach
Tibeto-Chinesische Sprachen: Chinesisch,	vor	
Tibeto-Chinesische Sprachen: Si-lo-Ma-Gruppe	vor	
Papua-Sprachen: manche	vor	manche nach
Papua-Sprachen: Baining, Sulka	vor	und nach
Papua-Sprachen: Valman		
Australische Sprachen[1]	vor	
Algonkin-Sprachen	meist vor	
Dene-Sprachen	vor	
Cheroki	vor	
Choctaw	vor	
Sioux-Sprachen	vor	
Kaiowe		nach
Chinuk	vor	
Yuki	vor	und nach
Pomo	vor	
Washo	vor	
Tano-Zuñi	vor	
Nahuatl		nach
Chibcha-Sprachen	vor,	Köggaba auch nach
Uitoto	vor	
Yurucare	vor	
Karaya	vor	
Ges-Tapuya-Sprachen scheint	vor	
Guarani-Tupi-Sprachen	vor, „Tupi" auch nach	
Arawak		nach
Wapisiana		nach
Kariben-Sprachen	selten vor	
Mapuche	?	
Tehuelche-Ona	vor	
Yamana		nach

β) Bei gebrochener Genitivvoranstellung:

Eskimo	vor (mit Objektsuff.)
Altaische Sprachen	vor
Samojedische Sprachen	vor

[1] Mit Ausnahme der südostaustralischen Sprachen, s. unten S. 481, 482.

	vor	nach
Finnisch-Ugrische Sprachen		nach[1]
Magyarisch	vor	
Munda-Sprachen	vor	
Südost-Australische Sprachen	vor	
Tasmanisch		nach
Timukua	vor	
Caddo-Sprachen		nach
Takelma-Lutuami	vor	
Siuslaw	vor	und nach
Chimariko	vor	und nach
Yunca	vor	
Jivaro	vor	
Ipurina	vor	
Lapachu		nach
Waikuru		nach
Lule	vor	

Die Summierung dieser Einzelfälle ergibt folgendes:

	Akkusativ vor	Akkusativ nach	Beides
α) bei voller Genitivvoranstellung:	35	13	5
β) bei gebrochener Genitivvoranstellung:	14	5	2
	49	18	7

Die Zahl der Fälle, wo bei Genitivvoranstellung auch der Akkusativ voransteht, ist gegenüber den anderen eine derartig große, daß ein Zusammenhang schon jetzt nicht von vornherein abgewiesen werden kann. Dazu kommt, daß gerade bei den Fällen mit Voranstellung des Akkusativs eine Reihe großer Sprachfamilien eingestellt sind, wie z. B. die indogermanischen, die samojedisch-altaischen und Eskimo-Sprachen, die Dravida-Sprachen, die Algonkin- und Dene-Sprachen, die Chibcha-Sprachen, die Ges-Tapuya-Sprachen, die Guarani-Tupi-Sprachen, während auf der anderen Seite nur wenig derartig umfassende Sprachfamilien, sondern meist nur einzelne und versprengte Sprachen zu finden sind. Manche dieser letzteren erklären ihre Nachstellung des Akkusativs auch wohl durch verwandtschaftliche Zusammenhänge mit Sprachen, deren Akkusativnachstellung verbunden ist mit Genitivnachstellung, so die hamitischen Sprachen Kunama, Agau-Bilin, das Bambara durch Angrenzung an die Manfu-Sprachen, die

[1] Im nachdruckslosen Satz betontes Objekt vor.

Zentral- und Südgruppe der Bantuiden durch Angrenzung an Kanuri- und Manfu-Sprachen u. a. Auffällig sind die beiden Fälle von Sprachen der Urkultur mit Akkusativnachstellung: das San der Buschmänner und das Tasmanische, ferner zwei größere Sprachgruppen: die Westgruppe der tibeto-chinesischen Sprachen (die tibeto-birmanische Gruppe) und die Westgruppe der uralaltaischen Sprachen (die finnisch-ugrischen Sprachen). Vielleicht liegt in den beiden letzteren Fällen doch auch noch ein Einfluß von Sprachen mit Genitivnachstellung vor.

Die Annahme, daß die Akkusativstellung in innerem Zusammenhang stehe mit der Genitivstellung, zu der wir also schon bei der Untersuchung der Fälle mit Voranstellung des Genitivs gedrängt wurden, erhält zweifellos eine starke Bestätigung, wenn auch bei Nachstellung des Genitivs ein ähnlich starker Überschuß von Akkusativnachstellung zutage tritt. Führen wir uns diese Fälle vor:

b) Stellung des Akkusativs.

α) Bei Sprachen mit voller Genitivnachstellung:

Semitische Sprachen	nach	
Hebräisch	nach	und vor
Aramäisch	nach	
Ägyptisch-Koptisch	nach	
Berberisch	nach	
Haussa	nach	
Sumerisch (auch Genitivvoranstellung)		vor
Bantu-Sprachen	nach	
Wule-Sprachen	nach	
Kanuri-Sprachen	nach	
Teda, Tubu		vor
Bantuiden-Sprachen	nach	
Teil der Ost-Gruppe		vor
Thai, Anam-Muong		vor
Lolo	nach	
Ahom, Khamti	nach	und vor
Austroasiatische Sprachen	nach	
Nikobar	nach	und vor
Austronesische Sprachen	nach	
Kulin-Kurnai		vor
Mosanische Sprachen	? nach	
Tsimshian	?	
Kutenai	nach	
Subtiaba	nach	

Chinanteco	nach
Zapoteco	nach
Chiquito	nach

β) Bei Sprachen mit gebrochener Genitivnachstellung:

Irokesische Sprachen	nach
Otomi	nach
Totonaco	meist nach
Maya	nach
Goajiro	nach
Moxo-Baure	nach
Guana	nach

Hier ergibt sich folgendes Gesamtbild:

	Akkusativ nach	Akkusativ vor	Beides
α) bei voller Genitivnachstellung:	21	5	3
β) bei gebrochener Genitivnachstellung:	7	—	—
	28	5	3

Auch hier tritt das Überwiegen der Akkusativnachstellung in Sprachen mit Genitivnachstellung sofort klar hervor, und es ist prozentual sogar stärker als bei der Voranstellung. Übrigens könnte die Zahl 5 der Akkusativvoranstellung noch um 2 vermindert werden, da das Sumerische, das darunter fällt, neben Nachstellung des Genitivs auch Voranstellung desselben aufweist, ebenso das Kulin-Kurnai. Auffällig könnte die Akkusativvoranstellung der Thai- und Anam-Muong-Sprachen erscheinen; sie erklärt sich aber wohl aus dem Zusammenhang mit dem Chinesischen und der Si-lo-mo-Gruppe der Thai-Chinesischen Sprachen.

Zusammenfassend können wir also feststellen, daß die Akkusativstellung in einem inneren psychologischen Zusammenhang mit der Genitivstellung steht, so zwar, daß bei Genitivvoranstellung an sich auch Akkusativvoranstellung, bei Genitivnachstellung auch Akkusativnachstellung eintritt. Abweichungen von dieser Regel sind wahrscheinlich in allen Fällen nur durch äußere Mischungs- und Kontaktwirkungen herbeigeführt.

Der psychologische Zusammenhang wird darin begründet sein, nicht daß der Akkusativ als eine Art Genitivbeziehung zum Verbum aufzufassen wäre, sondern daß

beide, Genitiv und Akkusativ, auf eine allgemeine, zunächst noch indifferenzierte Ursprungs- und Eigentumsbeziehung, des ersteren zum Nomen, des anderen zum Verbum, zurückgehen.

3. Die Stellung des Adjektivs und ihr Verhältnis zu der des Genitivs.

Die gleiche Untersuchung, die wir für die Stellung des Akkusativs in bezug auf das Verb, das ihn „regiert", angestellt haben, drängt sich jetzt auch auf für die Stellung des Adjektivs in bezug auf das Substantiv, zu dem es in attributiver Beziehung steht. Auch hier gilt es also festzustellen, ob die Voranstellung des Adjektivs in Zusammenhang mit der des Genitivs, oder die Nachstellung des Adjektivs in Zusammenhang mit der des Genitivs stehe, oder ob keines von beiden anzunehmen sei.

Führen wir uns die einzelnen Fälle vor, wobei auch hier betont werden muß, daß die Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit des Materials noch größer ist als bei der Genitivstellung.

a) Stellung des Adjektivs.

α) Bei Sprachen mit voller Genitivvoranstellung:

	qualifizierend	spezifizierend
Indogermanische Sprachen	vor	nach
Burushaski	vor	
Jenissei-Ostiak	vor	
Kunama, Barea		nach
Agau-Bilin		nach
Afar-Saho	vor	
Kaukasische Sprachen	vor, Ostkaukasisch	nach
Baskisch		nach
San (Buschmännisch)		meist nach
Nama	vor	
Sandawe	vor	
Ngo-Nke		nach
Maba	vor	
Bantuiden-Sprachen		nach
Nuba		nach
Yukagirisch	vor	
Tschuktscho-Kamtschadalisch	vor	
Ainu	vor	
Dravida-Sprachen	vor	
Andamanesische Sprachen		nach

	qualifizierend	spezifizierend
Tibeto-Chinesische Sprachen	vor	
	einige vor	und nach
Papua-Sprachen	einige vor,	einige nach
Australische Sprachen	einige vor,	einige nach
Algonkin-Sprachen	vor	
Wiyot		nach
Micmac		nach
Tlingit		nach
Dene-Sprachen	vor	
Hupa		nach
Cheroki	vor	
Choctaw-Natchez-Chitimacha		nach
Tunika	vor	
Kaiowe		nach
Sioux-Sprachen		nach
Chinuk	vor	
Wintun	vor	
Mutsun	vor	
Yuki		nach
Pomo		nach
Washo	vor	und nach
Karok		nach
Esselen	vor	
Yuma		nach
Nahuatl-Shoshoni	vor	
Chibcha-Sprachen		nach
Colorado	vor	
Uitoto	vor	
Yurucare	vor	
Ges-Tapuya-Sprachen		nach
Guarani-Tupi	einige vor,	einige nach
Arawak-Sprachen	vor	
Kariben-Sprachen	einige vor,	einige nach
Puelche		nach
Mapuche	vor	
Tehuelche-Ona	vor oder	nach
Yamana	gewöhnlich vor	

β) Bei Sprachen mit gebrochener Genitivvoranstellung:

Eskimo		nach
Altaische Sprachen	vor	
Samojedische Sprachen	vor	
Finnisch-Ugrische Sprachen	vor	
Munda-Sprachen	vor	
Südostaustralische Sprachen	?	
Tasmanisch		nach
Haida		nach
Timukua		nach
Caddo-Sprachen		nach
Lutuami	vor	
Takelma		nach

	vor	nach
Siuslaw	vor	
Yokuts	vor	
Miwok	vor	
Chimariko		nach
Shasta-Achomawi	vor	
Lenca-Miskito		nach
Yunca		nach
Quechua	vor	
Aymara	vor	
Jivaro	vor	
Campa	vor	
Waikuru	vor	
Lule-Vilela		nach

Das Gesamtergebnis ist hier:

	Adjektiv vor	Adjektiv nach	Beides
α) bei voller Genitivvoranstellung	34	29	4
β) bei gebrochener Genitivvoranstellung	15	10	—
	49	39	4

Der Überschuß der Adjektivvoranstellungen ist hier bei weitem nicht so groß wie beim Akkusativ, ja man kann zweifeln, ob er noch als wirklicher Überschuß gewertet werden kann. Dazu kommt, daß gerade bei einer Reihe von Sprachen, die sicher zu sehr alten Kulturen gehören, Nachstellung des Adjektivs auftritt; so beim San (Buschmännisch), Andamanesisch, Micmac, Kaiowe, Yuki, Ges-Tapuya-Sprachen, Puelche, Tehuelche-Ona, Eskimo, Tasmanisch.

Danach muß man schließen, daß ursprünglich das Adjektiv nachgesetzt wurde, so daß es, da ursprünglich der Genitiv voranstand, ein Zusammenhang zwischen beiden Stellungsarten damals nicht möglich war. Das Adjektiv erscheint also wirklich als ein Adjektivum, etwas nachher (an das Substantiv) Hinzugefügtes.

Später aber hatte die Genitivstellung begonnen, ihren assoziativen Einfluß auch auf die Adjektivstellung auszuüben und bei Genitivvoranstellung auch das Adjektiv von der ursprünglichen Nachstellung zur Voranstellung hinüber zu ziehen. Sie erreichte das bei einer ziemlich großen Anzahl von Sprachen, die aber doch nicht zu einer überragenden Mehrheit wurden, so daß auch jetzt noch der ursprüngliche Zustand deutlich genug sichtbar geblieben ist.

Untersuchen wir jetzt die Sprachen mit Genitivnachstellung:

b) Stellung des Adjektivs.

α) Bei Sprachen mit voller Genitivnachstellung:

Sprache	nach	vor
Semitische Sprachen	nach	
Ägyptisch-Koptisch	nach	
Berberisch	nach	
Haussa	nach	
Elamisch	nach	
Sumerisch	nach	
Bantu-Sprachen	nach	
Wule-Sprachen, Sango-Banziri	nach	
Sandeh-Gbaye		vor
Kanuri-Sprachen	nach	
Bantuiden-Sprachen	nach	
Nilotische Sprachen	nach	
Thai-Anam-Muong	nach	
Austroasiatische Sprachen	nach	
Nikobar	nach	auch vor
Austronesische Sprachen	nach	
Kulin-Kurnai	nach	
Kwakiutl	nach	und vor
Tsimshian	?	
Kutenai		meist vor
Xinca	nach	und vor
Subtiaba	gewöhnlich nach	
Chiapaneco	nach	oder vor
Mixteco	nach	
Mobima	nach	
Chiquito		vor

β) Mit gebrochener Genitivnachstellung:

Sprache	nach	vor
Tsimshian		vor
Irokesische Sprachen	nach	
Salish-Sprachen		vor
Otomi		vor
Mixe-Zoque		vor
Mangue	nach	
Totonaco		vor
Maya		vor
Itonama		vor
Kariri	nach	
Goajiro	nach	

γ) Folgendes Gesamtergebnis:

	Adjektiv nach	Adjektiv vor	Beides
α) mit voller Genitivnachstellung:	19	3	4
β) mit gebrochener Genitivnachstellung:	4	7	—
	23	10	4

Der starke Überschuß der Adjektivnachsetzungen braucht nach dem, was bei der Voransetzung festgestellt wurde, nicht als ein ursprünglicher Zusammenhang mit der Genitivnachstellung aufgefaßt zu werden. Sondern auch hier kam die Nachstellung des Adjektivs von seiner eigenen Art und Funktion her. Sie wurde dann freilich später durch die assoziative Wirkung der Genitivnachstellung noch verstärkt, so daß auch von hier aus dieselbe innerlich gestärkt und äußerlich vermehrt wurde. Daher denn auch die prozentual um so größere Zahl der Adjektivnachstellungen gerade in den Sprachen mit Genitivnachstellung.

E. Können rein innere Entwicklungsfaktoren in einer Sprache die Änderung der ursprünglichen Genitivstellung bewirken?

1. Zusammenfassung der bisherigen Ergebnisse.

Wenn wir die hauptsächlichsten Ergebnisse unserer Untersuchungen über die Genitivstellung und ihre Auswirkungen ganz kurz zusammenfassen wollen, so ließe sich das wohl in folgenden Sätzen tun:

a. Die ursprüngliche Stellung des Genitivs ist in allen Sprachen die Voranstellung. Diese geht mit psychologischer Notwendigkeit daraus hervor, daß der Genitiv in der Begriffsbildung die *differentia specifica* darstellt, die als etwas bis dahin Unbekanntes, und deshalb jetzt Neues, aus einem schon bekannten alten Begriff, einem *genus*, eine neue *species* hervorgehen läßt, eben als Neues die Aufmerksamkeit als Erstes auf sich zwingt und deshalb auch eher, früher ausgesprochen wird als das „regierende" Nominativsubstantiv, welches das *genus* und als solches etwas schon Bekanntes darstellt.

b. Da das Possessiv in der überwältigend großen Mehrzahl der Sprachen nichts anderes ist als der Genitiv

des Personalpronomens, so steht auch das Possessiv in allen Sprachen ursprünglich vor dem zugehörigen Substantiv.

c. Auch das Pronominalsubjekt steht ursprünglich in allen Sprachen vor dem Verbalstamm. Es liegt hierin zweifellos irgendwie ein innerer Zusammenhang mit der Voranstellung des Genitivs; das ergibt sich deutlich daraus, daß später, bei Übergang der Genitivvoranstellung in die Genitivnachstellung, auch die Voranstellung des Pronominalsubjekts in die Nachstellung sich vollzieht.

d. Trotzdem dürfte nicht gesagt werden, daß der Verbalausdruck ursprünglich ein Possessivausdruck war, sondern man könnte höchstens sagen, daß beides, die Voranstellung sowohl des Genitivs und Possessivs als auch des Pronominalsubjekts, zunächst nur etwas damals noch Undifferenziertes, eine ganz allgemeine Beziehung sowohl des Genitivs zu seinem Nominativsubstantiv als des Pronominalsubjekts zu seinem Verbum, zum Ausdruck bringt. Ja es hat den Anschein, daß jedenfalls beim aktiven und transitiven Verbum ein unabhängiger Grund zur Voranstellung des Pronominalsubjekts vorhanden ist, da besonders bei diesen die Voranstellung auch dann (wieder-) angestrebt wird, wenn auch der Genitiv zur Nachstellung übergegangen ist. Dieser besondere unabhängige Grund scheint in dem Bestreben des Subjektes überhaupt zu liegen, an die Spitze des Satzes und damit vor das Verbum zu treten. Wenn diese Auffassung sich bestätigt, so würde, wenn auch ursprünglich in den Sprachen die Voranstellung sowohl beim Genitiv als beim Subjektpronomen geübt wurde, der Grund dafür doch bei beiden ein verschiedener gewesen sein. Beim Genitiv wäre es das psychisch Neue, das sich in den Vordergrund drängte, und beim Subjektpronomen wäre es das psychisch Bedeutsame, nämlich der Träger, die Ursache der Handlung, die der Zeit und dem Begriff nach immer vor der Wirkung, der Handlung da ist.

e. Die Voranstellung des Genitivs und des Pronominalsubjektes findet sich in allen Sprachen der Urkulturen — die der Bumerangkultur ausgenommen —, der totemistischen höheren Jägerkultur und der nomadistischen Herdenviehzuchtkultur.

f. Die Ursache des Überganges von der Voranstellung des Genitivs zu seiner Nachsetzung ist keine innere, keine rein sprachliche, sie liegt nicht im Entwicklungsgang der Sprache als solcher, sondern der Anstoß dazu ist von außen gekommen. Er setzte ein mit den Wanderungen, die aus den durch den Eintritt des ältesten mutterrechtlichen Pflanzenbaues hervorgerufenen sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen verursacht wurden, und vollzog sich in den Sprachmischungen, die die Folge dieser Wanderungen waren. Der Beweis dafür liegt in dem Zusammenfallen der stärksten Zentren der Genitivnachsetzung mit den älteren Schichten des Mutterrechts und der zu diesem in enger Beziehung stehenden „Bumerangkultur".

g. Der Eintritt der Genitivnachsetzung lieferte später, also sekundär und durch äußere Faktoren herbeigeführt, bei manchen Sprachen in späteren Mischungen die Möglichkeit, beim Substantivgenitiv und Possessiv eine andere Stellung anzuwenden als beim Pronominalsubjekt und dadurch auch äußerlich einen Unterschied im Ausdruck des Begriffes (Nomen) vom Urteil (Verbum) herbeizuführen. Daß zu dieser Scheidung ein gewisses inneres Bedürfnis vorhanden, und daß sie der Entwicklung des menschlichen Denkens förderlich war, läßt sich wohl daraus erschließen, daß sie in irgendeiner Weise von sämtlichen Völkern höherer Kulturen durchgeführt wurde, mit Ausnahme der ostasiatischen Kulturvölker von China-Korea-Japan.

h. Die Stellung des Genitivs steht in einem inneren Verhältnis zu der des Akkusativs. Ursprünglich stehen beide in allen Sprachen vor. Sobald aber die Genitivvoranstellung in die Nachstellung übergeht, setzt der gleiche Wandel auch beim Akkusativ ein. Auch hier wird deshalb der Akkusativ nicht als Genitiv zum Verbum bezeichnet werden können (= Genitivus objectivus), sondern beide, Genitiv und Akkusativ, standen damals in einem indifferenzierten, allgemeinen Verhältnis zum Substantiv bzw. zum Verbum.

i. Dagegen scheint die Stellung des Adjektivs ursprünglich von der des Genitivs unabhängig gewesen zu sein. Der ursprünglichen Voranstellung des letzteren geht zur Seite die ursprüngliche Nachsetzung des ersteren. Wohl

aber beginnt, schon in dieser Periode, eine assoziative Wirkung von der Genitivstellung auf die des Adjektivs auszugehen, die in einigen Sprachen zu einer totalen oder einer partiellen Voranstellung des Adjektivs führt. Mit dem Eintritt der Genitivnachsetzung äußert sich diese assoziative Wirkung um so stärker nach Seite der Nachsetzung des Adjektivs hinüber.

k. Wo immer jene äußere Beeinflussung durch die Wanderungen und nachfolgenden Sprachmischungen nicht eingetreten ist, wird die urprüngliche Genitivvoranstellung niemals sich ändern. Ebenso scheint auch die Genitivnachstellung, nachdem sie durch die oben bezeichneten äußeren Ursachen eingeführt war und lange genug sich hat einwurzeln können, aus rein inneren Gründen niemals zur Genitivvoranstellung wieder überzugehen.

2. Ein scheinbarer Fall eines rein inneren Überganges von der Genitivvoranstellung zur Genitivnachstellung.

Dem soeben in 1 k formulierten Ergebnis scheint aber nun die Tatsache zu widersprechen, daß es doch mindestens *einen* und zwar ganz hervorragenden Fall gibt, in dem eine rein innere Entwicklung den Übergang von der Voranstellung zu der Nachstellung nahezu vollständig verwirklicht hätte. Es sind die *romanischen Sprachen* mit ihrem Fallenlassen der alten, organisch gewachsenen Genitivvoranstellung und ihrer immer stärker sich durchsetzenden „analytischen" Genitivnachsetzung. Da nicht zu sehen wäre, daß diese Umwandlung aus irgendeiner äußeren Sprachmischung hervorgegangen sei, so könnte sie nur auf eine innere, in der Sprachentwicklung selbst gelegene Ursache zurückgeführt werden. Es ist klar, daß, wenn in diesem Einen Fall rein innere Ursachen wirksam gewesen wären, damit die prinzipielle Möglichkeit auch für die übrigen Fälle gegeben wäre. Damit aber würde sich die Notwendigkeit einer kritischen Nachprüfung der in der Zusammenfassung vorgeführten Ergebnisse herausstellen.

Die Tatsächlichkeit dieser Sachlage scheint sich noch deutlicher zu ergeben, wenn wir den in den romanischen

Sprachen vorliegenden Vorgang etwas näher in seinen Einzelheiten betrachten.

Wir haben hier zunächst die Tatsache zu verzeichnen, daß die romanischen Sprachen, die ja aus dem Lateinischen hervorgegangen sind, ebenso wie dieses — und die Gesamtheit der indoeuropäischen Sprachen überhaupt (s. oben S. 388) — ursprünglich zwar Genitivvoranstellung übten, daß aber derartige Wortgefüge, Genitivverbindungen, die durch die bloße Stellung der Worte hergestellt werden — Bildungen wie das deutsche „Haus-Schlüssel" u. ä. —, bei ihnen gar nicht in lebendigem Gebrauch sind; die prinzipielle Fähigkeit dazu ist tatsächlich erstarrt. Ansätze zu einer derartigen Erstarrung finden sich auch schon in den älteren indoeuropäischen Sprachen. So sind derartige Verbindungen nach Delbrück (in K. Brugmann und B. Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Bd. V, 3. Teil, S. 264 ff., Straßburg 1900) im Altindischen nicht häufig, im Griechischen und gerade auch im Lateinischen, dann auch im Slavischen wenig zahlreich; häufig sind sie im Gotischen und Germanischen und im Litauischen.

Infolge des Abfalls der alten lateinischen Kasussuffixe ergab sich die Notwendigkeit, die „Kasus"beziehungen auf andere Weise zum Ausdruck zu bringen. Auch diese Notwendigkeit hatte schon in den älteren indoeuropäischen Sprachen eingesetzt, da auch dort das Zusammenfallen ursprünglich verschiedener Kasusendungen wegen Abschleifung derselben bereits sich vollzog. Im Altindischen treten in der Prosa dann Postpositionen ein, im Veda auch Präpositionen; im Altpersischen meist Präpositionen, im Avestischen auch Postpositionen; im Griechischen finden sich bei Dichtern noch Postpositionen, bei Homer sind schon die Präpositionen häufiger, die in der Prosa dann zur Regel werden; im Umbrisch-Oskischen sind Postpositionen sehr häufig, im Lateinischen finden sie sich bei Personalpronomina, in Frage- und Relativsätzen. Dagegen weisen Armenisch, Balto-Slavisch, Germanisch und Irisch nur oder fast nur Präpositionen auf (Delbrück, a. a. O., S. 104 ff.). Was immer nun in der indoeuropäischen Ursprache das Frühere war, ob das Nebeneinandervorkommen von Prä- und Postpositionen, wie Delbrück meint, oder

allein Postpositionen, wie mir scheinen möchte, so ist es doch jedenfalls klar, daß das Zusammenfallen oder gänzliche Abfallen der Kasussuffixe nicht notwendig das Auftreten von Präpositionen fordert, da tatsächlich auch Postpositionen auftreten.

In den romanischen Sprachen nun treten ausschließlich Präpositionen auf, die bei der „Deklination" zum Teil schon zu völligen Präfixen werden, so *de, di* für den Genitiv, *a(d)* für den Dativ (Akkusativ). Daß hier nun ausschließlich Präpositionen sich zeigen und nicht Postpositionen, dafür schon müßte ein bestimmter Grund angegeben werden. Das gilt auch für die älteren indoeuropäischen Sprachen, von denen vorhin die Rede war. Hier läßt sich nun in der Tat ein Grund angeben, und dieser Grund ist ein äußerer, die äußere historische Tatsache einer Sprachmischung. Für das Armenische steht die starke Mischung mit japhetitischen Sprachen fest, die gemäß ihrer Genitivnachstellung auch Präpositionen aufweisen. So wird wohl Ähnliches auch, mit gleicher Wirkung, für die nord- und osteuropäische Gruppe der indoeuropäischen Sprachen, Irisch, Germanisch, Balto-Slavisch, die ebenfalls nur Präpositionen kennen, anzusetzen sein, wie es Marr und Braun übrigens ja auch schon getan haben (s. oben S. 68 ff.).

Gerade dieses ausschließliche Auftreten von Präpositionen ist es, das allein, dann aber auch fast notwendig den Prozeß einleitet, der die Umstellung des Genitivs herbeiführt. Denn erst jetzt ist es möglich Verbindungen zu bilden wie *clef de maison, timbre de poste, capo di stazione* u. ä., wo der Genitiv schon nachsteht, aber noch ein Präfix „*de*" hat, das auf den Genitiv hinweist. Bei Wortverbindungen nun, die sehr häufig vorkommen und damit eine gewisse typische Geltung erlangt haben, tritt es zuerst ein, daß die Präpositon, das Präfix, schließlich wegfällt: aus *capo di stazione, timbre de poste* wird *capo stazione, timbre poste*. Damit wäre dann die volle Genitivnachstellung durchgeführt, die besonders im Italienischen auf immer mehr Fälle sich ausdehnt.

Nun erklärt aber, wie oben festgestellt, eine rein innere Ursache bei den hier in Betracht kommenden Sprachen nicht genügend das Vorkommen lediglich von Präpositionen, sondern diese Erklärung wird gewonnen aus

der äußeren geschichtlichen Tatsache der Wandlung und Mischung. Wenn dann die Umwandlung von Voran- zur Nachstellung des Genitivs von der Tatsache des ausschließlichen Besitzes von Präpositionen abhängt, so hängt damit auch die Umwandlung der Genitivstellung selbst notwendig mit jenen äußeren Tatsachen zusammen und ist n i c h t aus rein innerer Sprachwandlung allein hervorgegangen.

Nur das könnte und müßte man zugeben, daß, wenn es einmal zur Bildung von Präpositionen gekommen ist, die dann an die Stelle alter abgestorbener Kasussuffixe treten, auch die innere Möglichkeit eingeleitet ist, zu einer Änderung der Genitivstellung überzugehen. Die Ursachen, die zu diesem letzten Schritt führen, sind identisch mit denjenigen, die das Weglassen der „Genitivpräposition" *de* u. a. herbeiführen. Man sieht aber leicht, daß, wenn bei diesen Ursachen von einer „Tendenz", von einer „Zielstrebigkeit" gesprochen werden kann, dieses Ziel in erster Linie nicht die Herstellung einer neuen Genitivstellung ist, sondern die Abwerfung eines zeitraubenden Ballastes, als welcher die Genitivpräposition allmählich empfunden wird. Die Umänderung der Genitivstellung vollzieht sich also mehr *per accidens* und nebenher.

3. Letzte Feststellung.

So ergibt sich also, daß der in dem letzten Abschnitt erhobene Einwurf der Möglichkeit einer rein inneren Sprachwandlung in der Stellung des Genitivs in seinem innersten Kern nicht zu Recht bestehen bleiben kann.

Um so fester erscheinen damit die beiden Hauptergebnisse unserer Untersuchungen: 1. daß die älteste Stellung des Genitivs bei allen Sprachen die Voranstellung ist, die dann auch von keiner Sprache in rein innerer Entwicklung darangegeben wird; 2. daß der tatsächliche Übergang von der Voranstellung des Genitivs zur Nachstellung, den wir in einer beträchtlichen Reihe von Sprachen finden, nur durch die äußere Tatsache historischer Sprachmischungen entstanden ist, wie sie in den durch das Auftreten des ältesten mutterrechtlichen Ackerbaues entstandenen Wanderungen sich vollzogen haben.

In dem ganzen Vorgang dieser Umwandlung können wir jetzt auch den Zeitpunkt etwas näher bestimmen, in welchem sie zu ihrer letzten und eigentlichen Vollendung gelangt: sie tritt dann ein, wenn die aus den früheren Postpositionen entstandenen Präpositionen an die Stelle der abgestorbenen Kasussuffixe getreten sind, und so auch das Genitivsuffix durch eine Genitivpräposition bzw. ein Genitivpräfix ersetzt worden ist.

Es muß aber nachdrücklich betont werden, daß dieser ganze Vorgang zu seinem völligen Abschluß äußerst langer Zeiträume bedarf. Über deren Dauer können wir keine allgemeinen Regeln aufstellen; in den Fällen, wo wir den Vorgang historisch datierbar verfolgen können, wie in den indoeuropäischen Sprachen, zieht er sich über Jahrhunderte und Jahrtausende hin. Es muß nämlich berücksichtigt werden, daß die Genitivstellung an sich mit dem einer Sprache eigentümlichen Gefühl, eben dem Sprachgefühl, aufs innigste verwachsen ist, so daß es psychologisch unmöglich wäre, hier plötzliche Änderungen eintreten zu lassen. Eine Verbindung wie z. B. „Haus-Vater" können wir unter keinen Umständen in ihr Gegenteil, in „Vater-Haus" umwandeln, ohne sofort auch die Bedeutung radikal zu ändern.

Diese Verbindung des Genitivs mit dem Sprachgefühl ist so eng, daß man zunächst überhaupt keinen Weg sieht, wie sie gelöst und gewandelt werden könnte. Auf rein innerem Wege vollzieht sie sich auch in der Tat, wie wir gesehen haben, niemals. Aber auch wenn nun äußere Wirkungen eintreten, das Zusammentreffen mit einer Sprache, die eine andere Genitivstellung besitzt, so wird es zuerst eine Periode geben, wo das Sprachgefühl unsicher wird. Dann aber wird eine sehr lange Periode eintreten, wo die Fälle, in denen der Genitiv durch bloße Stellung ausgedrückt wird, immer seltener werden und schließlich ganz aufhören, weder nach der älteren, noch nach der jüngeren. In diesem Zustand befinden sich, wie wir gesehen (s. oben S. 492), bereits mehrere ältere indoeuropäische Sprachen; auch anderswo, z. B. in nordwestamerikanischen Sprachen, begegnen wir einige Male diesem Zustande (s. oben S. 411).

Dieser Zustand nun ist sozusagen die Periode der

Entwöhnung von dem alten Sprachgefühl. Das Sprachgefühl vergißt allmählich die alte Genitivstellung. Wenn diese Entwöhnung lange genug gedauert hat, dann setzt das Sprachgefühl auch keinen Widerstand mehr entgegen, wenn schließlich, auf dem Wege des Umwandelns der Postpositionen in Präpositionen, der Kasussuffixe in Kasuspräfixe, wie wir gesehen, zunächst nur in einzelnen typischen Fällen eine neue Genitivstellung auftritt. Sie empfiehlt sich dann durch ihre leichtere Handlichkeit gegenüber dem vorhergehenden Zustand, breitet sich immer weiter aus, und in gleichem Maße bildet sich und befestigt sich immer mehr ein neues Sprachgefühl für diese andere Genitivstellung.

Die Tatsache aber, daß diese ganze Wandlung der Genitivstellung und ihre Auswirkung auf die Stellung des Possessivs, des Pronominalsubjektes beim Verbum, des Akkusativs und des Adjektivs sich nur in längeren Zeiträumen vollzieht, macht alle diese Erscheinungen natürlich in höherem Maße geeignet, als Zeugen für die Wanderungen der die Sprachen tragenden Völker und ihre Berührungen und Mischungen zu dienen und damit der historischen Kulturforschung wertvolle Dienste zu leisten.

IV. Zusammenfassende Aufstellung der Sprachenkreise in sich und abschließende Vergleichung derselben mit den Kulturkreisen.

Einführung.

In den vorhergehenden drei Abschnitten haben wir eine Anzahl Sprachelemente aus der Phonetik, der Grammatik und der Syntax in ihrer inneren Eigenart und in ihrer äußeren Verbreitung untersucht und bei jedem einzelnen Elemente auch seine Beziehungen zu den einzelnen Kulturkreisen klarzustellen versucht.

Zwei Einwürfe methodologischer Art könnte man gegen unsere Art des Vorgehens erheben.

Der erstere dieser Einwürfe würde sich decken mit einem Einwurf, den man auch der ethnologischen Kulturkreisforschung von einigen Seiten her gemacht hat: So sehr wir auch stellenweise die Bedeutung der einzelnen von uns untersuchten Sprachelemente hervorgehoben hätten, es würde uns doch nicht gelingen, aus der Zusammenfassung derselben wirklich organische Ganzheiten, wie es die gesuchten Sprachenkreise doch sein müßten, hervorgehen zu lassen. Denn wir hätten ja selbst den rein zufälligen äußeren Grund genannt, der die Wahl der zu untersuchenden Gegenstände bestimmt habe: es sei bloß die Rücksicht darauf gewesen, ob dieses Element seinem Material und seiner Bearbeitung nach so gestaltet sei, daß es eine umfassende Vergleichung mit den Kulturkreisen gestatte. Das Zusammentreffen der einzelnen Elemente in dieser unserer Untersuchung sei also ein rein zufälliges, äußerliches, somit das gerade Gegenteil von dem inneren Zusammenhang, wie er das Organische kennzeichne. Dazu komme auch noch das Bruchstückartige der ganzen Zu-

sammenstellung, da es ja nur wenige Sprachelemente seien, die in ihrem Material, wie in ihrer Verarbeitung jener Anforderung entsprechen, die wir hier an sie gestellt hatten.

Dieser Einwurf hält zwei Teile der wissenschaftlichen exakt-historischen Arbeit nicht genügend auseinander. Im Stadium des ersten Suchens muß zunächst jedes einzelne Element für sich in seiner Art und Verbreitung durch positive Belege festgelegt werden; um seine etwaigen inneren Zusammenhänge mit anderen Elementen hat der Forscher in diesem Stadium sich noch nicht zu kümmern. Es gilt ja sogar, dieses Element aus vielfachen jetzigen, oder überhaupt späteren Beziehungen herauszulösen, um dann die Möglichkeit zu bekommen, zu seinen früheren und frühesten Beziehungen vorzudringen, die das Entstehen und damit die innerste Natur dieses Elementes mitbestimmt haben. Wenn dann auch die Gesamtheit der Elemente, deren älteste Verbreitung als ständig zusammenfallend sich ergab, zunächst fragmentarischen, des inneren Zusammenhanges vielfach ermangelnden Charakter trägt, so verschlägt das nicht nur nichts, sondern gerade dieser liefert den eigentlichen formalen Beweischarakter der historischen tatsächlichen Zusammengehörigkeit dieser Elemente. Denn eben wenn diese Elemente innerlich nicht zusammengehören, tatsächlich aber doch stets in ihrer Verbreitung zusammenfallen, so liegt darin der Beweis dafür, daß sie nicht später, an Ort und Stelle aus Einem Elemente oder einigen wenigen innerlich sich entwickelt haben, sondern irgendwo einmal zusammengetreten sind und in diesem Zusammensein verharrend in verschiedene Teile der Welt historisch sich verbreitet haben.

Das gilt so für die ersten Zeiten des Suchens. Wenn dieses Forschen längere Zeit hindurch mit Eifer und Besonnenheit sich fortsetzt — was hier in diesem Werke vorliegt, soll nur einen bescheidenen Anfang dazu bedeuten —, so wird dadurch die Verbreitung immer neuer Elemente sich festlegen lassen. Manche von ihnen werden ganz neue Seiten der Kultur eröffnen, andere aber werden in die Lücken eintreten, welche die zuerst festgestellten offen gelassen hatten. Es treten dann Zusammenhänge hervor, die früher, eben wegen Mangels der Bindeglieder, nicht sichtbar waren, und es wird dadurch nicht bloß der Cha-

rakter des Ärmlichen, sondern auch der des Fragmentarischen, Zusammenhanglosen immer mehr verschwinden. Denn es ist klar, daß in Wirklichkeit jede Kultur, jeder Kulturkreis, auch der primitivste und einfachste, irgendwie alle Bedürfnisse eines wahrhaft menschlichen Lebens befriedigen muß, um überhaupt bestehen zu können, und daß in dieser Allheit auch das innerlich Organische seines Bestehens zu tiefst begründet liegt.

Um die Sicherheit der wissenschaftlichen Forschung aber ist es natürlich besser bestellt, wenn die tatsächliche Zugehörigkeit jedes einzelnen Kulturelementes zu einem Kulturkreise zunächst in genauer Einzelforschung positiv festgelegt wird, und dann auf dieser festen Grundlage bei wachsendem Zusammentreten der Einzelelemente der Sinn und Zusammenhang des Ganzen mit positiver Bestimmtheit sich ablesen läßt, als wenn vielleicht in irgendeiner „Intuition" dieser Sinn und Zusammenhang schnell erfaßt würde, und aus diesem Zentralgedanken in Schlüssen, in denen gefährliche Apriorismen nur zu leicht sich verstecken, die Zusammenhänge der Einzelelemente abgeleitet würden.

Kann ich dem ersteren Einwand also nur die Bedeutung eines Mißverständnisses beimessen, so steht es etwas anders mit dem zweiten Einwand: Anknüpfend gerade an das, was ich soeben über die letzthinige organische Einheit eines jeden Kulturkreises gesagt habe, würde dieser Einwand eine derartige Einheit in analoger Weise auch für die größeren linguistischen Komplexe in Anspruch nehmen, die wir Sprachenkreise nennen. Die Klarheit und Zuverlässigkeit der Beweisführung aber erfordere es, daß auch diese Einheit zunächst für sich und in sich, d. h. als linguistisches Ganzes und mit rein linguistischen Mitteln, dargetan werde. Erst das auf diesem Wege gewonnene linguistische Ganze, der Sprachenkreis, dürfe dann mit einem kulturellen Ganzen, dem Kulturkreis, in bezug auf ihre Beziehungen zueinander untersucht werden. Gegen diesen methodologischen Grundsatz sei in den hier vorliegenden Untersuchungen ständig dadurch verstoßen worden, daß bereits die einzelnen Sprachelemente, ehe noch ihr Sprachenkreis festgestellt wurde, mit den einzelnen Kulturkreisen in Beziehung gesetzt worden seien.

Diesem Einwurf kommt ein weitgehendes Maß von Berechtigung zu. Man darf dies zwar nicht übertreiben, denn auch einzelne Sprachelemente können aus dem Sprachenkreis, zu dem sie ursprünglich gehören, sich loslösen und als Einzelnes zu bestimmten Kulturkreisen in Beziehung treten. Aber das ist doch nicht die Regel, nicht einmal die Mehrzahl der Fälle. Und so sei es auch hier gesagt: jene vergleichende Inbeziehungsetzung der Sprachelemente zu einzelnen Kulturkreisen, die wir bisher vorgenommen, war von Anfang an nicht als das Einzige beabsichtigt, und ihre Ergebnisse wurden nicht als das Endgültige betrachtet. Sondern in diesem jetzt beginnenden letzten Abschnitt soll zunächst die Zusammenfassung der bis jetzt untersuchten Einzelelemente zu Sprachenkreisen erfolgen, und diese Sprachenkreise dann als Ganze in bezug auf ihre Beziehungen zu den Kulturkreisen hin untersucht werden. Wir sind gewiß, gerade hierdurch, durch die Anwendung des Quantitätskriteriums zu der bisherigen Anwendung des Formkriteriums hinzu manche von den Unklarheiten aufhellen und manche von den Zweifeln beseitigen zu können, die wir in den vorhergehenden Abschnitten mehrfach noch belassen mußten.

A. Die Sprachenkreise in sich betrachtet.

1. Die Ursprachenkreise.

Mit diesem etwas anmaßlichen Namen bezeichnen wir eine Anzahl Sprachen, die nicht nur durch den wirtschaftlichen Stand (Sammelstufe) und die geographische Lage (entlegene Inseln, Gebirgsgegenden, Wüsten, äußerst entfernte Winkel der Erde) ihrer Trägervölker, sondern auch durch den einfachen, undifferenzierten Charakter ihrer Sprachelemente sich als die ältesten uns jetzt erreichbaren Sprachstufen kennzeichnen. Indem ich die Bezeichnung

„Ursprachen“ (im Plural), nicht „Ursprache“ (im Singular), brauche, deute ich genügend an, daß es sich hier nicht um Ein absolut erstes Stadium der Sprache handelt. Die mehrfachen Gruppierungen, die sich innerhalb dieser „Ursprachen“ noch auftun, werden zeigen, daß wir bis zu einer solchen Einheit noch nicht vorgedrungen sind, wenngleich wir uns mit dieser ganzen Einteilung sicherlich nicht unbedeutend ihr nähern werden.

Ich leugne schließlich auch nicht, daß ich den Namen „Ursprachen“ auch deshalb gewählt habe, weil, wie sich weiter unten (S. 529 ff.) herausstellen wird, ihre Trägervölker den ethnologischen Kulturkreisen der Urkultur angehören.

Die Sprachen, die dieser großen Gruppe als Kern und in den meisten Einzelheiten angehören, sind die folgenden: (das Tasmanische), die südostaustralischen Sprachen Kulin-Kurnai-Buandik, von den Papua-Sprachen das Baining, das Andamanesische, das Semang, das San, die Hoka- und Penuti-Sprachen, die Ges-Tapuya-Sprachen, die beiden Feuerland-Sprachen Yamana, Alakaluf. Dieser Gruppe schließen sich in einer Reihe von Einzelheiten an: das Yuin(-Kuri), das Süd- oder Nord-Narrinyeri in Südost- und Südaustralien, die ältesten melanesischen Sprachen auf Neu-Kaledonien, den Loyalty-Inseln, Nengone, Lifu, Torres Ins., die Senoi-Sprachen, die paläoasiatischen Sprachen, das Samojedische und die ältesten der uralischen Sprachen Lappisch, Wogulisch, Tscheremissisch, Ostjakisch, in Afrika das Nama und Sandawe, in Amerika die Algonkin-Sprachen. Es läßt sich jetzt noch nicht überall ausmachen, ob diese letztere Gruppe von Sprachen eine durch Mischung mit anderen Sprachenkreisen entstandene Abschwächung der Ursprachen darstellt, oder ob sie eine besondere, etwas jüngere Abteilung derselben bildet. Das letztere, ohne daß auch das erstere zu fehlen brauchte, ist fast sicher bei den nördlichen Sprachen; man kann sie zu dem Sprachenkreis der arktischen Sprachen zusammenfassen. Aber auch in der eigentlichen Kerngruppe der Ursprachen werden wir Unterteilungen gewahren, die wir ebenfalls als besondere Sprachenkreise kennen lernen werden.

Die besonderen Eigentümlichkeiten der Ursprachen zeigen sich gleich schon im Lautwesen.

Sie besitzen nur die Normal-Vokale *i, e, a, o, u* (und eventuelle Nuancierungen), aber nicht die anormalen Vokale *ü, ö* (s. oben S. 275 f.). Das Auftreten von *ö* bei Baining und bei Nord-Groß-Andaman und Klein-Andaman konnten wir auf Mischungen mit anderen Sprachenkreisen zurückführen, desgleichen das seltenere Vorkommen von *ü, ö* oder *ü* oder *ö* allein bei einigen Penuti- und Ges-Tapuya-Sprachen, wie auch beim Yamana. Als völlig unerklärlich blieb uns das Vorkommen von *ö* und *ü* beim Tasmanischen, auf das, wie auf andere Besonderheiten des Tasmanischen, wir weiter unten (S. 507) zurückkommen werden.

An Stelle des klaren Unterschiedes der zwei Arten von Konsonanten, der tönenden und der tonlosen, besitzen sie nur Eine undifferenzierte, zwischen jenen beiden in der Mitte stehende Art von Konsonanten (s. oben S. 283). In dieser Hinsicht scheint es keinen Unterschied zwischen den Sprachen der Kerngruppe zu geben, und auch von den Sprachen des weiteren Ringes schließen sich viele an.

Soweit das noch nicht genügend zusammengetragene und verarbeitete Material zu urteilen gestattet, scheint die gleiche Einigkeit unter den Sprachen dieser Gruppe zu bestehen hinsichtlich des Fehlens von eigentlichen Reibelauten, besonders *s* (s. oben S. 287). Nur die arktischen Sprachen bilden hier eine eigene Gruppe, bei ihnen sind diese Laute bereits mehr oder weniger vorhanden.

Beim An- und Auslaut zeigt sich nicht nur eine Abspaltung der arktischen Sprachen, sondern auch in dem Kern der Ursprachen selbst tritt, nach anderer Richtung, eine Spaltung ein. Es bilden sich hier drei Gruppen (mit zwei Übergangsgruppen) nach den drei Arten des An- und Auslautes: 1. Anlaut und Auslaut mit einfachen Konsonanten; 2. An- und Auslaut mit leichten Doppelkonsonanten: Muta + Liquida oder Nasal, bzw. Liquida (oder Nasal) + Muta; 3. An- und Auslaut mit schwierigeren Mehrkonsonanten, besonders mit *s*. Hier stehen Gruppe 1 und 2 näher zusammen und repräsentieren gegenüber 3 den älteren Zustand; zwischen beiden besteht eine Übergangsgruppe ($= 1 < 2$), wo nur der Anlaut doppelkonsonatisch, der Auslaut einkonsonantisch ist. Von 1 zu 3 gibt es

ebenfalls eine Übergangsgruppe ($= 1 < 3$), wo die Mehrkonsonanz sich entweder *nur* im Auslaut oder *nur* im Anlaut findet. Die Verteilung der einzelnen Sprachen auf diese Sprachenkreise ist wie folgt:

Sprachenkreis 1: Groß-Andaman, Khoin-Sprachen, Yuki, größerer Teil der Hoka- und alle Penuti-Sprachen (dann Ainu, Tschuktschisch, Korjäkisch).

Übergangsgruppe $1 < 2$: (Klein-Andaman), Semang, ein kleiner Teil der Hoka-Sprachen, sämtliche Ges-Tapuya-Sprachen, die älteren melanesischen Sprachen.

Sprachenkreis 2: Kulin, Kurnai, (Süd-)Narrinyeri, Baining.

Übergangsgruppe $1 < 3$: Yukagir, Yamana, Samojedisch.

Sprachenkreis 3: ältere ugrofinnische Sprachen, Itelmisch, Tschon-Ona, Alakaluf.

Von der Übergangsgruppe $1 < 3$ und dem Sprachenkreis 3, die zusammen den arktischen Sprachenkreis bilden, ging dann die Entwicklung der schwierigeren mehrkonsonantischen An- und Auslaute einerseits nach (Süd-)Westen zu den übrigen ugrofinnischen, einem Teil der kaukasischen und der Gänze der indoeuropäischen Sprachen, andrerseits nach Osten, nach Nordwestamerika hinüber, um von dort aus sich strichweise über ganz Amerika bis in dessen äußersten Süden hinein zu verbreiten.

Wer von den beiden ersteren Sprachenkreisen, dem 1. und dem 2., der ältere ist, läßt sich noch nicht mit voller Sicherheit rein linguistisch feststellen. Vielleicht wird die Entdeckung einer größeren Anzahl eigentlicher Pygmäensprachen in diese Frage Licht bringen. Während Sprachenkreis 3 im Norden, Sprachenkreis 2 im Süden vertreten ist, hat 1 seine Hauptsitze in der Mitte der Erde, von wo die Abwanderung wie nach Norden, so auch nach Süden ausgegangen sein könnte. Der Umstand, daß Gruppe 1 auch in der Nord- und Südgruppe Vertreter aufweist, würde dafür sprechen, daß Sprachenkreis 1 als der ältere anzusehen wäre. Der einkonsonantische An- und Auslaut dieses Sprachenkreises unterscheidet sich von der Einkonsonanz späterer Sprachenkreise (s. unten S. 517) dadurch, daß bei ihm Reibelaute weder im An- noch im Auslaute erscheinen, weil sie ihm ja überhaupt fehlen (s. oben S. 287).

Ganz aus dem Rahmen der Ursprachen fallen heraus Tasmanisch und Kleinandamanesisch mit ihren reinvokalischen Auslauten. Bei dem letzteren könnten wir diesen Auslaut auf die gleichen fremden Einmengungen zurückführen wie das Vorkommen von *ö* bei ihm. Beim Tasmanischen fehlt zunächst hier wie dort ein derartiger Erklärungsgrund; wir verschieben auch hier die endgültige Erledigung auf später.

Was wir bis jetzt über die Lautverhältnisse der Ursprache kennen gelernt haben, würde für sich allein schon genügen, sie von allen anderen Sprachen geschieden zu halten. Sehen wir zu, was für Besonderheiten wir aus ihrer Grammatik zusammentragen können.

Hier ist zuerst die scheinbar so reiche Ausbildung des Numerus zunächst beim Personalpronomen und darüber hinausgreifend auch beim Nomen zu vermerken, die neben der Entwicklung eines Plural auch die eines Dual und stellenweise selbst eines Trial kennt.

Die stärkste Entwicklung, bis zum Trial und Übertragung auf das Nomen, findet sich bei den südostaustralischen Sprachen Kurnai, Kulin, Buandik, ferner beim Kiwai, beim San, und annähernd beim Alakaluf, das den Trial beim Verb, nicht beim Nomen anwendet. Die nächstfolgende Stufe, Entwicklung bis zum Dual und Übertragung auf das Nomen, findet sich bei älteren Papua-Sprachen (Baining, Sulka, Monumbo, Nasioi), beim Nama, beim Maidu, beim Yamana (und Tschon-Ona). Dual nur beim Personalpronomen zeigen Yahai-Semang, Lappisch-Wogulisch-Ostjak, Samojedisch, Aleuto-Eskimo, Korjäkisch, die meisten Penuti- und mehrere Hoka-Sprachen, Cayapo.

Das Andamanesische steht auch hier abseits, es kennt sowohl beim Personalpronomen wie beim Nomen nur Singular und Plural. Ihm gesellen sich aus der früheren Gruppierung zu Ainu, Tschuktschisch, während neu hinzukommen das Itelmische und außer Cayapo die Gesamtzahl der Ges-Tapuya-Sprachen, so daß also immerhin eine Gruppe auch hier zustande kommt.

Von der Urkultur ist die reichere Entwicklung des Numerus zum Dual und teilweise auch Trial auch auf die zwei anderen jüngeren Sprachenkreise übergegangen, die wir weiter unten (S. 511 f., 517 f.) noch kennen lernen werden.

Aber die Gesamtverhältnisse in der Entwicklung des Numerus liegen in den Ursprachen doch anders als in jenen beiden anderen Sprachenkreisen. Bei den ersteren ist die Entwicklung des Numerus nur scheinbar eine reichere, in Wirklichkeit legt ihr ausgedehnter Gebrauch des Duals (und Trials) nur Zeugnis ab von der Enge ihres numeralen Horizonts. Ihr Dual (und Trial) ist doch nichts anderes als eine Art des Plurals, des kleinen Plurals; er erinnert noch sehr an die Zeit, als bei „zwei" (oder „drei") schon der Plural anfing und aber auch sofort, mangels weiteren Fortzählens, stehen blieb.

Denn wir müssen die Tatsache der scheinbar so reichen Numerusbildung in Verbindung halten mit der anderen Tatsache, daß der Großteil dieser selben Sprachen in der Zahlwortbildung nicht über das Paarsystem hinausgekommen ist. So die Kurnai-Kulin, Südnarrinyeri, wahrscheinlich auch Alakaluf. Das Andamanesische hat wohl auch Zahlwörter nur für „eins" und „zwei", scheint aber noch nicht zum wirklichen Paarzählen übergegangen zu sein, sondern sich mit dem Addieren von Einern zu begnügen. Die altkalifornischen, wie die arktischen Sprachen dagegen sind sämtlich schon zu höheren Zahlsystemen fortgeschritten.

So wie die Ausgestaltung des Numerus bei diesen Sprachen zuerst und zustärkst sich beim Personalpronomen vollzog, so haben diese selben Sprachen, oder ein bedeutender Teil derselben, an der 1. Person Plural (Dual, Trial) die Unterscheidung des Inklusiv und Exklusiv geschaffen. Sie findet sich im Kulin(-Kurnai)-Buandik, beim Yahai-Semang, beim Nama (und vielleicht beim San?), bei den Algonkin-Sprachen, beim Cayapo. Das Andamanesische, das wieder abseits steht, sammelt hier eine größere Gruppe um sich: die sämtlichen paläoasiatischen Sprachen, die meisten Hoka- und Penuti-Sprachen, fast alle Ges-Tapuya-Sprachen und die beiden Feuerland-Sprachen Yamana und Alakaluf. Die Bildung des Inklusiv-Exklusiv ist also in den Ursprachen nicht zu breiter Entfaltung gelangt; sie hat hier ihre Wurzeln angesetzt, aber ihre eigentliche Entfaltung erfolgte in einem späteren Sprachenkreise (s. unten S. 518). In dem Sprachenkreise der Ursprachen, in dem sie entstand, mag sie mit der

lokalen Exogamie in Zusammenhang stehen, die bei diesen Stämmen herrscht, infolge deren die Frauen immer von auswärts, aus einem fremden Stamm geholt werden müssen. Das exklusive „wir" würde dann zuerst die eigenen Stammesangehörigen, das inklusive „wir" dazu auch noch die im eigenen Stamme lebenden Fremden, die eigenen Frauen, umfaßt haben.

Der völlig undifferenzierte Charakter dieser Ursprachen zeigt sich auch darin, daß bei ihnen noch keinerlei Einteilung der Nomina in irgendwelche Genera eingetreten ist. Weder die Einteilung in Belebtes und Unbelebtes, noch die in Personen und Sachen, noch die in Männlich und Weiblich, noch irgendeine andere Kategorisierung findet sich bei der weitaus größten Mehrzahl von ihnen. Um so bemerkenswerter ist es dann, daß gerade die am spärlichsten vertretene Einteilung, die in Personen und Sachen, doch bei drei Sprachen dieses Kreises sich findet: beim Ainu, beim San und bei einigen Hoka-Sprachen. Im Andamanesischen sind eine gewisse Anzahl Wörter in (Präfix-)Klassen eingeteilt, die nach einer Gruppierung der Körperteile aufgestellt sind.

Zu dieser Reihe von charakteristischen positiven und negativen Kennzeichen aus der Grammatik der Ursprachen seien jetzt auch noch solche aus der Syntax hinzugefügt.

Hier steht nun zunächst fest, daß in allen Ursprachen volle Genitivvoranstellung herrscht, d. h. daß sowohl beim Nomen als auch beim Possessiv Voranstellung geübt wird, und daß bei der großen Mehrzahl von ihnen auch beim Pronominalsubjekt Voranstellung herrscht. Die Belege dafür aus allen Sprachen nicht bloß des Kerngebietes, sondern auch des weiteren Ringes sind so zahlreich, daß es nicht nötig ist, sie alle anzuführen. Die entgegenstehenden Fälle von voller Genitivnachstellung bei den südostaustralischen Sprachen und bei den Hoka-Sprachen Yana und Salina und von gebrochener Genitivvoran- oder Nachstellung bei Tasmanisch, Yuin-Kuri, Wiradyuri-Kamilaroi usw., in Südostaustralien, bei Yokuts-Miwok aus den Penuti-Sprachen, Esselen, Chumash aus den Hoka-Sprachen sind schon mehrfach behandelt und ihre Verbindung mit einem späteren Sprachenkreis nachgewiesen worden. Auch die weiteste Ausdehnung der Genitiv-

voranstellung, wo die Voranstellung auch beim Verbalsubjekt des Pronomens herrscht, ist eine Offenbarung des Mangels an Differenzierung, insofern dadurch der Verbalausdruck weniger scharf und deutlich von dem Nominalausdruck mit Possessiv unterschieden wird.

Auch der Akkusativ, von dem nicht so viele Belege für diese Gruppe vorliegen, steht in den weitaus meisten Ursprachen vor und bestätigt dadurch das schon frühe Zusammenhängen der Stellung des Genitivs mit der des Akkusativs. Nachstellung üben nur San und Tasmanisch, daneben auch Voranstellung Yuki und Chimariko.

Das Adjektiv dagegen steht in den meisten Ursprachen nach; so im San, Andamanesisch, Tasmanisch, Yuki, Ges-Tapuya. Die Voranstellung hat aber auch hier schon eingesetzt; wir finden sie bei den paläoasiatischen und den Algonkin-Sprachen, bei der Penuti- und bei der Hoka-Gruppe, beim Yamana.

So haben wir also eine Reihe von charakteristischen Sprachelementen gefunden, die allen Ursprachenkreisen zukommen und dadurch ihre Zusammenfassung rechtfertigen. Diese sind: das Fehlen der anormalen Vokale, das Fehlen des Unterschiedes von tonlosen und tönenden, von explosiven und frikativen Konsonanten, das Paarsystem bei der Zählung, das Fehlen jedweder Einteilungskategorien, die volle Genitivvoranstellung, die Voranstellung des Pronominalsubjektes und des Akkusativs, die Nachstellung des Adjektivs.

Eine Gruppierung in einen mittleren, einen südlichen und einen nördlichen (arktischen) Ursprachenkreis tritt zutage wie beim An- und Auslaut (s. oben S. 502 f.), so auch bei der Frage des Dual-Trial und des Inklusiv-Exklusiv.

Jetzt, nachdem wir die Behandlung der Ursprachen zu Ende geführt haben, sei auch noch einmal auf das Tasmanische zurückgegriffen. In drei Punkten sahen wir das Tasmanische von der Gesamtheit der Ursprachen abweichen, dagegen späteren Sprachenkreisen sich nähern. Den einen, die gebrochene Genitivvoranstellung, konnten wir genügend erklären aus dem zunächstliegenden Gebiet, dem von Südostaustralien. Dagegen fehlte die Erklärung für das Vorkommen der *ü*- und *ö*-Vokale und den reinvoka-

lischen Auslaut. Von den zunächst liegenden Küsten von Südost-, Ost- und Südaustralien können sie die beiden Elemente nicht erhalten haben, denn sie finden sich dort überhaupt nicht. Sie müßten also noch weiter her übers Meer gekommen sein, etwa von voraustronesischen Stämmen Neuseelands. Jedenfalls aber ergibt sich aus diesen Beimischungen späterer Sprachenkreise, die hier festgestellt sind, daß auch in ethnologischer Hinsicht jetzt die Tasmanier n i c h t mehr als ein Volk betrachtet werden kann, dessen Kultur von späteren Beimischungen sich am stärksten rein und unberührt erhalten habe, und dessen Sprache deshalb als älteste Sprache von Ozeanien betrachtet werden müsse.

2. Die Primärsprachenkreise.

Zu den Primärsprachenkreisen gehören eine Anzahl von Sprachen, die die ersten Schritte auf dem Wege der Differenzierung der Sprachelemente machen. Es sind besonders zwei wichtige Punkte, in denen sich das vollzieht: 1. in der stärkeren Durcharbeitung des Wortmaterials durch den Geist und daraus hervorgehend Bildung eines der verschiedenen Einteilungssysteme; 2. Ersetzung der aus dem spontanen psychologischen Denken hervorgegangenen Voranstellung des Genitivs durch die aus dem zweckstrebigen logischen Denken hervorgehende Nachsetzung des Genitivs.

Es ist eigentlich nur e i n Sprachenkreis, in dem diese beiden Vorgänge zuerst sich vollziehen und dann, sekundär, auch auf andere Sprachenkreise übertragen wurden, die aber doch auch schon auf anderem Wege ihre ihnen eigentümliche Art auszubilden begonnen hatten. Wir wollen, da bei diesen letzteren Sprachenkreisen die Ausbildung erst b e g o n n e n hatte, sie also aus sich allein eine einfache ältere Form aufweisen, die derjenigen der Ursprachen näher stand, zuerst diese letzteren Sprachenkreise behandeln.

Es sind zwei Sprachenkreise, die sich in ihrer äußeren Form sehr weit voneinander entfernen: der eine hat die stärksten Häufungen von Konsonanten im (An- und) Auslaut, der andere läßt nicht einmal e i n e n Konsonant zu, er hat nur r e i n v o k a l i s c h e A u s l a u t e, die in diesem Sprachenkreis zum erstenmal auftreten.

a) Der südliche Primärsprachenkreis.

Diesen letzteren Sprachenkreis wollen wir, da er, wie wir sehen werden, fast nur auf der südlichen Halbkugel der Erde sich befindet, den südlichen Primärsprachenkreis nennen.

Er kennt auch im Inlaut keine Konsonantenhäufungen, sondern läßt auch die inneren Silben stets nur mit einem Vokal, höchstens mit Nasal oder Liquida enden. Die *ü*- und *ö*-Vokale kennt er noch nicht. Ob die Unterscheidung von Tonlos und Tönend (von Verschlußlaut und Reibelaut) schon hier angehoben hat, muß zweifelhaft bleiben, wahrscheinlich ist es nicht. Auch der Anlaut kennt nur einfache Laute; wahrscheinlich ist hier der vokalische Anlaut häufiger als bei den Ursprachen, von denen einige, wie z. B. die südostaustralischen, vokalischen Anlaut nicht dulden.

Auch die Grammatik ist einfach und durchsichtig. Beim Personalpronomen fehlen Dual (und Trial) und Inklusiv-Exklusiv. An sich weist dieser Sprachenkreis auch keinerlei Einteilungskategorien beim Nomen auf; wo aber Sprachen desselben mit Sprachenkreisen zusammentreffen, die die Einteilung in Männlich und Weiblich verwenden, da wandeln sie diese Einteilung um in die von Personen und Sachen. Beim Zählen ist nicht mehr das Paarsystem allein geltend, sondern nach der Erfassung der Gleichheit der Finger einer Hand und der Zehen eines Fußes mit „fünf“, wurde gleich fortgeschritten zum Quinarvigesimalsystem, in dem aber das Paarsystem vielfach noch die inneren Zahlen bildet.

In der Syntax ist gegenüber der Phase der Ursprachen nicht viel geändert worden. Hier wie dort übt der Genitiv beim Nomen Voranstellung, ebenso wie auch beim Possessiv und dem Pronominalsubjekt, wie ferner beim Objekt des Verbums, dem Akkusativ. Auch das Adjektiv ist von seiner ursprünglichen Nachstellung zumeist zur Voranstellung übergegangen, so daß in diesem Sprachenkreis die Voranstellung die weiteste Herrschaft erlangt hat. Auch in dieser Vereinheitlichung äußert sich das Streben der Sprachen dieses Kreises nach Einfachheit und Durchsichtigkeit.

Bei diesem Sprachenkreise ist eine ältere und eine jüngere Schicht zu unterscheiden. Zu der älteren gehören in Australien das (Süd-)Narrinyeri und einige Ost-Sprachen, besonders Wakka-Kabi; zu der jüngeren Aranda und Verwandte und einige nordaustralische Sprachen. Unter den Papua-Sprachen befindet sich eine große Anzahl, die entweder der älteren oder jüngeren Schicht angehört, aber die Unterscheidung läßt sich jetzt noch nicht durchführen. Das ist dagegen wohl möglich bei den austronesischen Sprachen: zu der älteren Schicht gehören Sprachen in Neukaledonien, Loyalty-Inseln, Nengone, Lifu, Santa-Cruz-Inseln; zu der jüngeren: Malagassi, Bugis, Makassar, Nias, Roti, Timor, Kleine Molukken, mittlere Salomo-Inseln, Fidji, Polynesien. In Asien gehört zu diesem Sprachenkreise die Gesamtheit der Dravida-Sprachen in älterer Zeit. In Afrika bilden die Ngo-Nke-Sprachen einen Kern, an den sich Teile der Bantuiden-, der Manfu- und Wule-Sprachen anschließen. In Nordamerika ist er nur spärlich vertreten: ein Teil der Pueblo-Sprachen, das Yuchi, und vielleicht auch das Cheroki. In Mexiko-Mittelamerika läßt sich derjenige Teil der Sprachen mit reinvokalischem Auslaut, der hierher gehört, noch nicht mit genügender Sicherheit von anderen, einem späteren Sprachenkreise angehörigen Sprachen sondern. Dasselbe gilt von den Sprachen mit reinvokalischem Auslaut in Südamerika; sicher gehört hierher die Gruppe Bororo-Otuke.

Wie man sieht, erstreckt sich das Gebiet dieser Sprachen nie bis in den Norden hinauf, und auf der nördlichen Halbkugel sind sie überhaupt nur wenig zahlreich vertreten.

b) Der nördliche Primärsprachenkreis.

Gerade umgekehrt verhält es sich mit ihren lautlichen Widerpartnern, den Sprachen mit schwierigem, mehrkonsonantischem (An- und) Auslaut. Ihr eigentliches Gebiet ist der Norden, und sie gelangen nur in sekundären und verhältnismäßig späteren Verschiebungen in den Süden hinunter. Wir wollen diesen Sprachenkreis deshalb den nördlichen Primärsprachenkreis nennen. Es gehören hierher die uralaltaischen, die indoeuropäischen, ein Teil der nordkaukasischen und die semito-hamitischen Sprachen. Die

nördlichsten von ihnen gehören noch dem arktischen Sprachenkreis an, wie überhaupt beide Sprachenkreise in engen Beziehungen stehen, und der nördliche vieles von dem arktischen übernommen hat.

Die Gesamtmasse dieser Sprachen, die zusammen ein ziemlich kontinuierliches Gebiet von weitem Umfange umfassen, stellt in bezug auf den mehrkonsonantischen Auslaut eine Masse dar, die nach Osten wie nach Westen eine Abschwächung zeigt. Der Mehrkonsonantismus ist herrschend in einem Kern, der besteht aus dem Gros der indoeuropäischen Sprachen, den uralischen Sprachen (außer Finnisch), dem Samojedischen und Türkischen, einigen semitischen Sprachen (Aramäisch, Hebräisch, Äthiopisch), Bilin-Agau, Ägyptisch-Koptisch (?), Berberisch. Die östliche Abflachungszone, mit einkonsonantischem Auslaut, umfaßt die übrigen altaischen Sprachen und endet im Japanischen mit vokalischem und *n*-Auslaut. Die westliche Abflachungszone umfaßt das Finnische, das Keltische, Altslawische und den größten Teil der semito-hamitischen Sprachen mit einkonsonantischem, sonorischem (Kaffa, Haussa), vokalischem (Kunama) Auslaut.

Für die uralaltaischen und die indoeuropäischen Sprachen ist die weite Verbreitung der *ü*- und *ö*-Vokale zu bemerken, die auch wohl hier entstanden sind, und zwar speziell in den uralaltaischen Sprachen, wo sie in der Vokalharmonie eine organische Funktion besitzen.

Der Unterschied von tönenden und tonlosen Konsonanten ist in den semito-hamitischen und den indo-europäischen Sprachen wie auch im Samojedischen und Türkischen sicher bereits entwickelt, der zwischen Verschluß- und Reibelauten bei allen Sprachen dieses Kreises.

Von der arktischen und der Urkultur überhaupt her besitzen das Samojedische und die älteren uralaltaischen Sprachen, nahezu die sämtlichen indoeuropäischen Sprachen, die semitischen und ein Teil der hamitischen Sprachen den Dual neben Singular, Plural. Dagegen fehlt ihnen gänzlich die Bildung des Inklusiv-Exklusiv.

Von den Einteilungen der Nomina ist es die in Männlich und Weiblich (und Sächlich), die in den gesamten indoeuropäischen, einem Teil der kaukasischen und den sämtlichen semito-hamitischen Sprachen zu Auf-

nahme und Verbreitung gelangt ist und eine spezifische Weiterbildung zum sogenannten grammatischen Geschlecht erfahren hat; s. darüber noch weiter unten S. 515 f.

Beim Zählen sind diese Sprachen aus dem Paarsystem unmittelbar zum Dezimalsystem, vielleicht sogleich auch zum reinen Dezimalsystem übergegangen, das sie jedenfalls fast überall bald entwickelt haben.

An sich war in allen diesen Sprachen auch die Genitivvoranstellung in Geltung. Das besteht auch noch ziemlich stark so bei den indoeuropäischen Völkern, die nur beim Subjektpronomen des Verbs Nachstellung angenommen haben. Am meisten geschwächt ist diese Geltung in den semito-hamitischen Sprachen, wo bei sämtlichen semitischen und den nördlichen hamitischen Sprachen volle Genitivnachstellung eingetreten ist, und bei einer Reihe anderer hamitischen Sprachen nur gebrochene Genitivvoranstellung verblieb. Eine derartige mittlere Haltung nehmen auch die uralaltaischen Sprachen ein, wo bei den uralischen, den samojedischen und Turk-Sprachen gebrochene Genitivvoranstellung eingetreten ist. Alle drei Sprachfamilien haben dadurch die Möglichkeit erhalten, ihren Possessivausdruck beim Nomen auch durch die äußere Stellung vom Satzausdruck beim Verbum zu trennen, ein sprachlicher Vorgang, der auch auf die Klarheit des Denkens fördernd zurückwirken mußte. Der Anstoß zu diesem Fortschritt ist aber nicht von ihnen selbst ausgegangen, sondern von einem anderen Sprachenkreise, dem mittleren Primärsprachenkreise (S. 516 f.), der schon früh, im Jenissei-Gebiet und im Westen durch die japhetitischen Sprachen, in ihr Gebiet eingedrungen ist.

Der Akkusativ hat im allgemeinen seine Stellung mit der des Genitivs in Übereinstimmung gebracht. Bei den indoeuropäischen Sprachen steht er vor, ebenso bei einigen hamitischen und den nördlichen und einigen südlichen hamitischen Sprachen, ferner bei den finnisch-ugrischen Sprachen mit Ausnahme des Magyarischen, was aber bei diesem letzteren eine rezente Beeinflussung von umgebenden indoeuropäischen Sprachen bedeutet.

Auch bei der Adjektivstellung hat die Voran-

stellung des Genitivs eingewirkt. Bei den indoeuropäischen Sprachen steht nur mehr das spezifizierende, also betonte Adjektiv nach. Die Voranstellung ist in noch größerem Umfange, für alle Adjektive, bei sämtlichen uralaltaischen Sprachen eingetreten. Die Nachstellung ist nur bei den semitischen und den nördlichen und einigen südlichen hamitischen Sprachen erhalten geblieben infolge der dort eingetretenen Genitivnachstellung.

c) Der mittlere Primärsprachenkreis.

Wir kommen jetzt zu demjenigen Sprachenkreis der primären Sprachen, der am stärksten von den Ursprachen abgerückt ist, und der mit den starken Unterschieden, die er geformt hat, auch die beiden anderen primären Sprachenkreise noch tiefgehend genug beeinflußt hat, besonders den zweiten, den primären nördlichen. In diesen beiden Unterschieden hat die Differenzierung der Sprache ihre stärksten Fortschritte gemacht, einerseits in dem ersten Aufkommen der Einteilungen der Nomina und andrerseits in der Veränderung der Genitivstellung. Wir wollen diesen Sprachenkreis, da seine Verbreitung in der Alten Welt weder in den äußersten Norden, noch in den äußersten Süden hinausreicht, sondern der Hauptsache nach in dem noch die beiderseitigen gemäßigten Zonen umfassenden breiten mittleren Gürtel der Erde verbleibt, den mittleren Primärsprachenkreis nennen.

Wir wenden uns zunächst dem Aufkommen der Nominaleinteilungen zu. Es sind ihrer zwei, die wir diesem Sprachenkreis zusprechen müssen: die Einteilung in Belebtes und Unbelebtes und diejenige Einteilung in Männlich und Weiblich, die vorzüglich bei der 3. (und 2.) Person des Personalpronomens auftritt und jedenfalls nur auf Personen (und Tiere) sich erstreckt. Beide Arten sind schon früh aufgetreten. Die Einteilung in Belebtes und Unbelebtes ist in der Alten Welt nur im Norden verbreitet, außerdem stark in Amerika, und auch dort am meisten in Nordamerika. Wenn auch für das Auftreten in der Alten Welt sich keine Belege gefunden haben in den altaischen und den paläoasiatischen Sprachen, so glaube ich doch, daß sie noch gefunden

werden, und so eine Verbindung hergestellt wird zwischen dem altweltlichen und dem neuweltlichen Vorkommen dieser Einteilungsart. Die zweite Einteilungsart, diejenige in Männlich und Weiblich der obigen Art, findet sich in der Alten Welt umgekehrt nur auf der südlichen Halbkugel der Erde.

Es gibt aber einen Fall der Verbreitung dieser letzteren Einteilungsart auch auf der nördlichen Halbkugel, beim Jenissei-Ostjak, bei dem auch die Einteilung in Belebtes und Unbelebtes sich findet. Dieser wichtige Fall der Vereinigung beider Einteilungsarten eröffnet die Möglichkeit einer Verbindung mit der sonst nur im Süden verbreiteten Einteilung in Männlich-Weiblich nach Amerika hinüber. So häufen sich denn auch gerade in Amerika die Fälle der Vereinigung beider Einteilungsarten, der in Belebt und Unbelebt und der in Männlich und Weiblich; so bei Irokesisch, Tunika-Gruppe, Maya, Paez, Saliba-Piaroa, Arawaken (und Kariben)-Sprachen.

Die Tatsache aber, daß in Nord- und Mittelamerika die Einteilung in Belebtes und Unbelebtes die bei weitem häufigere ist, in Südamerika dagegen die Einteilung in Männlich und Weiblich, und zwar besonders in den isolierten Sprachen — und hier mehrfach in der intensiven Form auch noch der 2. und selbst 1. Person ihres Personalpronomens — weist mit Sicherheit darauf hin, daß zunächst jedenfalls für Amerika die letztere Einteilungsart die ältere ist. Das fällt dann aber ins Gewicht bei der Abschätzung des Alters der beiden Einteilungsarten auch für die Alte Welt: auch für dort kann das höhere Alter der Einteilung in Männlich und Weiblich nicht zweifelhaft sein, besonders wenn man bedenkt, daß sie ihre Hauptverbreitung im Süden hat. Zwei Fälle der Verbindung beider Einteilungsarten finden sich übrigens auch auf der südlichen Halbkugel, in Australien: bei Minyung(-Kumbainggeri) und bei der Sprache vom Daly River.

Diejenige andere, weitergehende Art der Einteilung in Männlich und Weiblich, bei der auch die (leblosen) Gegenstände in die beiden Klassen eingeteilt werden, findet sich nicht mehr in diesem Sprachenkreise, sondern in dem oben (S. 511 f.) schon behandelten nördlichen Primärsprachenkreis. Sie bildet natürlich aber nur eine Fortentwicklung der

einfacheren Einteilung in Männlich und Weiblich und wurzelt in dieser. Die Übergangsstufe ergibt sich aus jenen Fällen, wo neben den beiden Klassen Männlich und Weiblich, die ja doch zusammen die Klasse der Belebten bilden — denn nur Menschen und Tiere werden gemeinhin zu den Belebten gerechnet (s. oben S. 334) —, die Klasse der Unbelebten gestellt wird, alle drei Klassen aber nur die in natürlicher Wirklichkeit zu ihr gehörenden Dinge umfassen. Wir haben dann auch hier Fälle der Verbindung beider Einteilungsarten Männlich-Weiblich und Belebt-Unbelebt.

Der Übergang von diesem noch immer streng natürlichen Geschlecht zum grammatischen wird wohl auf verschiedenem Wege vor sich gegangen sein. Einer der am meisten begangenen dürfte schon der gewesen sein, bei den männlichen und weiblichen Lebewesen die geschlechtsreifen von den noch nicht geschlechtsreifen zu scheiden. In den kaukasischen Sprachen ist diese Unterscheidung gemacht, aber auch bei den nicht Geschlechtsreifen wird die Teilung in Männlich und Weiblich aufrecht erhalten. Anderswo, besonders aber bei den indoeuropäischen Sprachen wird das nicht getan, und das unreife, junge Lebewesen wird gewissermaßen als geschlechtslos betrachtet und in die Klasse des Unbelebten, der Sachen, verwiesen. Damit ist aber schon eine Durchbrechung des nur natürlichen Geschlechtes erfolgt. Bei den semito-hamitischen Sprachen scheint von demselben Ausgangspunkt aus eine andere Weiterführung erfolgt zu sein. Wenn das Junge zugleich das Kleinere und dabei auch ein sozial wie physisch Geringwertiges ist, so wurde das vielfach auch auf die Frau übertragen und auch diese in die Sachklasse überwiesen. Eine eigene Femininklasse entfiel dann überhaupt, da Feminin- und Sachklasse zusammenfielen. Die Art der semito-hamitischen Klassen, wo es nur zwei grammatische Geschlechter gibt, ist also nicht eine frühere, sondern eine spätere Stufe in der Entwicklung des grammatischen Geschlechts, sie geht über die grammatische Dreigeschlechtigkeit der indoeuropäischen Sprachen hinaus. Das Nomen der Hottentotten steht zwischen beiden, und die kaukasischen Sprachen stehen noch vor den indoeuropäischen Sprachen.

Die Entwicklung der Einteilung in Männlich und Weiblich (wie die in Belebt und Unbelebt) fällt, wie wir gesagt, in die ältesten Zeiten dieses mittleren Primärsprachenkreises. Die jüngeren Phasen desselben kennen nicht bloß nicht die Fortentwicklung dieser Einteilung zum grammatischen Geschlecht — mit einziger Ausnahme vielleicht des Khasi (s. oben S. 349) —, sondern sie haben sie überhaupt ganz fallen gelassen, sie weisen keinerlei Form einer Einteilung für das Personalpronomen und Nomen mehr auf. Das mag seinen Grund darin haben, daß bei ihnen eine andere Einteilung immer mehr Gewicht erlangte, die auch schon im älteren Mutterrecht vielleicht ihre Wurzeln hatte, die aber doch erst jetzt zur vollen Entfaltung gelangte. Das ist die insbesondere in der Form der Zahlwörter selbst oder in Klassifizierungswörtern, die bei der Zählung an die Zahlwörter herantreten, durchgeführte Einteilungsweise der Dinge nach ihrer äußeren Gestalt — ob kurz, lang, rund, flach usw. —, woran sich vielfach noch Abschätzungen nach der inneren und sozialen Wertung anschließen. Ausgegangen ist diese Einteilung von der Einteilung und „Verpackungsart" der Ackerbauprodukte, Früchte usw., die aufgespeichert und so auch in den Handel gebracht wurden. In einigen Papua-Sprachen, wie z. B. Sulka, Nasioi, Koromira, und südamerikanischen Sprachen, wie z. B. Tukano(-Betoya), hat sich diese Einteilung noch n e b e n der Einteilung in Männlich und Weiblich erhalten; in der übergroßen Mehrzahl der anderen ist die letztere in der ersteren untergegangen. Welche besonderen Gründe dabei mitgewirkt haben, wird weiter unten (S. 533 f.) noch erörtert werden.

Die zweite, noch tiefergehende Differenzierung, welche dieser Sprachenkreis, und zwar in einer von seinen frühesten Phasen, herbeiführte, war die Veränderung der Genitivstellung, d i e U m ä n d e r u n g d e r a l t e n G e n i t i v v o r a n s t e l l u n g i n d i e G e n i t i v n a c h s t e l l u n g. Wir brauchen die Einzelheiten derselben hier nicht eingehend darzulegen, weil wir das früher schon getan haben (s. oben S. 462 ff.). Auf die weitreichende soziologisch-psychologische Bedeutung dieses Vorganges, die wir ebenfalls schon dargelegt haben, werden wir weiter unten (S. 534 ff.) noch einmal zurückkommen.

In engerem Zusammenhang mit dem Eintritt der Genitivnachstellung steht auch die Umwandlung der Possessivpräfixe in Possessivsuffixe, die nur bei einigen Sprachen infolge Einwirkung von Sprachen mit Genitivvoranstellung wieder rückgängig gemacht wurde. Auch die Suffigierung oder Nachstellung des Pronominalsubjekts beim Verbum wurde in diesem Zusammenhange zuerst durchgeführt, wie gerade die älteren Gruppen dieses Sprachenkreises es aufweisen (s. oben S. 470 f.). Die weiteren Stufen aber haben, unter Einwirkung von Sprachen anderer Sprachenkreise mit Genitivvoranstellung und demgemäß Voranstellung des Pronominalsubjektes, größtenteils ebenfalls wieder die letztere durchgeführt, am ehesten und allgemeinsten beim aktiven, transitiven Verb. So kamen auch diese Sprachen auf einem Wege, der dem von den Sprachen mit Genitivvoranstellung angewendeten geradezu entgegengesetzt ist, zu dem gleichen Resultat: die Verschiedenheit in der Stellung der Possessivaffixe beim Nomen von der des Pronominalaffixes beim Verb, und dadurch äußeres Hervortreten und stärkere Betonung des Unterschiedes von Nominalpossessiv und Verbalsubjekt.

Wenn wir uns nach den übrigen Besonderheiten dieses Sprachenkreises umschauen, so besitzt er sicherlich auch die anormalen Vokale *ü* und *ö*, aber jedenfalls in ausgedehnterem Maße nur in seinen jüngeren und jüngsten Phasen, wo sie von dem nördlichen Primärsprachenkreise her eingeströmt kamen (s. oben S. 280 f., 511). Sowohl der Unterschied von tonlosen und tönenden, wie der von Reibe- und Verschluß-Konsonanten ist hier bereits eingetreten, der erstere wahrscheinlich hier zuerst, von wo er dann in den nördlichen und südlichen Teil des Primärsprachenkreises gelangte.

An- und Auslaut sind nicht besonders charakteristisch, sie sind beide einkonsonantisch. Von der Einkonsonanz eines Teiles der Ursprachen unterscheidet sich die jetzige, wie schon gesagt (s. oben S. 503), durch Miteinschluß auch der Reibekonsonanten. Besonders in Australien, Westafrika und Mittelamerika sind manche Sprachen unter dem Einfluß der Sprachen des südlichen Primärsprachenkreises zum reinvokalischen Auslaut übergegangen.

Daß dem mittleren Primärsprachenkreise die Bildung

des Dual neben dem Plural in seinen älteren Phasen zu eigen ist, kann nicht wohl bezweifelt werden. Da dieselbe aber in so hohem Maße auf die älteren Phasen beschränkt und selbst dort nicht in allen Sprachen anwesend ist, so muß die bereits oben (S. 325) ausgesprochene Auffassung, daß der in diesem Sprachenkreise vorkommende Dual in den Ursprachen wurzle, hier noch etwas stärker dahin formuliert werden, daß er in unserem jetzigen Sprachenkreise nur mehr ein Relikt aus den Ursprachen darstellt.

Dagegen ist die Verbreitung der Inklusiv-Exklusivform bei der ersten Person Plural (und Dual) in den älteren Sprachen dieses Kreises so allgemein, daß man diese Formen als Charakteristikum dieses Sprachenkreises betrachten kann, wenn freilich auch hier die Wurzeln derselben bis in die Ursprachen zurückreichen, wo sie bereits festgestellt werden können.

Zu diesem Sprachenkreise gehören ein Teil der südostaustralischen Sprachen, die austronesischen (mit Ausnahme der polynesischen) und austroasiatischen Sprachen (mit Ausnahme der Munda-Sprachen), von den tibeto-chinesischen die Thai- und Anam-Sprachen, der größere Teil der japhetitischen Sprachen, die Kanuri- und die Manfu-Sprachen, das Tsimshian, die Wakash- und Chimakua- und teilweise die Salish-Sprachen, das Kutenai, bei den Hoka-Sprachen Yana, Salina, Chumash, die zentralamerikanisch-pazifische Gruppe, die Maya-Sprachen und die isolierten mittelamerikanischen Sprachen Mixteco-Zapoteco, Totonaco, in Südamerika bei den isolierten Sprachen Esmeraldas, Mobima, Cayubaba, Kanichana, Itonama, Chiquito, Guato, Kariri, eine Reihe von Arawaken- und Kariben-Sprachen.

Bereits im Vorhergehenden war bei mehreren Sprachenkreisen die Rede von älteren und jüngeren Phasen derselben. Wenn die Eigenarten der jüngeren Phasen in bedeutendem Maße durch Mischung mit anderen Sprachenkreisen entstanden sind — und das war verschiedentlich der Fall —, so haben wir es nicht mehr mit primären, sondern mit neuen, sekundären Sprachenkreisen zu tun. Bevor wir auf diese jüngeren Sprachenkreise eingehen, wollen wir uns nach einem vermuteten älteren Sprachenkreise umsehen, ob er überhaupt vorhanden ist, d. h.

ob rein sprachliche Tatsachen vorhanden sind, die uns dazu berechtigen oder nötigen, ihn aufzustellen.

d) Das Nichtvorhandensein eines der Bumerangkultur analogen Sprachenkreises.

Bei den ethnologischen Kulturkreisen befindet sich unter den Urkulturkreisen einer, der exogam-gleichrechtliche oder Bumerangkulturkreis, der gegenüber den drei andern, dem exogam-monogamistischen (Pygmäenkultur), dem exogam-geschlechtstotemistischen (altaustralisch-tasmanische Kultur) und dem arktischen, als der jüngste gelten kann, und der besondere Beziehungen zu einem Kulturkreise der primären Kulturen, der exogam-mutterrechtlichen (mutterrechtlichem Hackbau), besitzt. Er würde also gewissermaßen als Einschub zwischen dem mutterrechtlichen Kulturkreise und den Urkulturen betrachtet werden können. Es fragt sich, ob wir auch auf sprachlichem Gebiet einen derartigen Einschub-Sprachenkreis zwischen dem zuletzt behandelten Primärsprachenkreise und den Ursprachen aufstellen können oder müssen. Wir hatten diese Frage bereits früher aufgeworfen (s. oben S. 461 ff.), wo wir die Vergleichung der sprachlichen mit den ethnologischen Tatsachen eingeleitet hatten. Wir wollen versuchen, die Frage jetzt allein vom Boden der sprachlichen Tatsachen aus zu lösen.

Es handelt sich besonders um die Yuin-Kuri-Sprachen in Australien, die Wule-Sprachen (und in etwa die nilotischen Sprachen) in Afrika und die Salish-, Oregon- und und Yakon-Sprachen in Nordamerika. Für Asien, Mittel- und Südamerika lassen sich für jetzt bestimmte Sprachgruppen nicht namhaft machen.

Besondere Kennzeichen für diese Sprachen sind aus dem Lautwesen nicht zu gewinnen. Das Nichtvorkommen von *ü*, *ö* teilen sie mit den Ursprachen und dem südlichen Primärsprachenkreis. Ihr einkonsonantischer Anlaut unterscheidet sie nicht von beiden, noch auch vom mittleren Primärsprachenkreis. Ihr Auslaut, der bei den Yuin-Kuri einkonsonantisch ist, bei den Wule-Sprachen reinvokalisch, bei den Salish-, Oregon- und Yakon-Sprachen mehrkonsonantisch, gibt in dieser Verschiedenheit, die sich freilich

aus der Region erklärt, in der sie sich finden, sicher kein einigendes Band für einen eigenen Sprachenkreis ab.

Im Yuin-Kuri, wie in den Salish-, Oregon- und Yakon-Sprachen besitzt das Personalpronomen den Dual und in der ersten Person Plural (Dual) den Inklusiv-Exklusiv, wodurch sie sich aber weder von den Ursprachen noch von den älteren mutterrechtlichen Sprachen scheiden, die ja beides ebenfalls besitzen. Wenn die nilotischen und die Wule-Sprachen weder das eine, noch das andere aufweisen, so scheiden sie sich zwar von den beiden anderen Gruppen. aber wiederum nur wegen ihrer Regionalität als Sprachen von Afrika, wo diese beiden Sprachelemente überhaupt so selten sind. Zudem ist auch dieses Fehlen kein Scheidungscharakteristikum gegenüber den Ursprachen, denn es gibt auch dort Sprachenkreise, die beides nicht kennen.

Auch in bezug auf die Klassifizierungseinteilungen der Nomina weisen diese Sprachengruppen weder etwas Originales noch etwas Einigendes auf, das sie zu einem besonderen Sprachenkreis zusammenfassen könnte. Das Kuri (nicht das Yuin) weist die Einteilung in Männlich und Weiblich beim Personalpronomen auf; das entspricht der dort beginnenden Zone älteren Mutterrechtes. Die nilotischen Sprachen kennen Männlich und Weiblich nicht nur beim Personalpronomen, sondern auch beim Nomen; das entspricht dem Stand bei den angrenzenden hamitischen Sprachen. Die Gruppe Salish-Oregon-Yakon kennt diese Einteilung nicht, die eben in Nordamerika selten ist, besitzt dagegen strichweise die in Belebt und Unbelebt, die in Nordamerika die häufigere ist. Die Wule-Sprachen kennen keinerlei Einteilung; darin würden sie den Ursprachen entsprechen.

Den gleichen Mangel an Besonderheit und Einheitlichkeit zeigen sie in dem Zahlsystem. Das Yuin-Kuri hat Paarsystem und würde dadurch mit den Ursprachen gehen. Da dieses System sowohl in Afrika als in Nordamerika fast ganz fehlt, ist es nicht verwunderlich, daß es in den andern hier behandelten Gruppen nicht erscheint. Die nilotischen Sprachen, wie die Gruppe Salish-Oregon-Yakon weisen zumeist Quinardezimalsystem auf, was sie ja in Verbindung mit dem älteren Mutterrecht bringen würde.

Die Wule-Sprachen zeigen neben dem gleichen System auch noch das reine Dezimalsystem und das Quinardezimalsystem. Die Verschiedenheit in diesem Punkte kann unter diesen Sprachen also nicht leicht größer sein.

Alle die Fragen, die mit der Genitivstellung zusammenhängen, sind bereits früher so eingehend behandelt worden, daß es genügt, darauf zu verweisen. Irgendeine gemeinsame Besonderheit ist auch dort nicht zutage getreten.

So läßt sich also zusammenfassend sagen, daß die sprachlichen Tatsachen weder bei den genannten Sprachgruppen, noch auch bei anderen nahestehenden so viele Gemeinsamkeiten und Besonderheiten aufweisen, daß es zulässig wäre, einen besonderen Sprachenkreis aufzustellen. Sondern es handelt sich um Sprachen, die zwar einen Übergang zwischen den Ursprachen und den mutterrechtlichen Sprachen darstellen; aber dieser vollzieht sich nicht in einheitlicher Weise. Infolgedessen kann noch nicht einmal von einem Übergangssprachenkreise die Rede sein, sondern jede Sprache nimmt ganz selbständig bald diesen, bald jenen Bestandteil, bald aus den Ursprachen, bald aus den Primärsprachen und verleibt ihn ihrem Sprachganzen ein, dessen Ganzheit eben auch n u r aus solchen Teilen besteht.

Eben diese selbständige Verschiedenheit ist auch ein deutlicher Beweis dafür, daß es sich hier nicht um eine aufsteigende innere Entwicklung aus den Ursprachen zum mittleren Primärsprachenkreis handelt, sondern daß hier rein äußere Mischungen und Kontakte der Ursprachen und des bereits gewordenen mutterrechtlichen Sprachenkreises vorliegen.

3. Sekundäre und tertiäre Sprachenkreise.

Als sekundäre Sprachenkreise sollen hier solche bezeichnet werden, die durch Mischung von Sprachenkreisen der Ursprachen mit solchen der primären Kulturen oder auch von solchen der letzteren unter sich entstanden sind. Tertiäre sind dann solche, bei denen zu dieser Mischung noch eine weitere Mischung hinzugekommen ist. Besonders bei den letzteren läßt sich vielleicht nicht mehr von eigentlichen Sprachenkreisen reden, da hier schon die Zersplitterung in einzelne Sprachfamilien oder vielmehr im Anfang: Einzel-

sprachen, einsetzt, die erst später sich zu Sprachfamilien auswachsen.

Es ist hier nicht erforderlich, eine eingehende, erschöpfende Darstellung dieser Sprachenkreise zu geben. Wir werden dabei nur auf jene Fälle eingehen, wo nicht nur eine bloße Nebeneinanderlagerung der Mischungskomponenten vorhanden, sondern sozusagen eine schöpferische Neubildung eingetreten ist. Nicht mehr näher berühren werden wir hier jene Mischungen, die aus der Wanderung der mittleren Primärsprachen zustande gekommen sind und zur Umstellung des Genitivs geführt haben, da diese im Abschnitt über den Genitiv schon genügend behandelt worden sind. Da die erste Umwandlung der Genitivstellung schon sehr früh stattgefunden hat, schon in den ältesten Zeiten des mittleren Primärsprachenkreises, so sind auch die daraus entstandenen Mischungen als sehr alt anzusetzen.

a) Die Mischungen des mittleren mit andren Primärsprachenkreisen.

Die wichtigste derselben ist diejenige, die auf die älteren nomadistischen Sprachenkreise, die uralaltaischen (und die indoeuropäischen) Sprachen eingewirkt hat. Er muß von früheren Phasen der Jenissei- (und der japhetitischen) Sprachen ausgeübt worden sein, die der zu äußerst nach Norden (und Nordwesten) vorgeschobene Vorposten der mutterrechtlichen Sprachen sind.

Die zweite Mischung, der auf die semito-hamitischen Sprachen ausgeübte Einfluß mutterrechtlicher Natur, ist noch bedeutend stärker gewesen, da dort auf weite Striche hin die volle Genitivnachstellung und die dann zum grammatischen Geschlecht führende Einteilung in Männlich und Weiblich zur Einführung gelangt sind. Hier sind die japhetitischen Sprachen die letzten Wirkursachen gewesen, und jedenfalls, wenn die Gänze dieses Mischungsvorganges betrachtet wird, glaube ich, wird er sich gegenüber dem bei den uralaltaischen Sprachen vollzogenen Mischungsvorgange als jünger herausstellen.

Eine andere ziemlich frühe Mischeinwirkung des mittleren Primärsprachenkreises ist diejenige, die auf die dem südlichen Primärsprachenkreise angehörigen Dravida-

Sprachen ausgeübt wurde. Die Nachstellung und Suffigierung des Pronominalsubjekts und die Bildung des Inklusiv-Exklusiv gehen auf diese Wirkung zurück. Auch das Vorkommen der Einteilung in Männlich und Weiblich, das ich oben (S. 349) als Folge der Einwirkung der arischen Sprachen zu betrachten geneigt war, kommt mir jetzt als zu alt vor, als daß man sie auf diese doch verhältnismäßig junge Einwirkung zurückführen könnte. Auch spricht dagegen der Umstand, daß bei den betreffenden Dravida-Sprachen die Einteilung in Männlich und Weiblich sich auf die Personen beschränkt und ein wirkliches grammatisches Geschlecht nicht zustande kommt. Wenn die Spuren der Einteilung in Männlich und Weiblich der ersteren Art in den austroasiatischen Sprachen stärker wären, als es jetzt bekannt ist, würde ich keinen Augenblick zweifeln, daß das der Faktor ist, der sie auch bei den Dravida-Sprachen zur Geltung gebracht hat.

Wenn gerade die östlichen Dravida-Sprachen, besonders das Telugu, das Feminin dann wieder in die Sachklasse verweisen, so zeigt sich dann ein stärkeres Beibehalten des südlichen Primärsprachenkreises, der auch bei den (semito-)hamitischen Sprachen zur Einschränkung der älteren Einteilung Männlich, Weiblich, Sächlich auf zwei Geschlechter mitgewirkt haben wird. Im ganzen aber ist überhaupt bei den Dravida-Sprachen der Charakter des südlichen Primärsprachenkreises wesentlich beibehalten worden, so besonders in dem reinvokalischen Anlaut — gerade wieder bei den Ostsprachen in größerem Umfange — und in der Genitivvoranstellung.

In den Munda-Sprachen, die ebenfalls eine Mischung des mittleren mit dem südlichen Primärsprachenkreis darstellen, hat zwar beim Nomen und zeitweise selbst beim Possessiv die Genitivvoranstellung obgesiegt, aber doch sind nicht alle Spuren der Genitivnachstellung ausgetilgt. Auch der reinvokalische Auslaut ist hier nicht zur Annahme gelangt.

Wenn wir oben (S. 307 ff.) die Sprachen mit sonorischem Auslaut als Mischungen hingestellt haben, in denen als der eine Mischungskomponent Sprachen des südlichen Primärsprachenkreises tätig sind, so können wir hier feststellen, daß der andere Mischungskomponent zumeist und

jedenfalls zuältest Sprachen des (ältest-)mittleren Primärsprachenkreises sein werden. Die Fälle, wo Sprachen des nördlichen Primärsprachenkreises in Betracht kommen, werden die weniger zahlreichen und besonders die weniger alten sein.

Überhaupt ist festzuhalten, daß die Mischungen, in denen der nördliche Primärsprachenkreis aktiv, d. h. auf hervorbrechenden Wanderungen, mitwirkt, — es sind deshalb ihre Mischungen mit den Sprachen des nördlichen Ursprachenkreises ausgenommen —, überall verhältnismäßig junge sein werden, da eben diese hervorbrechenden Wanderungen erst im Beginn des Neolithikums ihren Anfang nahmen.

b) Asiatische, europäische und hamitische Sekundärsprachen.

Ein besonders klarer Fall einer dieser späteren Mischungen, der mit einer genügend großen Sprachenfamilie vollzogen wurde, um noch einen sekundären Sprachenkreis zu schaffen, ist der der tibeto-chinesischen Sprachen. Sie sind, was auch schon Trombetti ganz richtig gesehen, aber mit seinen Mitteln nur unsicher beweisen konnte, nichts anderes als Mischungen der altaischen — nicht der uralaltaischen — Sprachen mit solchen Sprachen, die den heutigen austroasiatischen nahe standen. Mit den ersteren haben sie gemeinsam die Voranstellung des Genitivs und den größten Teil der daraus beim Possessiv und Pronominalsubjekt hervorgehenden Folgerungen, ferner das Fehlen jeglicher Klassifikationseinteilung beim Personalpronomen, ebenso das Fehlen der Dualbildung und des Inklusiv-Exklusiv. Von austroasiatischen Sprachen her wäre die starke Präfixbildung zu erklären, die besonders die älteren Stufen der tibeto-chinesischen Sprachen charakterisiert, ferner die Klassifizierung der Nomina bei der Zählung nach der äußeren Form usw., vielleicht auch das starke Streben nach Beibehaltung der Einsilbigkeit trotz Antreten der Affixe, das bei den austroasiatischen Sprachen durch die Infigierung, bei den tibetochinesischen durch die Einführung des Tonakzentes sich äußert. Wenn im allgemeinen die tibeto-chinesischen Sprachen des Inklusiv-Exklusiv entbehren, so mögen sie ihn

früher vielleicht, wie jetzt im Himalaja und West-Assam (s. oben S. 328), so noch mehr im Nordosten besessen und ihn dort auch östlichen altaischen Sprachen mitgeteilt haben. Bei dieser Annahme würde sich das völlig isolierte und darum so rätselhafte Vorkommen des Inklusiv-Exklusiv im Mandschu-Tungusischen erklären.

Ein anderer Fall der Mischung von Sprachen des nördlichen Primärsprachenkreises sind die europäischen Sprachen der indogermanischen Sprachfamilie, die ja doch aus einer Mischung mit den dort vorher ansässigen japhetitischen und vielleicht noch anderen Sprachen hervorgegangen und besonders für die Gestaltung der germanischen Sprachen von so starker Bedeutung geworden sind. Unsere noch nicht genügende Kenntnis des eigentlichen Charakters der japhetitischen Sprachen hindert uns einstweilen noch, in dieser Sache klar zu sehen; es ist zu hoffen, daß mit der fortschreitenden Kenntnis der japhetitischen Sprachen diese Dunkelheiten noch verschwinden werden.

Ein dritter Fall dieser Art scheinen die Mischungen der (semito-)hamitischen Sprachen mit afrikanischen Sprachen zu sein. Aber hier ist der Charakter der Mischung schon zwiespältig, je nachdem ob wir es mit unbeeinflußten hamitischen Sprachen zu tun haben, die noch ihre alte Genitivvoranstellung besitzen, oder mit solchen, die unter dem Einfluß der mittleren Primärsprachen Genitivnachstellung angenommen haben. Neue Mischungen mit den ersteren würden sekundäre Sprachen ergeben, solche mit den letzteren würden bereits tertiäre Sprachen zustande kommen lassen. Sprachen der ersteren Art finden sich nur im Osten: das Maba, das Sandawe, das Nama. Sprachen der letzteren Art finden sich ebenfalls im Osten, aber auch in der Mitte und fast im Westen: ein Teil der nilotischen Sprachen, ein Teil der Kanuri-Sprachen und das Haussa.

c) Afrikanische Sekundärsprachen.

Bei der Bildung des Pula, des Serer und der übrigen Bantuiden- und schließlich der Bantu-Sprachen wird der Vorgang noch komplizierter, und das Datum des Entstehens dieser Sprachen muß also für noch später an-

gesetzt werden. Wie wir früher dargelegt haben, sind diese Sprachen aus einer Mischung von südlichen und mittleren Primärsprachen hervorgegangen. Von den ersteren haben insbesondere die Bantu-Sprachen und ein Teil der Bantuiden-Sprachen ihren reinvokalischen Auslaut, von den letzteren ihre Nachstellung des Genitivs. Was nun die Bildung ihres Klassensystems der Substantive betrifft, so hatten wir oben (S. 357) das Gegenüberstellen von Personen und Sachen, das bei diesem System grundlegend ist, erklärt als das primär-südliche (totemistisch-vaterrechtliche) Zurücknehmen der durch die (mutterrechtlichen) mittleren Primärsprachen erfolgten Bildung einer besonderen Femininklasse, die dann in den (nomadistischen) nördlichen Primärsprachen zur weiteren Entwicklung, nämlich zur Ausbildung des grammatischen Geschlechts, gelangt sei. Das Heranziehen der primär-nördlichen, hier der hamitischen Sprachen, hatten wir bei den Bantu- und Bantuiden-Sprachen deshalb notwendig, weil in den eigentlich mittleren Primärsprachen Afrikas, die wir als jüngere betrachten, die Einteilung in Männlich und Weiblich nicht vorkommt, sondern eben nur in den hamitischen Sprachen.

Wenn aber für diese letzteren wirklich die Möglichkeit der Heranziehung bestehen soll, so muß dafür jene frühe Zeit gewählt werden, wo auch in den hamitischen Sprachen die Bildung des eigentlichen grammatischen Geschlechts noch nicht abgeschlossen war, sondern höchstens in den ersten Anfängen stand. Denn wenn das letztere nicht der Fall war, so wären ja in der Femininklasse nicht nur die weiblichen Menschenwesen, sondern auch die weiblichen Tiere und eine Menge als weiblich betrachteter Sachnamen vorhanden gewesen, und eine Zurücknahme der Femininklasse, insofern als die Sonderstellung speziell der Frau dadurch zum Ausdruck gebracht werden sollte, wäre gar nicht mehr möglich gewesen. Es ist deshalb auch gut, darauf hinzuweisen, daß die Einteilung in Männlich und Weiblich in der dritten Person des Personalpronomens, also doch wohl nur für Personen, in einer Kanuri-Sprache, im Bongo auftritt, dazu auch noch in einer anderen Kanuri-Sprache, dem Muzuk, wo aber auch die Substantive (im Singular) diese Einteilung aufweisen; ob im Sinne des grammatischen Geschlechts, kann ich zurzeit nicht feststellen.

d) Ozeanische und amerikanische Sekundärsprachen.

Es ist von Interesse, auch noch einen Blick zu werfen auf die Bildung der polynesischen Sprachen. Da diese entstanden sind durch die Einwirkung eines südlichen Primärelements auf melanesische Sprachen, die ihrerseits schon eine Mischung mittlerer Primärsprachen mit Ursprachen darstellen, so haben wir es auch hier mit tertiären Sprachen zu tun. Von dem südlichen Primärelement besitzen die polynesischen Sprachen den reinvokalischen Auslaut und die Genitivvoranstellung, die bei ihnen vorkommt neben der Genitivnachstellung, die natürlich auf den mittleren Primärkomponenten zurückgeht. Ebenfalls auf diesen oder auf Ursprachen geht der Inklusiv-Exklusiv, sicher auf letztere die Bildung des Dual-Trial zurück. Ich hege die Vermutung, daß, da der letzte Anstoß zur Bildung der polynesischen Sprachen in der Gegend der Kleinen Molukken zu liegen scheint, dieser nicht nur von dort ansässigen südlichen primären Papua-Sprachen ausging, sondern daß auch eine von Südindien ausgehende Dravida-Einwanderung dabei beteiligt war. In diesem Falle wäre zu erwägen, ob diese letzteren auch schon arische Bestandteile in sich aufgenommen hätten. Die Möglichkeit ist nicht von vornherein abzuweisen, die Tatsächlichkeit aber noch nicht bewiesen.

Es wäre ferner von Interesse, die Bildungskomponenten der Arawaken- und Kariben-Sprachen in Südamerika kennen zu lernen, unter denen sicherlich ebenfalls Primärsprachen vertreten sind, bei Vorwiegen allerdings von mittleren Primärelementen. Man kann vermuten, daß die Mischung sich vollzogen hat irgendwo in Mittelamerika, aber die Vorgeschichte auch der dortigen Sprachen ist noch so wenig durchforscht, daß es noch nicht möglich ist, Positives darüber mit Sicherheit aufzustellen.

Ein gemeinsames Kennzeichen dieser mittel- und südamerikanischen Sprachen ist der reinvokalische Auslaut, der in Widerspruch zu stehen schiene mit dem Vorkommen des mittleren Primärfaktors bei ihrer Bildung. Aber abgesehen davon, daß dieses Vorkommen das innere und genügende Dabeisein des südlichen Primärelementes nicht ausschließt, scheint mir hier Veranlassung gegeben, auf

einen anderen Faktor hinzuweisen, der hier und anderswo bei einem sonst nicht ganz befriedigend zu erklärendem Vorkommen des reinvokalischen Auslautes mitbeteiligt sein könnte.

Wir haben oben (S. 310) dargelegt, daß der reinvokalische Auslaut im großen sich nur auf der südlichen Hälfte der Erde findet. Bei dem schwierigen mehrkonsonantischen Auslaut hatten wir umgekehrt auf dessen hauptsächliches und ursprüngliches Vorkommen auf der nördlichen Hälfte hingewiesen und ihn entstehen lassen aus den dortigen klimatisch-geographischen Verhältnissen. Wir müßten wohl die Folgerichtigkeit üben, Analoges auch für den reinvokalischen Auslaut anzunehmen, d. h. daß, so wie der (mehr)konsonantische Auslaut das Geschlossenhalten des Mundes als Schutz gegen Kälte und Sturm bedeutet, so auch der reinvokalische Auslaut nichts anderes ist als das Offenhalten des Mundes und das freie Ausströmenlassen der Luft und des Tones, die im warmen Klima sicher leichter verständlich sind als im kalten.

B. Die Sprachenkreise verglichen mit den Kulturkreisen.

Wir haben in dem vorhergehenden Abschnitt uns redlich bemüht, zunächst die Sprachenkreise in sich selbst zu betrachten und sie auf Grund rein lingustischer Tatsachen sicherzustellen. Es war eine berechtigte methodologische Forderung, das so zu tun, und ihre Beobachtung hat deshalb auch ihren nicht unbedeutenden Nutzen.

Ich muß aber auch gestehen, daß die genaue Beobachtung dieser Vorschrift mir oft schwer genug gefallen ist. Denn diese genaue Beobachtung, diese peinliche Beschränkung auf das rein Linguistische mußte zur Quälerei überall dort werden, wo man wußte oder fühlte, daß mit dem rein Linguistischen das Auslangen nicht zu finden war, daß insbesondere die eigentlichen tieferen Gründe des Linguistischen im Außerlinguistischen, insbesondere im Soziologischen und Ethnologischen, also in den Kulturkreisen lägen.

Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß, wenn wir jetzt darangehen, die Sprachenkreise mit den Kulturkreisen in Verbindung zu bringen, es sich herausstellen wird, nicht nur, daß die neugewonnenen sprachlichen Ergebnisse eine ganz bedeutende Stärkung, teilweise allerdings auch Berichtigung der Kulturkreise bedeuten, sondern auch ein neues Licht der Bestätigung, Ergänzung und Berichtigung auf die Sprachenkreise selbst fallen wird.

1. Die Ursprachenkreise, verglichen mit den Urkulturkreisen.

Es brauchen nicht viele Worte mehr gemacht zu werden über das nahezu vollkommene Zusammenfallen der äußeren Verbreitung der Ursprachen mit der der Urkulturen und über die wertvolle und von da an unwiderlegliche Bestätigung, die sich daraus für beide ergibt.

Auch die Untereinteilung der Ursprachen ergibt im Großen und Ganzen in Zahl und Art der Sprachenkreise ihre Übereinstimmung mit den Kulturkreisen nach Aufstellung auch des arktischen Kulturkreises durch Graebner. Denn der um die Andamanesische und gleichartige Sprachen sich legende Sprachenkreis, der sich nach äußerer Lage und innerer Beschaffenheit wohl als der älteste erweisen wird, entspricht dem exogam-monogamistischen oder Pygmäen-Kulturkreis; wobei allerdings vor Augen zu halten ist, daß die linguistische Basis dieses Sprachenkreises eine schmalere und schwächere ist als die ethnologische Basis jenes Kulturkreises, da die eigentlichen und eigenen Sprachen der Pygmäen uns viel weniger bekannt sind als ihre übrige Kultur, was besonders für Afrika zutrifft. Die besonders um die paläoasiatischen und alt-uralischen Sprachen sich sammelnden Sprachen kommen aus dem arktischen Kulturkreis und lassen auch das gleiche weite Vordringen in Amerika hinein erkennen. Die südostaustralischen Sprachen fallen mit dem alt-australischen Kulturkreis und dessen Verwandten zusammen. Das eigentümliche Ineinanderübergehen der drei Kulturkreise in Südamerika spiegelt sich auch in den Verhältnissen der dortigen Sprachenkreise wider.

Auch das innere Verwurzeltsein der Ursprachen mit den kulturellen Verhältnissen der ältesten Kulturkreise offenbart sich deutlich an mehreren Stellen.

Das Fehlen der anormalen Vokale, die Undifferenziertheit der Konsonanten in bezug auf Tönen oder Tonlosigkeit, auf Verschluß oder Reibung stimmt ganz zu der primitiven Unberührtheit auch der physischen Werkzeuge dieser Sprachen und Kulturen.

Auch das Voranstellen des Genitivs, das nichts anderes ist als die spontan-natürliche Ausdrucksweise der sich aufdrängenden Neuheit der *differentia specifica* gegenüber dem schon bekannten Alten des *genus*-Gedankens entspricht gut der noch kindlich-naiven, reflexionslosen Denkweise der ältesten Menschen.

Die starke Ausbildung des Numerus am Personalpronomen und Nomen erscheint auf den ersten Blick als etwas Erstaunliches; aber sie gliedert sich ebenfalls dem primitiven Stand der kulturellen Entwicklung vollkommen ein, wenn man sie in Beziehung setzt mit dem geringen Entwicklungszustand des Zahlensystems, dem tastenden systemlosen Zählen oder dem Paarsystem (s. oben S. 363). Dieses Paarsystem selbst geht zurück auf die paarigen Körperteile, wohl aber nicht minder auf die soziologische Tatsache der monogamen Ehe mit dem in beiden Komponenten sozial gleichberechtigten Ehepaar, das in diesen Urkulturen in solch weiter Ausdehnung anzutreffen ist.

Aus einer anderen soziologischen Tatsache, der lokalen Exogamie bei der Heirat, die in diesen Urkulturen herrscht, kann die Bildung des Inklusiv-Exklusiv bei der ersten Person Plural (Dual, Trial) des Personalpronomens hervorgegangen sein.

Das Fehlen der Unterscheidung von Belebt-Unbelebt in dem Kern und dem Großteil dieser Sprachen beweist wenigstens, daß eine Gleichheit des Menschen mit dem Tiere und das Unterschiedensein des letzteren von den übrigen Dingen jedenfalls nicht in so intensiver Weise in Geltung stand, daß es in dieser noch so stark sprachplastischen Zeit zur Bildung einer solchen Unterscheidung in eigenen Sprachformen geführt hätte.

Das Fehlen der Unterscheidung von Männlich und Weiblich zeigt an, daß auch der Unterschied der beiden

Geschlechter damals in keiner Weise so empfunden wurde, daß eigene Sprachformen zum Ausdruck derselben gebildet worden wären.

Zwei wichtige Berichtigungen der bisherigen Kulturkreislehre ergeben sich aus den sprachlichen Tatsachen:

1. Die Aufstellung der Bumerangkultur als eines eigenen Kulturkreises wird von den sprachlichen Tatsachen nicht bloß in keiner Weise gestützt, sondern sie stehen in direktem Gegensatz dazu, sie lassen nur eine an den verschiedenen Stellen äußerst variable Mischung bei dem Kontakt der Ursprachen mit den mutterrechtlichen Sprachen erkennen.

2. Das Tasmanische kann wegen seines reichlichen Besitzes beider anormaler Vokale *ü*, *ö*, wegen seines reinvokalischen Auslautes und wegen seiner nur gebrochenen Genitivvoranstellung nicht mehr als volle Ursprache betrachtet werden. Die Erklärung, wie solche Elemente in eine so weit im äußersten Südosten hinter Australien gelegene Inselsprache gekommen sein mögen, macht allerdings zurzeit noch ziemlich große Schwierigkeiten, aber keine größeren als die Erklärung der vollen Kraushaarigkeit und sonstiger mehr auf die Papua hinweisenden somatischen Eigentümlichkeiten bei der Rasse dieser Insel gegenüber der Wellhaarigkeit sämtlicher Australier. Es ist möglich, daß, wenn eine tiefere Analyse der melanesischen und polynesischen Sprachen uns den voraustronesischen Untergrund der Sprachen von Neukaledonien und Neuseeland hat erkennen lassen, von da aus auch Licht auf unser Problem fallen wird.

2. Die primären Sprachenkreise verglichen mit den primären Kulturkreisen.

a) Die Grundlage der primären Sprachenkreise und Kulturkreise.

Ich kenne auf sprachlichem Gebiete bis jetzt keine Tatsachenreihe von gleicher Deutlichkeit und durchgängiger Bedeutung, wie sie der Übergang von der Sammelstufe zur Zuchtstufe in der Wirtschaft und ihre daraus entspringenden Folgen für die ganze Kultur darstellt. Ich

bekenne deshalb, daß ich die Gruppe der primären Sprachenkreise eigentlich nur in Analogie zu den primären Kulturkreisen aufgestellt habe, und daß diese Aufstellung eine rein linguistische Grundlage nicht in der gleichen Weise besitzt, wie die Aufstellung der Gruppe der primären Kulturkreise ihre ethnologische Grundlage hat.

Zwei Dinge aber gibt es, die doch einigermaßen eine Analogie bilden können, die an Bedeutung wie auch an Deutlichkeit mit der ethnologischen Grundlage wetteifern kann, aber der gleichen Durchgängigkeit ermangelt.

Auf den ersten Blick erschiene auch das letztere nicht zu fehlen, wenn man das erstere dieser beiden Dinge ins Auge faßt, das Eintreten der verschiedenen Einteilungsarten der Nomina. Hier offenbart sich auf sprachlichem Gebiete ein analoges, gleichsam bewußtes Indiehandnehmen der Sprachbildung, ein gewolltes Eingreifen in den bisherigen ruhigen Wachstumsablauf. Aber wir haben gesehen, daß zwei von den drei Einteilungsarten, die in Belebtes und Unbelebtes, wie auch die in Männlich und Weiblich, nur auf einen Sprachenkreis, den mittleren primären, zurückgehen, und daß die dritte, die in Personen und Sachen, nur eine sekundäre Umänderung der zweiten Einteilungsart ist, die ebenfalls nur in einem Sprachenkreis, dem südlichen primären, sich vollzieht. Aber es muß doch hervorgehoben werden, daß die Einteilung in Männlich und Weiblich sehr bald auch von einem großen Teil des nördlichen Primärsprachenkreises übernommen wurde. Da nun erst der dritte, der südliche Primärsprachenkreis bei wichtigen Sprachen seines Gebietes die Einteilung in Personen und Sachen ausführte, so hätten wir hier eine Umwandlung in Sprachen, die zwar nur von einem Sprachenkreise ausging, die aber bald auch auf die beiden andern übergriff und damit sozusagen auf der ganzen Linie der Sprachentwicklung ein neues Gesicht gab.

Ähnlich liegt die Sache bei dem zweiten dieser beiden Dinge, das innerlich eine noch tiefer gehende Umwandlung, fast eine Umwälzung, eine „Revolution", in der Sprachentwicklung mit sich brachte. Das ist die Veränderung der Genitivstellung, die statt der bisherigen affektvollen, spontanen, natürlichen Genitivvoranstellung die ruhigere rationell-bewußte Genitivnachstellung zur Geltung

brachte. Welche Bedeutung das in der ganzen äußeren Sprachform wie auch in der inneren Geistesdisposition im Unterschied von Begriff und Urteil, von Wort und Satz mit brachte, ist schon an verschiedenen Stellen auseinandergesetzt worden, so daß ich hier nicht darauf zurückzukommen brauche.

Aber auch diese Umwälzung ist von einem einzelnen Sprachenkreise, ebenfalls dem mittleren primären ausgegangen.

Wiederum aber ist auch sie bald von einem anderen, dem nördlichen primären, und diesmal in noch größerem Umfange, übernommen worden.

b) Der südliche Primärsprachenkreis und der totemistische Kulturkreis.

Die Sprachen des südlichen Primärsprachenkreises sind von dieser zweiten Umwälzung am wenigsten und am spätesten erfaßt worden und sind darum in dieser Hinsicht den Ursprachen ähnlich geblieben. Das entspricht aber auch den ethnologischen Verhältnissen; denn auch dort ist ja der totemistische Kulturkreis nicht zur Tierzucht, zur selbständigen Indiehandnahme und Regelung der Tierproduktion, übergegangen, sondern hat nur durch vervollkommnete Jagdmittel und Jagdgeräte die Jagd der Urkulturen auf eine höhere Stufe gehoben.

Was wir sonst von den Besonderheiten des mittleren Primärsprachenkreises antreffen, läßt ihn durchaus übereinstimmen mit den ethnologischen Besonderheiten des totemistischen Kulturkreises.

Sein reinvokalischer Auslaut (und Inlaut) offenbart den Sinn für die Schönheit des vollen ungehinderten Vokalausklingens und der glatten Leichtigkeit der Form, wie er auch in dem Sinn für schöne Körperform und der Entwicklung der Skulptur und des Körperschmuckes des ethnologischen Kulturkreises sich zeigt.

Die Ausbildung des Quinarvigesimalsystems mit einem so weitgehenden Haften an der Körperform zeigt ähnliche Zusammenhänge.

Die Umbiegung der Einteilung von Männlich-Weiblich in diejenige von Personen-Sachen, wie sie bei mehreren

Sprachen dieses Sprachenkreises sich zeigt, läßt jenes Zurückdrängen der Frau erkennen, das der totemistischen Gesellschaftsordnung eigen ist.

Zu verwundern scheint es, daß die so intensive Kategorisierung der Dinge, wie sie der Totemismus selbst durchführt, nicht auch in einer entsprechenden Einteilung der Nomina zum Ausdruck gelangt ist. Aber es muß wohl sein, daß die große Variabilität dieser totemistischen Systeme und die jedesmal nur kleinen, fest lokalisierten Stämme, welche die Träger derselben waren — in diesem Kulturkreis herrscht ja auch die stärkste sprachliche Zersplitterung —, nicht jene breite Basis boten, wie sie zur Erzeugung sprachlicher Formen doch unerläßlich scheint.

c) Der weibliche und der männliche Teil der Grundlage der primären Sprachenkreise.

Wenn auch die beiden Dinge, die in den primären Sprachenkreisen die Sprachen so tiefgehend veränderten, beide letzten Endes aus dem Einen mittleren primären (mutterrechtlichen) Sprachenkreise herstammen, so gehen beide doch nicht durchaus auf denselben Faktor zurück, sondern offenbaren da einen bedeutungsvollen Unterschied.

Die Schaffung der Einteilung in Männlich-Weiblich geht zweifellos auf die Tatsache der größeren wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung zurück, welche der F r a u als erster Pflanzenzüchterin und erster individueller Bodeneigentümerin zufiel, sie bedeutet eine Art „Emanzipation vom Manne". So erklärt es sich auch, weshalb diese Einteilung von den andern Kulturkreisen in dieser Form nicht übernommen wurde. Im totemistischen Kulturkreise wurde sie, wie wir gesehen, in die Einteilung Person-Sache zurückgebogen, d. h. die Femininbezeichnung wieder verschwinden gelassen. Im viehzüchterisch-nomadistischen Kulturkreis wurde sie erst übernommen, als das natürliche Geschlecht zum grammatischen fortgebildet und erweitert und damit in seiner sozialen Bedeutung abgeschwächt wurde; bei den semito-hamitischen Sprachen wurde diese soziale Bedeutung durch das Zusammenfallenlassen von Weiblich und Sächlich völlig entwertet.

Noch auf eine andere Umwandlung müssen wir hin-

weisen. Es war früher schon dargelegt worden (s. oben S. 341 f., 513 f.), daß auch die Einteilung in Belebt-Unbelebt in den mutterrechtlichen Kulturkreis hineinzugehören scheint, daß sie aber fast ganz im Norden, die in Männlich-Weiblich im Süden verbreitet sei, und darin die letztere als die ältere sich erweise. Es gilt, noch einen ander Unterschied ins Licht zu stellen. Wenn die Unterscheidung in Männlich-Weiblich auf die Tatsache zurückgeht, daß die Frau die erste Pflanzenzüchterin und Individualbodeneigentümerin war, so stimmt es damit überein, daß die Völker, die diese Einteilung haben und im Süden leben, auch wirklich (Primitiv-)Ackerbau, d. h. Hackbau treiben — außer wenn besondere klimatisch-geographische Verhältnisse die Einführung des primitiven Ackerbaus verhinderten, wie in Australien — und somit den Ursprungsgrund dieser Einteilung immer lebendig vor Augen erhalten. Diejenigen Völker aber, welche die Einteilung Belebt-Leblos in ihren Sprachen haben und im Norden leben, sind dort zumeist keine Ackerbauer, sondern Jäger und Fischer, d. h. die klimatisch-geographischen Verhältnisse ließen es dort nicht zum Ackerbau kommen. Damit begann die Einteilung in Männlich-Weiblich in der Luft zu schweben. Nachdem aber einmal der Sinn für Einteilung geweckt war, bemächtigte sich der dort in Geltung gebliebene wirtschaftlich-soziale Zustand, das Jäger- und Fischertum, derselben und bildete sie nach seinem Denken und Fühlen um. Und weil nun gerade in diesen nördlichen Gegenden die Anerkennung von wichtigen Schutztieren für jedes Tiergeschlecht, das man jagt und fischt, und die man in menschlicher Weise zu gewinnen und zu versöhnen trachtete, sich entwickelt hatte, so bildete sich hier die Einteilung Belebt-Unbelebt, wo nur das Tier in die Kategorie des Belebten aufgenommen wurde und dadurch in dieselbe Kategorie mit den Menschen geriet, ganz der geistigen und physischen Symbiose entsprechend, in der diese Jäger und Fischer mit dem Tiere stehen. Es erklärt sich so auch, daß diese Einteilung noch in den ältesten Sprachen der nomadistischen Viehzüchter Aufnahme finden konnte, aber auch wohl, daß sie dort später fallen gelassen und wiederum durch die Einteilung in Männlich-Weiblich ersetzt wurde, als die fortschreitende Viehzucht mit ihrer planmäßigen Koppelung der männ-

lichen und weiblichen Tiere die Bedeutung des Geschlechtsunterschiedes immer mehr wichtig werden ließ.

Haben wir es also bei der ersten Errichtung des Unterschiedes von Männlich-Weiblich sicherlich mit einem weiblichen Faktor zu tun, dessen Schöpfung anderswo vielfach von männlichen Faktoren wieder umkorrigiert wurde (S. 533 f.), so ist der zweite Faktor, derjenige, der die Umwandlung des Genitivs bewirkte, entschieden männlich, sowohl seiner inneren Natur als seinem tatsächlichen Ursprung nach. Den letzteren haben wir oben (S. 465 f.) schon zur Genüge dargetan: es war das männliche Element, das in diesem Kulturkreis „mobil" gemacht, vom Boden losgelöst und wirtschaftlich wie sozial und kulturell auf das Wandern und damit auf das Zusammenstoßen mit fremden Sprachen hingedrängt wurde, aus welch letzterem wir die Umwandlung der Genitivstellung hervorgehen ließen. Im starken Gegensatz dazu begann hier die Frau als Individual-Bodeneigentümerin im eigentlichen Sinn des Wortes an die Scholle gefesselt zu werden, während sie in der Urkultur, da sie aus ihrem eigenen Heimatort weg in den des Mannes heiratete, eher das bewegliche Element gewesen war.

Aber auch, daß diese Umwandlung und die neue Genitivnachstellung auch innerlich mehr dem männlichen Wesen entspreche, hatte ich dort schon ausgeführt, weshalb hier nur kurz daran erinnert sei. Die ältere Genitivvoranstellung bringt die mehr affektive spontan-natürliche Denkweise zum Ausdruck, die das Neue, die *differentia specifica* — das ist der Genitiv ja — zuerst nennt und also voranstellt; das ist die Denkweise des Kindes und bis zu einem hohen Grade die der Frau. In der mutterrechtlichen Kultur, wo der Mann in den Ort der bodenbesitzenden Frau heiratete oder doch lange Zeit zur Gewinnung der Frau bei ihren Schwiegereltern arbeiten mußte, sah er, der Mann, sich in die Lage versetzt, fremde Sprachen zu lernen. Er begann das auf rationale analytische Weise, und diese Denkweise formt auch gerade den Genitiv um: nach logischem Denken ist das Genus zuerst da und wird deshalb zuerst genannt, vorangestellt; die *differentia specifica* kommt später, also wird sie auch erst an zweiter Stelle genannt, nachgesetzt.

Daß in dieser Analyse und Neuordnung auch eine gewisse männliche Energie sich offenbart, wird nicht gut geleugnet werden können. Sie offenbart sich in dem gleichen Kulturkreise nur zu schauerlich in den blutigen Menschenopfern, dem Kannibalismus, den Kopfjagden, den Marterpfählen, an denen allerdings auch die hier „zu Hyänen gewordenen Weiber" ihren guten Anteil haben. Anderseits wird dieses stärker auch in der äußeren Form sich offenbarende logische Denken auch für die gesamte Kultur nicht ohne Bedeutung geblieben sein. Es ist doch wohl nicht allein auf die wirtschaftlichen Vorsprünge zurückzuführen, wenn die ältesten Hochkulturen in Elam, Sumer, Babylon, Ägypten, Nordostindien, Südchina, die voraztekischen Kulturen in Mexiko und Mittelamerika so stark mutterrechtliche Grundlagen zeigen.

d) Der mittlere Primärsprachenkreis und der mutterrechtliche Kulturkreis.

Sehen wir uns auch noch kurz nach den andern Besonderheiten des mittleren Primärsprachenkreises um, und sehen wir zu, ob und wie sie zu dem entsprechenden Kulturkreis passen.

Die Entstehung des Unterschiedes von tönenden und tonlosen und vielleicht auch von Verschluß- und Reibekonsonanten erweitert die Ausdrucksmittel der Sprache in ganz bedeutender Weise. Der einkonsonantische, mit Vokalen gemischte An- und Auslaut des Wortes bringen Anfang und Ende desselben in ein leichtes und harmonisches Verhältnis.

Der Unterschied von Inklusiv-Exklusiv, der in der Urkultur wohl von der Exogamie des Ortes aus entstanden war, wird beibehalten, aber auf die Exogamie der beiden Heiratsklassen übertragen.

Das Aufvorratlegen der zahlreichen Hackbau- und Ackerbauprodukte und der bald einsetzende Handel mit denselben bedingt und fördert ein leichteres und ausgiebigeres Handhaben der Zahlwörter: das Paarsystem geht hier über in das (quinare) Dezimalsystem.

Ebenso führt die Notwendigkeit, die verschiedenen Produkte, besonders beim Handel, auseinander zu halten,

zur Errichtung der Einteilung der Substantive nach ihrer äußeren Form oder ihrem inneren (Geld-)Wert und zur Bildung jener Klassifikationswörter, die besonders bei Anwendung der Zahlwörter gebraucht werden.

e) Der nördliche Primärsprachenkreis und der nomadistisch-viehzüchterische Kulturkreis.

Es erübrigt noch, auch den nomadistisch-großfamilialen Kulturkreis und den ihm entsprechenden Sprachenkreis zu betrachten.

Das männliche Element im mutterrechtlichen Sprachenkreis, die Genitivnachstellung, ist dasjenige, was auch im nomadistischen vaterrechtlich-gerichteten Sprachenkreis am leichtesten und weitesten Aufnahme gefunden hat. Das wurde wohl noch verstärkt, als auch bei diesen Sprachen die Zeit der Wanderung begann. Aber die aristokratische Absonderung, die die Nomadenvölker nach Vollzug ihrer Eroberung jedenfalls für die ersten Zeiten durchgängig übten, verhinderte es, daß sie die Genitivnachstellung überall auch in ihrer vollen Auswirkung angenommen hätten. In weitem Umfang blieb die Genitivvoranstellung beim Nomen erhalten.

Dadurch erhielten diese Sprachen nicht nur so vielfach den Vorteil der äußeren Unterscheidung des Possessivs und des Pronominalsubjekts, des Nomens und des Verbums, des Begriffs und des Urteils, der fast alle Völker der späten und eigentlichen Hochkulturen kennzeichnet, sondern sie behielten auch etwas von jener wärmeren Lebendigkeit des Anschauens und Denkens, wie sie in der Genitivvoranstellung der Urkultur gelegen ist. Diese ist es wohl auch, die es bewirkt, daß in den Wortverbindungen mit Voranstellung des Genitivs das organische Zusammenwachsen beider Teile und das Absterben des nicht betonten Teiles zu rein formaler Bedeutung sich bedeutend leichter vollzieht als in den Sprachen mit Genitivnachstellung, und daß infolgedessen die ersteren Sprachen fast stets lebendiger, reicher, selbst üppiger sich entfalten, und somit vor jener Kühle und Starrheit bewahrt bleiben, welche die Sprache und das Denken der mehr mutterrechtlichen Völker wie der Austroasiaten, Austronesier, Indochinesen, afrika-

nischen Hackbauer und anderer schließlich doch niederzudrücken scheinen.

So wie hier die Sprachen dieses Sprachenkreises ältere Elemente aus dem Ursprachenkreis ebenfalls noch bewahrt haben zu dem Neuen hinzu, das sie sich gestalteten oder von auswärts übernahmen, wodurch sie vor Einseitigkeit bewahrt blieben und zu reicherer harmonischer Ausbildung gelangten, so ist es auch in anderen Punkten gewesen. Im An- und Auslaut des Wortes haben viele Sprachen von ihnen auch den mehrkonsonantischen Auslaut der aktiven Ursprachen beibehalten und dadurch eine größere Mannigfaltigkeit der äußeren Wortform, oft aber auch eine größere Schwierigkeit des Aussprechens herbeigeführt, die eine um so größere Energie der Sprachwerkzeuge erfordert. Auch den Dual bei Pronomen und Nomen haben die meisten aus der Urzeit weitergeführt, ihn aber zweckmäßig beschränkt auf die auch in der Natur vorkommenden paarweisen Gegenstände, besonders paarige Körperteile. Wie sie die Einteilung in Männlich-Weiblich übernommen und zum grammatischen Genus weitergebildet haben, ist oben (S. 350 f., 355 f.) bereits auseinandergesetzt worden.

An eigenen Neuerwerbungen sind besonders drei zu verzeichnen, eine inhaltliche und zwei formale.

Die inhaltliche besteht in der höchsten Entwicklung des Zahlsystems, die sie im reinen Dezimalsystem, auch in dem häufigern und geläufigern Gebrauch selbst der höheren Zahlen erreicht haben. Wie eng das zusammenhängt mit dem umfassenden Herdenbesitze dieser Menschen und der kapitalisierenden Stabilität derselben, die Gelegenheit zu umfassenden Thesaurierungen gibt, ist ebenfalls oben (S. 380) schon dargelegt worden.

Die beiden formalen Elemente bestehen in der Bereicherung der physischen Ausdrucksmittel der Sprache, der Konsonanten und der Vokale.

Bei den Konsonanten zeigen die uralaltaischen und die indoeuropäischen besonders eine starke Ausbildung der Aspiraten, die semito-hamitischen die Hervorbringung der sogenannten Emphatica.

Bei den Vokalen ist nicht nur die äußere Bereicherung bemerkenswert, die die uralaltaischen und die indoeuropäischen Sprachen durch Entwicklung der anormalen Vokale

ü, *ö* erzielt haben. Es ist vielmehr etwas besonders Feines und Tiefes, daß in diesem Sprachenkreise gerade die Vokale, dieses leichtere und flüchtigere Element der Sprache, die also besonders gut zum Ausdruck der formalen Beziehungen geeignet sind, auch in steigendem Maße dazu herangezogen werden können. So in der Vokalharmonie der uralaltaischen Sprachen, die auf so „geistige" Weise den inneren Zusammenhang der sonst so locker verbundenen Affixe mit dem Stamm zur Einheit des Wortes bewirkt. Bei den indoeuropäischen Sprachen tritt in dem Ab- und Umlaut der Vokale das vokalische Element in die Funktion bestimmter grammatischer Formen ein. In den semito-hamitischen Sprachen ist diese grammatische Funktion der Vokale noch ausgedehnter und nimmt auch teil an der Wortbildung.

Anhang.

Da der Druck dieses Werkes, vorzüglich auch wegen der Herstellung der zahlreichen Karten, sich länger hinzog, so sind unterdessen bereits wieder eine Anzahl neuer sprachwissenschaftlicher Arbeiten erschienen. Ich stelle sie hier kurz als Nachtrag zusammen, indem ich auf die Seiten meines Werkes verweise, wo sie eingefügt werden sollten.

S. 33. Sprachpsychologie. — J. van Ginneken, De Oerzaken der Taalveranderingen (Mededeel. Kon. Akad. Wetensch., Afd. Letterk., Deel 59, Serie A. N. 2, Amsterdam 1925.

S. 41. Indoeuropäische Sprachen. — A. Meillet et J. Vandryves, Traité de grammaire comparée des langues classiques, Paris 1925; A. Carnoy, Grammaire élémentaire de la langue sanscrite comparée avec celle des langues indo-européennes, Paris 1925.

S. 48. Uralische Sprachen. — K. Donner, Über die anlautenden labialen Spiranten und Verschlußlaute im Samojedischen und Uralischen (Mém. de la Soc. Finno-Ougr. 1920, XLIX); A. Kaunisto, Die tatarischen Lehnwörter im Wogulischen (FUF XVII, 1925, S. 1—264); A. Klemm, Zur Geschichte der sogenannten Tempora in den finn.-ugr. Sprachen (FUF XVII, 1925, S. 265—279).

S. 51. Altaische Sprachen. — J. Deny, Grammaire de la langue turque, Paris 1921.

S. 58. Semitische Sprachen. — V. Christian, Die Entstehung der semitischen Kasusendungen (Zeitschr. f. Semitistik und verwandte Sprachen I, 1922, S. 17—26); M. Féghali et A. Cuny, Du genre grammatical en Sémitique, Paris 1924; A. Drexel, Der semitische Triliterismus und die afrikanische Sprachforschung (WZKM XXXI, 1924, S. 219—236, 249—277, XXXII, 1925, S. 1—30).

S. 70. Kaukasische Sprachen. — Th. Kluge, Die Klassenelemente in den kaukasischen Sprachen (WZKM XXXII, 1925, S. 60—78). Seit 1925 erscheint unter Leitung von A. Dirr eine eigene Zeitschrift für Kaukasologie unter dem Titel „Caucasica" (Leipzig, Verlag der Asia).

S. 74. Hethitisch. — J. Friedrich, Die bisherigen Ergebnisse der hethitischen Sprachforschung (Festschrift für W. Streitberg, Heidelberg 1924).

S. 76. Baskisch. — H. Schuchardt, Das Baskische und die Sprachwissenschaft (SBAWW, Phil.-hist. Klasse, Bd. CII, Abh. 4, 1925); A. Trombetti, Le Origini della lingua Basca (Ac. Scienze, Bologna 1925).

S. 84. Khoiń-Sprachen. — W. H. I. Bleek and L. C. Lloyd, The Mantis and his Friends (Buschmanntexte), London-Oxford 1923; D. F. Bleek, Note on Bushman Orthography (Bantu Studies II, 1924, S. 371—374).

S. 88 ff. Bantu-Sprachen. — W. Bourquin, Neue Ur-Bantu-Wortstämme nebst einem Beitrag zur Erforschung der Bantuwurzeln (Beiheft zu ZESp V, Berlin-Hamburg 1923), dazu A. Drexel (Bibliotheca Africana I, S. 63 ff.); M. Heepe, Über Palatalisationserscheinungen und andere *i*-Wirkungen in den Bantu-Sprachen (Islamica I, 1925, S. 227—262); W. Eiselen, Die Veränderungen der Konsonanten durch ein vorhergehendes *i* in den Bantu-Sprachen (ZESp XIV, 1924, S. 81—153).

S. 90. Tonelemente in Bantu-Sprachen. — K. E. Laman, The Musical Accent or Intonation in the Kongo Language, Stockholm 1921 (?), vgl. N. W. Thomas (Man XXII, 1922, S. 176); D. M. Beach, The Science of Tonetics and its Application to Bantu Languages (Bantu Studies II, 1924, S. 75—106).

S. 104. Sudan-Sprachen. — A. Drexel, Parallèles Soudanais (Bibliotheca Africana I, 1924, S. 56—61).

S. 108. Nilotische Sprachen. — J. Lehr, Die sprachliche Stellung des Schilluk (Bibliotheca Africana I, 1924, S. 19—30).

S. 113. Bantuide-Sprachen. — A. Klingenhuber, Die Permutation des Biafada und des Ful (ZESp XX,

1924/25, S. 180—213, 266—273); D. Westermann, Zur Stellung der Gola-Sprache (OLZ XXVIII, 1925, S. 62 bis 65); D. Westermann, Das Tschi und Guang, ihre Stellung innerhalb der Ewe-Tschi-Gruppe (MSOSp XXVIII, Africa 1925); N. W. Thomas, On the Position of the Dependent Genitiv (Bibliotheca Africana I, 1925, S. 89 bis 98).

S. 119. Ainu. — A. Drexel, Die Aino, ein paläoasiatischer Volksrest (Origines I, Innsbruck 1924).

S. 121. Dravida-Sprachen. — J. Mayr, Dravidische Nominalsuffixe und ihre afrikanischen Parallelen (Bibliotheca Africana I, 1924, S. 44—56).

S. 139. Austroasiatische Sprachen. — P. O. Bodding, Materials for a Santali Grammar, I, Mostly Phonetics, Dumka (India) 1922.

S. 142. Polynesische Sprachen. — H. Jensen, Studien zur Morphologie der polynesischen Sprachen, Kiel 1923.

S. 144. Philippinen-Sprachen. — Fr. R. Blake, A Grammar of the Tagalog Language (American Oriental Studies I, New Haven, Conn. 1925).

S. 152. Papua-Sprachen. — O. Dempwolff, Zur Entstehung sekundärer Tonhöhen in einer Südseesprache (Kai, Kate) (Vox 1922, S. 57); P. Wirz, Wörterverzeichnis und Grammatik der Sprache von Zentral-Neuguinea (Nova Guinea vol. XVI, Leiden 1924, S. 128 bis 147).

S. 168. Algonkin-Sprachen. — L. Bloomfield, On the Sound System of Central Algonquian (Language I, 1925, S. 130—156); G. A. Reichard, Wiyot Grammar and Texts (UCPAE XXII, 1925, S. 1—215).

S. 170. Dene-Sprachen. — E. Sapir, Pitch accent in Sarcee, an Athapascan Language (JASP XVII, 1925, S. 185—205).

S. 192 ff. Sprachen von Mittelamerika. — J. de Angulo, The Linguistic Tangle of Oaxaca (Language I, 1925, S. 96—102).

S. 198. Chontal. — I. de Angulo and L. S. Freeland, The Chontal Language (Anthropos XX, 1925, S. 1032 bis 1052).

S. 201 f. Zapoteco. — P. Radin, The Distribution and Phonetics of the Zapotecan Dialects (JASP, N. S. XVII, 1925, S. 25—76).

S. 214. Quechua. — O. Cordero Palacios, El Quechua y el Cañari, Cuenca del Ecuador 1924; J. G. Corio, Fonetismo de la lengua Quechua, Cuzco 1924.

S. 220. Maku(-Puinave). — P. Rivet, P. Kok, C. Tastevin, Nouvelle Contribution à l'étude de la langue Maku(-Puinave) (IRAL III, 1925, S. 133—192).

S. 253. Kariben-Sprachen. — W. Ahlbrink und M. A. Vinken, Zur Lautlehre des Karibischen (Anthropos XVIII—XIX, 1923/24, S. 840—950); J. W. Williams, Grammar and Dictionary of the Macuši-Language (Bibliotheca Linguistica Anthropos, Wien 1926).

Zusammenhang amerikanischer Sprachen mit Südsee-Sprachen. — P. Rivet, Les Mélano-Polynésiens et les Australiens en Amérique (Comptes-Rendus des séances de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres 1924, S. 335—341; Anthropos XX, 1925, S. 51—54); Id., Les Australiens en Amérique (Bull. Soc. de Linguistique XXVI, 1925, S. 2—13); Id., Les Origines de l'Homme Américain (L'Anthropologie XXXV, 1925, S. 293—319).

---

1. Sach-Index.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

2. Autoren-Index.

H.

I. J.

K.

R.

S.

3. Index der Sprachen und Stämme.

B.

C (vgl. auch unter **K**).

D.

E.

H.

I.

J.

K.

L.

N.

O.

Q.

R.

S.

U.

X.

Y (vgl. auch J).

Z.

Druckfehlerverzeichnis.

S. 71 statt Tabanaranisch lies Tabassaranisch.
S. 305 Z. 21 von unten statt Uparai lies Upurui.
S. 306 Z. 9 von unten statt Pane lies Passe.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.

